47

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXVII.

(April — Mai — Juni 1896.)

38150
19/1 09

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Georg & Co. Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's kgl. ung. Univ.-Buchhandl. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univ.-Buchhandlung. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan). Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandl. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barthaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tamunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Universitäts-Buchhandl. Wilhelm Frick, Hofbuchhandl. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Albert Müller (Nachf. von Orell Füßli & Co. Sortiment).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 87

Inhalts-Verzeichniß

zum

Siebenundachtzigsten Bande (April — Juni 1896).

		Seite
I.	Die Flinte von San Marco. Von **L. Forster.** XI./XVI. (Schluß)	1
II.	Bettina's letzter Besuch bei Goethe. Von **Herman Grimm**	35
III.	Die deutsche Frauenbewegung. II. Von **Gustav Cohn.** XI./XVIII.	47
IV.	Neues von unserem Historischen Institut in Rom. Von **Max Lenz**	81
V.	Der Tunnel über der Spree. Aus dem Berliner literarischen Leben der vierziger und fünfziger Jahre. I. Von **Theodor Fontane**	89
VI.	Barras	119
VII.	Prinzessin Meinetwegen. Ein Ostseemärchen von **Hans Hoffmann**	127
VIII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	135
IX.	Politische Rundschau	147
X.	Auf den Pfaden Homer's. Von **A. Milchhoefer**	153
XI.	Literarische Notizen	157
XII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIII.	Einklang. Von **Anselm Heine.** I.	161
XIV.	Die älteste Culturepoche Griechenlands. Von **Georg Busolt**	194
XV.	Der Tunnel über der Spree. Aus dem Berliner literarischen Leben der vierziger und fünfziger Jahre. II. Von **Theodor Fontane**	214
XVI.	Zwei asiatische Staatsmänner. I. Von **M. von Brandt**	230

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XVII. Das zweihundertjährige Bestehen der königlichen Akademie der Künste zu Berlin. Kunsthistorische Betrachtungen von **Herman Grimm** 244
XVIII. Die deutsche Frauenbewegung. III. Von **Gustav Cohn.** XIX./XXII. (Schluß) 264
XIX. Neues von Ada Negri. Von **Paul Heyse** 287
XX. Aus Ada Negri's „Stürme". Deutsch von **Hedwig Jahn** 299
XXI. Karl Immermann. Von **Erich Schmidt** 303
XXII. Politische Rundschau 308
XXIII. Strasburger's Rivierabuch. Von **Wilhelm Bölsche** . . 313
XXIV. Bamberger's Politische Schriften 316
XXV. Literarische Notizen 318
XXVI. Literarische Neuigkeiten 320
XXVII. Einklang. Von **Anselm Heine.** II. (Schluß) 321
XXVIII. Episoden aus dem chinesisch-japanischen Kriege. Von **C. von Hannecken.** III. Das nordchinesische Flottengeschwader und die Schlacht am Yalu 355
XXIX. Die Ungarn und ihre Millenniumsfeier. Von **H. Vambéry** 378
XXX. Der Tunnel über der Spree. Aus dem Berliner literarischen Leben der vierziger und fünfziger Jahre. III. Von **Theodor Fontane** 388
XXXI. Die älteste Culturepoche Griechenlands. Von **Georg Busolt.** VI./IX. 412
XXXII. Luther's erstes Verhör zu Worms. Von **A. Hausrath** 431
XXXIII. Der Kampf um den Einzelnen. Von **Richard M. Meyer** 442
XXXIV. Politische Rundschau 465
XXXV. Rabelais und die groteske Satire. Von **Erich Marcks** 470
XXXVI. Gräfin Elise Bernstorff. Von **Paul Bailleu** 471
XXXVII. Literarische Notizen 476
XXXVIII. Literarische Neuigkeiten 479

472

Die Flinte von San Marco.

Von

L. Forster.

[Nachdruck untersagt.]

(Schluß.)

XI.

Der alte John war schlecht erbaut, bei seiner Rückkehr den Herrn, wie früher, mit Cattarino zur Jagd abwesend, diesen selbst wieder als Hausgenossen eingesetzt zu finden. Doch wurde er darum nicht weniger warm empfangen und mußte gleich am nächsten Tage hinauf, dem Herzog Bericht zu erstatten, der über Erwarten eingehend allen Einzelheiten des genuesischen Gutes nachfragte und mancherlei künftige Verbesserungen mit ihm durchrechnete.

„Die lohnten doch kaum," meinte John zuletzt, „neben dem Besitz der gnädigen Frau und den englischen Aussichten —"

„Aber dies ist mein," unterbrach ihn der Herzog, „ohne Einspruch und Bedingung; mir vom jungen Spinola geschenkt, dem ich auf der Jagd das Leben rettete; mein Nothpfennig, John, für alle Fälle. Und was braucht man weiter? Ein Haus am Meer, Wein- und Oelgärten die Fülle, ein fleißiges Schiffervolk zu Nachbarn: da wäre ich frei und in Frieden — was meinst Du, John? kämst Du mit?"

„Doch nicht im Ernst, Herr? Die gnädige Frau hielte es ja nicht zwei Tage in dem Nest aus."

„Ich weiß wohl. Nun, wie es auch kommt, Deine Botschaft ist gut, John; ich danke Dir für Deine Mühe."

„Nur meine Schuldigkeit, Mylord." Aber er ging nicht auf den entlassenden Wink, sondern machte sich hier und da im Zimmer umher zu schaffen, so zögernd und absichtlich, daß zuletzt der Herzog ungeduldig auffuhr.

„Was knisterst Du da noch herum? Sag' heraus, was Du auf dem Herzen hast; ich merke schon, eher gibt es keine Ruhe."

Der Alte sah ihn zaghaft an. „Mylord, ich muß. Ich weiß, Ihr wollt es nicht hören, und mir steht wahrlich nicht zu — aber um des Hauses willen, dem ich eigen bin — es ist Niemand anders dazu hier — da dürft Ihr Eurem alten Waidknecht wohl ein Wort zu Gute halten. — Lieber Gott, ich habe

Euch doch auf den Knieen gewiegt! Das erste Messer habt Ihr von mir bekommen, wißt Ihr noch? als Ihr erst so hoch wart, und Euch gleich damit geschnitten. Da standet Ihr ganz blaß mit der kleinen, ausgestreckten Hand, von der das Blut in den Klee troff, daß ich erschrak; aber Seine Gnaden Euer Herr Vater sagte: ‚Thut nichts; soll er ein Mann werden, mag er bei Zeiten lernen, mit schneidigen Dingen umzugehen, wenn es auch einmal weh thut'."

Der Herzog, in seinem Stuhl aufgestützt, starrte ihn in peinlicher Erwartung an.

„Zur Sache," befahl er. „Was gibt es?"

„O Herr, Ihr wißt es ja selber — soll ich es gar in Worte fassen? Aber dieser Mensch muß es Euch angethan haben; oder seid Ihr so sicher mit Eurer blinden Großmuth, weil er kein Cavalier ist wie Don Andrea und die Anderen? So kennt Ihr eben diese verruchte Stadt und ihre bösen Zungen noch nicht —"

Des Herzogs Hände spielten unruhig mit den Papieren auf dem Tisch.

„Ich könnte thun, als verstände ich nicht," sagte er nach einer Weile. „Deine Absicht verstehe ich besser als Du denkst. Ich habe schon einmal zu oft auf Dich gehört in dieser Sache."

„So glaubt ihm selber, wenn Ihr meint, ich rede aus Mißgunst!" drängte der Alte. „Gott weiß, ich habe geschwiegen, so lange die Welt schwieg, weil Ihr ihn liebtet und schon so wenig Freude im Leben habt; aber ehe es zum Stadtgespräch wird — Ihr seid der Einzige in der ganzen Nachbarschaft, Mylord, der nicht aufhorcht, wenn er Abends unter dem Erker seine schmachtenden Lieder anstimmt, der Freche, draußen im Dunkeln, ganz leise, ja; aber die Stimme ist unverkennbar; so schrill und klagend wie die Kibitze, wißt Ihr, zu Haus über der großen Wiese, daß einem unversehens die Thränen dabei kommen —"

„Ist es weiter nichts?" sagte der Herzog aufathmend. „Mich dünkt, Du hast mich doch selber manch feines Liedlein gelehrt, ehe wir beide so alt und grämlich waren wie jetzt; von Robin Hood und Maid Marian und dem lustigen grünen Wald — o John! Sehen wir wohl je unsere Eichenforsten wieder und das graue Fenn und die großen, windigen Haiden, anders als im Traum?"

„So etwas singt er nicht, Mylord. Wißt Ihr, was die Worte sind, die sie jetzt schon auf allen Gassen nachträllern?" Und eifrig stammelte er Cattarino's arme Verse her, die dazu nicht bestimmt gewesen:

„Vor Lieb' ist es so weit mit mir gekommen,
Zur Messe wollt' ich gehn am Feiertage,
Vom Wort des Priesters hab' ich nichts vernommen,
Kaum weiß ich noch, wie ich das Ave sage:
Und sag' ich's auch, es wird mir wenig frommen
Vor dem Verlangen, das zu Dir ich trage —
Du stehst so tief mir in den Sinn geschrieben,
Mehr als das eig'ne Heil muß ich Dich lieben."

Der Herzog wandte sich ab. „Ich dächte, Du verschontest mich. Soll ich mich um ein paar Reime ereifern? Sein Vater hat sich aus den Ketten losgesungen; er singt sich die Seele frei."

„Mißversteht mich, so viel Ihr wollt," brach da der Alte los, „aber denkt nicht, daß irgend Jemand anders so harmlos ist, seine Serenaden für eitel Poesie zu nehmen oder zu denken, das Fenster oben stünde der Kühle wegen offen. Wenn Ihr wüßtet, was ich zu hören bekomme, hättet Ihr bald satt, Euch taub zu stellen. Heiß und kalt wurde mir gestern, wie er da auf offenem Canal hinauf sang:

‚Die ganze Nacht durch wend' ich mich im Bette,
Um Dich, du Schönste, sind' ich nimmer Ruhe:
Die Linnen selber schon auf meinem Bette
Erheben Klage, daß ich nimmer ruhe —'

Was, zum Teufel, frage ich, gehen uns seine Betttücher an? Und wie die Pagen sich dabei anstießen, und der Majordomo selber flüsterte —"

Er brach erschrocken ab. Der Herzog war mit zornfunkelnden Augen aufgesprungen und schleuderte ihm blindlings die zerknitterten Briefschaften vor die Füße.

„Unterstehʼ Dich!" herrschte er ihn mit bebenden Lippen an. „Vergißt Du, wer ich bin, daß Du wagst, mir Bedientenklatsch zuzutragen, und das über meinen Freund, den einzigen, der mir bleibt, seit Du Deine Treue in den Dienst des Neides und der Gemeinheit stellst? Hebe Dich weg, daß ich Dir nicht thue, was mich reuen möchte um der Dinge willen, die gewesen sind."

Der Alte trat ihm mit demüthig gekreuzten Händen zwei Schritt näher.

„Schlagt zu, Mylord, wenn es Euch erleichtert. Ich weiß, ich habe eine zu freie Zunge geführt; aber nun wißt Ihr ja, was Ihr mußtet. Ich sterbe gern, wenn Ihr nur Eures Namens schonen wollt und nicht weiter um diese Laune Eure Ehre preisgeben. Es ist ja, als läge Euch an dem Burschen mehr als an Eurem angetrauten Weibe —"

„Und wenn das wäre!" rief der Herzog. „Dich wenigstens sollte es doch nicht wundern. Du brauchtest mir dies Zerrbild einer Ehre nicht mehr vorzurücken, das jedem Windhauch freisteht. Ich habe lange genug darum gelitten, es ist den Preis nicht werth, wenn ich nur meine Seele rette. Und dazu, sage ich Dir, hilft er mir besser als Du, der sie mit diesen Künsten noch zuletzt dem Teufel in die Hände spielen wird."

Der Alte wandte sich kummervoll zum Gehen.

„Gott helfe Euch, Mylord. Ich werde weiter für Euch wachen, ob Ihr es mir dankt oder nicht."

Aber schon als er mit krummem Rücken, wie ein geschlagener Hund, zur Thüre schlich, reute den Herzog seine Härte.

„John," rief er, „alter Gesell! Ich habe nicht so viele Getreue, daß ich leichten Kaufs einen im Zorn von mir lassen könnte. Höre! um der alten Zeit willen soll Dir diesmal verziehen sein; und weil ich Deine gute Absicht sehe, will ich Dir zur Beruhigung sagen: ich traue nicht nur so blindlings, ich habe noch geheime Gründe. Du mußt wissen, Cattarino hat in meine Hände einen Rechtshandel gelegt, der ihm wichtiger ist, und sein muß, als alle Frauengunst der Welt; darum wird er, als Venezianer nach Deinem Sinne, es nicht mit mir verderben, bis der gewonnen ist. Gegen bessere Einsicht aber läßt er sich

nicht fortreißen, dazu hat er sich zu gut in der Gewalt. Sahst Du damals, als ihn Andrea Barozzi im Rausche aufreizte, wie er seines Blutes Herr blieb? Und er hat mehr Ursache, ihn zu hassen, als Du ahnen kannst; aber er bestand die Probe" — er senkte schamroth die Augen — „besser als ich."

Der Alte schlug mitleidig die Hände zusammen.

„Himmlische Barmherzigkeit! Das sollen Gründe sein, Mylord? Und Ihr wißt doch sonst um Euch, wenn Euch nicht gerade etwas verquer geht. Ja wohl sah ich ihn mit glatter Miene seinen Feind losbitten, als Ihr in edler Hitze seinen Schimpf auf Euch nahmt, und sich gar in kaltem Blute hergeben, ihn zu bedienen — Herr, wer sich so verstellt, dem würde ich an Gottes Tisch selber nicht trauen. Aber Euch besticht das noch, weil es Eurem graden Wesen versagt ist; o, er hat seine Feigheit trefflich ausgespielt! Ihr wählt ihn Euch zum Vertrauten, Ihr nehmt ihn ins Haus, Ihr ladet Euch noch seinen Proceß auf, und bis Ihr ihm damit zu Geld und Ehren verhelft, vertreibt er sich zum Dank hier die Zeit mit Eurem Weibe, der saubere Singvogel, daß ganz Venedig seine Lust an dem schnöden Schauspiel hat."

Der Herzog verbarg stöhnend sein Gesicht in den Händen.

„Gottlob," sagte John ganz erleichtert, „gehen Euch endlich die Augen auf?"

„Du bist fürchterlich!" rief der Gequälte aufspringend. „Was kann denn bestehen vor solcher Auslegung? Ich sehe ja, es könnte so sein, es klingt wahrscheinlich genug; und ich weiß, Du bist treu — aber ich meinte doch, ihn zu kennen — Herr Gott! gib mir ein Zeichen in dieser Wirrniß, daß ich mich selber wiederfinde und reinen Sinnes entscheide, wer der Verblendete von uns ist."

Sein Blick, durch das offene Fenster gerichtet, erhellte sich plötzlich. Er wies hinunter auf den Hof, wo die Hausgenossen, im Dämmerschein des hellen Abends bei mannigfachen Beschäftigungen versammelt, der Kühle genossen. Auf der Wassertreppe, etwas abseits, saßen die beiden Valieri dicht bei einander: Gentile hielt Schule; rings umher waren die Fliesen mit großer Schrift bekritzelt, und Cattarino, den Arm um des Bruders schlanke Schultern, folgte fleißig buchstabirend mit dem Finger den Zeilen des Buches, das der Knabe ihm vorhielt.

Der Herzog lächelte unwillkürlich bei dem Anblick. „Ich soll meine Augen der Wirklichkeit öffnen, John? Da hast Du sie. Sieht das nach schlechtem Gewissen aus? Ist das der Ränkeschmied, der Verräther, der nichts als böse Lüste im Sinn hat? Geh' —" als der Alte ein finsteres Schweigen bewahrte, „das sind Hirngespinnste. Ich will versuchen, Dir nicht zu gedenken, daß Du mir solch' schlimmen Traum hast eingeben können; aber hüte Dich, mich je daran zu erinnern."

„Ihr habt zu befehlen, Mylord," sagte John mit tiefer Verneigung und ging. Vor der Thür schlug er sich an die Stirn. „Alter Esel," schalt er sich, „was hast Du nun ausgerichtet? Nichts, als daß er diese Nacht wieder kein Auge zuthut und morgen den verwünschten Ruderknecht womöglich noch mehr verwöhnt als bisher."

XII.

Der alte Barozzi kränkelte schon länger und hatte auf seiner Villa in den Bergen bei Conegliano die Seinen um sich versammelt; nach den letzten Nachrichten zweifelte man an seinem Aufkommen. Die Freunde beschlossen, ihren Angriff nicht zu verzögern; sie wollten ohnehin, aus Rücksicht auf des Herzogs Sendung, sich mit persönlichem Vergleich begnügen, und von dem Alten schien eher Nachgiebigkeit zu erwarten als von seinem Sohn.

Alles war für des Herzogs Abreise verabredet, aber am Vorabend suchte er doch noch einmal Cattarino bei der Wassertreppe auf, als käme er nach dem Wetter schauen.

„Ich wollte doch, wir hätten die Verhandlung hier führen können," begann er dann wie von ungefähr, „oder wenn es nicht gerade der Sitz Deiner Feinde wäre, den ich Dir nicht zumuthen mag zu betreten, daß Du mich begleitetest —"

„Ihr habt ja unsere Vollmacht, Herr."

„Nicht deswegen, Cattarin —"

„Wenn ich aber hier nicht gebraucht werde," fiel der ohne Zögern ein, „so möchte ich um Urlaub bitten auf die Zeit Eurer Abwesenheit. Ich höre eben, daß Franceschin sich das Bein gebrochen hat, ein guter Freund von mir an der Fähre —"

Der Herzog stutzte. „Franceschin? den sah ich doch eben auf der Riva, so heil wie Du und ich."

„So meine ich den Sandro," verbesserte sich Cattarino glattweg. „Der hat Weib und Kind, die Noth leiden würden; da käme ich gerade recht, für ihn einzuspringen. Ich müßte natürlich da wohnen, um Tag und Nacht bei der Fähre zu sein; und meinen Bruder dürfte ich wohl mitnehmen — damals, wißt Ihr, ist es ihm nicht gut bekommen —"

Der Herzog suchte im Dunkeln seine Hand.

„Der Urlaub ist Dir gewährt," sagte er. „Ich wußte, daß Du ein treuer Freund bist."

„Noch ein Wort, Herr —" Cattarino hielt ihn zurück. „Ich möchte Euch warnen. Es quält mich, daß Ihr Euch um meinetwillen dort in Gefahr begebt."

„Bei den Barozzi?" fragte der Herzog erstaunt. „Wo denkst Du hin?"

„Herr, Ihr seid kein Venezianer. Glaubt mir und seht Euch vor, wenn sie noch so freundlich thun. Ihr kennt — verzeiht mir — ihre Sitten noch nicht recht."

„Du siehst Gespenster, Cattarin. Ich komme freilich in einer unliebsamen Sache; aber als ihr Gast und Parteigenosse, von der Verwandtschaft zu schweigen, sollte ich doch sicher sein. Und der Advocat Zanni, den ich mitnehme, wäre immerhin ein unbequemer Zeuge."

„Offen würden sie auch nicht zu Werke gehen. Aber ich bitte Euch, seid auf Eurer Hut beim Essen und Schlafen. Ihr seid zu wenig argwöhnisch, zu gleichgültig gegen Eure Person, um Euch recht zu wahren. Wenn Ihr nur —"

„Was meinst Du?“ Der Herzog gewahrte mit Befremden die Verwirrung, in der er abbrach.

„Erlaßt mir die Antwort, Herr. Ich hätte nicht davon anfangen sollen. Ihr möchtet es mir übel auslegen.“

„Ich Dir, Cattarin? Den Vorwurf, scheint mir, verdiene ich nicht.“

„Nein, bei Gott!“ brach da Cattarino mit plötzlichem Freimuth heraus. „Wir wollen einander werth sein, mein Fürst. Ich werde nicht aus feiger Rücksicht schweigen, wo es Dein Leben gelten kann. Sieh, ich wollte Dich bitten, Deinen Falconier mitzunehmen. Das ist der Mann, zu wachen, wo Du vertraust, und Deinen Schlaf mit seinem Leibe zu decken. Ich liebe ihn nicht; aber treu ist er und weiß Bescheid; wenn ich den um Dich wüßte, wäre ich ruhig.“

Erst nach längerem Schweigen kam die Antwort:

„Er sollte hier bleiben, mein Haus zu hüten. Aber wenn Du meinst, daß er da nöthiger ist — wir sind einander werth, Cattarino; ich nehme Deinen Rath an. Gute Nacht, mein Getreuer.“

Es war eine Woche später, daß Cattarino langsam die Treppe zu seinem Quartier erstieg. Die ungewohnte Tageszeit, sein veränderter Gang hätten Gentile auffallen müssen, wäre der nicht so erfüllt gewesen von der großen Neuigkeit, mit der er ihm entgegenstürzte.

„Cattarino, eben war Zanni's Schreiber hier. — Ein Brief vom Herzog! Räthst Du nicht? Wir haben gesiegt, sie geben den ganzen Raub heraus. Erst ist der Alte zäh gewesen wie Erz; seines Vaters Ehre, die eigene Seligkeit, Alles galt ihm nichts, bis ihn zuletzt Don Andrea selber überredet hat —“

Cattarino, der ihn wie betäubt anstarrte, fuhr auf.

„Don Andrea, sagst Du? Dahinter steckt etwas.“

„Lies nur! Da ist der Wortlaut des Vertrags.“

Cattarino sah in das Blatt. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, mit einem Aufschrei warf er es hin, als hätte es ihn verbrannt.

„Auf Deinen Namen Alles, Gentile! Für mich nichts?“

„Was thut das?“ rief der Knabe erstaunt. „Das ist doch dasselbe! Hast Du nicht gelesen? Don Andrea hat nicht zugeben wollen, daß Du erbtest, weil Du nicht ins goldene Buch gehörst, sagt er — wir wissen ja, warum er Dir nichts gönnt; da hat der Herzog so abgeschlossen; es wäre immer noch Zeit, wenn sie erst unsern Anspruch anerkannt haben, Dein Recht zu erweisen — um Gotteswillen, mein Herzbruder, Du nimmst es mir doch nicht übel?“

„Dir?“ er lachte kurz auf. „Nichts auf der Welt, Kind. Nur — wollte Gott, sie hätten Recht, und ich wäre kein Valier. Gieb mir Feder und Tinte zum Schreiben, Gentile; ich habe auch einen Brief bekommen — aus dem Palast: Du sollst gleich die Antwort hintragen.“

Egeria saß indessen im Erker des Morgenzimmers an ihrem Stickrahmen und zählte die Stundenschläge. Es war noch früh am Nachmittag, aber sie hatte schon Besuch gehabt; der Cavaliere Andrea war von Conegliano herüber

gekommen, zu melden, daß er ihr Gebot erfüllt, und seinen Lohn einzufordern. Der Stuhl, auf dem er gesessen, stand noch neben ihr, und sie lachte allein vor sich hin über ihren unfreiwilligen Bundesgenossen und die Hoffnungen, mit denen sie ihn vertröstet; und dann lächelte sie noch heimlicher in Gedanken an den Nächsten, der seinen Platz einnehmen sollte, und sah in den Spiegel und auf ihre weißen Hände. Draußen kam ein leichter Schritt die Treppe herauf und übergoß sie mit einem Schauer der Erwartung, obwohl es der Schritt nicht war, nach dem ihr Ohr dürstete.

„Kann ich die Herrin sprechen?“ frug die junge Stimme. Gentile trat ein und sprang mit leuchtendem Blick die Erkerstufen hinauf zu den Füßen der schönen Frau, die ihm klopfenden Herzens entgegen lächelte.

„Diesen Brief, Madonna, soll ich ohne Zeugen in Eure Hände legen.“

Sie griff mit zitternder Hast danach. Beide überhörten in der Wallung des Augenblicks das Geräusch einer Ankunft unten.

„Sein Siegel!“ sagte sie. „Aber mein Brief, Gentile. Was heißt das? Er hat ihn doch gelesen?“

„O, mehr als das, wenn er kein Undankbarer ist. Aber er schickt ihn Euch wieder, damit Ihr seiner sicher wärt, hieß er mich sagen. Seine Antwort ist darin.“

„O!“ — sie öffnete ihn noch nicht. „Hat er Dir gesagt, was ich ihm geschrieben habe, Gentile? Es betraf Dich auch. Du wirst ja Stammhalter. Ich gratulire.“

„Das wißt Ihr schon, Madonna? Nein, er hat mir kein Wort sagen wollen, weder darüber noch von dem Brief; er schien mir nur sehr zornig und traurig —“

„O Du Goldkind! Zornig, sagst Du? Dann hat es gezündet, dann ist es gut, dann kommt er, dann will ich lesen, sehen, was er mir zu sagen hat — laß mich allein, hörst Du? Geh' — oder willst Du erst Deinen Lohn, mein Glücksbote?“

Und ehe er wußte, wie ihm geschah, beugte sie sich, und er fühlte einen Augenblick ihren Mund auf seinen Lippen.

Das Siegel zerbrach in ihrer Hand. Sie zögerte nicht mehr; in wortloser Erregung starrte sie auf die Schrift nieder.

Er errieth, ein neuer Sinn schien in ihm erwacht.

„Zürnt ihm nicht, Madonna,“ flüsterte er heiß zu ihr empor; „wer von uns kann für sein Herz? Und wenn Ihr einen Valier zu eigen wollt, muß es denn er sein?“

Und kühner schmiegte er sich an ihre Kniee und hob einen Blick zu ihr, wie sie noch nicht in seinen jungen Augen gesehen.

Da — es war ein Laut kaum wie aus menschlicher Kehle, vor dem sie aus einander fuhren und schreckensstarr nach der Thür blickten. Sie war geöffnet, nicht erst jetzt, und auf der Schwelle, bleich wie der Tod, ganz entstellt von Zorn und Leid, stand der Herzog.

„Schlange!“ knirschte er hervor, sobald er Sprache fand, „und ich hatte ihm getraut!“

Gentile war unwillkürlich aufgesprungen, wie um die Herrin mit seinem Leibe vor dem Rasenden zu decken. Die Bewegung machte das Maß voll.

Mit dem Satz eines Tigers war er die Stufen hinauf; ein Stoß der geübten Faust schleuderte des Knaben leichte Gestalt bei Seite, die, rücklings niederstürzend, gegen den Kamin schlug und ohne einen Laut auf den Fußboden hinabrollte. Er achtete es nicht, sein schnelles Auge hatte Egeria's Bewegung nach dem Fenster zu erspäht; ehe sie den Brief hinunter in den Canal werfen konnte, hielt er mit eisernem Griff ihre Handgelenke gepackt. Sie rangen stumm einen Augenblick, bis die Kraft des Mannes überwog.

„Laß mich los!" kreischte sie auf. „Ist das ritterlich? Du thust mir weh."

„Gib mir den Brief," gebot er. „Ich muß ihn haben. Nicht um Deinetwillen; das ist vorbei. Um ihn. Ich will sehen, wie weit Du ihn gebracht hast; denn er war mein, ja und meiner werth! bis er Dein Buhle wurde."

Ihr Blick war über seine Schulter weg hinter ihn gerichtet.

„So nimm," sagte sie plötzlich nachgebend mit einem halben Lachen. „Es geschieht Dir recht."

Die Schrift — Egeria's Schrift — flirrte ihm vor Augen, als er das zerknitterte Papier entfaltete. Er las mit wachsendem Staunen:

„Liebwerther Misser Cattarino!

„Eure gute Sache ist mir zu heilig, als daß ich ruhig mit ansehen könnte, wie Ihr hintergangen werdet. Ich weiß aus erster Hand, daß der Mann, dem Ihr für nöthig fandet, Ihr wißt um welchen Preis, die Treue zu halten, Eure Vollmacht mißbraucht, um Euer Erbe Eurem Stiefbruder zuzuschanzen. Wenn Ihr in Wahrheit der echte Valier seid, werdet Ihr Euch zur Wehr setzen, und aus Liebe zur Gerechtigkeit biete ich Euch meinen Beistand an. Ihr wißt, wodurch wir den Engländer im Schach halten können; und auch auf Don Andrea's Entschließungen bin ich nicht ohne Einfluß, nicht in der Weise, wie Euch einst zu denken beliebte, sondern, unter uns: er hat sein halbes Vermögen an mich verspielt. Dafür wird auch ohne Vermittlung Eures Freundes Euer Recht zu erlangen sein. Ich erwarte Euch heute Abend, um Euch die Beweise vorzulegen und das Weitere abzureden, sowie noch mehreres Andere, was Euch hiernach lieb sein dürfte zu erfahren, aber ich diesem Papier nicht anvertrauen kann, wenn es auch in Eure sicheren Hände bestimmt ist.

Egeria."

Gegenüber aber, auf die leere Seite, hatte Cattarino mühsam mit großen, unbeholfenen Buchstaben und voller Unterschrift seine Antwort hingemalt:

„Non incedo per ignes suppositos cineri doloso."

Egeria verfolgte mit höhnischer Erwartung die Miene des Lesenden, bis er dahin kam und mit einem Aufschrei von Scham und Reue das Blatt fallen ließ.

„Nun, Mylord?" fragte sie, „lohnte das Euren Eifer?"

Er antwortete mit einem Wort, daß sie bis an die Lippen weiß wurde.

„Hüte Deine Zunge!" rief sie. „Das sollst Du mir büßen, wenn der Nuntius kommt."

„Thu' Dein Aergstes," gab er, außer sich, zurück. „Allen Schaden, den Du mir von außen thun kannst, fürchte ich nicht. Aber fort aus meinen Augen! Deine Nähe soll nicht länger meine Seele beflecken. Fortan hast Du keinen Theil mehr an mir. Du bist schuld, daß ich mich an dem edelsten Herzen versündigt habe."

Sie deutete nur hinter ihm die Stufen hinunter.

„Mörder!" sagte sie, „was willst Du mir vorwerfen?"

Da kam ihm die Besinnung zurück und griff mit schaudernder Ahnung an sein Herz. Zögernd, wie unfreiwillig, wandte er sich, um zu sehen, was seine Sinne sich sträubten, aufzunehmen: Gentile's junge Gestalt vor dem Kamin leblos hingestreckt. Der Kopf war etwas auf die Seite gesunken, und unter den dichten Locken stahl sich zäh und langsam ein dunkles Gesicker über den Steinboden hervor.

Egeria raffte mit einem harten Lächeln ihre Sammetschleppe zusammen, fegte an ihm vorbei zur Thür und ließ ihn allein mit seiner That.

Es war Alles das Werk weniger Augenblicke gewesen. John und Nicolò, die ihrem Herrn mit dem Gepäck herauf folgten, fanden ihn aschfahl am Boden knieend, den röchelnden Knaben auf dem Schoß.

„Hier herein," rief er, so gut er vor Zähneklappern vermochte, „zu Hülfe, John, Nicolò! Ich habe ihn erschlagen — da, gegen den Kamin — ach, ich habe es nicht gewollt, es war ein Irrthum, ein grausamer Irrthum —"

Der alte John war an seiner Seite, fast so blaß wie er.

„Still, Mylord!" flüsterte er ihm ins Ohr. „Seid Ihr wahnsinnig?"

Nicolò weinte laut auf und erhob jammernd die Hände zu seinen Heiligen.

„Um Gotteswillen," rief der Herzog verzweifelt um sich blickend, „ist denn hier kein Mensch, der helfen will? Holt Aerzte, lauft, rennt! Was mein ist, ist euer, wenn wir ihn retten."

John hatte schon geschellt und ertheilte an der Thür hastig, doch besonnen, Befehle:

„Zum Arzt, einer von euch. Wasser her. Gentile ist ohnmächtig. Es wird nicht viel sein — ein kleiner Unfall, aber der Herzog ist besorgt."

„Herr, die barmherzigen Brüder nebenan," warf Nicolò mit einem Hoffnungsblitz dazwischen; „das wird die nächste Hülfe sein, bis ein Chirurgus kommt; der Bruder Medico soll sehr geschickt sein."

„Natürlich," sagte der Herzog aufathmend. „Lauf, Tonio, ruf ihn. Es hinge Alles davon ab — ich möchte den Prior selber darüber sprechen. Und höre, wenn es angeht, möchten sie ihn gleich in ihr Hospiz hinüber nehmen, daß Cattarino nicht hierher in mein Haus muß — o Gott, Gott, Gott! wer wird es Cattarino sagen?"

„Ich," antwortete John mit einem fast drohenden Seitenblick auf Nicolò. Der Herzog schauderte.

„Du bleibst," befahl er. „Nicolò, Dich liebt er —"

Der alte Gondolier verstand seinen flehenden Blick, neigte den Kopf und ging still hinaus.

„Das fehlte nur noch!“ knirschte John in seinen Bart. „Nun ist der Teufel los. Es ist, um die Geduld mit ihm zu verlieren.“

Alle Versuche, den Knaben zum Bewußtsein zu bringen, blieben erfolglos. Der Bruder Medico kam und untersuchte ihn kopfschüttelnd, dann trugen sie ihn traurig hinüber und betteten ihn in dem stillen Krankenzimmer des Hospizes.

Der erste Wundarzt Venedigs erschien, dem verunglückten Valier seine Hülfe angedeihen zu lassen. Der Prior erwartete ihn an der Thür, als er heraus kam.

„Wie steht es? Seine Gnaden wartet auf Nachricht.“

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Wir thun, was wir können. Aber ich fürchte, der Fall ist mehr für Euch als für mich, ehrwürdiger Vater. Schade um das schöne Geschöpf! Sind Angehörige da? so thätet Ihr wohl, sie zu benachrichtigen.“

„Nur ein Bruder, er ist schon drinnen. Habt Ihr ihn nicht gesehen?“

„Was, der junge Mensch, der an der Wand saß und mich die ganze Zeit mit den Augen verschlang? Hätte ich das gewußt, so hätte ich vorsichtiger gesprochen; ich nahm ihn für einen Gondolier oder so was. Nun, er kann sich anschicken, allein zu erben; sie sind ja wohl eine alte Familie. Wollt Ihr es ihm sagen, Hochwürden? Ich habe, offen gestanden, wenig Lust, den Augen noch einmal zu begegnen, und der heiligen Kirche stehen ja noch Heilmittel zu Gebote, wo unsere Kunst zu Schanden wird.“

Gegen Mitternacht erhielt der Herzog die Nachricht, daß Gentile aufgehört hatte zu leben.

Am Morgen schickte er Tonio herum und ließ Cattarino bitten, zu ihm zu kommen, es beträfe das Andenken des Hingeschiedenen. Der alte John, der den Platz an der Thüre nicht verlassen hatte, war außer sich, als er den Auftrag ertheilen hörte; er wagte, seinem Herrn Vorstellungen zu machen.

„Ihr werdet doch nicht, Mylord? Bedenkt Ihr gar nicht —? Es wäre ja Leichtsinn, unverantwortlicher Leichtsinn, ihn je wieder über Eure Schwelle zu lassen, nach dem, was Ihr Euch gestern vor dem Nicolò entschlüpfen ließet. Kein Mensch in Eurer Lage thäte so etwas hier zu Lande, es sei denn, um ihm eine Falle zu legen —“

Der Herzog würdigte ihn keiner Antwort, sondern winkte Tonio, zu gehen und schloß sich wieder ein.

Es war Nicolò, der nicht lange darauf in großer Erregung herauf kam und dringend Einlaß zum Herrn begehrte.

„Ich komme von Cattarino,“ verantwortete er sich, als der Falconier ihn abweisen wollte, und sogleich wurde ihm von innen aufgethan.

Der Herzog saß am Tisch, als er eintrat. Sein Aussehen war hohläugig und verfallen wie nach schwerer Krankheit, er war nicht aus den Kleidern gekommen; der Becher Wein, den ihm John am Vorabend aufgedrängt, stand unberührt; der Nachtwind hatte die Papiere vom Tisch durch das Zimmer gestreut.

„Kommt er?“ fragte er, begierig aufblickend.

Der alte Gondolier fiel ihm zu Füßen.

„Gnade, Herr!“ flehte er. „Sei Du barmherzig, da er selbst kein Erbarmen mit seiner Jugend hat. Er kommt; ich habe ihn nicht davon abbringen können. Du hast das rechte Zauberwort gefunden, ihn zu locken: ‚Wenn es Gentile betrifft, gehe ich,‘ sagt er, ‚für mich ist dabei nichts zu fürchten.‘ Seht, so traut er Euch noch: darum schont nun auch seiner, da er sich in Eure Hand gibt; bedenkt, welch’ edler Stamm in ihm erlischt. Ich sehe wohl ein, daß Ihr nicht anders könnt und vor Allem auf Eure Sicherheit Bedacht nehmen müßt; aber wäre es nicht genug, Euch seiner nur so zu bemächtigen, daß er unschädlich würde?“

„Was soll das Alles?“ unterbrach ihn der Herzog unwillig. „Bildest Du Dir ein, ich trachte ihm nach dem Leben?“

„Nicht?“ rief der Alte — „Gott lohne es Euch! —“ und er versuchte ihm die Hand zu küssen, aber sie entzog sich ihm schaudernd. „Ich habe ja immer gewußt, daß Ihr milde und gütig seid. Darum, Herr, noch eine Bitte, und ich will auf meinen Knieen für Euch beten alle Tage meines Lebens, wenn Ihr sie erhört; bringt ihn nicht in die Pozzi, Herr, nur nicht in die Pozzi. Seht, das wäre der Tod für ihn, der immer in Luft und Sonne sein Wesen gehabt hat; und für Euch ist es ja ebenso gut, ihn auf der Galeere zu wissen.“

„Alter Narr,“ sagte der Herzog zwischen Lachen und Entsetzen, „wer denkt denn daran? Wenn es nach mir geht, soll er nirgends anders hin als nach Casa Valier.“

Aber bei dem Wort kam das Bewußtsein des Geschehenen von Neuem so schneidend über ihn, daß er zusammenbrach und hastig dem Alten winkte, ihn zu verlassen, um, in der Einsamkeit niedergeworfen, alle tiefste Bitterniß seines Lebens in dieser noch einmal durchzukosten.

XIII.

Cattarino saß indessen bei seinem Todten und versuchte, mit seinem Schmerz vertraut zu werden. Nicolò’s heiße Thränen waren ihm versagt. Die Gebete und Ceremonien der Mönche über der Leiche berührten ihn als fremd und unzugehörig zu seinem Liebling; doch ließ er sie gewähren, im dunkeln Gefühl, daß es für Gentile gut sei. Die Botschaft des Herzogs war das Erste, was ihn aus seinem leeren Staunen zu einer Art von Entschluß und Ueberlegung weckte. Und jetzt, als Nicolò, ehrerbietig die Mütze ziehend, das stille Gemach betrat, erhob er sich mit etwas von seinem alten Wesen, reichte ihm den geweihten Zweig, mit dem er den Fliegen wehrte, und bat:

„Kannst Du mich eine Weile hier vertreten, Compare? So will ich hinüber nach dem Palast, und dann — es ist noch ein Gang zu machen, Nicolò, ich habe nachgedacht, was ich zu thun habe; vergiß nicht, daß Du mir versprochen hast, von diesem Tode zu schweigen.“

„Alles, was Du willst, mein armes Kind!“ sagte der Alte und nahm seinen Platz ein; „Gott und seine Heiligen mögen Dich geleiten.“

Der Palast schien wie ausgestorben, als Cattarino, baarhaupt, abwesend vor sich niederstarrend, über den sonnigen Hof und durch das Treppenhaus hinan schritt. Alle wichen scheu vor seinem Anblick zurück; von den Frauen ließ sich Niemand sehen. Aber oben im Fensitersitz, gegenüber der Thür des Herzogs, saß der alte John und wetzte seinen Hirschfänger am steinernen Sims. Er hätte es sich sparen können; Cattarino ging vorbei, ohne ihn nur zu sehen, und geradewegs durch die unverschlossene Thür zum Herzog hinein.

Der mußte sein Kommen nicht gehört haben, es blieb so still, daß er erst meinte, es sei Niemand drinnen. Dann erst sah er ihn vorn übergesunken am Tisch sitzen, in ganz gebrochener Haltung, den Kopf zwischen die verschränkten Arme vergraben, daß nur die Hände bleich aus dem wirren Haar hervor schimmerten. Er betrachtete sie und erinnerte sich mit dumpfem Staunen, wie innig er sich einst an ihrer zunehmenden Kraft und Sonnenbräune gefreut hatte. Es wunderte ihn selbst, daß keine Regung des Mitleids in seiner Seele für diesen Zerstörten sprach.

Ein Luftzug bewegte die Papiere am Boden; er machte eine unwillkürliche Bewegung, sie aufzuheben, besann sich aber und blieb stehen. Der Herzog fuhr bei dem Geräusch zusammen und hob das Gesicht mit einem erloschenen Blick hoffnungslosen Grams zu dem Freunde auf. Er öffnete den Mund zum Sprechen, aber er brachte kein hörbares Wort über seine Lippen. Zuletzt brach Cattarino das unerträgliche Schweigen.

„Euer Gnaden haben mich rufen lassen?"

Der Herzog nahm sich zusammen.

„Ich ließ Euch hierher bitten, Misser Valiero, um Euch nicht dort — in seiner Nähe — meine Gegenwart aufzudrängen. Auch dies würde ich Euch nicht zumuthen, wenn es nicht für ihn wäre — o Cattarino! ich wußte, Du würdest es mir nicht abschlagen. Du bist nicht wie die Anderen, die nicht verstehen — stell Dir vor, daß sie mich warnen wollten, vor Dir! Als wüßtest Du nicht am allerbesten, wie mir zu Muthe ist, und daß man mir gar nichts Lieberes thun könnte, als dem Elend ein Ende zu machen; ich würde Dich sogar darum bitten, Cattarin — Du weißt ja, warum ich mir nicht selber helfen darf — nur daß Du nicht um meinetwillen so etwas auf dem Gewissen haben sollst. Und es ist auch wohl noch etwas für mich zu thun hier — heut' Nacht ist mir so manches offenbar geworden. — Aber das war nicht, was ich Dir sagen wollte —"

Er machte eine Anstrengung, seine Gedanken zu sammeln, und forderte ihn mit einem Zeichen auf, sich zu setzen. Cattarino verneinte.

„Sieh'," fuhr er mit gesenkten Augen fort, „es kommt mir nicht mehr zu, davon zu sprechen, daß ich ihn lieb gehabt habe; aber Du weißt ja selbst, wie es war. Und ich möchte, daß nun wenigstens Alles geschähe, sein Gedächtniß zu ehren und schmücken, wie es seines Standes und unserer Liebe würdig ist, damit auch die Nachwelt seiner nicht vergesse. Vor Allem aber, daß ein Bild und Abglanz seiner Schönheit erhalten bleibe, an der wir Alle so große Freude gehabt haben. Aber ich weiß, daß ich selber jedes Recht verwirkt habe, noch etwas für ihn zu thun, darum wollte ich Dich daran

erinnern, ehe es zu spät ist, da Du vielleicht nicht selber daran gedacht hast, damit Du bei Zeiten dazu Sorge trägst und etwa den Sansovino benachrichtigst, der ihn gekannt hat und die Vollkommenheit seiner Bildung so hoch zu preisen pflegte. Und weil Du jetzt doch noch nicht reich genug bist, es so köstlich und auserlesen machen zu lassen, wie er es mögen würde, so nimm einstweilen dies dazu, Cattarino" — er setzte den Beutel genuesischen Goldes auf den Tisch — „es ist Alles, was ich zu eigen besitze. Du sollst es zurückzahlen, wenn Du Dein Erbe angetreten hast."

Cattarino streckte langsam die Hand danach aus.

„Ich danke Euch," sagte er, mit den Zähnen lächelnd, „es ist sehr gütig von Euch, daran zu denken."

Es lag etwas in seinem Wesen, das den Herzog mit einer neuen Angst aufblicken machte.

„Cattarino," sagte er lebhafter, „wenn Du wärst, wie man sonst den Venezianern nachsagt, würde ich fürchten, Du könntest mir dies falsch auslegen. Darum habe ich auch keinem Dritten anvertraut, es Dir auszurichten, so gern ich uns beiden dies Zusammensein erspart hätte. Aber ich meine, wenn ich auch nichts mehr in Deinem Herzen zu verlieren habe, so ganz kannst Du mich doch nicht mißverstehen."

„Nein," sagte Cattarino. „Ihr thut mir Gerechtigkeit. Dazu haben wir uns zu gut gekannt. Ich weiß, daß Ihr im Grunde Eurer Seele nichts Anderes meint, als was Ihr eben gesagt habt."

„Das ist ein gutes Wort," sagte der Herzog erleichtert, „ich danke Dir. Bleib' noch einen Augenblick, Cattarin, daß ich nachdenke, ob noch etwas zu besprechen ist — wir sehen uns ja wohl nicht wieder. Ach, ich darf Dir nicht einmal Lebewohl sagen, nach Allem, was Du mir gewesen bist, nun ich Dir so gelohnt habe. Aber wenn einmal später eine Zeit käme, wo Du milder von mir denken kannst — ich bitte nichts für mich, Cattarino; nur möchte ich nicht auch noch Deine Seele mit einem ewigen Haß beladen haben."

„Ich werfe Euch nichts vor," sagte Cattarino. „Ich war ja gewarnt. Ich dachte nur nicht, daß es ihn treffen würde. Kann ich nun gehen?"

„Wenn je etwas ist, Cattarin, worin ich Dir nützen kann — wenn es in meiner Macht steht, Dir einen Wunsch zu erfüllen, es sei was es wolle, so weißt Du wohl, daß Du nur zu sprechen hast —"

Cattarino besann sich einen Augenblick.

„Wenn Ihr das möchtet," sagte er, ohne ihn anzusehen, „so wäre wohl etwas. Ich gehe damit um, zu heirathen. Könntet Ihr bei den Avvogadoren ein Wort einlegen, daß sie meine Ehe auf alle Fälle für das goldene Buch voraus verzeichnen? Ich möchte nichts versäumen; wir haben ja gesehen, was es nachher für Schwierigkeiten gibt. Aber gleich, wenn ich das bitten darf. Als Bräutigam, wißt Ihr, wartet man nicht gern."

Und wieder kam das Lächeln von vorhin um seinen Mund, das den Herzog fremd und widerwärtig in dem vertrauten Gesicht berührte.

„Noch heute," antwortete der, den Ausruf des Erstaunens und Antheils, der ihm auf die Lippen stieg, zurückdrängend. „Und wenn Du sonst etwas möchtest —"

Cattarino's Augen ruhten mit eigenem Glanz auf der römischen Flinte, der Gefährtin so vieler fröhlicher Jagdfahrten, die bei der Thür in der Ecke lehnte.

„Ich weiß nicht, ob ich die Bitte wagen darf —" begann er so zögernd, daß der Herzog mit leisem Befremden aufblickte. Aber nur einen Augenblick.

„Sie ist Dir gewährt," kam er ihm zuvor. „So viel hast Du mich nun für alle Zeit gelehrt, daß Du nichts forderst, was nicht Dir und mir zur Ehre gereichte."

Cattarino war ganz roth geworden.

„Es war nur, ob Ihr mir das Gewehr lassen wolltet," sagte er leise. „Wenn Ihr es entbehren könnt — ich hätte es gern — zum Andenken, wißt Ihr, an die gute Zeit. Wir sind doch glücklich mit einander gewesen —"

„O, Cattarino, danke für das Wort! War es weiter nichts? Nimm es, es ist Dein; ich werde es gern bei Dir wissen, im alten Sandolo, wo es immer gelegen hat — hol' es Dir selber, das Pulverhorn hängt daneben; Du darfst es ruhig nehmen, ich habe es nicht angefaßt seit —"

Cattarino dankte mit stummer Kopfbewegung, nahm die Waffe und ging hinaus.

Unten auf dem Treppenabsatz hörte er sich anrufen. Es war Giuditta, die ihn seitwärts in die Fensterbrüstung zog.

„Ich soll fragen," flüsterte sie, „ob der Engländer noch immer Euer Freund ist?"

„Nein!" antwortete er zwischen den Zähnen.

Sie lachte. „Das läßt sich hören. So nehmt dies zum Lohn."

Er entfaltete den dargereichten Zettel und las:

„Wir sind beide von Demselben aufs Tödtlichste gekränkt. Sollte die Rache uns doch noch zu Bundesgenossen machen? Die kleine Hofpforte wird heut' Abend seinem Feinde offen stehen."

Langsam, während er las, stieg ihm die dunkle Röthe ins Gesicht. Er zerpflückte den Zettel in kleine Stücke und ließ sie aus dem Fenster in den Canal hinunter flattern.

„Ich hoffe, Ihr gedenkt es mir, Illustrissimo," plauderte Giuditta. „Ihr hättet es diesmal bald verdorben mit Eurem Eigensinn, aber ich habe Euch das Wort geredet; wir Frauen sind immer zu gut für euch."

„Wo denkt sie hin!" rief Cattarino. „Während mein einziger Bruder unbegraben liegt, soll ich — hat sie denn gar kein Herz? Geh' und sag' ihr, Giuditta, ich bedauerte unendlich, aber ich sei durch dringende Geschäfte verhindert. Heut' Nacht halte ich Todtenwacht; es ist das Letzte, was ich für ihn thun kann."

„Und morgen?"

„Mache ich Hochzeit."

Damit ließ er sie stehen, schritt hinunter und zum letzten Mal über die Schwelle des Palastes in die Stadt hinaus.

Nicht nach dem Hospiz. Er hatte noch Einiges zu verrichten, ehe er in den stillen Raum zurückkehrte, der ihm jetzt die Heimath auf Erden bedeutete.

Als er auf den Marcusplatz hinaus trat und müden Schrittes die Säulenhalle der Procurazien entlang ging, traf sein Ohr ein wohlbekanntes Geräusch, der Flügelschlag der Tauben, die zur Fütterung herab schwirrten. Nickend und trippelnd sammelte sich die bewegliche Schar auf dem Boden der Piazza und erging sich schillernd im Sonnenschein. Er starrte darauf hin, von dem Schauspiel gefesselt, ohne die Wirklichkeit zu sehen; sein Blick war in die Vergangenheit gerichtet. Es schien ihm wie gestern, daß er, selbst noch fast Knabe, hier auf den Stufen des Säulenganges zu sitzen pflegte, das zarte, schwarzäugige Kind zwischen den Knieen; noch klang ihm sein Jauchzen im Ohr, wenn der Schwarm herab rauschte, noch fühlte er das geschmeidige Zappeln des kleinen Leibes, wie es aus seinen Armen mitten unter die bunten Vögel hinaus strebte, die schmeichelnden Hände an seinem Halse — ach, das war sein Gentile! War es denn möglich, daß nichts, nichts von dem Allen übrig war als jenes starre, edle Wachsbild drüben auf dem Bette bei den Mönchen? Eine Fluth warmen Erinnerns quoll in ihm empor und durchbrach den dumpfen Bann, der seit gestern seine Seele wie in eisernen Banden befangen hielt. Heiß stieg es ihm in die Augen, der sonnige Platz verschwamm plötzlich vor seinem Blick, und laut aufjammernd warf er sich auf die Stufen nieder und weinte und weinte, als sollte sein ganzes Herz in den endlich gefundenen Thränen hinschmelzen.

Die Rathsherren, die aus der Sitzung vom Dogenpalast herüber kamen, rafften bei dem Anblick ihre Sammettalare zusammen und machten einen Umweg.

„Ist der krank," sagten sie, „oder betrunken am hellen lichten Mittag? Es muß wirklich besser Aufsicht geführt werden auf der Straße."

Endlich, als er sich des ersten Schmerzes ersättigt, erhob er sich, noch vom Schluchzen erschüttert, und suchte, halb geblendet von seinen Thränen, den Eingang von San Marco. Er hob den Vorhang, und ihn umfing die goldene Dämmerung der großen Wölbungen mit sinnbeschwichtigender Stille und Kühle und feierlichem Weihrauchduft. Eine nie gekannte Inbrunst ergriff den Verlassenen. Hier gab es noch eine Stätte, wo er heimisch war, noch ein Ohr für seine Klage. Ein paar Schritt weiter, und er sank am Altar seiner Väter in die Knie und betete, wie er in seinem Leben noch nicht gebetet hatte.

„Heilige Madonna," rief er in heißer Andacht, „arme, schmerzensreiche Mutter Gottes! Sieh mich an, ich komme zu Dir in meiner Noth, denn Du allein verstehst mich. Du weißt, wie mir zu Muthe ist: Dir haben sie auch Dein Liebstes genommen und grausam getödtet, daß kein Leben mehr darin war; da gingen Dir die sieben Schwerter durch die Seele, und Du hast Deine Feinde büßen lassen im Abgrund der Hölle bis auf den heutigen Tag. Und nun sieh, wie mir geschehen ist, und hilf mir, heilige Mutter, daß auch ich die Süßigkeit der Rache koste. Und wenn es Unrecht war, daß ich so lange Wohlgefallen an dem Ketzer hatte, so verzeih mir, weil ich nun sein Feind bin, und hilf mir zu meiner Rache. Ich komme auch nicht mit leeren Händen; all' das Gold, das er mir gegeben, soll Dein sein, wenn Du mir zur Rache hilfst. Dachte er, der Leichtgläubige, einen Pfennig von seinem Gelde würde

ich für meinen armen Engel anwenden? Ja, es soll ihm ein Denkmal werden, aber anders als er meint, wenn Du mein Gebet erhörst, Madonna, und seine Waffe in meinen Händen zur Rache weihst."

Dabei schüttete er mit achtloser Hand die Früchte von John's mühevoller Sendung durch das Opfergitter hinein, daß das Gold sich in gleißendem Häufchen zu den Füßen der Heiligen ansammelte, und ging nach so verrichteter Andacht mit etwas leichterem Herzen seiner Wege.

Nur ein Goldstück hatte er zurück behalten, dafür kaufte er, als er über den Rialto kam, in der Bude, wo er dem Herzog die Jagdmunition zu besorgen pflegte, einen kleinen Vorrath Pulver und Blei. Was er übrig behielt, gab er im Vorübergehen dem nächsten Bettler, der ihm staunend Dank und Segen nachschrie.

Dann kehrte er in seine Wohnung heim, verbarg Flinte und Einkauf unter dem Bette, wusch und kleidete sich sorgfältig und begab sich hinunter zum Checo, bei ihm um die Tochter anzuhalten. Unter zwei Bedingungen aber: erstens, daß er vorher mit dem Mädchen allein darüber sprechen dürfe; dann, wenn sie eingewilligt, daß die Hochzeit schon am nächsten Tage stattfände.

Der Alte war nicht wenig bestürzt, als dies, was er so lange gehofft und gewünscht, nun in so unerwarteter und ungehöriger Weise über ihn hereinbrach. Doch war er zu sehr von dem Glanz der Verbindung geblendet und hielt zu große Stücke auf Cattarino, um ihn abzuweisen, und versuchte nur, mit allerhand Einwendungen etwas Aufschub und Bedenkzeit zu erlangen. Aber Cattarino war nicht gesonnen, sich hinhalten zu lassen.

Er wisse sehr wohl, daß es so nicht Gondoliersbrauch sei, aber er sei Nobile und habe seinen eigenen Brauch. Die nöthigen Förmlichkeiten ließen sich mit offener Hand ganz gut bis morgen erledigen, das Uebrige könne man nachher besorgen; Platz habe er ohnehin für Zwei, da Gentile fort sei — nach Florenz in die Lehre — und wenn er ihm sonst zum Schwiegersohn recht sei, möge er ihm nur die Nina rufen, denn die müsse er vor allen Dingen erst unter vier Augen sprechen.

Checo, einigermaßen befremdet und gekränkt von dieser herrischen Art, zu werben, rettete seine Würde, indem er sich zurückzog, um mit der Mutter zu berathen; und nun wußte Cattarino, daß er gewonnenes Spiel hatte.

Nicht lange, so erschien er denn auch wieder, die Tochter im eilig angelegten Festtagsputz an der Hand.

„Hier," sagte er nicht ohne Feierlichkeit, sie Cattarino zuführend, wo er am Fenster stand; „hier ist Misser Valiero, der uns die Ehre anthut, um Dich zu freien."

Nina stand erglühend und wagte nicht aufzublicken, aber der feuchte Glanz unter ihren Wimpern, der wallende Busen und das Spiel der Grübchen um den frischen Mund verriethen genugsam, was sie zu verbergen meinte.

„Er wünscht, ohne Zeugen mit Dir zu reden," fuhr der Vater fort. „Geh' und höre, was er Dir zu sagen hat. Ihr verzeiht, Illustrissimo, wenn ich draußen vom Vorplatz aus eurer Unterredung beiwohne. Es ziemt meinem Kinde nicht, selbst mit ihrem künftigen Gatten allein zu bleiben."

Er ging, und Nina konnte sich eines heimlichen Lächelns nicht erwehren; sie gedachte gewisser traulicher Dämmerstündchen draußen auf der Werft und heißer Nachmittage im Garten, wenn Mutter Beta sich mit der Nachbarin verplaudert hatte und Gentile im Schatten Siesta hielt, wo ihnen vielleicht mehr Aufsicht Noth gethan hätte als jetzt; mit verstohlener Schelmerei blickte sie zu dem Gespielen auf, ob er ihren Gedanken theilte. Da begegnete sie einem so trostlos ins Leere gerichteten Blick, daß ihr das Herz in plötzlichem Bangen stille stand.

Er nahm sich zusammen und lud sie mit einer Handbewegung näher zu sich in die Fensterbrüstung.

„Armes Kind," sagte er mitleidig, „sie hätten Dich nicht schmücken sollen; es ist nicht zur Freude, daß ich Dich begehre. Bis jetzt, Nina, war zwischen uns immer nur Scherz und Lachen —"

„O Cattarino!" sagte sie vorwurfsvoll, „für Dich vielleicht; aber ich — Du weißt nicht, wie es war, diese ganze Zeit über, wo Du mir keinen Blick gegönnt hast —"

„Sage mir nichts," fiel er ihr ins Wort, „erst höre und entscheide. Nina, Du bist tapfer und meinst es gut mit mir, das weiß ich. Kannst Du ein Geheimniß bewahren? So schwöre mir, daß Du keinem Menschen, auch Vater und Mutter nicht, auch nicht in der Beichte, ein Wort von dem verrathen wirst, was ich Dir sagen werde. Es ist mein Leben, das ich in Deine Hand lege; aber wenn Du mich nimmst, sollst Du wenigstens wissen, was Du thust."

Sie sah ihm in die Augen: „Dein Leben ist sicher bei mir: ich schwöre."

„So höre, Nina. Es ist etwas geschehen — ein großes Unglück. Gentile ist todt — erschlagen, und ich kenne den Mörder. Du begreifst, Nina, was ich zu thun habe. Dabei werde ich wahrscheinlich drauf gehen, denn der — Andere ist mächtig und von großen Verbindungen. Aber ich bin jetzt der Letzte unseres Bluts und darf nicht sterben, ohne einen Träger des Namens zu hinterlassen. Darum, Nina, muß ich ohne Verzug heirathen; und darum, sobald ich einen Erben habe, wird er vaterlos und seine Mutter Wittwe sein. Das war es, was Du wissen mußtest, ehe Du Ja oder Nein sagst."

Sie zitterte so, daß sie nicht antworten konnte; er streckte den Arm aus, sie zu stützen.

„Ueberlege es wohl," fuhr er heftig fort. „Uebereile Dich nicht. Es ist nichts Leichtes, was ich fordere. Denn Du darfst auch später nicht etwa wieder heirathen und Dein eigenes Leben weiter haben, sondern Du mußt versprechen, ihm Vater und Mutter zugleich zu sein und ihn aufzuziehen, wie ich Dich lehren werde — o, ich weiß nicht, wie ich die Stirne habe, her zu kommen und Dir solches Loos anzutragen! Einen Namen, den Niemand anerkennt, einen Leib, dem Tode geweiht, ein gebrochenes Herz, eine vergiftete Seele — ich weiß mir nur keine Zuflucht mehr auf Erden als Dich, Nina. Laß mich gehen. Ich werde es Dir nicht verdenken."

Sie hatte sich gefaßt.

„Es macht nichts, Cattarin," sagte sie und legte mit einem furchtlosen Lächeln ihre Hand in seine. „Lieber eine Stunde Dein als mein Lebelang eines Anderen."

Cattarino beugte sich feurig über die kleine Hand, sie zu küssen, aber mit einem schaudernden Seufzer ließ er sie unberührt wieder fahren.

„Ich kann nicht," sagte er. „Verzeih' mir. Heute sind meine Lippen geweiht. Ich weiß, ich sollte Dir anders danken; morgen, Nina, will ich versuchen — habe Nachsicht mit mir; ich weiß kaum, was ich rede. Mein halbes Leben ist fort; Du mußt sehen, armes Kind, wie Du mit dem Rest zurecht kommst."

Sie antwortete ihm so, daß Checo an der Zeit fand, der Unterredung ein Ende zu machen; und nun ließ sich auch die Mutter nicht länger zurückhalten, sondern kam herein, ihren Theil an der Freude zu haben. Die schicklichen Dank- und Segensworte wurden gewechselt, die nöthigen Verabredungen für den nächsten Tag getroffen; nur nachher, als Cattarino gegangen, gestanden sich die beiden Alten bedrückt, daß ihnen heute gar nicht recht wohl in seiner Gegenwart geworden, und es wollte ihnen schlecht gefallen, daß die Braut den ganzen Nachmittag still vor sich hin weinte. Aber wenn die Mutter besorgt in sie drang und sie ausfragen wollte, erklärte sie heftig, sie sei noch nie so glücklich gewesen, und könnte nur Gentile morgen bei der Hochzeit sein, so würde ihr nichts auf Erden zu wünschen übrig bleiben.

Früh am nächsten Morgen ruderte Cattarino, nur von seinem alten Genossen begleitet, im Sandolo Gentile's Reste nach der Todteninsel San Michele hinüber und brachte ihn in aller Stille zur letzten Ruhe.

Am selben Nachmittag fand seine Trauung mit vielem Glanze statt. Einiges Aufsehen erregte, daß einer der Avvogadoren in Person erschien, um von der Eheschließung Kenntniß zu nehmen. Trotz der kurzen Frist hatte Checo die ganze Brüderschaft aufgeboten und alle Bräuche nach Möglichkeit erfüllt; auch das Festmahl, bei dem weder Wein noch die herkömmlichen Gerichte gespart wurden, war seines Reichthums und Ansehens würdig.

Nina sah mit trüben Augen von ihrem Platz aus die Hochzeitstafel entlang und faßte nach dem Geschmeide der Phanariotin, das schwer und schmiegsam ihren Hals umschloß, um sich zu überzeugen, daß sie nicht träumte. Nein, diesmal war es Wirklichkeit: ihr Ehrentag, und der an ihrer Seite saß, Cattarino. Und doch fehlte etwas: Nicolò's kummervolle Miene erinnerte sie, was; und der Geliebte selber, wie er neben ihr ausgelassen trank und lachte und blitzenden Auges die derben Späße der Genossen in gleicher Münze zurückzahlte, kam ihr unheimlich fremd vor. Nur einmal während des Abends suchte er unter dem Tisch ihre Hand und sah ihr mit einem Blick in die Augen, daß ihre ganze Seele ihm entgegen kam; sie wußte nicht, daß es eine stumme Abbitte war, weil seine Gedanken eben wieder den alten, allzu gewohnten Weg genommen hatten.

Die Gäste aber rühmten das Glück des jungen Paares; Alle, bis auf einen alten Seemann, der wohl viel Wind und Wellen gesehen hatte. Der schüttelte den Kopf: „Ich weiß nicht, die Hochzeit gefällt mir nicht; die Braut ist zu traurig und der Bräutigam zu lustig. Das gibt kein gutes Wetter für die Ehe."

Der Erfolg schien ihm nicht Recht zu geben.

Nach den ersten Tagen völliger Stumpfheit kam Cattarino unter Nina's schonender Pflege allmälig zu einem Schein seines früheren Selbst zurück. Ihm half die Gewohnheit, ganz in der Gegenwart zu leben; er klammerte sich an die Dinge der täglichen Umgebung und hütete sich, vor- und rückwärts zu denken. Die Sorge für sein neues Hauswesen, denn er verließ das Quartier, das er mit Gentile inne gehabt, unter dem Vorwande, näher an die Fähre zu ziehen, gab ihm hinlänglich äußere Beschäftigung, um dem Denken zu entrinnen; und bei den Innungsbrüdern des Traghetto, an dem er sich jetzt dauernd einkaufte, erhielt er sogar seinen Ruf für gute Kameradschaft aufrecht. Die Veränderung, die man an ihm bemerkte, wurde der Eingenommenheit des jungen Ehemannes zugeschrieben, und er mußte sich manche Neckereien darüber gefallen lassen. Aber in der That war ihm noch am wohlsten in seinen vier Wänden, allein mit Nina, wo er sich nicht zu zwingen brauchte.

Und mit der Zeit begann dieser naturgemäße Zustand unmerklich seine Heilkraft zu üben.

Die Anfälle toller Sehnsucht, nach dem Palast zu gehen und in sein früheres Leben hinein zu blicken, gegen die er anfangs alle Willenskraft aufbieten mußte, wurden seltener und schwächer, und wenn er Nachts schluchzend aus unruhigem Schlaf auffuhr, war Nina ihm zur Seite, mit warmer menschlicher Nähe die Gespenster zu bannen. Er lebte sich allmälig in die neuen Gewohnheiten ein, und die Zeit seines Herrendienstes lag hinter ihm wie ein schwerer Traum, an den er nicht rührte.

Und als der Tag erschien, wo er aus den verweinten Augen und dem niedergeschlagenen Wesen seines jungen Weibes errieth, was sie nicht das Herz hatte, ihm zu sagen — sein letzter Wunsch erfülle sich —: da kam es wie ein Erschrecken über ihn, daß dieser Friede ein Ende haben müsse. Nina aber fühlte sich für manche still getragene Enttäuschung ihres bittersüßen Looses entschädigt, als er fast mit einer Art von Hoffnung ihr zuflüsterte, was insgeheim schon ihr einziger Trost gewesen:

„Vielleicht, Nina, wird es nur eine Tochter sein."

XIV.

Die Zeit ging hin. Es war im Winter, rauhes Wetter und wenig Verkehr nach der Giudecca, so daß der Fährmann von San Sebastian schon auf eine behagliche Mittagspause hoffte, als doch zwei Fahrgäste in eifrigem Gespräch auf den Landungsplatz heraus traten.

„Steigt mit ein, Herr Schreiber," sagte der Geistliche, nachdem er die Straße entlang gesehen und sich überzeugt hatte, daß sie unbeobachtet waren. „Ihr könnt mir unterwegs Eure Neuigkeiten berichten, daß ich sie dem Nuntius brühwarm zu Tische bringe; Ihr wißt, er gedenkt es uns."

„Das kann er wohl," sagte der Andere. „Ich dachte, es handelte sich nur um die Familiensache, die mein Herr neulich in Conegliano für den Engländer zu betreiben hatte; aber diesmal kamen noch ganz andere Dinge dabei heraus."

Er warf einen Seitenblick nach dem Gondolier, aber der achtete nicht auf sie, sondern winkte eifrig nach dem Ufer hinauf, wo eben seine junge Frau mit dem Essen daher kam; da stiegen sie ein und setzten auf Französisch ihr Gespräch fort.

„Wißt Ihr denn, wie es bei diesem Herzog mit der Religion bestellt ist?“ begann der Schreiber. Der Caplan lächelte.

„Weiter nichts als die alte Geschichte! Die Frau hält uns ja längst unterrichtet. Aber wir haben ihn fest. Was ist er denn ohne uns? Für seine Person mag er Psalmen singen, bis ihn der Teufel holt; wenn er uns nur das englische Unternehmen so geschickt durchführt, wie er es angezettelt hat.“

„Das thut er eben nicht,“ war die Antwort, „es ist aus damit. Ja, wahrhaftig! Er hat einfach mit den Papali gebrochen.“

„Nicht möglich. Was denkt er sich denn? Er kann ja gar nicht, das bringt ihn ja an den Bettelstab!“

„So etwas lockt solche Leute grade. Er soll übrigens noch eine Art Einsiedelei im Genuesischen besitzen, wo er seine Tage in Beschaulichkeit beschließen will.“

„Es war ja aber Alles schon so gut wie bewilligt, Mannschaften, Schiffe, Geld —“

„Um so mehr ist jetzt sein Farbenwechsel den Gegnern werth. Er verzichtet auf Alles und fordert als Gegenleistung nur, daß sein Günstling, der Gondolier, wißt Ihr — mit Vor- und Nachfahren, so weit es nöthig, ins goldene Buch eingetragen wird. Die sind natürlich heilfroh gewesen, ihn so leichten Kaufs abzufinden, obenein zum Schaden der Unsrigen, denn es hängen Erbansprüche daran —“

„Ein aufmerksamer Gatte, kann man wohl sagen. Es läßt doch besser so.“

„Das sagte Don Andrea auch deutlich genug mit seinem Lächeln, als ihm der Herzog das Adelsdiplom mit der Unterschrift des Dogen vorlegte. Aber der ließ sich nicht aus der Fassung bringen. ‚Ich meine,‘ sagt er in seiner stillen, höflichen Art, als ob er nichts Böses merkte, ‚daraufhin werdet Ihr nicht länger anstehen, diesen als Erben des Hauses anzuerkennen und ihm dieselben Zugeständnisse zu bewilligen, wie Euer seliger Vater dem verstorbenen Gentile‘.

„‚Nichts erkenne ich an!‘ schreit da der Cavaliere hitzig (ich konnte von meinem gewohnten Platze aus jede Miene erkennen) — ‚Was Ihr meinem Vater auf dem Todtenbett abgeschwatzt haben mögt, geht mich nichts an. Mir ist der Mensch zu schlecht geboren und zu wohl gewachsen. Wenn er einen Palast braucht, mag er ihn sich von seinem Fährlohn bauen.‘

„‚Es thut mir leid,‘ sagte der Engländer. ‚So werden wir an die Gerichte gehen.‘

„‚Ihr werdet Euch hüten,‘ spottete Don Andrea. ‚Vergeßt Ihr, daß Ihr in unserer Macht seid? Wer wird Euch Euer eigenes Erbe wieder erobern, wenn Ihr es mit uns verderbt? Auf unseren Beistand braucht Ihr nicht mehr zu zählen, wenn Ihr solche Saiten aufzieht. Meinetwegen mögen dann die Ketzer Eure Landsleute rädern und brennen, so viel ihnen beliebt.‘

„‚Das steht bei einem Höheren,‘ antwortete der Engländer, ‚so bin ich es doch nicht, der mein armes Vaterland verheert.‘

„‚Und die Partei, die auf Euch hofft? Die Verbannten und Gefangenen, die Eurer harren? Ist das Eure Art, eine anvertraute Sache zu führen?‘

„‚Sie zählen nicht mehr auf mich, meine Sendung ist niedergelegt,‘ sagt er da ganz freudig. ‚Jetzt bin ich Niemandem mehr Rechenschaft schuldig als meinem Gewissen.‘

„‚Und dem Ketzergericht, Protestant!‘ gab Don Andrea, außer sich, zurück. ‚Ich durchschaue Dein Spiel. Aber wenn Du denkst, um den Preis Deiner Seele Dir Heimkehr und Erbe zurückzukaufen, so kommst Du zu spät mit dem sauberen Angebot. Die heutigen Depeschen aus England melden, daß Dein Lehen der Krone verfallen und Dein Geschlecht auf ewige Zeiten des Landes verwiesen ist.‘

„Da konnte man wohl sehen, daß es ihm doch ans Herz ging. Einen Augenblick dachte ich schon, er wollte dem Cavaliere aus Leben für seinen Hohn; aber er that sich Gewalt an mit einem Zauberspröchlein oder ketzerischen Gebet, das er vor sich hin murmelte: ‚Non incedo, non incedo per ignes —‘“

„Ein Horazischer Vers, Du Tintenstecher, über den Bürgerkrieg. Und was dann?“

„Dann steckt er so ein Märtyrerlächeln auf — könnt Ihr Euch das Duldergesicht nicht denken? Und antwortet, als ginge es ihn Alles nichts mehr an: ‚Geht und sagt das meinen jungen Brüdern! Ich weiß nur noch von Einer Heimath, die ist uns Allen beschieden. Gott gebe mir baldige Einkehr!‘

„‚Amen!‘ schien mir da Don Andrea's halblaute Antwort, aber ich hoffe doch, ich habe mich verhört.

„‚Was aber diese Angelegenheit betrifft,‘ fuhr dann der Herzog fort, ‚so seid Ihr jetzt gewarnt. Ich selber verlasse morgen Venedig, wahrscheinlich auf immer. Aber die Belegstücke, von denen Ihr wißt, sind versiegelt bei Seiner Herrlichkeit dem Dogen niedergelegt, und hier Herr Zanni wird nach meiner brieflichen Anweisung davon Gebrauch machen, wenn Ihr nicht gutwillig nachgebt. Bedenkt, daß der Gegenpartei jeder Vorwand recht sein wird, Euch zu schädigen. Morgen um Neun reise ich. Bis dahin mögt Ihr mir Eure Entschließung kund thun.“

„‚Ich lasse es darauf ankommen,‘ trotzte der Cavaliere. ‚Vielleicht haben wir wieder Glück wie damals mit dem Gentile. Glückliche Reise, Herr Vetter. Ich hoffe, Ihr nehmt eine angenehme Erinnerung von Eurem Aufenthalt mit‘—

„Aber zum Teufel, was heißt denn das?“ unterbrach er seine Erzählung, „kommen wir denn heute nie an? So langsam bin ich in meinem Leben noch nicht übergefahren. Herr Zanni wird merken, daß ich ausbleibe.“

„Es ist Ebbe, lieber Herr, da gibt es so schwierige Strömungen,“ begütigte der Gondolier den Scheltenden, und sein gleichmäßig fortgesetzter Ruderschlag fing jetzt an, die Fahrt etwas mehr zu fördern.

„Langer Faulpelz,“ brummte der Schreiber beim Landen. „Alle Tage werden diese Leute übermüthiger und bequemer.“

„Laßt ihn," sagte der Caplan gutmüthig und fügte zu dem Fährgeld noch seinen Segen. „Der arme Kerl muß krank sein. Saht Ihr nicht, wie blaß er über der Arbeit wurde?"

Der alte John hatte das Kunststück fertig gebracht, die Abreise seines Herrn bis zum letzten Tage geheim zu halten, und nun war sein ganzes Sinnen und Trachten, den Aufbruch zu beschleunigen, um womöglich vor der angesetzten Zeit aus der Stadt zu kommen.

Aber so lange noch von Andrea Barozzi Nachricht kommen konnte, mußte er sich gedulden. Man wartete vergeblich.

„Im Grunde ist es auch besser für Cattarino, sein Erbe von der öffentlichen Gerechtigkeit zurück zu erhalten, nicht wie eine Gabe aus meiner Hand," sagte sich der Herzog.

Auch er war ungeduldig, fortzukommen. Er hatte keinen Abschied zu nehmen. Egeria hatte er seit jenem Tage nicht wiedergesehen. Sein Haus war bestellt, Alles in Bereitschaft, und er sehnte sich, diesen Ort der Erinnerungen zu verlassen. Nicht, daß er ihnen aus dem Wege ging. Im Gegentheil. Als der alte John melden kam, das Gepäck sei unten und die Gondel bereit, trat er ihm aus dem Morgenzimmer entgegen, das seit Gentile's Tode verschlossen gestanden.

„Es ist die höchste Zeit, daß wir hier weg kommen," sagte sich der Alte, als er sein Gesicht sah.

Mit etwas von dem Gefühl eines Gefangenen, der seinen Kerker verläßt, schritt der Herzog die Stufen hinunter und bestieg zum letzten Mal die Gondel. Er hatte seine Bande zerrissen; die Welt lag offen vor ihm. Endlich sollte er seinen eigenen Weg gehen und seine Kraft für das selbsterkannte Beste einsetzen dürfen. Aber es war nur die unausrottbare Gewöhnung jedes Lebendigen, auf die Zeit und den Wechsel der Dinge zu zählen, die ihn zu flüchtigem Zukunftstraum betrog. Noch ehe der Palast hinter ihm verschwunden war, kehrte ihm schon das hoffnungslose Bewußtsein wieder, daß die Freiheit draußen zu spät für ihn kam, und was noch von seinem Herzen übrig gewesen, nun in diesen Mauern begraben lag.

Er hatte nicht gedacht, daß ihm die letzte Fahrt so hart ankommen würde. Mit auf einander gebissenen Zähnen saß er da und sah, ohne zu sehen, die wohlbekannten Häuser und Merkzeichen vorüber gleiten. Er fürchtete sich vor dem Augenblick, wo die morgenhelle Lagune sich vor ihm aufthun würde. Jeder Warnruf des fremden Gondoliers, an dessen Anblick er sich nicht gewöhnen konnte, schnitt ihm durchs Herz, jeder brachte ihn ja dem letzten näher. Wo sie an einem Fahrzeug vorbei kamen, musterte er hastig die Bemannung, zwischen Furcht und Hoffnung, der Zufall könne ihm noch einen Anblick des verlorenen Freundes gewähren.

Bei der Einfahrt, wo der Weg an Casa Valier vorbei führt, lenkte auf John's verstohlene Weisung der Gondolier vorüber. Schweigend winkte ihm der Herzog, einzubiegen. Der Alte fuhr auf, fast weinend vor verbissener Ungeduld.

„Warum, Mylord? Ist der andere Weg nicht ebenso gut?“

Der Herzog antwortete nicht. Er schaute vorwärts nach dem feinen Marmorbau, der heiter im winterlichen Sonnenschein aus der Fluth ragte. Ueber sein verhärmtes Antlitz kam ein Schimmer des Trostes; hier wenigstens hatte er ein altes Unrecht gut machen können, hier würde doch wieder Glück einkehren durch ihn, wenn er auch selber seinen Theil daran verwirkt hatte; hinter diesen Fenstern konnten nun Leben und Liebe wieder aufblühen, und schon sah er im Geiste unter dem Wappen des Portals ein neues Geschlecht aus- und eingehen, das des Fluchs vergessen haben würde und nur noch vom Segen wissen.

Da, während er noch in solchem Traum empor starrte, schlug ein Gewehr an; die Kugel pfiff, und knatternd widerhallte in der Enge der Schuß. Er fuhr ein wenig zusammen und lächelte vor sich hin wie ein Glückseliger. Dann plötzlich veränderte sich sein Gesicht; die Augen wurden starr, durch die Hemdkrause an seinem Halse quoll es roth empor, und ohne einen Laut fiel er zuckend vornüber.

Zwischen den gemeißelten Pfeilern von Casa Valier aber zog langsam eine Wolke weißen Pulverdampfes hervor und hing in der sonnigen Luft unbewegt über dem wirren Getümmel von Hülferufen, Jammern und Verfolgung, das bei John's wildem Aufschrei in der Gondel losbrach.

An dem Tage war eine Glückliche in Venedig. Nina ging umher wie von Flügeln getragen; die Freudenthränen kamen ihr nicht aus den Augen, noch das Dankgebet von den Lippen, und auf dem Altar der Valieri brannten die Kerzen, die sie für die Rettung des Vielgeliebten gelobt hatte.

XV.

Es war sechs Wochen später, daß Cattarino, durch öffentlichen Aufruf geladen, sich zur anberaumten Zeit im großen Sitzungssaal des Dogenpalastes einstellte, um von den Ersten der Republik den Platz in der Reihe seiner Väter wieder zu erhalten.

Doppelt und dreifach schmerzlich fehlten ihm die Beiden, die seine Freude hätten theilen sollen. Seiner Nina waren diese Hoffnungen, das Einzige, was ihnen nicht von Kind auf gemeinsam war, immer fremd geblieben, und seit der Druck der großen Angst sie verlassen, war sie zaghaft geworden und bangte vor jeder Veränderung. Er hatte es wohl durchgefühlt heute, als sie die letzte Hand an seinen Anzug legen half, daß sie mit dem Herzen nicht bei der Sache war.

„Magst Du denn keine Edelfrau sein?“ neckte er sie. „Das hättest Du voraus bedenken müssen, Herz, als Du mich nahmst.“

„O, damals!“ seufzte sie. „Siehst Du, das ist es eben. Da kamst Du zu mir, als Du von aller Welt verlassen warst und Niemand etwas von Dir wissen wollte, und mein Glück fing an, weil ich Dir helfen konnte. Aber nun, wenn Du ein großer Herr bist — wer weiß, Cattarino, ob Du es mir immer gedenken wirst.“

Seine Fröhlichkeit war verflogen.

„Sei ohne Sorge, Nina," sagte er finster, „sie werden jetzt erst recht nichts von mir wissen wollen. Unser Kampf geht erst an, und der Einzige, der mir dabei geholfen hätte —"

Er brach ab, mit dem bitteren Seufzer, den sie verstand; da beeilte sie sich, mit allerlei munterem Geschwätz seine trübe Laune weg zu schmeicheln, damit er heiteren Angesichts, mit gutem Vorzeichen, seinen Weg antrete.

So mußte er sich an Nicolò's Mitgefühl genügen lassen, dessen braunes Gesicht von ungemischter Befriedigung strahlte, als er ihm, seinem angestammten Herrn, die nöthigen Documente in den Saal nachtrug.

Aller Blicke ruhten neugierig prüfend auf dem Eintretenden, der, in seinem besten Festtagsputz, sehr ernst und etwas blaß, sichtlich eines Höhepunktes in seinem Dasein stolz bewußt, den Mittelgang herauf schritt und mit tiefer Verbeugung Dogen und Senat begrüßte.

„Der braucht sich nicht erst lange auszuweisen," flüsterten die Graubärte unter einander. „Marco Valier leibhaftig, wie er vor fünfzig Jahren zu Schiffe ging. Selbst die Haltung. Er trägt sich gut für Einen, der gar keine Erziehung gehabt haben kann."

Der Avvogadore, ihm vom Hochzeitstage her bekannt, hieß ihn im Namen der Versammelten willkommen und legte in Kürze die durch Zanni's Enthüllungen aufgeklärte Sache der Valieri dar. Es sei unverhoffte Schicksalsgunst, schloß er, daß sich heute Gelegenheit biete, die dem unschuldig verurtheilten Marco zugefügte Unbill an seinem Enkel zu sühnen, und dem ruhmreichen Geschlecht, das man schon erloschen geglaubt, eine neue Zukunft zu eröffnen.

Die Beweisaufnahme über Cattarino's Herkunft, die nun folgte, war bald erledigt, und dem fast andächtig Staunenden wurde das vom Dogen erneuerte Adelsdiplom ausgehändigt.

Und dann erhob sich der vorsitzende Richter und verlas das Ergebniß der von Zanni geführten Verhandlung, wonach, mit Genehmigung des Dogen, durch besonderen Beschluß des Rathes das alte Urtheil vernichtet und Andrea Barozzi auferlegt wurde, seines Vaters Zugeständnisse an den seitdem verunglückten Gentile Valier dem jetzigen Erben gegenüber zu erfüllen: ihm das Bußgeld mit Zins und Zinseszins zu ersetzen und das Haus seiner Väter gegen denselben Zwangspreis, den damals Ginevra erhalten, wieder herauszugeben.

Wie in wachem Traume hörte Cattarino die Erfüllung seiner Lebenshoffnung an. Das Uebermaß schmerzlicher Freude wollte ihm die Brust sprengen; hingerissen warf er sich dem Dogen zu Füßen und dankte knieend, in gebrochenen Worten, für die ihm und seinen Todten endlich gewährte Gerechtigkeit.

Ein beifälliges Murmeln durchlief die Versammlung bei dem Anblick; der Doge reichte ihm mit huldvollem Glückwunsch die Hand, ihn aufzuheben, und winkte Don Andrea, der bleich, in tiefer Trauerkleidung, sich von dem Platz unter seinen Parteigenossen erhob und an den Tisch trat, wo die Zahlungsurkunde und die Schlüssel des Palastes zur Uebergabe bereit lagen.

Cattarino fühlte, daß es der Mühe werth war, all' seine Leiden durchlebt zu haben, um diesen Augenblick zu kosten. Erröthend vor stolzer Siegesfreude, suchte er begierig den Blick seines Feindes; aber der begegnete ihm so voll lauernden Triumphes, daß er betroffen zurückfuhr.

„Ich bin sehr bereit," begann der Cavaliere gemessen, „dem wohledlen Valier alle schuldige Gerechtigkeit zu erweisen; nur meine ich, Signori, was dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig. Darum verlange ich zuvor für mich Gerechtigkeit gegen ihn, wegen Meuchelmords, begangen an der Person meines erlauchten Vetters, des Herzogs Georg."

Es ging eine Bewegung durch den Saal. Alle Welt hatte von dem Verbrechen gehört, dessen Thäter nicht hatte ermittelt werden können. Cattarino's Beziehungen zum Herzog waren einmal Stadtgespräch gewesen; Niemand wußte Näheres. Man rief, fragte, vermuthete durch einander. Indessen besetzten Gerichtsdiener die Thüren. Die Papali, die bis dahin in unmuthigem Schweigen der Demüthigung ihres Hauptes zugesehen, ließen offen ihre Schadenfreude blicken. Nur Cattarino stand mitten in dem Tumult wie versteinert und starrte vor sich hin, als hörte und sähe er nichts davon.

Aber Zanni war nicht gewillt, sich den mühsam errungenen Sieg so entreißen zu lassen. Mit seinem verbindlichsten Lächeln trat er zwischen die Gegner hervor.

„Ihr werdet nicht im Ernst erwarten, Misser Barozzi, mit solcher Anschuldigung in solchem Augenblick Glauben zu finden."

„Was kümmert mich der Augenblick," rief der Cavaliere, „wenn ich nur des Mörders habhaft werde! Das Uebrige wird Sache der Untersuchung sein. Verhaftet ihn! Nicht auf mein Wort allein, Herrlichkeit. Alles weist auf ihn hin. Die Dienerschaft des Ermordeten, vor Allem sein alter Landsmann und Vertrauter, will schon seit Monaten so etwas gewärtigt haben —"

„Sachte, Don Andrea!" fiel ihm Zanni ins Wort. „Davon haben wir auch gehört. Ihr rechnet darauf, daß der Alte eben jetzt mit der Leiche nach England unterwegs ist und nicht bezeugen kann, wie sein Herr noch sterbend diesen Verdacht abgelehnt und jede Verfolgung untersagt hat."

„Einbildungen! Er war sprachlos, im Todeskampf, wer kann da nachkommen?"

„Nun, wenn Ihr ungescheut gegen seinen letzten Willen vorgeht, so breche auch ich das Schweigen, das er mir auferlegt: so wenig, Signori, hat er solchen Argwohn getheilt, daß vielmehr Niemand als er der ungenannte Gönner ist, in dessen noch am Morgen seines Todes ertheiltem Auftrag ich Misser Cattarino's Sache heute führe."

„Er war immer ein Schwärmer!" sagte Don Andrea. „Ich wiederhole meine Anklage, Signori —"

„So wißt Ihr offenbar nicht," unterbrach ihn der Advocat noch einmal, „daß der Valier zur Zeit der That gar nicht in Venedig war, sondern in Familienangelegenheiten aufs Festland verreist, wie die Innungslisten des Traghetto darthun müssen —"

„Daß er einen Tag zuvor Urlaub genommen, ja," gab Don Andrea höhnisch zurück. „Aber um ein so dringendes Geschäft kann er schon seine

Abreise die paar Stunden verschoben haben. Ihr hättet klüger gethan, grade auf den Punkt nicht aufmerksam zu machen."

Der Advocat wechselte die Farbe, aber er ergab sich noch nicht.

„Wenn Ihr denn so genau unterrichtet seid, Misser Barozzi," sagte er hitzig, „wie kommt es, daß Ihr nicht gleich vor sechs Wochen Anzeige gemacht habt und Eure Anklage ordnungsmäßig eingereicht, wo es sich gehört?"

Don Andrea lachte.

„Das glaub' ich," spottete er, „damit ihr in Muße eure Maßregeln treffen konntet? Ihr habt ja eben selber erzählt, daß das Nest leer war, schon als der Mord geschah. Ich brauchte Euren Aufruf, um mir den Vogel wieder ins Garn zu locken. Meint Ihr, ich hätte sonst so leicht klein beigegeben in dem Proceß?"

„Dies ist unerlaubt!" rief Zanni. „Hört ihr, Signori, wie er sich öffentlich vermißt, euch und eure Gerechtigkeit als Lockvögel für sein Rachegelüst mißbraucht zu haben? Bei Gott, die Ausrede macht Euch Ehre, Don Andrea —"

Aber der hörte nicht mehr auf ihn. Er hatte sich vor dem Dogen niedergeworfen und faßte flehend sein güldenes Gewand.

„Muß ich hier im Staube um Gerechtigkeit betteln," weinte er, „die ihr dem Ruderknecht da aus freien Stücken noch im dritten Gliede gewähren wollt, und jenes edle Blut darf ungerochen zum Himmel schreien? Vergeßt nicht, Herrlichkeit, daß meine Sache die Eure ist; ich klage um meinen Verwandten, ja; aber er war auch Gesandter und Gast der Republik, euer Aller Gast, Signori von San Marco."

Der Doge sah unschlüssig hin und her, aufmerksam bemüht, aus dem raschen Wortgefecht den wahren Zusammenhang zu errathen, und nicht ohne neugierige Theilnahme verweilte sein Blick auf dem blassen jungen Menschen in Gondolierstracht, der noch immer wie entgeistert dastand, ohne ein Zeichen zu geben, während es um Tod und Leben für ihn ging.

„Was hast Du auf die Anklage zu erwidern, Cattarino Valier?" fragte er fast gütig.

Cattarino sah auf seine Hände nieder. ‚So wenig je den Ring vom Finger, so wenig die Vergeltung aus den Gedanken!' klang ihm die alte Eidesformel in den Ohren. Entschlossen hob er den Kopf und begegnete den milden Augen des Greises mit einem harten Lächeln.

„Ich werfe sie in seine Zähne zurück," sprach er zuversichtlich. „Es ist ja klar wie der Tag, daß Andrea Barozzi selber der Mörder ist. Seht nur die Umstände an. Wo ist der Schuß gefallen? Aus dem Palast, der damals sein war, und wo er oder sein Helfer geheime Schlupfwege gewußt hat, da Niemand, wie es scheint, am Orte zu fassen war. Dann sein Benehmen nach der That: wie er gleich die Verfolgung an sich reißt, emsig, nach seinem eigenen Bericht, umher spürt und den zärtlichen Verwandten spielt, bis er sich versichert hat, daß kein Verdacht auf ihn fällt. Da erkaltet sein Eifer plötzlich; er ist ganz zufrieden, Gras über die Sache wachsen zu lassen. Sechs Wochen lang läßt ihn das ungerochene Blut ruhig schlafen, und erst heute, da das

Vermächtniß des Todten siegt, und er erkennt, daß er mir mein Recht nicht länger vorenthalten kann, besinnt er sich plötzlich auf seine Familienpflicht und die Ehre der Republik und hängt mir aus dem Stegreif diese Anklage an, um mich und meinen unbequemen Anspruch gleich noch mit derselben Kugel aus der Welt zu schaffen. O, es ist ein Meisterstreich! Aber Eure Weisheit und Einsicht wird seine Ränke zu Schanden machen.

„Denn wollet nur bedenken, Herrlichkeit, und ihr, Signori von San Marco: thut man wohl so etwas ohne gute Gründe? Und wer von uns beiden hat denn mehr Grund dazu gehabt? Ich will von dem gar nicht reden, was früher zwischen ihm und dem Herzog vorgefallen ist, denn es ziemt sich schlecht, aus dem Hause zu plaudern, wo man sein Brot gehabt hat; aber ich meine, es ist nur allzu bekannt, daß Don Andrea seinem Vetter bei Lebzeiten keineswegs immer so angelegentlich nachgefragt hat wie jetzt. Und ferner steht fest, wie Herr Zanni hier und sein Schreiber bezeugen können, daß der Herzog am Tage vor der That seiner Partei abgesagt und ihm den Entschluß eröffnet hat, meine Sache in die Hand zu nehmen und um jeden Preis zum Siege zu führen, wie sie in der That nun die letzte Sorge seines armen brechenden Herzens gewesen ist. Zu wessen Gunsten war also sein Tod? Ich denke, Ihr seht es selber, daß der Barozzi dabei Großes zu gewinnen, aber ich Alles auf Erden zu verlieren hatte."

In lautloser Ueberraschung, wie er selber von seinem Redestrom mit fortgerissen, lauschte ihm die Versammlung; nur aus den Reihen der Papali antwortete vernehmlich genug ein anzügliches Flüsterwort, daß ihm das jähe Blut in die Wangen schoß, so schnöde und öffentlich sein geheimstes Weh antasten zu hören. Zorn und Scham bebten in seiner Stimme, als er, scharf gegen die Lacher gekehrt, im selben Athem noch einmal das Wort nahm:

„Wenn aber hier, wie es scheint, irgend ein Vorwitziger noch etwas Anderes wittern will, weshalb wohl ein Mann dem anderen nach dem Leben stellt, so weiß ich nur eine Antwort für solche Lästerzungen, und die, leider, steht mir hier nicht zu Gebote. Aber ich berufe mich deswegen auf den Herzog selber, und ihr Alle, Signori, seid mir Zeugen, ob ihr wollt oder nicht; denn die ganze Stadt weiß es ja, wie ich all' die Zeit über Tag für Tag von Morgen bis Abend draußen auf der Lagune an den einsamsten Orten allein mit ihm habe zubringen müssen, wo ich tausendmal weit bequemere Gelegenheit gehabt hätte, ihn ohne Aufsehen aus dem Wege zu räumen, wenn mir so etwas je in den Sinn gekommen wäre. Und er wollte es so und traute mir, und alle üble Nachrede, die sich zwischen uns zu drängen versuchte, hat daran nichts zu ändern vermocht. Denn das weiß Gott: wir standen so mit einander, daß mir auf dieser Welt nichts Bittereres mehr hat widerfahren können als sein Tod."

Der Schmerz erstickte ihn; er verstummte überwältigt.

„Verantworte Dich, Andrea Barozzi," brach endlich der Doge das bestürzte Schweigen.

Dem Cavaliere sahen Haß und Furcht aus den Augen, aber er behauptete eine kecke Fassung, und seine höfische Ueberlegenheit stach seltsam ab gegen die geheime Verzweiflung in seines Gegners Ton.

„Ich habe gar nicht gewußt," sagte er, „daß Misser Cattarino ein so gefährlicher Redner ist. Wahrhaftig, er hat mich beinah' selber überzeugt. Nur hat er ein paar Umstände vergessen, die vielleicht Licht in die Angelegenheit bringen, und die ich bitte, nachtragen zu dürfen.

„Fürs Erste, was den Ort der That betrifft, habe ich als sorgsamer Hausherr, da, wie er bemerkt, Casa Valier damals noch mein war, den alten Durchgang sofort nach Spuren des Mörders untersuchen lassen. Dabei fand sich, daß die Schlösser der beiden Thüren frisch geölt und benutzt waren. Die Schlüssel dazu sind aber, bekanntermaßen, seit der Durchgang vor achtzig Jahren geschlossen wurde, Familienbesitz der Valieri, und nicht mit dem Palast in unsere Hände übergegangen, wie sich aus dem Inventar nachweisen läßt."

„Papier ist geduldig," warf Cattarino höhnisch dazwischen, „und es wohnen tüchtige Schlosser beim Rialto."

„Zum Zweiten," fuhr Don Andrea fort, ohne sich stören zu lassen, „wenn wir die Beweggründe zur That erwägen, so kann es deren doch noch andere geben als Habgier und Eifersucht. Und er hat Euch die Kleinigkeit verschwiegen, daß mein Vetter der Herzog, in einer der Anwandlungen, denen er unterworfen war, das Unglück gehabt hat, den jungen Gentile Valier, dieses Cattarino einzigen Bruder und Augapfel, zu erschlagen."

Cattarino zuckte zusammen. „Erweise das!" sprach er tonlos.

„Nichts leichter. Ich habe es aus dem Munde einer Augenzeugin, der Herzogin Egeria."

„Sie soll vernommen werden," sagte der Doge. „Zum Dritten?"

„Ist die Jagdflinte meines unglücklichen Vetters, wie ich höre, damals nach dem Tode des Gentile zugleich mit diesem Gondolier aus dem Hause fortgekommen. Sie war aus Rom und von ungebräuchlichem Kaliber, so daß er sich selber, zusammen mit dem Cattarino, den er ihren Gebrauch lehrte, die Kugeln dazu zu gießen pflegte. Einige fanden sich noch in seinem Nachlaß, die mit der aus der Leiche genommenen übereinstimmen. Eine Nachforschung wird sehr leicht ergeben, bei welchem von uns beiden sich Gewehr und Schlüssel vorfinden."

Cattarino berente mit der bittersten Reue seines Lebens die Regung der Pietät, die ihn verhindert hatte, sie in den nächsten Canal zu werfen. Er hörte den Befehl zur Haussuchung ertheilen und wußte sich verloren. Da ergriff ihn noch eine neue Angst.

„Barmherzigkeit!" stöhnte er auf, „mein armes Weib! Es wird ihr Tod, wenn sie es so erfährt. Nicolò, geh' Du wenigstens mit, es ihr beizubringen —"

„Und das Gewehr verstecken?" höhnte Don Andrea; „nehmt den Alten fest, er ist sein Helfer."

Der Doge erhob sich. Er war gekommen, einer feierlichen Amtshandlung beizuwohnen, und sah sich unvermerkt in das Verhör einer Mordsache hineingezogen, dessen peinliche Erregungen seinem Alter durchaus unzuträglich waren; es war auch weit über die Essenszeit hinaus, und der Arzt hatte ihm Pünktlichkeit anbefohlen. Er winkte seinen Begleitern, aufzubrechen.

Cattarino hielt ihn doch durch einen flehenden Blick zurück und zwang mit gebieterischer Handbewegung die aufgeregte Versammlung noch einmal zum Schweigen.

„Hört mich, Herrlichkeit, und ihr, Signori!" sprach er mühsam, aber bis in den entferntesten Winkel vernehmlich. „Verschont mein Haus. Ihr sollt ohne das die Wahrheit wissen. Es ist, wie er sagt. Ich habe den Herzog, meinen Freund, erschossen: ein Bube, wer das nicht für seinen Bruder kann! Und nun thut, was Eures Amtes ist. Mir soll es recht sein."

„Das wollen wir sehen!" zischte Don Andrea triumphirend.

Niemand pflichtete ihm bei. Die Todtenstille, die auf das Geständniß folgte, löste sich in eine Art von Seufzer, in dem sich die allgemeine Erschütterung Luft machte. Selbst die Gegner konnten dem Unterliegenden nach so tapferer Gegenwehr ihre Theilnahme nicht versagen.

„Führt ihn ab!" befahl der Doge. „Ihr, Avvogadore, werdet das regelrechte Verhör einleiten. Ich empfehle Euch Milde. Wer von uns hätte nicht an seiner Statt ein Gleiches gethan?"

Niemand als Don Andrea sah, wie Cattarino, die Hand in den Falten seines Gürtels, mit dem Auge die Entfernung zwischen ihnen beiden maß. Hastig sprang er hinter den Dogen zurück, dem tödtlichen Wurf zu entgehen, und verließ so, von der ehrwürdigen Gestalt gedeckt, den Saal.

Da ergab sich Cattarino in sein Geschick, senkte den Kopf und folgte den Schergen, die ihn umringten, in den Kerker.

XVI.

Die Wochen verstrichen, draußen ging das Leben seinen Gang weiter. Nicolò hatte keinen leichten Stand damals, denn außer dem, daß er für Zwei zu arbeiten, und Nina, so weit es gehen wollte, bei gutem Muth zu erhalten hatte, verbrachte er jede Freistunde, die sich erübrigen ließ, an den Thüren der Gerichtssäle, mit allen Schreibern und Bütteln, deren er habhaft werden konnte, Bekanntschaft anknüpfend, ob er nicht irgendwo etwas über das Geschick des Genossen erführe.

Aber vergebens. Selbst Zanni, an den er sich in seiner Angst wandte, wußte nichts Bestimmtes; den Wenigen, die damit zu thun hätten, eile es offenbar nicht mit der Entscheidung; Don Andrea scheine sie sogar absichtlich hinauszuschieben; seiner Meinung nach könne es aber nur gut thun, wenn die Sache erst mehr in Vergessenheit gerathe. Das war wenigstens etwas Tröstliches, um Nina wieder eine Weile hinzuhalten.

In der Lagune wechselte indessen Ebbe und Fluth, die Frühlingsstürme brausten herüber und legten sich wieder vor dem wachsenden Sonnenschein, und schließlich war man schon weit in den Sommer hinein, als endlich doch der Tag für Cattarino's Verhör anberaumt wurde. So wenig Aufhebens davon gemacht worden war, irgend welche Kunde mußte über die Mauern des Dogenpalastes hinaus gedrungen sein. Denn als der vorsitzende Richter die große Galerie zum Gerichtssaal daher kam, trat ihm eine Bittstellerin in volksthümlicher Wittwentracht, mit gerungenen, weißen Händen unter dem schwarzen Schleier, der sie verhüllte, in den Weg.

„Gnade, Excellenz!“ flüsterte sie in etwas fremder Mundart zu ihm empor. „Ich erfahre eben erst, was heut' vorgeht; Gottlob! noch nicht zu spät. Ihr müßt ihn retten, um Eurer selbst willen; es ist von der höchsten Wichtigkeit; hört mich, nur einen Augenblick!“

Schon wollte er mit geschäftsmäßiger Weigerung vorbei, aber etwas in ihrem Ton und ganzen Gebahren bewog ihn doch, sich noch einmal zu ihr umzuwenden.

„Ich bedaure selbst am meisten meine Pflicht,“ sagte er nicht unfreundlich, „aber Ihr seht ein, es ist wenig zu machen. Er ist geständig, und der Ermordete war Gast der Republik.“

„Mir war er noch näher,“ kam ihre Antwort mit einem Beben in der Stimme. „Beim Heiland! Wenn ich es über mich gewinne, für seinen Mörder zu bitten, kann die Republik wohl Gnade für Recht ergehen lassen.“

Und unter dem Schleier, den sie zurückschlug, erblickte der Richter mit Staunen und Entzücken, denn er war Kenner, Egeria's stadtbekannte Schönheit. Dies versprach, ein unerwartet reizendes Vorspiel zu dem widerwärtigen Geschäft des Morgens zu werden. Er verneigte sich tief und führte sie mit plötzlich verändertem Wesen abseits in eine der getäfelten Wandnischen, um, ungesehen, recht in Muße die Bitten und Verheißungen des herrlichen Geschöpfes entgegenzunehmen. Und auch Egeria gefiel sich in ihrer Rolle. Sie sah, daß er gebeten sein wolle, und bat. Es war erbaulich, anzuhören, wie sie von der Christenpflicht der Vergebung sprach und von Cattarino's Jugend und seinem alten Namen; sogar, was ihr Gemahl für große Stücke auf ihn gehalten, und wie er ein junges Weib so hülflos hinterlasse, vergaß sie nicht zu erwähnen; in so besonderem Falle werde ein Mann wie er gewiß Rücksicht zu üben wissen, zumal eigentlich Niemandem mehr mit der Rache gedient sei; sogar Don Andrea — sie habe es schriftlich — scheine neuerdings der Gnade nicht abgeneigt. Und dazwischen fielen, nur dem Kundigen verständlich, Winke von heimlicher Bundesgenossenschaft und hoher Verwendung, die dem Ehrgeizigen selbst aus anderem Munde hätten den Kopf verdrehen können. Noch stellte er sich hart, den Preis seiner Milde zu erhöhen; aber seine Einwendungen machten sie nicht irre; sie wußte ja, wenn er sie nur so lange anhörte, bis ihre schmeichelnden Augen Zeit hatten, mit seinen klugen zum Einverständniß zu kommen, war Cattarino gerettet; und wenn das ihr Werk war — bei dem Gedanken sparte sie weder Thränen noch Lächeln. Und schon ergab er sich.

„Vor Allem,“ begann er, „darf ich Euch nicht verhehlen, daß man sich auch von anderer Seite in dieser Sache bemüht hat. Eben Don Andrea Barozzi—“

„Wirklich?“ sagte sie überrascht. „Er gab ja vor, ihm erträgliche Haft ausgewirkt zu haben, aber ich dachte, das sei nur, um meiner Verwendung bei Euch vorzubeugen.“

Er lächelte ein wenig.

„Ihr seid so klug, wie Ihr schön seid, Madonna. Ich segne den Argwohn, dem ich dies Glück verdanke —“

Aber indem er sprach, wurde sie inne, daß seine Aufmerksamkeit nur noch halb bei ihr war. Er horchte unruhig nach dem Treppenaufgang hin, und

auf einmal sah sie ihn etwas bleicher werden und eigenthümlich die Nasenflügel verziehen.

„Ist Euch nicht wohl?“ fragte sie theilnehmend.

Er ergriff ihre Hand und zog sie hastig hinter den Thürpfeiler zurück.

„Hier herein, ich bitte Euch!“ sagte er. „Es ist nichts; sie bringen nur einen Gefangenen herauf. Seht Euch nicht um, gnädigste Frau; Einer, der aus den Pozzi kommt, ist kein Anblick für Damen.“

Sie hatte wohl gelegentlich, mit halbem Unglauben, geflüsterte Andeutungen über die neuen unterirdischen Verließe gehört, in denen die Feinde von San Marco zu lebendigem Tode verdammt würden. Sollten die Schauergeschichten Wahrheit sein? Neugierig folgte ihr Blick dem ihres Gefährten und haftete, vom Reiz des Grauens gebannt, an der Jammergestalt, die eben vorbeigeführt wurde. Es war ein langer Mensch, in den letzten Zuständen von Fieber und Verwahrlosung, der sich mühsam, der aufrechten Haltung entwöhnt, in Ketten daher schleppte. Blutige Lappen um seine Knöchel verriethen, wo ihm die Fußeisen gesessen; seine Lumpen hatte man, aus Rücksicht für die Richter, mit einem groben Sacktuch bedeckt. Die Haare hingen ihm in feuchten Strähnen um das wächsern gelbe Gesicht, dessen Lippen sich widrig, wie bei einem Sterbenden, von den Zähnen zurückzogen.

Bei einem der großen Fenster, das halb geöffnet war, versuchte er still zu stehen und hinaus zu sehen. Die Rathsherren, die da zusammen standen, traten aus einander, und einer, aus Furcht vor Ansteckung, oder in der Regung von Ehrfurcht, die feine Seelen beim Anblick eines großen Elends überkommt, gab ihm Raum und stieß das Fenster vollends auf.

Es war ein windiger Tag; die Luft stand von der See her, und deutlich klang das dumpfe Brausen der Brandung vom Lido herüber. Die Wolkenschatten jagten sich über die Lagune, daß sie bald da, bald dort in lichtgrünen Streifen aufleuchtete, und streuten schweifende Sonnenlichter über die ragenden Gebäudemassen der Stadt und das Schiffsgewimmel unten längs der Riva, wo die freien Menschen kamen und gingen.

Der Gefesselte stand und starrte hinaus, als wäre er ganz der Gegenwart entrückt; und wie er sehnsüchtig den Blick in die bewegte Weite von Luft und Wasser tauchte und zurückgeworfenen Hauptes den lang entbehrten Salzhauch des Meeres in sich trank, hob sich unbewußt die zerrüttete Gestalt, aus den matten Augen brach es wie ein Abglanz vergangenen Glücks, flüchtig färbten sich die Wangen, und um den welken Mund kam auf einmal verklärend das alte Lächeln wieder.

Der Richter fühlte Egeria's Hand schaudernd aus seiner sich lösen; erst an seinem Lächeln hatte sie Cattarino erkannt.

Hastig zog sie den Schleier übers Gesicht und trat tiefer in die Nische zurück. Der Richter folgte ihr besorgt.

„Verzeihung, Madonna — es ist mir höchst peinlich — ich hätte Euch eher fortbringen sollen; aber der Vorzug Eurer Nähe — Seid versichert, daß es an mir nicht fehlen soll in unserer Sache; und ich glaube, ich kann Euch einen guten Ausgang versprechen; der Doge schien ihm gewogen. Wenn man eine Bittschrift aufsetzte —“

Ihr war die Kehle wie zugeschnürt.

„Es ist nicht nöthig," brachte sie hervor. „Mein Gesuch ist gegenstandslos geworden. Bemüht Euch nicht weiter darum, sondern thut, was Rechtens ist. Ich danke Euch für Euren guten Willen."

Und alles Weitere mit gebieterischer Handbewegung ablehnend, schlüpfte sie tief verschleiert hinaus, wie sie gekommen, ehe Cattarino wieder zur Wirklichkeit erwachte.

„Merkwürdig bleibt bei alledem," sagte der Richter, als er Abends seiner Frau den Vorgang erzählte, denn er war ein kluger Mann; „merkwürdig ist es doch, was für eine Macht im vergossenen Blute steckt. Bei Lebzeiten soll sie ihren Engländer mit ihm verrathen haben; aber den Mörder konnte sie nicht ertragen; und er hat es doch offenbar um ihretwillen gethan.".

„Poverino!" war Alles, was die Frau erwiderte, und es bleibt ungewiß, ob sie den Verurtheilten meinte oder ihren Mann; denn sie war noch klüger als er.

Es war wenige Tage später, um Morgengrauen, daß Cattarino seinen letzten Gang antrat. Das Schaffot war, wie üblich, zwischen den Säulen der Piazzetta errichtet. Aus Rücksicht auf seinen Zustand hatte man ihm die Ketten erlassen. Er schritt auch willig genug zwischen den Wachen einher, schien aber den Priester nur halb zu verstehen, der ihn mit geistlichem Trost begleitete. Unruhig suchend schweifte sein Auge über die Fahrzeuge an den Landungsstufen und die schweigende Menschenmenge unten um das Gerüst her. Plötzlich leuchtete es auf.

„Es heißt, daß Leuten in meinem Fall eine letzte Bitte gewährt wird," sagte er. „Ist dem so? Dann möchte ich wohl einmal an der Rose riechen, die der Mann da in der Hand hat."

Aus der Schar der Innungsbrüder, die baarhaupt dem Zuge entgegen harrten, löste sich Nicolò's wettergedörrte Gestalt. Der Priester hatte ein menschliches Rühren. Auf sein Wort hielten die Wachen; in zwei Sätzen war der Alte heran und reichte die Rose über die vorgehaltenen Partisanen weg.

„Von Nina, mit ihrer Pflicht — Du wüßtest schon. Nein, weiter noch nichts. Sie durfte nicht mit her."

„Das fehlte noch" — er schauderte. „Laß sie mich auch nachher nicht —"

Der Alte nickte. „Die Brüderschaft besorgt das Alles. Es wird sehr schön, wie sich für Deinesgleichen gehört — o mein Sohn, mein Liebling! Wir dachten noch immer, sie müßten Dich begnadigen —" er hielt die Thränen nicht länger.

Der Verurtheilte zuckte die Achseln.

„Mit mir ist es doch vorbei, dafür hat er gesorgt. Und was soll ich auch, ohne den Herzog und Gentile? Nur —" die fieberglänzenden Augen wurden weit, und seine Stimme sank zu heiserem Flüstern — „unsere Herrin, Nicolò — ich habe meine Rache rein gehalten; aber heut' muß ich fragen. Ist das wahr, was sie von einer Heirath sprachen? Ich träume so viel

jetzt — Gottes Strafe, meinte der Herzog; er weiß nicht — im Traum, siehst Du, gibt es keine Sünde! — aber dies, dünckt mir, hörte ich bei wachen Sinnen. Es ist also? Sieh' mich an. Natürlich! Er braucht Geld und sie einen Namen. O Nicolò! hab' ich sie dazu zur Wittwe gemacht, und muß selber fort, ohne je — die Vergeltung, Nicolò, die Vergeltung wird mir keine Ruhe im Grabe lassen."

„Kind, Kind, denke doch an Deine Seele jetzt!"

„Die Beiden haben auch so hinfahren müssen; ich brauche es nicht besser."

„Vorwärts!" tönte es vom Schaffot. „Worauf wird gewartet?"

„Soll sie Dich auch drüben noch zu Grunde richten?" jammerte der Alte. „Höre doch; er hat es Dir vorreden lassen, es ist kein wahres Wort daran. Werde ich Dir lügen? Nur, daß sie beim Richter war, für Dich bitten, das kann ich Dir schwören; ich habe selber die Giuditta unten im Hof gesprochen — wirst Du nun in Dich gehen und wenigstens Deine Seele retten?"

Cattarino's Augen belohnten ihn.

„Der Engel!" hauchte er und streifte mit einem Lächeln der Erinnerung seinen Ring vom Finger. „Weißt Du noch, Torcello? War das schön! Und ich dachte damals, ich wäre unglücklich!"

Der Zug setzte sich in Bewegung.

„Deine Rose taugt mir nichts," sagte er laut, „ich rieche nur noch den Kerker. Bring' sie der Nina für meinen Sohn. Sag' ihr, mein Letztes wird Dank sein — sprich ihm von mir — hebt ihm Alles auf; nur des Herzogs Flinte nicht; die weiht unserer Madonna. Sie hat Schaden genug gethan; da nützt sie doch meiner armen Seele —"

Nicolò, von den Wachen bei Seite gedrängt, blieb allein zurück, die zerknickte Blume in der Hand, an deren Stiel das Kleinod der Valieri funkelte. Wie eine Reliquie drückte er sie an sein Herz und seine Lippen, so lange noch Cattarino's rückgewandter Blick ihn erreichte. Dann starrte er, trockenen Auges, unfähig, sich zu rühren, dem Zuge nach, der das Blutgerüst erstieg. Wie im Traum hörte er den Ausrufer das Urtheil verkünden, das laute Beten des Priesters vom gemurmelten der Menge begleitet; dann durch die Stille vom Uhrthurm herüber den bang erwarteten Schlag der verhängten Stunde. Er sah die theure Gestalt hervortreten und niederknieen; der Henker schürzte sich. Es schien ihm an der Zeit, zu beten; aber um Alles in der Welt konnte er sich nicht auf die richtigen Worte besinnen. Ehe er damit zu Stande kam, blitzte plötzlich gegen den grauen Morgenhimmel das geschwungene Richtschwert auf. Mit einem Schrei sinnberaubten Schmerzes stürzte er herzu. Mitleidig machte man ihm Platz; es war schon vorüber, und das Schaffot ganz überströmt vom Blut des letzten Valier.

* * *

Wenige Stunden darauf lag der Platz heiter wie sonst im Sonnenschein da. Alle Spuren des Geschehenen waren weggeräumt, die Thüren von San Marco mit Gold und Scharlach behangen, und eine Bahn reicher Teppiche von den Landungsstufen bis zum Hauptportal zu festlichem Empfange hingebreitet. Drinnen im goldenen Helldunkel flimmerten die Kerzen auf dem

Hochaltar, an dem die Priester sich ab und zu bewegten, eine feierliche Handlung vorbereitend. Schon sammelte sich in den weiten Schiffen die Menge zu vorläufiger Andacht, die oft unterbrochen wurde, wenn ein Chorknabe im Festornat mit einem der heiligen Geräthe vorüber eilte oder die Vorhänge sich lüfteten, um in einer Fluth blitzenden Sonnenscheins neue Schaulustige einzulassen. Und jetzt verkündete von draußen ein anwachsendes Gewirr von Stimmen, vermischt mit Flöten- und Geigentönen, das Nahen des erwarteten Aufzuges. Weit öffneten sich die Vorhänge, alle Glocken fingen an zu läuten, und vom hohen Chor herab fiel brausend das Tedeum ein.

„Seht doch, seht die Pracht!" rief es rings umher. „Gott segne die Braut, wie sie schön ist! Und er, so stattlich, ganz in Weiß und Gold. Die Glücklichen! Heil, Heil dem edlen Paar —"

Der Page, der die Schleppe trug, lächelte fromm unter seinem vollen Rosenkranz.

„Glück und Heil?" war sein Gedanke, „dazu kennen wir uns doch schon etwas zu genau. Nun, mich geht's nicht mehr an. Unter dem Herrn bleib ich nicht zwei Tage, sie mag mich bitten, wie sie will. Erst zu Geld gemacht, was ich weiß, und dann auf und davon, so wahr ich Martin heiße. — Hoch lebe die Herzogin Egeria und ihr erlauchter Gemahl!"

Die Jubelrufe störten doch endlich die Andacht des jungen Weibes, das abseits vor dem einen unerleuchteten Altar in weltentrücktem Gebet auf den Knieen lag. Sie schrak empor und sah wie im Traum aus verweinten Augen um sich.

„Komm nach Haus," sagte der alte Gondolier, der zusprang, ihr auf die Füße zu helfen. „Dies ist kein Schauspiel für Dich, Nina."

Sie aber hörte nicht, sondern starrte ganz selbstvergessen die Braut an, mit einem sonderbaren Lächeln um die Lippen, das fast wie Mitleid aussah.

Der Herold, der den Neuvermählten vorauf aus voller Schale Silber unter das Volk streute, gewahrte die verhüllte Gestalt auf den Altarstufen.

„Nimm," sagte er, und reichte eine Handvoll hinauf, daß sie sich nicht zu bücken brauche; „es ist Allen gegönnt! Und bete für meinen edlen Herrn Andrea Barozzi, daß der Himmel vergelte, was er heut' an euch thut."

„Zu nichts Anderem bin ich mehr auf Erden," antwortete sie da mit so leidenschaftlicher Inbrunst, daß der Bräutigam ganz betroffen umblickte; aber das junge, vergrämte Gesicht war ihm völlig fremd. Dahinter aber die Flinte, die vom Marienbild herabhing, kam ihm bekannt vor; er schlug hastig ein Kreuz, sah weg und beeilte sich, die Miene stolzer Zufriedenheit, die ihm zukam, wieder vorzunehmen.

Die Braut achtete nicht darauf; sie ordnete die alten Spitzen an ihrem Busen, die ihr Giuditta gar nicht zu Dank hatte stecken können. „Was sie nur heute Morgen hatte?" dachte sie, „ich wollte, ich könnte sie los werden."

Bettina's letzter Besuch bei Goethe.

Von

Herman Grimm.

[Nachdruck untersagt.]

In Goethe's Natur lag der Trieb, verläßliches Material für seine eigene Geschichte zu schaffen. Der Gang seiner Gedanken und seiner äußeren Begegnungen sollte actenmäßig vorliegen. Ihm selbst zunächst, dann aber Anderen nach seinem Tode. Aufgezeichnet wurde nicht nur von Tag zu Tag, was und an wen er schrieb, wessen Briefe und Besuche er empfing; womöglich auch, wie die Leute aussahen, mit denen er verkehrte, sollte unverloren bleiben. Hätte zu Goethe's Zeiten die Photographie bereits Spiegelbilder des momentanen Daseins geschaffen wie heute, so würden wir wahrscheinlich Massen von dergleichen in Goethe's Nachlasse gefunden haben. Ihm aber standen nur bescheidene Mittel zu Gebote. Das Landschaftliche besorgte er selbst, für die Porträts brauchte er in den letzten Zeiten den jungen Schmeller, ein thüringisches Landeskind, der durch seine Sorge zum Maler ausgebildet worden war.

Wir empfangen als ‚Zehnten Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft' dieses Jahr eine Reihe von Lichtdrucken nach im Goethe-Hause befindlichen Zeichnungen. Von Goethe's eigener Hand werden einige seiner Landschaften aus der frühesten Weimarer Epoche mitgetheilt, als das Lied ‚Im Felde schleich' ich still und wild' entstand und das Andenken an Lili und die Begeisterung für Frau von Stein in ihm zusammen wohnten. Das Stein'sche Haus in Kochberg. Thüringische Gegenden. Flüchtig hingeworfene, aber tief empfundene Ansichten von Feld und Wald. Mittlere Höhen, die sich leise steigend und sinkend hinziehen, bei aufdampfendem herbstlichen Nebel, zufällige Ausschnitte aus der Natur, die ein Jäger niederzeichnet, der auf einsamem Wege ein paar Minuten Halt macht: er möchte, daß auch die entfernte Geliebte erblicke, was ihm vor Augen steht, eben da er ihrer gedenkt.

Und daneben eine Folge der sorgfältig ausgeführten Porträts von Schmeller. Goethe durfte sich gleichsam als zweiter geistiger Souverän des in seinem Ruhme heute sich mitsonnenden Herzogthums empfinden und den guten Willen seines Herrn auf die Unterstützung von Talenten hinlenken, die um Weimar herum

aufsprotzten. Er that es gewissenhaft. Schmeller war einer von den Goethe'schen Hofmalern in Goethe's Alterszeiten, wo Freunde und Fremde in regelmäßigem Zuflusse Weimar besuchten. Da finden wir Bildnisse Goethe's selbst, seines Sohnes, Wilhelm von Humboldt's, Herrn von Knebel's, des Grafen Reinhard, Grillparzer's, des Dichters Mickiewicz, des Bildhauers David d'Angers, des Oberhofmeisters von Einsiedel und des Sohnes der Frau von Stein, endlich aber eine Zeichnung, die mir, wenn auch als Kunstwerk wahrscheinlich die am wenigsten zureichende, als die wichtigste erscheint, ein Bildniß Bettina's. ‚Wann die äußerst charakteristische Zeichnung aufgenommen wurde, läßt sich leider nicht bestimmen,' heißt es in den zugegebenen Notizen.

Das könnte also 1811 gewesen sein. In diesem Jahre kam Bettina mit Arnim nach Weimar. Zum ersten Male als junge Frau. Anfangs hatten sie bei Goethe wohnen sollen. Ueber das, was damals zwischen Arnim's und Goethe's Frauen vorging, ist viel geschrieben worden. Später einmal erst wird sich herausstellen, welche Rolle Goethe's Amanuensis, Riemer, ein mißgünstiger Sprachgelehrter, damals gespielt hat. Meiner Erfahrung nach sind, wo bedeutende Geister auseinander kommen, unbedeutende Persönlichkeiten oft die auseinandertreibenden Keile.

Aus dieser Zeit nun aber stammt das Bildniß nicht. Ich glaube kaum, daß der erst 1796 geborene Schmeller für Goethe damals schon zeichnete: 1811 hätte das Blatt auch schon deshalb nicht entstehen können, weil aus dieser Zeit (1809) eine Miniatur Bettina's existirt, welche, als das schönste Porträt, das ich von ihr kenne, sie durchaus anders erscheinen läßt. Bettina's älteste Tochter, die Gräfin Maximiliane von Oriola, kurz bevor sie, als das letzte von ihrer Mutter sieben Kindern, in hohem Alter starb, gab es mir. Bettina hatte von ihrer Mutter Maximiliane Laroche die tiefbraunen, durchdringenden Augen. Ihre Züge waren beweglich. Sie schienen jedem Gedanken sich anzupassen. Porträts aus ihren jüngeren Jahren liegen in Radirungen und Handzeichnungen Ludwig Grimm's, aus der Landshuter Zeit, vor. Hier wird der Accent mehr auf ihre Gesammterscheinung gelegt. Ich vermuthe, daß Schmeller's Zeichnung 1824 entstand. Die 1824 betreffenden Tagebücher Goethe's sind in der Weimarauer Ausgabe noch nicht herausgekommen, werden meine Annahme aber vielleicht bestätigen.

Bettina hatte ohne ihren Mann, der mit den Kindern in Wiepersdorf zurückblieb, im Juli dieses Jahres eine Reise nach Schlangenbad und Frankfurt gemacht und war auf der Hin- und Rückreise in Weimar[1]). Ihr ungedruckter Briefwechsel mit Arnim enthält ausführliche Nachrichten, über ihre letzte Begegnung mit Goethe aber steht nichts darin, weil sie selbst rascher reiste als ein Brief gegangen wäre. Als sie wieder nach Hause zurückgekehrt war, verfaßte sie einen langen Dankbrief an die Frankfurter Verwandten, in dem sie ihren Besuch bei Goethe erzählt. Er ist an ihre Nichte Sophie

[1]) Vergl. auch Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde, 4. Aufl., S. 542 ff. Meusebach's Briefwechsel, S. 404. Reinhold Steig bringt in „Goethe und die Brüder Grimm" (S. 221, 265) einen diese Reise betreffenden Brief Wilhelm Grimm's.

Brentano, George Brentano's Tochter, gerichtet, die sich später mit dem Frankfurter Senator von Schweitzer verheirathete. In deren Papieren fand ihr ältester Sohn ihn und schickte ihn mir.

Der Senator von Schweitzer war ein angesehener Mann, der vor vielen Jahren nun schon in hohem Alter seiner Frau nachfolgte. In heute kaum noch verständlichen Zeiten, wo die Beschäftigung mit Goethe nicht eine öffentliche Wissenschaft, sondern die in der Stille geübte Liebhaberei weniger Männer in Deutschland war, zählte er zu den eindringendsten Goethe-Kennern. Ich habe den Band der Gedichte in Händen gehabt, in dem er die Stellen des Horaz eingetragen hatte, die mit Gedanken und Versen Goethe's ihm im Zusammenhang zu stehen schienen. Schweitzer und Sophie hatten drei Söhne, von denen der jüngste, Rudolf, eines der hingebendsten Vorstandsmitglieder des Frankfurter Städel'schen Museums gewesen ist. Die beiden anderen gingen in österreichische Dienste. Der eine, Wilhelm, starb jung. In diesem verlangte das Brentano'sche Blut wieder seine Rechte: er hat Lustspiele verfaßt, die, glücklicher als die seines Großonkels Clemens Brentano, in Wien Beifall fanden. Er war ein schöner, frischer Officier, voll im Leben drin stehend, und sein Verlust ist heiß betrauert worden. Georg, der älteste, dem ich den Brief verdanke, lebt als Gutsbesitzer in der Umgegend von Krems.

Zur Zeit der Abfassung des Briefes lag Bettina der Gedanke, etwas drucken zu lassen, noch ferne[1]). Um so deutlicher zeigt sich in ihm ihre schriftstellerische Begabung, die darin besteht, daß der Schreibende sich in den Geist derer versetzt, an die er sich wendet. In die Stille der Wiepersdorfer Einsamkeit zurückgekehrt, ruft sie sich das Erlebte zurück, als sei es gegenwärtig, und es entzückt sie, es den Anderen vor die Blicke treten zu lassen. Der Brief ist dreizehn große, vollgeschriebene Quartseiten lang, so recht ein Landbrief, wie man sie schreibt, wenn man still vor Anker liegend überflüssig Zeit hat; er ist, wenn auch an Sophie Brentano adressirt, die damals beinahe noch ein Kind war, an Alle gerichtet, die die Familie bilden. Deshalb beginnt er ohne Anrede: „Ich kam Freitag Mittag glücklich an und alle Kinder sprangen mir gesund entgegen. Da fiel mir ein Stein vom Herzen. — Mein Brief, worin ich dem Arnim meine verspätete Abreise meldete, ist gar nicht hier angekommen und Arnim war in großen Sorgen um mich.

„Der Verlauf meiner Reise ist kurz dieser. In Fuld ohne alle Fährlichkeit Abends um 9 Uhr angekommen, vom Postmeister, der zugleich Wirth ist, wegen Krankheit der Frau und der Köchin weiter persuadiert, einer sehr kalten, sternhellen Nacht in Claudinen's Mantel Trotz geboten, nicht so meine Wagenlaternen: sie verblichen Todes (sic) vor dem Sternenlicht; Morgens mit Sonnenaufgang dem Eisenacher Kaffee gehuldigt, Abends 6 Uhr in Weimar eingetroffen, Goethe, allein in weißem Schlafrock von mir überrascht bei einer Karlsbader

[1]) Ich habe den Brief zum Theil mit anderer Interpunktation versehen, auch fortgelassen, was nicht hierhergehörte, das aber, wenn ich es hätte abdrucken wollen, den Sinn nicht im geringsten verändert haben würde. Wollte man bei der Publication solcher Briefe anders verfahren, so würde die Masse an Mittheilungen, die sie darbieten, nicht zu bewältigen sein.

Wasserflasche und einem eisernen Küchenleuchter. Er unterhielt sich sehr gut bei meiner Beschreibung von Rödelheim."

Aus Rödelheim kam Bettina. Dort steht das Landhaus, das, heute noch im Besitz der Nachkommen George Brentano's, damals, anders als heute, wo auf den Straßen da starker Verkehr ist, von Stille und Einsamkeit umgeben war.

„Von Guaita's Bürgermeisterschaft," „heißt es dann weiter, verlangte er auch eine Relation, er sagte, er habe eine wahre Anhänglichkeit an die Verfassung seiner Vaterstadt, die zugleich auch einen poetischen Grund habe, und es sei ihm lieb, von mir bestätigt zu hören, was ihm schon von Andern mitgetheilt sei, daß Guaita der Mann sei, der auf ihre Rechte und ihre Gebräuche den wahren Werth zu legen wisse. Da ich ihn fragte, warum er denn das Bürgerrecht aufgegeben, da er doch denken könne, daß dies den Frankfurtern höchst kränkend sein müsse, sagte er: die mir dazu riethen, sind Meister dieser Sache, es ist ihre eigene Zukunft, und nicht die meinige. Ich habe nie den Uebermuth gehabt, gegen den Willen meiner Kinder etwas für ihre Existenz als wichtig zu behaupten oder durchzusetzen. Wenn mich Jemand früge, wo ich mir den Platz meiner Wiege bequemer, meiner bürgerlichen Gesinnung gemäßer, oder meiner poetischen Ansicht entsprechender denke, ich könnte keine liebere Stadt als Frankfurt nennen; sie hat das edelste Verhältniß und das bedeutendste zur Geschichte unserer Tage, sie ist gerade groß genug, daß sie die Ambition eines jungen regsamen Gemüthes befriedige, sie hatte zum wenigsten in meiner Zeit eine lebendige Theilnahme, durch die ich allein zu meiner Entwicklung kam, und meiner Mutter, die vielleicht in jeder andern Stadt ein trübes einsames Leben geführt hätte, ist, bis in ihr spätestes Alter geehrt und geliebt von allen Mitbürgern, ein glückliches Leben zu Theil geworden. Sie hat sich oft darüber in ihren Briefen gegen mich geäußert, und ich, der für ihr Dasein so wenig thun konnte, war dadurch sehr erleichtert und werde gewiß jedem Frankfurter, der mir nahe kommt, meinen Dank in der freundlichsten Gesinnung in Vergeltung bringen. Ich mußte ihm nun noch alle einzelne Familienglieder und deren Nachkommenschaft hernennen."

Der Bürgermeister von Guaita war mit einer der Schwestern Bettina's verheirathet. Melina von Guaita war so schön, daß, wie man sagte, die Leute stehen blieben, wenn sie vorüberging, um ihr nachzusehen. Von ihr hatte etwa zehn Jahre früher Ludwig Grimm ein lebensgroßes Oelbild gemalt, im lichten, schattenlosen Stile Holbein's, das heute noch in der Familie Guaita vorhanden sein wird. Meline war ungemein ruhig in ihrer Art. Es ist seltsam, daß die Brentano'sche Familie sich in Repräsentanten der größten Ruhe und in solche von außerordentlicher Unruhe theilte. Beide lieferten einander einen schönen Hintergrund. Alle hielten innig zusammen.

Damit nun war in Bettina's Briefe ihrem Schwager, der als Bürgermeister in jenen Zeiten die Stellung eines kleinen Souveräns innehatte, der Tribut der Dankbarkeit abgetragen. Jetzt kommt ihr, mit allen Gaben menschlicher Liebenswürdigkeit und mit eingewurzeltem Reichthum ausgestatteter Bruder, George Brentano, und dessen Familie an die Reihe. Zuerst beschreibt sie Goethe den Rödelheimer Besitz. Ich habe das Haus noch vor George's Tod

gesehen, der es ganz nach seinem Sinne eingerichtet hatte. Die offenen Thüren des mit weißem Stuck und Marmor ausgelegten Gartensaales, dessen innere Thüren mit rothem Tuche beschlagen waren, gingen auf eine sanfte Rasenfläche, die sich bis zu der quer durchströmenden Nidda erstreckte und auf der weiße Pfauen ihren Aufenthalt hatten. Ueber den Fluß hinüber versenkte sich das Auge aber- und abermals in Wiesenflächen, von leichten Gebüschen manchmal durchzogen, bis zum Gebirge hin. „Die beiden Mädchen," heißt es im Briefe weiter, „mit der alten Claudine (Piantaz) hab' ich ihm auch beschrieben. Sophie mußte zu einer Vergleichung der jüngsten Sibylle des Pietro Perugino herhalten, während Claudine, die Jüngere, einem schönen Porträt des Vandyck, das Goethe kennt, ihre Vergegenwärtigung zu danken hatte; zur Verschönerung des Rödelheimer Besitzes habe ich nichts beigetragen, als daß ich den kleinen grünen Nachen ganz vergoldet habe und ihm beschrieben, wie bei warmen Sommernächten der edelgebildete George, seine melancholische Stimme mit der Guitarre begleitend, sich bei Mondenschein von seinen beiden Töchtern auf der Nidda rudern lasse, während die alte Claudine mit bescheidener mütterlicher Vorsicht das Steuerruder lenke. Er fand dies eine höchst malerische Situation zu einem Familienporträt, und ich versicherte ihm, daß es auch ganz und gar das gegenseitige Verhältniß der beschriebenen Personen ausdrücke. Und so hab' ich denn auch auf einer Seite nicht gelogen, denn die beiden glücklich liebenden Töchter eines so glücklichen Vaters bestreben sich ja allein, ihn sanft über die Wellen seines Lebensstromes hingleiten zu machen, und unsere Claudine verbringt ihre Tage im Segenerbitten und Sorgen für Alle. George der Jüngere trat auf mit einem muthigen Engländer am Zaum und einem schönen Jagdhunde, voll Witz und Uebermuth, der es bei dem Familienfrühstück zu Buffotänzen und Kunstsprüngen zum Excelliren bringe. Die Miniaturen von George, von denen er genaue Relation haben wollte, waren über alle Beschreibung. Ich habe ihm daher nur gesagt, daß die Compositionen sowohl wie die Ausführung mit nichts Aehnlichem zu vergleichen seien und daß in jedem handgroßen Bilde eine Anordnung für ein wandgroßes sei. Das von Grimm radierte Porträt unseres Franz hat er gesehen."

Zwei Claudinen also waren bei George Brentano im Hause. Die ältere Claudine, die ihm das Haus führte, die andere Sophien's jüngere Schwester, gleich dieser zu den stillen Naturen gehörend, eine von den Frauen, die Jeder liebte, der sie kennen lernte. Auch sie ist von Ludwig Grimm radiert worden: eine schmale, im Garten aufrecht sitzende Mädchengestalt, mit um den Kopf gewundenen Flechten in einem Buche lesend, zu dem sie das Antlitz ein wenig herabsenkt. Ganz im Profil genommen. Sie war eine Verkörperung wohlthuender Güte. In späten Jahren, als sie längst verwittwet war, heirathete sie Bettina's ältesten Sohn, ihren Vetter, der mit seinem einer Mutter bedürftigen Sohne einsam in Wiepersdorf lebte. Diesen, Achim von Arnim, hat sie erzogen und starb in Wiepersdorf, wo sie neben der Kirche mit den anderen Arnim's begraben liegt. George der Jüngere ist in ganz hohen Jahren vor wenigen Jahren in Frankfurt gestorben. Er war der letzte deutsche Besitzer der berühmten Brentano'schen Miniaturen. In seinen Jugendtagen, in denen

ich ihn noch gesehen habe, war er einer der schönsten Männer. Liebenswürdig, freundlich und von unerschöpflicher Frische, unstet aber in seinen Gedanken, da er als reicher Mann sich Alles gewähren durfte. Bekannt ist, daß die in Frankfurt lange sichtbaren Miniaturen nach seinem Tode an den Duc d'Aumale verkauft wurden. Bettina's Urtheil über diese für Deutschland also nun verlorenen Kunstwerke ist von hoher Richtigkeit. Maître Foucquet, ihr Meister, ist ein großer Componist gewesen: man glaubt auf einigen dieser Blätter wandgroße Gemälde ganz aus der Ferne zu erblicken.

Franz Brentano war Bettina's ältester Bruder von ihres Vaters erster Frau, verheirathet mit Toni, einer Wienerin, der Tochter des Herrn von Birckenstock, dessen von ihr ererbte Kunstsammlungen in Frankfurt lange Zeit einer der Ruhmestitel der Stadt gewesen sind. Birckenstock's Stiche des Marcanton waren weltbekannt. Goethe kannte sie genau. Raphael's Morbetto hätte er gar zu gern daraus für sich gehabt. Mich zog im Hause eine wundervolle, abgebrochene antike Marmorhand am Meisten an, die ich oft da mit Neid betrachtet und in der meinigen gehalten habe. Bettina rühmte Franz als einen Mann von entzückender Milde, Heiterkeit und Güte. Er war unter den Geschwistern die Autorität. Bettina nannte ihn immer mit Ehrfurcht, wenn sie von ihm erzählte. Sein Haus blieb nach seinem Tode unverändert bestehen. Toni Brentano hatte die Haltung einer Königin, eine hohe, schlanke Gestalt. Der Maler Steinle war ihr und aller Brentano's Freund und Schutzbefohlener, und, man könnte sagen, der Familienmaler. Neben Schwind repräsentiert er heute am reinsten die Kunst der Romantik. Er war der geborene Illustrator der Dichtungen Clemens Brentano's. Ein Reichthum von Zeichnungen und cartonartigen Malereien war in den Brentano'schen Häusern sichtbar, unter Glas und Rahmen oder in Mappen aufbewahrt. Die schönste dieser Arbeiten bildeten die als Zimmerschmuck in die Wände eines Saales eingelassenen Zeichnungen in Wasserfarben, Scenen aus Clemens Brentano's Märchen, heute in Besitz einer der Enkelinnen Guaita's und Meline's, und aus Frankfurt fortgeführt. Doch die Arbeiten Steinle's fallen in nachgoethische Zeiten. Ich habe ihn gut gekannt. Er hatte einen Anflug vornehmer Zurückhaltung, wie die höheren katholischen Geistlichen. Eine seiner Töchter ging ins Kloster. Er ist für mich einer der liebenswürdigsten Repräsentanten des unoffensiven, freundlichen Katholicismus, dem wir in Bayern und Oesterreich wohl noch begegnen, der die gesammte Familie Brentano beherrschte und ohne den Clemens Brentano nicht zu verstehen ist.

Nun erst kommt Bettina im Briefe auf sich selbst. „Da ich Goethe erzählte, daß man ihn dies Jahr in Winkel erwartet habe und daß Toni expreß ein Faß Zweiundzwanziger habe anstecken lassen für ihn, wurde er trocken im Halse und beorderte einen ziemlich trinkbaren Rambaß[1]), der seine Wirkung nicht verfehlte. Er trank die Gesundheit meiner sämmtlichen wunderlich liebenswürdigen

[1]) Rambaß (Rambas, Rampas) nennt man in der Maingegend in etwas despectirlicher Weise einen mittelmäßigen Wein. Auffallend war mir, daß von Allen, auch Frankfurtern, die ich darauf anredete, Niemand dieses mir ganz geläufige Wort kannte. Steig fand es in Weigand's Wörterbuch.

Familie, ich stieß noch einmal apart auf die Burgermeisterschaft Guaita's an. Dieser möge jedoch nicht so seltsamliche Sprünge im Kopfe haben wie Du, sagte er, sonst könnte die gute Stadt Frankfurt eine zu krause Perrücke bekommen; — ich bedeutete ihm, daß ich unter der gemäßigten Zuchtruthe seiner Kritik mich stets wohlbefunden und daß die Frau Burgemeisterin Meline das schönste Exemplar eines pflichterfüllten Eheweibes sei, und so wie er im Rathe der Stadt, sie sich im häuslichen Kreise einzig auszeichne." Meline hatte damals ein ganz kleines Kind.

„Hiermit befahl er mich zum Clavier, wo ich ihm die Lieder, die ich von ihm componiert, vorspielen sollte; der Kammerjungfer befahl er, ein paar schönste silberne Leuchter, die in seinem Cabinet, wo er mehrere Gipsbüsten hat, stehen, zu holen, allein diese hielt die Büsten für Geisterköpfe und wir gingen nun alle drei in Procession, ich mit dem Licht, Goethe mit dem Weinglas und die Kammerjungfer mit den Leuchtern, es wurden Wachslichter aufgesetzt und gesungen. Zu meiner Mortification gefiel ihm das Lied von Maxis componiert, welches ich ihm auch vorsang, am besten, er sagte: ‚Nun, das läßt sich hören, es ist einfach und edel componiert und die Melodie prägt sich meinem Gehör ein.' Ich mußte es mit allen Versen zweimal singen und für seine Schwiegertochter abschreiben. Den Mitwoch blieb ich noch in Weimar, ich machte große Toilette, sah berühmte und berüchtigte Leute, nebst vielen Engländern auf dem classischsten Bodenplätzchen Deutschlands, es zwitscherte Alles ein höchst delicates Englisch, aber wie erstaunte man, da ich mit meinem, bereits in Schlangenbad und Rödelheim kühn gewagten Englisch tapfer hervorbrach; ich brummte, lispelte, gauzte, zwitscherte und nießte zehnmal stärker englisch wie die Anderen; die Deutschen verstummten, aber die ächten Foxhunters waren entzückt; am Abend war ich wieder bei Goethe allein, wer uns da beobachtete, hätte der Nachwelt was zu erzählen gehabt. Seine Eigenthümlichkeit entwickelte sich ganz, erst knurrte er mich an, dann liebkoste er mit den schmeichelhaftesten Worten, um mich wieder gut zu machen; die Weinflasche hatte er im Nebenzimmer, weil ich ihm Vorwürfe am vorigen Abend gemacht hatte über sein Trinken; er ging unter irgend einem Vorwand ungefähr sechsmal vom Theater ab, um ein Glas zu trinken; ich ließ mir nichts merken, aber beim Abschied sagte ich ihm, daß zwölf Gläser Wein ihm nicht schaden würden und er habe doch am heutigen Abend nur sechs getrunken. Er sagte: ‚Woher weist Du das so bestimmt?' — ‚Ich habe die Bouteille gluckfen hören im Nebenzimmer und dann das Glas in Deine Gurgel, und dann hast Du es mir wie Salomon im Hohen Liede seiner Geliebten mit Deinem Athem verrathen.' ‚Du bist ein arger Schelm,' sagte er, ‚mache daß Du fortkömmst,' und nahm das Licht, um mir hinauszuleuchten. Ich aber nahm den Vorsprung und kniete mich an die Schwelle seines Zimmers ‚Nun will ich sehen, ob ich Dich einsperren kann und ob Du ein guter oder ein böser Geist bist wie die Ratte im Faust; ich küsse diese Schwelle und segne sie, über die täglich der herrlichste Menschengeist und mein bester Freund hinausschreitet.' ‚Ueber Dich und Deine Liebe schreite ich nicht hinaus,' sagte er, ‚die ist mir zu theuer, und um Deinen Geist schleiche ich

mich so herum (indem er das Plätzchen sorgfältig umschritt), denn Du bist sehr pfiffig, und es ist besser in gutem Vernehmen mit Dir zu sein.' Und so entließ er mich, mit Thränen in den Augen, ich blieb noch vor der Thür im Dunklen stehen, um meine Rührung zu verschlucken, ich überlegte es mir, daß diese Thür, die ich eben mit eigner Hand zugemacht hatte, ihn aller Wahrscheinlichkeit nach auf ewig von mir getrennt habe, wer ihm nahe ist, kann mir bekennen, daß sein Genie sich zum Theil in Güte aufgelöst habe, das Sonnenfeuer seines Geistes hat sich in mildes Purpurlicht beim Untergang verwandelt. — Ihr könnt wohl denken, daß ich nicht vergessen habe, ihm auch von seinem Monument zu erzählen, und wie es den Frankfurtern am besten gefallen habe, ich habe mir ein nicht geringes Lob beigelegt; darin gleiche ich dem Glück, er hat auch immer gesagt: ‚mon opèra sera superba!' Er hörte mit sichtbarem Vergnügen zu, wie ich ihm das enthusiastische Lob meines Schwagers Guaita, der doch im Ganzen nicht für mich eingenommen zu sein schien, beschrieb; und wie ich ihm sagte, er habe es am 18. October bei einem feierlichen Diner den ausgezeichnetsten Mitgliedern des Senates vorgezeigt, belobte er ihn sehr deswegen, er meinte, dem Gedanken des Monuments würde doch kein anderer vorgreifen und er wollte unter einem solchen Bild am liebsten in seiner Vaterstadt in Erinnerung bleiben, mir[1]) würde es eine ungemeine Freude sein, ja die bedeutendste dieser Art, wenn es zur Ausführung käme. Und wenn der gutmüthige geschwisterliche Enthusiasmus von George nicht verraucht, so bezweifle ich es nicht. So wäre denn meine sehr kurz begonnene Künstlerlaufbahn auf das Eklatanteste eröffnet und auch beschlossen, denn ich bin trotz meines Eigendünkels doch zu bedacht, daß ich bei dem zufälligen Gelingen eines Dinges mir einbilden sollte, ich habe die Kunst. Nein, ich will lieber bei diesem mir wohlerworbenen Ruhm verharren. Sowie ich nach Berlin komme, werde ich mich mit dem Künstler besprechen und dem George darüber schreiben."

Bettina führte auf ihrer Reise das Gipsmodell zu Goethe's Monument mit sich, das als Titelbild vor ihrem Briefwechsel mit Goethe abgebildet ist, das sie auf der Hinreise Goethe schon zeigte, wie sich in einem Briefe an Arnim erzählt findet. Viele Jahre später erst ist es von Steinhäuser in Rom colossal ausgeführt worden. Der Großherzog von Sachsen kaufte es dort. Das herrliche Marmorwerk ist im Treppenhause des Weimaraner Museums heute in einer Weise aufgestellt, daß es in der falschen Beleuchtung, die es dort empfängt, entstellt und beinahe versteckt sich den Blicken bietet. Es gehörte in die freie Luft, die der besonders dafür ausgewählte harte Marmor wohl ertragen würde. Man sollte es vor dem Museum oder vor dem Goethe-Schiller-Archiv aufstellen, dann würde die Hoheit und Schönheit des hier verkörperten Gedankens zur Erscheinung kommen. In Frankfurt hatte sich 1820 ein Comité für eine in Frankfurt zu errichtende Goethe-Statue gebildet (von der in Boisserée's Briefen an Goethe am bequemsten zu lesen ist). Dies hatte Bettina begeistert und ihre Zeichnung hervorgerufen, die auszuführen selbst Rauch einmal sich bereit erklärt hatte. Ihr Sarg stand unter dem Modell, das sie selbst,

[1]) Bettinen.

mit Hülfe des Berliner Bildhauers Wichmann geformt hatte. Noch eines anderen Gedankens zu einem Grabmonument will ich hier gedenken, eines Basreliefs, das sie nach Arnim's Tode zeichnete. Ein junges Bäumchen streckt nach zwei Seiten hin zarte Aeste weit aus: auf der Stelle, wo sie sich theilen, sitzt ein Vogel, der singt, unter dem Baume, nach beiden Seiten hin, ihre Kinder auf dem Boden und blicken zu dem Vogel auf. Ich weiß nicht, wo die Zeichnung ist. Der Tod ist oft ein arger Zerstreuer edlen Besitzes.

„Am Donnerstag, als am 20., reiste ich in der Früh um sechs Uhr ab und stieg nicht eher aus dem Wagen, bis ich in Wiepersdorf von Arnim herausgehoben wurde. Dank sei Claudinens Sorge und ihrem Pelzmantel, meine Gesundheit ist gut, ich habe das Fahren ertragen. Meine Kinder kamen mir alle um einen halben Kopf gewachsen vor, die kleine Armgart küßte mich am meisten, sie soll auch in meiner Abwesenheit am meisten von mir gesprochen haben, sie ist gar lustig, lacht durch das ganze Haus. Ich glaube nicht, daß Ihr je ein lieberes Kind gesehen habt: wenn ich mir Etwas wünschen sollte, so wär's, daß ich unter den Meinigen in meiner Vaterstadt wohnte, daß unsere Kinder miteinander aufwüchsen und daß wir gegenseitig Antheil an ihnen nehmen. Es ruht ein besonderer Segen auf unserer Nachkommenschaft, daß sie gutartig ist, und sie würde insgesammt eine kleine Republik bilden. Dem Arnim habe ich von Eurer allseitigen Freundschaft für mich viel zu erzählen gehabt."

Hierin hat Bettina vorausgesehen, was später eintrat. Die Nachkommenschaft der Brentano'schen Geschwister hat eine kleine Republik gebildet, eine der schönsten und blühendsten, an die Alles sich anschloß, was durch Heirath mit der Familie in Verbindung trat. Die Figuren der Goethe'schen Romane haben das Eigene, wenn wir sie in ihrem Zusammenleben betrachten, daß sie erfüllt von geistigen und künstlerischen Interessen sind, daß sie jung sind, schön, unablässig bewegt und zum Verkehre aufgelegt und daß eine Art ewig festtäglicher Existenz sie über das Gemeine des Tages hinweg hebt. Das war das Zeichen der Brentano'schen und Arnim'schen Republik. Ich habe sie noch in ihrer vollen Blüthe gesehen. Trübe Tage und Verluste fehlen ja nirgends: in diesen Familien aber war der Sonnenschein immer wieder siegreich. Krankheit und Müdigkeit schienen sie nicht zu kennen, wie ein Wald junger Lorbeerstämme standen sie neben einander, durch deren Zweige warmer blauer Himmel hindurch schien. Die Alten sogar wollten nichts vom Tode wissen, die Jungen nichts vom Aelterwerden. Auch hat kein plötzlicher Sturm sie geknickt, sondern die meisten haben das höchste Maß der Jahre erreicht und sind, wenn sie nicht mehr da sind, nur dem allgemeinen Loose anheimgefallen. Goethe kannte sie wohl. Für ihn waren die Brentano's damals die Mitte von Frankfurt und Frankfurt war seine Vaterstadt. Dort lag seine Jugend. Den Geist Bettina's und ihrer Geschwister verstand er, wie er den ihrer Mutter einst verstanden hatte.

Das Zimmer mit dem Geisterkopf ist in Goethe's Hause das letzte des Vorderhauses nach dem Garten hin. Es ist dunkelblau. Es steht ein weißer Abguß des colossalen Kopfes der Juno Ludovisi darin. Da soll Goethe oft mit Schiller gesessen haben, wenn dieser ihn besuchte. So erzählte mir

Goethe's Schwiegertochter, die ich zuletzt darin sah, als hochbetagte Frau nicht lange vor ihrem Tode.

Wo das Clavier stand, an dem Bettina sang, wüßte ich nicht zu sagen. Einige ihrer Compositionen Goethe'scher Worte haben für mich einen unaussprechlichen Reiz. In ihren letzten Jahren noch suchte sie nach einer Melodie zu ‚Ein Veilchen auf der Wiese stand'. Ich habe sie oft am Flügel sitzen sehen und höre noch, wie sie nach der Melodie herumtastete.

Die Zeit, wo ich, in den vierziger Jahren, zuerst fast als Kind noch, in Berlin in Bettina's Hause heimisch wurde, liegt um zwanzig Jahre später als die, in die ihr letzter Besuch bei Goethe fällt. Ihr Brief ist geschrieben, als hörte ich sie sprechen. In ihrem Wesen lag das, was das Zusammensein mit großen Naturen so entzückend macht: die Gabe, den Augenblick auszudehnen. Mit ihr erweiterte die Gegenwart sich zu einem sich ewig ausbreitenden Dasein, wie man im Traume auf blumenbewachsenen Wiesen geht, die endlos uns umgeben, als bestehe der ganze Umfang der Erde aus ihnen. Es strömte Lebenskraft aus ihr. Von Jugend an war dies ihr eigen. Sie wußte die einfachsten Dinge so zu erzählen, als gebe es im Momente nichts Wichtigeres. Ich hätte nicht für möglich gehalten, daß, wenn sie Kunstwerke beurtheilte, Irrthum walten könne.

Ihre Beschreibung von Goethe's Dasein ist ein wirkliches, echtes Abbild seiner Existenz, als er in die höchsten Jahre überging. Wir wissen aus dieser Zeit weniger von seinem äußeren Dasein, als wir denken. Für seine früheren Jahrzehnte bieten die Briefe eine Ueberfülle von Material. Die an Frau von Stein gerichteten geben, oft Tag für Tag, Stunde für Stunde manchmal, Bericht über das, was an Stimmungen ihm durch die Seele ging und was am Himmel und unter dem Himmel seine Blicke auffing. Mehr und mehr verliert sich dann dieser Inhalt. Endlich enthalten sie nur noch Gedanken und das Tagebuchartige, Confidentielle ist abgestreift. Da müssen denn die Augen Anderer Dienst thun. Eckermann scheint das treueste Bild des täglichen Daseins zu liefern. Sicherlich ist es treu, und was er Goethe sagen läßt, von ihm gesprochen worden. Die Tagebuchblätter des Kanzlers Müller aber lassen erkennen, daß der Eckermann'sche oberpriesterliche Goethe noch einen anderen Goethe neben sich hatte, der Morgens in Hemdsärmeln im Garten sitzend seine sechs Gläser Wein trank. Wie bei weitem lebendiger ist dieser Müller'sche Goethe als jener. Wie ganz anders tritt hier der Zauber der Momenterweiterung heraus, den Goethe's Gegenwart erschloß. Bei ihm zu sein, im Umkreis seiner Blicke zu existiren, war ein Glück. Wie erst mußte es sein, wenn zwei Naturen, die beide diese Macht besaßen, sich begegneten. Nicht für immer, oder auch nur für längere Zeit, sondern, wie Bettina mit Goethe, nur für Momente. Bettina hatte ihre eigene Existenz, fern von Weimar, die von Goethe's geistigem Einflusse nur hier und da berührt wurde. Sie war niemals in Weimar zu Hause. Jahre lagen dazwischen, wenn sie dort wieder einmal erschien.

Ruland nennt in seiner Notiz zu Schmeller's Porträt Bettina's Correspondenz mit Goethe die, ‚der man den ersten Platz einräume'. Ruland, ob-

gleich Frankfurter (und alle Frankfurter halten zusammen), ist nicht voreingenommen für Bettina. Er hat diese Bemerkung vielleicht hingeschrieben ohne sich ganz klar zu sein, wieviel sie enthält. Ich erstaunte, als ich das las. Meine Meinung nämlich ist, daß dem so sei. Bettina war die einzige Persönlichkeit, bei der Goethe empfand, daß sie ihn völlig verstehe. Bis heute konnte dergleichen doch nur etwa behauptet werden: jetzt aber, wo Goethe's gesammte Correspondenz zum ersten Male annähernd vollständig erscheint, läßt sich beinahe von Beweisen dafür sprechen.

Ich gehöre zu den Redactoren der Weimaraner Goethe-Ausgabe und die Druckbogen der einzelnen Bände werden mir einzeln zugeschickt. Die Bände des gesammten Goethe'schen Briefwechsels nun, indem ich ihn Wort für Wort jetzt so wieder durchlese, geben mir, der ich doch so viel zu umfassen glaubte, eine neue Anschauung des Goethe'schen Lebenslaufes. Jeder weiß ja, wie viel und wie wenig tägliche Briefe enthalten: sie spielen im Menschenleben eine geringere Rolle, als heute angenommen wird: Goethe's Lebensbestand aber beruhte in seinen Frankfurter Zeiten schon, wo das mündliche Gespräch ihn ganz zu beherrschen scheint, auf der Auswechslung schriftlicher Nachrichtgabe über innere Ereignisse, und es flößt sich uns aus den Mittheilungen, die seine Briefe gewähren, ein von Moment zu Moment sich fortschiebendes, höchst lebendiges Gefühl des inneren und äußeren Lebens ein, das Goethe führte. Seine Briefstellerei ändert sich jedoch mit den Jahren. Erst leidenschaftlich, dann gehalten, dann ruhig, endlich formelhaft spricht er sich aus. Ich erstaune, inmitten der sich still ablösenden Schriftstücke der nach Schiller's Tode sich folgenden Jahrgänge plötzlich wie einzelne lichte Blumen auf Wiesengründen die Briefe an Bettina aufblitzen zu sehen. Nun erst fällt mir auf, wie sehr zu den Zeiten, wo Goethe ihr begegnete, seine Briefe monoton zu werden begonnen. Wie er aber, sobald er mit Bettina in Verkehr tritt, die eigenen Fesseln wieder löst. Ganz natürlich spricht er nur mit seiner Frau. Er liebt Christiane nicht nur, sondern sie ist sein Kamerad, den er als Vertrauten nicht missen kann. Gegen Frau von Eybenburg ist er galant, gegen Silvia von Ziegesar in hohem Grade freundlich, Bettina gegenüber scheint er aber das Gefühl zu hegen, als ob das Kind seiner einst geliebten Maximiliane sein Kind sei. Er freut sich des Verkehrs mit ihr. Bettina ist die einzige, von der er Briefe verlangt, die er aufmuntert, ihm zu schreiben. Ihre gemeinsame Vaterstadt ist das geliebte Frankfurt, die heitere, reiche Republik, deren aristokratischer Patriciersohn Goethe immer geblieben war. Von wo aus der Rhein und der Taunus so leicht zu erreichen sind. Um das nach allen Richtungen Städte liegen, deren Thürme aus Rebenbergen auftauchen. Daran erinnerte ihn Bettina, als sie zum letzten Male bei ihm war. Sie kam ja von dort. Schon im Sommer des Jahres hatte Boisserée Goethe geschrieben, wie er die Stätten von Frankfurt wieder gesehen, an denen er einst so glücklich in seiner Gesellschaft gewesen. Wie ein ‚allgemeines Sehnen' nach Goethe die Luft erfülle. Alle die frohen Menschen zählte er auf, die dort sein Kommen erwarteten, und die Kunstwerke, die von ihm betrachtet werden müßten. Und so sind Boisserée's Briefe bis zu Goethe's Tode erfüllt von rheinischem Athem

und Goethe ist voll von rheinischen Gedanken. Die ‚Frohnatur' seiner Mutter, die er von ihr geerbt zu haben sich rühmte, wurde wach. Er fühlte, wo er zu Hause sei. „Auch bei uns," schreibt er Anfang Mai des nächsten Jahres, „macht sich der Frühling sehr schön; möchte er mir dort am Rhein, Main und Neckar in Ihrer Gesellschaft gegönnt sein." Aber nur zu Wünschen kam es noch bei ihm. Die Zeiten waren vorüber für Goethe, wo er neue Abenteuer aufsuchte. Sie mußten zu ihm kommen. Da freilich erstaunen wir, wie bis zum letzten Tage seines Lebens der Punkt sich höher hebt, von dem er die geistige und physische Welt betrachtet, und wie er sich auf die Rolle vorbereitet, die für seine nachirdischen Zeiten ihm vorbehalten war. Denn die Unsterblichkeit war Thätigkeit in seinen Augen.

Auch bei Bettina ist die Betrachtung ihres Abschlusses nothwendig, um ihr Wesen zu begreifen. Auch sie blieb das Frankfurter Kind. Wie glücklich schreibt sie auf jener Reise von Schlangenbad an Arnim. Sie war krank dahin gegangen und empfand von Tage zu Tage, wie ihr die Bäder wohl thaten, bis sie sich wieder ganz gesund fühlt. Bettina hatte von ihrem Vater her italienisches Blut in den Adern, aufgewachsen aber war sie zwischen Main und Rhein. Das öffentliche Leben ist dort unbekümmerter, die Menschen stehen sich näher im Verkehr, Freud' und Leid' sind offenbarer. Nach Wiepersdorf und Berlin versetzt, mußte sie eine neue Erziehung durchmachen. Wenn wir einen gewissen Trieb nach dem Unendlichen die jüngeren Jahre eines Menschen erfüllen sehen, so beobachten wir doch ohne Staunen, wie aus weittragenden Fittigen Feder auf Feder allmälig ausfällt, bis sie alle verschwunden sind. Einigen aber bleiben sie unverloren! In den Jahren der heißen Lebensarbeit halten wir sie nur zusammengefaltet; dann aber im Alter breiten sie sich wieder aus. Später einmal, wenn die geistige Inventur auch Bettina's genauer gemacht werden wird, wird ihr Buch, das den Namen trägt: „Dies Buch gehört dem König", und werden „Die Gespräche mit Dämonen" schärfer in Betracht gezogen werden. Die Verbindung der Gedanken ihres Alters mit denen ihrer Jugend wird dann klar. Ihre Liebe zu Goethe, die aus der Ferne zu ihm drang und nur eine Form war, in der Bettina's Verständniß seines Geistes sich äußerte, wird dann historisch verständlich sein.

Die deutsche Frauenbewegung.

Von
Gustav Cohn.

[Nachdruck untersagt.]

XI.

Der deutschen Frauenbewegung muß die Anerkennung zu Theil werden, daß sie der Frage bereits selber tiefer an die Wurzel gegangen, indem sie freilich den Spuren dessen gefolgt ist, was die gleichartigen Bewegungen des Auslandes vor ihr geleistet haben. Mit zutreffender Geringschätzung jener Utopien, die wir auf ihren wahren Werth zurückzuführen versuchten, und deren Bedeutung vielmehr auf ein unbrauchbares, mechanisches Auskunftsmittel hinauskommt, hat diese Bewegung von Anfang an sich auf eine Erweiterung der Erwerbsgebiete des weiblichen Geschlechts gerichtet, ja, von diesem Ziele ihren Namen entlehnt. Statt jenes unfruchtbaren Losungswortes, das man bald dem männlichen, bald dem weiblichen Geschlechte zurief, dem Wahne huldigend, es komme allein darauf an, die Zahl der Eheschließungen zu vermehren, wurde durch dieses neue Ziel die tiefere Frage angeregt, auf welche Erwerbsgebiete sich die weibliche Arbeit zu erstrecken habe. Die tiefere Frage deshalb, weil sie die herkömmlichen Arbeitsgebiete und zwar namentlich diejenigen, welche die höheren Fähigkeiten des weiblichen Geschlechts beschäftigten, einer Prüfung unterwarf, die folgerichtiger Weise dahin führen mußte, dem ganzen Problem von Frauenberuf, Frauenbegabung, Frauenbildung auf den Grund zu leuchten.

Das ist denn thatsächlich auch geschehen. Wer die große Literatur der Frauenbewegung, die sich seit einigen Jahrzehnten angehäuft hat, mit einiger Aufmerksamkeit durchmustert, bemerkt bald, daß je länger je mehr die Bedeutung dieser Untersuchung in den Vordergrund tritt, daß sie das Centrum der ganzen Angelegenheit bildet, von welchem aus die Strahlen in die entlegensten Winkel ihrer praktischen Nutzanwendung fallen. Denn selbst die vorsichtigen Schritte, welche jene Bewegung in Deutschland seit dem Ende der sechziger Jahre zu thun versuchte, zumal deren Fortschritte in der neuesten Zeit, konnten nicht gethan werden, ohne daß Gegensätze wachgerufen wurden, in denen das Bestehende seine ewige Beschränktheit dem Neuen entgegensetzte. Indem die Vertheidiger des Alten die Schlagworte von Frauennatur und

Frauenberuf als stärkste Beweismittel brauchten, nöthigten sie die Freunde der Reformen zu einer Discussion der Principienfragen, die hier zunächst in stumpfer Weise, unter dem Eindruck des gerade Bestehenden, auf die Tagesordnung gebracht wurden. Ein ähnlicher Zusammenhang, wie bei dem Gegensatze der neueren socialpolitischen Anschauungen zu dem älteren Individualismus, der durch die Berufung auf die naturrechtlichen Postulate von Freiheit und Eigenthum eine tiefergehende Erörterung dieser Grundfragen und damit einen Unterbau für die zeitgemäßen Reformen der Gesellschaft indirect selber veranlaßte.

Man hat hie und da gemeint, den Kern der heute vorliegenden Reformfrage der Frauenbewegung darin sehen zu sollen, daß in der neuesten Zeit die Frauenbildung hinter der männlichen Bildung zurückgeblieben sei, und daß es jetzt darauf ankomme, diesen Vorsprung der männlichen Bildung für die weibliche einzuholen. Will man von einem solchen Vorsprunge und der Aufgabe seiner Ausgleichung reden — immerhin. Aber mit nichten handelt es sich hiebei um eine Erscheinung der neuesten Zeit im Unterschiede von früheren Zeiten. Die Erscheinung ist eine sehr alte, sie reicht weit in die vergangenen Jahrhunderte zurück. Das im Sinne jener Ansicht vorausgesetzte Gleichgewicht der Bildung beider Geschlechter, das angeblich neuerdings erst zerstört sein sollte, hat niemals bisher bestanden, außer für einen gewählten, engen Kreis und ein erlesenes Zeitalter, wie etwa das der Renaissance in Italien. Die ganze bisherige Geschichte zeigt vielmehr den Abstand, dessen Problem uns heute beschäftigt [1]).

Daher sind auch Erörterungen desselben nicht etwas, das unser Zeitalter erst angefangen hat. Es sind reichlich zwei Jahrhunderte her, daß Daniel Defoe in seinem Büchlein über „Projecte," das von hellen Gedanken neuer Reformen und Unternehmungen voll ist, eine „Akademie für Frauen" vorschlug, die er also begründete: „Mir ist es oft," sagt er, „als eine ganz barbarische Sitte erschienen, daß wir, die wir in einem civilisirten und christlichen Lande zu leben behaupten, dem weiblichen Geschlechte die Vortheile des Lernens verweigern. Wir machen den Frauen jeden Tag ihre Einfalt zum Vorwurf, während sie doch, wenn sie die Vortheile einer gleichen Erziehung wie das männliche Geschlecht genießen würden, gewiß jenen Vorwurf weniger verdienten, als das letztere. Ja, man sollte sich vielmehr wundern, wie weit die Frauen es bringen mit dem Wenigen, was sie lernen. In ihren jungen Jahren lehrt man sie einfache Handarbeiten, dann etwas Lesen, und wenn sie ihren Namen schreiben können, so ist das der Gipfel der weiblichen Bildung. Und ich möchte an alle die Männer, welche auf den Verstand des weiblichen Geschlechts herabblicken, die Frage richten: was wohl ein Mann leisten kann,

[1]) „In häuslicher Abgeschlossenheit wuchs das weibliche Geschlecht heran: seine Erziehung und Bildung wurden vernachlässigt. Die italienische Renaissance, die so viele hochgebildete Frauen hervorbrachte, erweckte nur schwache Nachklänge auf deutschem Boden. Gegenüber diesen wenigen Ausnahmen tritt die große Masse völlig zurück. Der Durchschnitt der Frauen war ohne jedes höhere geistige Interesse." Georg Steinhausen, Das gelehrte Frauenzimmer, in „Nord und Süd", October 1895. Ueber die Mädchenerziehung im (deutschen) Mittelalter s. K. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Zweite Auflage. 1882. Bd. I, S. 124 ff.

der nicht mehr gelernt hat? . . . Wenn Wissen und Verstand überflüssige Zuthaten für das weibliche Geschlecht wären, so hätte ihnen Gott nicht die Fähigkeiten dazu verliehen. Und was sie durch Bildung erreichen können, das wird uns klar an einzelnen Beispielen von weiblichem Geiste, die unser Zeitalter kennt, und die uns Männer dem Verdachte aussetzen, wir verweigerten den Frauen die Vortheile des Unterrichts aus Furcht vor ihrer Nebenbuhlerschaft."

Der Plan Defoe's war in jener Zeit nicht vereinzelt. Eine englische Dame trat um dieselbe Zeit auf, welche den gleichen Gegenstand erörterte und neue Unterrichtsanstalten für die weibliche Jugend anregte („Advice to the Ladies"). Auch in Deutschland findet sich damals Aehnliches[1]).

Aber allerdings läßt sich eine Aenderung im Laufe der Zeiten beobachten. Der Abstand der weiblichen Bildung von der zur Zeit erreichten Höhe männlicher Bildung — wir reden hier immer von den Schichten der Gesellschaft, welche in erster Reihe die Träger der Bildung sind — ist allmälig kleiner geworden. Die hervorragenden Erscheinungen an weiblichen Persönlichkeiten, die uns frühere Zeitalter, in diesem, in dem vorigen Jahrhundert zeigen, sollen uns darüber nicht täuschen, daß dieselben die Mehrzahl ihrer Schwestern weit hinter sich zurückließen; wie es denn etwa (um von anderen Kennzeichen zu schweigen) aus den hinterlassenen Denkmalen der Memoirenliteratur, die heute so freigebig an die Oeffentlichkeit gebracht werden, hervortritt, daß etwa die Fähigkeit der Rechtschreibung bei den Frauen gar selten anzutreffen war.

Unsere Epoche befände sich dann mit dieser Reformfrage in einer ähnlichen Lage, wie mit so vielen anderen. Nicht sowohl, daß die Mißstände größer geworden sind, die nach Abhülfe verlangen, sondern daß eine stärkere Empfindung für dieselben sich verbreitet hat, ist der Grund, daß man ihnen nicht mehr aus dem Wege gehen kann. Ja, die Fortschritte selber sind es, welche nach größeren Fortschritten verlangen.

XII.

Die ganze Frage nach Begabung, Beruf, Arbeitsgebieten des weiblichen Geschlechts ruht ebenso unzweifelhaft auf der natürlichen Differenz der beiden Geschlechter, wie die aus diesem Grunde zu ziehenden Folgerungen für die Beantwortung der Frage zweifelhaft sind. Denn es ist eben zu untersuchen, welche Tragweite jene natürliche Differenz in der historischen Entfaltung der beiden Geschlechter habe, welcher Art dieselbe bisher gewesen sei, wie sie in der Zukunft, wie sie für die heute schwebenden Reformfragen beschaffen sein solle.

[1]) Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war in deutschen Zeitschriften der Gedanke einer „Jungfer-Akademie" öfters erörtert. Manche Wendungen in diesen Projecten erinnern an das englische Project Defoe's (vergl. den erwähnten Aufsatz von G. Steinhausen in „Nord und Süd"). Da heißt es unter Anderem: „Wir meinen, die Wissenschaften sind dem Frauenzimmer nichts nütze, es werde dieselben nach seiner natürlichen Schwachheit mißbrauchen, und lassen deswegen mit Fleiß unsere Töchter in der dicksten Unwissenheit aufwachsen" u. s. w. Veit Ludwig von Seckendorff klagt über die „große und unverantwortliche Nachlässigkeit, daß so wenig Sorge für die Unterweisung und gute Erziehung des weiblichen Geschlechts getragen wird".

Ueber die Schwierigkeiten dieser Frage hinweg zu kommen, hilft wenig ein Lehrsatz, den man neuerdings öfters und zwar mit dem Pathos besonderer Wissenschaftlichkeit wiederholt, den man der neueren Naturwissenschaft und ihrer Entwicklungslehre entlehnt hat — der Satz von dem Naturgesetze fortschreitender Differenzirung. Es geht hier wie so oft mit den Analogien der Naturwissenschaft, durch die man die historische Welt erklären will. Sie reichen an die verwickelten Erscheinungen des historischen Stoffes nicht heran.

Schon zu einer Zeit, da derartige Analogien in der Wissenschaft noch nicht Mode waren, hat W. H. Riehl in seiner „Naturgeschichte des Volkes" vor nun vierzig Jahren auf seine Art Aehnliches behauptet. Gegen die Bestrebungen der Frauenemancipation, welche die männliche Kleidung zu der gemeinsamen für beide Geschlechter machen wollte, wendete er ein, daß diese Tendenz statt eines Fortschritts vielmehr ein Rückschritt sei, da es ein Zeichen roher Culturstufen sei, daß Männer und Frauen die gleiche Tracht trügen, wogegen jede höhere Cultur zur schärferen Unterscheidung führe. Und wirklich berichtet uns Tacitus in seinem Buche über die Germanen[1]), daß die Frauen keine andere Kleidung als die Männer haben — ein Kennzeichen primitiver Cultur, das vollkommen zu den anderen stimmt, die Tacitus sonst über den damaligen Zustand der Germanen mittheilt. Ich meine nicht die einfältige Bemerkung, daß beide Geschlechter das Geheimniß der Schrift nicht kennen, sondern die andere, welche uns die Frauen als eine Art von Halb-Amazonen zeigt: die Genossinnen der Gefahren des Mannes, die „in der Schlacht wie im Frieden dasselbe dulden und dasselbe wagen". Freilich sagt uns Tacitus an einer anderen Stelle[2]) — und das ist ein Fingerzeig für den Werth jener Analogie von dem Gesetz der fortschreitenden Differenzirung in ihrer Anwendung auf die Geschichte — daß eben dieselben Männer, die in Krieg und Beutezug so rüstig und ruhelos, die friedliche Arbeit nicht kennen, vielmehr, indem sie selber die Zeit des Friedens mit Schlafen, Essen, Trinken, Spielen und Nichtsthun zubringen, den Frauen, den Gebrechlichen, den Greisen, den Sklaven die Arbeit des Hauses und des Feldes überlassen. Welche größere Differenzirung aber kann es wohl geben, als diese?

Oder wenn wir von diesem Einzelbilde den Blick auf ein breiteres Gebiet vergleichender Völkerkunde und Culturgeschichte lenken, so sehen wir, daß gerade die letztere Differenzirung die älteste und allgemeinste ist, daß diese härteste Theilung der Arbeit, welche sich gründet auf die Schwäche des Weibes und auf den Mißbrauch dieser Schwäche durch die Starken, ein durchgehender Charakterzug roher Cultur ist[3]), der sich im Einzelnen wiederholt bei der

---

[1]) Cap. 17. Vergl. Cap. 18 und 19.

[2]) Cap. 15.

[3]) „Könnten wir höher hinauf in die Vorzeit unseres Volkes dringen, so würden der Beweise noch mehr werden, daß auch bei den Germanen das Weib einmal jene tiefe Stellung einnahm, in der es bei allen Völkern auf niedriger Bildungsstufe erscheint." Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Zweite Auflage. 1882. Bd. I, S. 90. „Wir haben gefunden," heißt es an einer anderen Stelle desselben Werkes (Bd. II, S. 339), „daß die Germanen gleich allen anderen Völkern mit der rohen und derbsinnlichen Auffassung des Weibes als einer

Vergleichung der heutigen Völker Europas und innerhalb derselben bei den roheren Schichten jeder civilisirten Gesellschaft — so daß man mit Recht in dem Grade der Ueberwindung dieses Grundsatzes öfters den Maßstab hat finden wollen für die Culturhöhe eines heutigen Volkes.

Mit dieser einzigen Haupterscheinung der Differenzirung oder Arbeitstheilung ist die Unklarheit und der Selbstwiderspruch jenes Gesetzes der fortschreitenden Differenzirung gekennzeichnet, vermittelst dessen man die Grundfrage der heutigen Frauenbewegung lösen zu können meint.

Nicht nur fehlt ein Beweis dafür, daß jenes Gesetz der natürlichen Welt ein Gesetz der historischen Entwicklung ist, jede historische Betrachtung zeigt auch, daß gewisse Reihen von Thatsachen regelmäßig im Völkerleben auftreten, unter denen die einen die Differenzirung befördern, die anderen sie aufzuheben trachten. Es wäre abermals eine unhaltbare Verallgemeinerung, wenn man von einem Gesetze historischer Entwicklung sprechen wollte, das der Ausdruck einer constanten Fortbewegung zur Aufhebung der Ungleichheit sein sollte. Aber gewiß ist, daß die sociale Bewegung unseres Jahrhunderts keinen Charakterzug hat, der ihr so sehr eigen ist, wie dieser. Die Frage ist nur die, wie dieser Drang zur fortschreitenden Milderung der überkommenen Ungleichheit der socialen Classen oder die Verwirklichung der Idee der Gleichheit in Einklang zu setzen sei mit den entgegenstehenden Forderungen einer fortschreitenden Cultur. Und das ist im Allgemeinen dieselbe Frage, wie im Besonderen die Frage der eigenthümlichen Reformen im Gebiete der Frauenbewegung die ist, wie sich die neuen Ansprüche des weiblichen Geschlechts auf erhöhte Bildung, auf erweiterte Berufsgebiete gegenüber den bisher ausschließlich männlichen Berufsarten erfüllen lassen; mit anderen Worten, wie sich auch hier ein höherer Grad der Gleichheit durchsetzen läßt, ohne jene Gebote der Sonderung, der Ungleichheit zu verletzen, die gerade eine Stufe höherer Cultur setzt, damit die verschiedenen Gaben zu ihrer besten Verwendung, damit die Bedürfnisse der Gesammtheit zu ihrer vollen Befriedigung gelangen. Kein Naturgesetz über die fortschreitende Differenzirung gibt uns den mindesten Aufschluß darüber, wo dieser Kreuzungspunkt entgegengesetzter Forderungen unserer Cultur zu finden sei.

XIII.

Weit klarer in seiner radicalen Einfachheit ist der Standpunkt des entgegengesetzten Extrems. Schon die älteren Socialisten, so die Schüler Saint-Simon's, haben ihn vertreten, indem sie lehren[1]): „Das Christenthum hat die Frauen aus der Knechtschaft gezogen, aber es hat sie zur Unterordnung verdammt; und allenthalben in dem christlichen Europa sehen wir sie noch in religiöser, politischer, bürgerlicher Rechtlosigkeit gebunden. Die Saint-Simo-

bloßen Sache und als eines Werkzeugs zur Arbeit wie zu sinnlicher Lust begonnen haben . . . die Last des Tages ruhte fast allein auf seinen Schultern; Haus und Feld mußte es bestellen" u. s. w.

[1]) Religion Saint-Simonienne. Lettre à M. le Président de la chambre des Députés. Paris 1 Octobre 1830. Bazard-Enfantin, chefs de la Religion Saint-Simonienne, p. 6.

nisten verkündigen ihre endgültige Befreiung, doch ohne darum das heilige Gesetz der Ehe abschaffen zu wollen. Sie verlangen wie die Christen, daß ein einziger Mann vereinigt sei mit einem einzigen Weibe, aber sie lehren, daß die Gattin dem Gatten gleichgestellt und daß sie ihm in der Ausübung des dreifachen Berufs, des Tempels, des Staates und der Familie, zugesellt sein soll."

Größeren Eindruck machte Stuart Mill durch seine Schrift über die Unterthänigkeit des weiblichen Geschlechts (The Subjection of Women), die im Jahre 1869 erschien. Er erklärte darin, daß das Princip, welches die bestehenden socialen Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern regelt, die gesetzliche Unterordnung des einen Geschlechts unter das andere, in sich selbst falsch und gegenwärtig eines der Haupthindernisse für den menschlichen Fortschritt sei, und daß es durch ein Princip vollkommener Gleichheit ersetzt werden müsse, welches kein Vorrecht auf der einen Seite, keine rechtliche Unfähigkeit auf der anderen zulasse. Mill hatte bereits in seinen älteren Werken, so in seinen Grundsätzen der politischen Oekonomie, in den Betrachtungen über die Repräsentativregierung, in dem (seiner Gattin gewidmeten) Büchlein „über die Freiheit" sich leidenschaftlich für die volle Gleichstellung der Frauen ausgesprochen. Im Jahre 1851 hatte Mill's Gattin in der „Westminster Review" einen Aufsatz für das Frauenstimmrecht veröffentlicht — jene Gattin, von der Mill nach ihrem Tode sagte, Alles, was er seit vielen Jahren geschrieben habe, gehöre ihr ebenso sehr, wie ihm selber.

Nach Mill ist die sociale Unterordnung des weiblichen Geschlechts eine isolirte Erscheinung inmitten der modernen gesellschaftlichen Einrichtungen, ein vereinsamter Bruch ihres fundamentalen Gesetzes, ein vereinzelter Rest aus einer alten Welt des Denkens und Handelns. Der Hauptgegensatz der modernen Welt gegen die vergangene, des neunzehnten Jahrhunderts gegen alle früheren besteht nach ihm darin: daß die Menschen ferner nicht mehr durch ihre Geburt auf den Platz gestellt werden, welchen sie im Leben einnehmen sollen, sondern frei sind, ihre Fähigkeiten zu bethätigen und alle Gelegenheiten zu benutzen, um dasjenige Loos zu erreichen, welches ihnen am wünschenswerthesten erscheint. Davon macht die rechtliche Stellung des weiblichen Geschlechts eine schreiende Ausnahme: die Frauen werden durch die alleinige Thatsache ihrer Geburt einer Anzahl von Beschränkungen und Verkürzungen unterworfen, die dem anderen Geschlechte nicht entgegenstehen. Neben der Gestaltung des Eherechts, welches in England, zum Theil auch in anderen Ländern, bekannte Härten besitzt, erörtert Mill namentlich den Anspruch und die Befähigung des weiblichen Geschlechts für die Gleichstellung in den Berufsarten des Lebens.

Er verwirft die Berufung auf die bisherige Erfahrung, durch die man die gegenwärtige Stellung der Frauen zu rechtfertigen sucht. Die Erfahrung könne für sich nicht entschieden haben zwischen zwei Wegen, von denen der eine bisher allein betreten worden sei. Aus der bisherigen Erfahrung könne man nur den bindenden Schluß ziehen, daß die Menschheit unter der bestehenden Einrichtung hat leben und das erreichen können, was sie erreicht

hat; keine Erfahrung sei vorhanden über die weitere Frage, ob das Erreichte größer oder ebenso groß ist, wie das, was man auf dem anderen Wege hätte erreichen können. Indessen dafür spreche die Erfahrung, daß mit jedem Fortschritt in der menschlichen Entwicklung die sociale Stellung des weiblichen Geschlechts erhöht worden ist.

Er verwirft die Berufung auf die „Natur" der beiden Geschlechter, welche das Bestehende rechtfertigen soll. Was man heute Natur des Weibes nenne, sei ein höchst künstliches Ding sehr zusammengesetzter Art, ein historisches Product von Jahrtausenden, und zwar herbeigeführt auf jenem einseitigen Wege, den man bis zur Stunde noch festhalte. Von den natürlichen Gaben des Weibes und des Menschen überhaupt werde man dann erst mit wissenschaftlicher Sicherheit reden dürfen, wenn man die bisher kaum begonnenen Untersuchungen über die psychologischen Gesetze der Charakterbildung vollendet hat. Am wenigsten sollten Engländer, meint Mill, zu behaupten sich unterfangen, was natürlich und was nicht natürlich ist. Nirgends in der Welt zeige die menschliche Natur so wenig von ihren ursprünglichen Linien. Die Engländer seien mehr als irgend ein anderes Volk ein Product der Civilisation. England sei das Land, in welchem die sociale Disciplin am weitesten gediehen sei und Alles unterdrückt habe, was ihr widerstrebe. In England habe die Sitte größtentheils die Natur ersetzt: der größere Theil des Lebens wird hingebracht, nicht indem man der Neigung folgt, unter der Controle der Sitte, sondern indem man gar keine andere Neigung hat, als der Sitte zu folgen.

Man hat eingewendet, der anatomische Nachweis sei erbracht für die geringere geistige Fähigkeit des weiblichen Geschlechts gegenüber dem männlichen. Das Hirngewicht sei bei Frauen kleiner als bei Männern. Diese Thatsache bestreitet Mill. Wenn man sie aus der Kleinheit der Gestalt folgere, so würden sich daraus verhängnißvolle Consequenzen für die Individuen des männlichen Geschlechts ergeben. Dazu sei festgestellt, daß manche Frauen ein ebenso großes Gehirn haben als Männer. Ja, ein Forscher, der viele menschliche Gehirne gewogen, habe gefunden, daß das schwerste darunter das Gehirn einer Frau gewesen. Jedoch die Hauptsache sei unerwiesen, nämlich, daß von der Größe des Gehirns allein das Maß der geistigen Fähigkeiten abhänge. (Ein deutscher Naturforscher, der die von Mill bekämpfte Ansicht öffentlich vertreten, soll das Mißgeschick gehabt haben, daß sein eigenes Hirngewicht sich nach seinem Tode als auffallend klein ergab, um so auffallender durch den Contrast zu seiner colossalen Körpergestalt.)

Soweit aber historische Erfahrung vorhanden sei, spreche sie für die Fähigkeit des weiblichen Geschlechts, in den Berufsarten des Lebens den Männern gleichgestellt zu werden. Mill hat in der Geschichte Indiens gefunden, daß unter den Regierungen der Hindu, so oft eine Herrschaft stark, wachsam und wirthschaftlich geführt, so oft die Ordnung gewahrt worden ohne Unterdrückung, die Cultur im Wachsen, das Volk gedeihend — in drei Fällen von vieren das Regiment in Frauenhänden gewesen. (Die Regentschaft falle dort häufig an die überlebenden Wittwen während der Minderjährigkeit der Thronfolger.) Er reiht daran eine Anzahl von Beispielen aus der Geschichte Europas. „Ist

es vernünftig," fragt er, „anzunehmen, daß Diejenigen, welche fähig sind zu den höheren Functionen der Politik, unfähig seien zu den niederen?"

So weit Stuart Mill. Wir haben ihn als Wortführer statt mancher Anderer reden lassen, und die seinen Worten Beifall rufen, die sind heute weit zahlreicher, als zu der Zeit, da sein Buch erschien. Wohl hat damals die öffentliche Meinung der herrschenden Classen von England sich gegen ihn entrüstet und neben anderen lautete das Verdict der „Edinburgh Review": [1]) „Wir verwerfen seine Hypothese ganz und gar, daß das Weib ein Mann in Unterröcken sei; es ist nicht so, es war niemals so, und wir hoffen zuversichtlich, es wird niemals so sein."

Und dennoch, wenn heute Mill die Entwicklung der Dinge in England, in andern Ländern ansähe, wenn er vergliche das, was damals bestand, als er schrieb, und was unterdessen in dieser Sache geschehen ist, er würde weit mehr Anlaß haben, zufrieden zu sein, als Diejenigen, welche ihm jenes Verdammungsurtheil entgegensetzten.

Eine andere Frage allerdings ist es, ob der principielle Standpunkt, den Mill vertreten hat, sich aufrecht erhalten läßt, ob dieser unterdessen durch die Kraft seiner Gründe gewonnen hat. Und da läßt sich nicht verkennen, daß die Stärke dieses Standpunktes in demjenigen liegt, was von ihm aus bestritten wird. Mill hat vollkommen Recht, wenn er den positiven Behauptungen seiner Gegner energischen Zweifel entgegensetzt, wenn er den beliebten Einwand von der „Natur" des Weibes auf ein aus beschränkter historischer Erfahrung entstandenes Vorurtheil zurückführt, wenn er weitere Erfahrungen verlangt, bevor man im Stande sei, über natürliche Begabung, Beruf, Arbeitsgebiet, Fähigkeit zur Gleichstellung des weiblichen Geschlechts mit dem männlichen ein wissenschaftlich begründetes Urtheil abzugeben. Er hat Recht, wenn er zeigt, daß hier — wie es so oft geschieht — dem geschichtlich Gewordenen der täuschende Schein des natürlich Gegebenen, dem sich wandelnden Stoffe menschlicher Freiheit und menschlichen Fortschritts das Wesen des objektiv Gebundenen beigelegt wird, um das Bestehende als das ewig Nothwendige darzustellen. Eine Beschränktheit der historischen Ansicht, welche man bei diesem wie bei anderen Gegenständen durch den einfachen Hinweis widerlegen kann, daß jedes Zeitalter etwas Anderes als „natürlich" angesehen hat, daß etwa unsere heutige höhere Töchterschule, die der Gegenwart so ohne Maßen natürlich vorkommt, den Zeitgenossen von Daniel Defoe als ein überspanntes Project zur Frauenemancipation erschienen ist; daß es vor nicht vielen Jahrhunderten als der weiblichen Natur zuwiderlaufend angesehen worden, die Frauen schreiben und lesen zu lehren, und dergleichen mehr.

Minder stark ist Mill's Standpunkt in dem, was er positiv verlangt. Er bestreitet, daß die Gegner der Gleichstellung des weiblichen Geschlechts von der bisherigen Geschichte der Menschheit eine zureichende Erfahrung haben, um die Natur des Weibes zu beurtheilen. Er bleibt seinerseits den Beweis schuldig dafür, daß die Anwälte der Gleichstellung in der Lage sind, eine zu-

[1]) October 1869; vol. 130, p. 602.

reichende Erfahrung anzurufen. Die Herrscherinnen von Indien und die Königin Elisabeth, die gelehrten Nonnen des Mittelalters, die Dichterinnen, Schriftstellerinnen, Künstlerinnen dieses und früherer Jahrhunderte bis herab zu den neuesten Erlebnissen an dem Studium des weiblichen Geschlechts — dieses und vieles Aehnliche gewährt doch nicht einen solchen Grad von zwingender Beweiskraft zu Gunsten der Gleichstellung, wie es zur Widerlegung der gegnerischen Behauptung ohne Zweifel beweiskräftig genug ist.

In diesem Gegensatze des Mill'schen Standpunktes zu den Vertheidigern des Alten beobachten wir vielmehr die beiden Hälften, in die alles Historische so oft auseinanderfällt zufolge der subjectiven Ansicht seiner Betrachter. Die Einen sehen allein das Gewordene, die Anderen allein das Werden. Die Einen betonen das Recht der Vergangenheit, die Anderen das Recht der Zukunft. In der Gegenwirkung gegen den Geist des Revolutionszeitalters, die seit dem Anfange dieses Jahrhunderts einsetzte, war es Sitte geworden, den unhistorischen Charakter dieses Geistes zu verurtheilen. Unhistorisch war er indessen nur im Sinne seiner Gegner; er vertrat in Wahrheit die andere Hälfte des Historischen, die niemals stille stehende Umgestaltung des geschichtlich Ueberkommenen. Die nach ihrer eigenen Meinung ausschließlich historische Ansicht ist der Gefahr ausgesetzt, am Alten haftend die Nothwendigkeit des Fortschritts zu verkennen und damit die oberste Eigenschaft alles Geschichtlichen; ihr Verständniß für das Bestehende entartet leicht zu einer Stimmung, welche sich dem Neuen verschließt. Die vorwärtsdrängende Ansicht dagegen reißt sich von dem Bestehenden los und eilt, ihr Ideal möglichst schnell in die Wirklichkeit zu übertragen. Sie unterschätzt den Werth der bisherigen Erfahrungen, sie sieht die Schwierigkeiten nicht, die es macht, das Neue mit dem Alten zu vermitteln; sie mißachtet die Pflicht jeder verständigen Reform, an das bisher Gewordene schrittweise anzuknüpfen.

Hiemit hängt namentlich ein Gesichtspunkt zusammen, der, wie für alle socialen und politischen Neuerungen, so auch für die Frauenbewegung betont werden muß. Es ist die Verschiedenheit der Fortschritte nach Land und Volk. Innerhalb der Gemeinschaft des Culturlebens, welche zwischen den Völkern europäischer Gesittung besteht, und welche zur Folge hat, daß die großen Charakterzüge des Verfassungswesens, der Parteien, der gesellschaftlichen Umgestaltungen eine unverkennbare Aehnlichkeit von Volk zu Volk sichtbar werden lassen — innerhalb dieser Gemeinschaft gibt es wichtige Verschiedenheiten, welche die Folge der eigenthümlichen Erlebnisse jedes Volkes, seiner besonderen Beschaffenheit, seiner Schicksale in Krieg und Frieden, des Tempos seiner staatlichen und wirthschaftlichen Entwicklung sind. Wenn wir Deutschland etwa mit England vergleichen, so finden wir neben dem vielen Gleichartigen, das zumal in der neuesten Zeit hervortritt, einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden. Die Muster des englischen Staatslebens und der englischen Volkswirthschaft, die so großen Einfluß auf Deutschland, auf ganz Europa und darüber hinaus geübt haben, bedeuten zugleich, daß England vorausgegangen ist, daß die anderen Völker gefolgt sind. Dieser Abstand der Ent-

wicklungsstufen ist ein hauptsächlicher Grund der Verschiedenheit. Wie für andere Reformen, so auch für diejenigen, welche die Frauenbewegung anstrebt.

Dies zeigt sich darin, daß die politische Seite derselben, die in England, in Amerika, in den englischen Colonien eine so große Rolle spielt, für Deutschland völlig in den Hintergrund tritt. In England hat die Erweiterung der Theilnahme am öffentlichen Leben durch die verfassungsmäßigen Mittel der Stimmrechte in Staat und Gemeinde sich in langsamem Fortschritte Bahn gebrochen, indem das wachsende Recht des Volkes seiner wachsenden Fähigkeit zu dieser Theilnahme gefolgt ist. Es entspricht diesen Voraussetzungen und den im Ganzen günstigen Erfahrungen, die man gemacht hat, daß fernere Fortschritte versucht werden, vermöge deren das öffentliche Recht über die Schranken des männlichen Geschlechts hinaus erweitert wird. Die mit diesen Versuchen im Einzelnen erreichten Erfolge, das, was gegenwärtig schon in der englischen Schulverwaltung, was in den neuenglischen Gemeinwesen jenseit des Weltmeeres dadurch geleistet wird, sind nach englischer Weise ein empirischer Unterbau für weitergehende Bestrebungen. Welche Aussichten diese nun auch haben mögen, und was man sich auch von ihnen versprechen mag, bis jetzt sind selbst in den Vereinigten Staaten die Erfolge beschränkte. — Eins ist gewiß: die deutsche Frauenbewegung handelt weise daran, daß sie diese Seite der Sache auf sich beruhen läßt. Im bedauernswerthen Gegensatze zu englischer Staatsweisheit hat Deutschland mit unverantwortlicher Plötzlichkeit das allgemeine gleiche Wahlrecht für seinen Reichstag angenommen, hat unvermittelt das weitestgehende Recht auf Voraussetzungen gepflanzt, die nach der ganzen bisherigen politischen Entwicklung, nach dem Culturzustande mindestens eines sehr großen Theiles der Bevölkerung das gerade Gegentheil von dem waren, was der gelehrte Tiefsinn unserer historischen Rechts- und Staatsschulen über die Continuität des öffentlichen Rechts so lange gepredigt hatte. Die bitteren Folgen dieses eminent „unhistorischen" Verfahrens sind nicht ausgeblieben, und sie werden in Zukunft nicht ausbleiben; an ihnen wird das deutsche Staats- und Parteileben noch manch ein Jahrzehnt zu tragen haben. Sehr wenig rathsam wäre es, die Schwierigkeiten dieses Zustandes in das Unberechenbare zu steigern durch Ausdehnung jener demokratischen Rechte auf das weibliche Geschlecht.

Wenn nun aber nicht nur auf das Frauenwahlrecht, sondern sogar auf die Frauenwehrpflicht als abschreckende Consequenz unserer Frauenbewegung hingewiesen worden ist, und zwar nicht bloß in dem einactigen Schwank eines alten Comödianten, sondern auch in der neulich gehaltenen Rectoratsrede einer deutschen Universität — so weiß man nicht, ob es der Mühe werth ist, auf dergleichen Einwände eine ernsthafte Antwort zu geben. Erstens ist die Thatsache solchen Herren offenbar unbekannt, daß ein großer Theil der Männer im Deutschen Reiche körperlich unfähig ist, die Wehrpflicht zu leisten, und dennoch die staatsbürgerlichen Rechte genießt. Zweitens gehören derartige Consequenzen in das Gebiet abstracter Speculation, nicht in die praktische Politik. Es ist jenes Entweder — Oder, welches man in der Socialpolitik seit lange kennt, und welches das Gegentheil unserer wirklichen Socialpolitik ist.

Die Bestimmtheit, mit der man sich gegen Verkehrtheiten wendet, gibt ein desto besseres Gewissen zur Vertretung aller derjenigen Reformbestrebungen in der deutschen Frauenbewegung, welche gebührendermaßen an das Gegebene anknüpfen.

XIV.

Was ist das Gegebene?

Wenn wir die Statistik um Antwort darauf fragen, so schweigt sie über den größten Theil dessen, was heute und herkömmlich die Frauenarbeit leistet. Die gesammte Berufsarbeit, welche in Haus und Familie durch die Gattin, die Töchter, die Verwandten des Hauses gethan wird, also das eigentliche Hauptgebiet weiblicher Thätigkeit, über dessen Bedeutung so große Uebereinstimmung herrscht, daß Meinungsverschiedenheiten darüber nur Fragen zweiter Ordnung betreffen — sie fällt aus demjenigen, was die Statistik üblicher Weise und so die Berufszählung des Deutschen Reiches im Auge hat, völlig heraus. Denn der Statistik ist es darum zu thun, diejenige Arbeitstheilung zu ermitteln, nach welcher sich die Erwerbsthätigkeit gliedert, die aus dem eignen Hause heraus tritt; ziffernmäßig festzustellen den so oft angerufenen Umfang der landwirthschaftlichen Production gegenüber der gewerblichen, den Umfang des Großbetriebes gegenüber dem Kleinbetriebe, die Entwicklung nachzuweisen, welche in diesen Richtungen während der neuesten Zeit Platz gegriffen hat, und vielerlei Anderes, was hiermit zusammenhängt. Auch die Entwicklung der weiblichen Arbeit neben der männlichen verfolgt sie mit begründetem Interesse. Aber sie läßt unbeachtet jenes weite Gebiet weiblicher Arbeit, welches um den häuslichen Herd und in der Familie sich entfaltet, und welches zu allen Zweigen der Erwerbsthätigkeit in gleicher Weise die regelmäßige Ergänzung bildet. Nur die weiblichen Dienstboten zählt sie mit, weil sie diese Arbeit in fremdem Hause verrichten.

Um so beachtenswerther ist die Thatsache, daß in der Masse der von der Statistik gezählten Erwerbsthätigen folgende Gruppen der weiblichen Berufsarbeit sich befinden[1]): neben überhaupt 13⅓ Millionen männlicher Erwerbsthätiger gab es 4¼ Millionen weiblicher Erwerbsthätiger, dazu 1¼ Million weiblicher Dienstboten. Von jenen 4¼ Millionen kam der größere Theil auf die Landwirthschaft (reichlich 2½ Millionen), dann mehr als 1 Million auf die Gewerbe, nahezu ⅓ Million auf Handel, Verkehrsanstalten, Gast- und Schankwirthschaften, endlich auf freie Berufsarten und amtliche Stellungen 115 272 (neben 464 050 männlichen Personen dieser Kategorie).

Hieraus ergibt sich, daß nicht nur in der ungezählten Menge jener weiblichen Personen, deren Arbeit dem eigenen Herde zugewandt ist, sondern auch in der Erwerbsthätigkeit des Marktes eine Anzahl weiblicher Berufsarbeiter sich findet, welche so groß ist und in so viele Berufsarten eingreift, daß für sie der Ruf nach Erweiterung der Erwerbsgebiete des weiblichen Geschlechts regelmäßig keinen Sinn hat, auch thatsächlich nicht erhoben wird. Der Kampf

[1]) Berufszählung des Deutschen Reiches vom 5. Juni 1882.

der Frauenbewegung Deutschlands (wie anderer Länder) ist nicht ein Kampf um die Masse der Arbeitsgebiete, sondern um die Höhe der Arbeitsgebiete. Daher kommt es, daß dieser Kampf nicht die Massen der weiblichen Arbeiterschaft hinter sich hat, sondern eine Minderzahl des gebildeten Mittelstandes; daß er nicht auf einer Bewegung des Proletariats, sondern auf den Bestrebungen engerer und höherer Schichten ruht.

In der That ist die Quantität weiblicher Erwerbsarbeit so groß, daß die wirklichen Reformbestrebungen sich auf deren Verminderung richten, woher wir zweierlei Bewegungen gegenüber dem Zustande weiblicher Arbeit haben (in Deutschland wie in England, Frankreich, der Schweiz u. s. w.), die sich scheinbar einander widersprechen — die eine auf Einschränkung der Frauenarbeit gerichtet, die andere auf Erweiterung der Frauenarbeit. Die Erklärung des scheinbaren Widerspruches liegt darin, daß sie im Wesentlichen sich auf verschiedene Arbeitsgebiete erstrecken. Das Weib zum Lastthier auf dem Acker, im Bergwerk, in der Fabrik zu machen, dazu hat es niemals einer Reformbewegung bedurft; das Gegentheil war Sache der Reform, und unser Jahrhundert hat sich bemüht, die ärgerlichsten Auswüchse wegzuschneiden[1]). Bis in unsere Zeit hinein haben in den Bergwerken Englands und Schottlands Frauen (sammt ihren Kindern) neben den Männern die Arbeit unter Tage gethan und bezeichnender Weise in derselben primitiven Kleidung, wie die Männer. Arbeiten dieser Art haben immer so niedrig gelegen in der Schichtung der Gesellschaft und ihrer Erwerbsthätigkeit, daß sie allen ohne Unterschied des Geschlechtes zugänglich waren. Erst solche Thätigkeiten, welche höher hinauf liegen in der Staffelung der Arbeiten, durch ihren äußeren Vortheil und inneren Reiz, durch die daran geknüpfte Ehre, durch den Rang, den socialen Vorzug — erst diese sind ein Ziel der Reform geworden und werden es fernerhin sein.

Indessen, dieser Gegensatz ist vermittelt durch eine breite Schicht herkömmlicher Frauenarbeit, die dazwischen liegt. Ungefähr ebenso fest in den Gewohnheiten der heutigen Culturvölker (mit manchen Verschiedenheiten von Land zu Land) wie die vorzugsweise den weiblichen Mitgliedern des Haushalts eigenthümlichen Arbeiten des Familienlebens wurzelt eine Reihe von Erwerbsthätigkeiten, in denen die Frauen ihre eigenartige Begabung längst bewiesen haben, und die Fortdauer derartiger Thätigkeiten ist keinerlei Bedenken ausgesetzt. Gerade in dem gewerblichen und landwirthschaftlichen Mittelstande, theilweise auch höher hinauf in größerem Wohlstande und größerem Betriebe sind Frauen die anerkannten Kräfte, die neben den Männern, ja im Vorzuge vor den Männern wirken. In der bäuerlichen Wirthschaft, in der Werkstatt, im Kaufladen, zum Theil in der größeren Gutswirthschaft und Industrie, stehen Frauen vielfach an einem leitenden Posten und haben hier

[1]) Ein neuer, vortrefflicher Bericht des englischen Arbeitsamtes, aus der Feder von einem Mitgliede desselben, Miß Clara Collett (Report by Miss Collett on the Statistics of Employment of Women and Girls. London 1895), liefert für England den Nachweis, daß die verbreitete Annahme einer Vermehrung der weiblichen Arbeit gegenüber der männlichen unrichtig ist und hauptsächlich auf die Verwechselung der Zunahme weiblicher Arbeit in den Mittelclassen mit der Zunahme derselben in den unteren Schichten zurückzuführen ist.

lange vor dem Auftreten neuerer Reformbewegungen die eigenartige Begabung und Tüchtigkeit ihres Geschlechts zur unbestrittenen Geltung gebracht. Zum Theil ist es hier eben die gute, alte Zeit und die alte Sitte, auf deren Erhaltung es im Gegensatze zu den Umgestaltungen der Neuzeit ankommt, und auf manchem deutschen Gutshofe wird heute in der kritischen Lage der Landwirthschaft eine solche Frau eine starke Stütze des wirthschaftlichen Gedeihens sein. Man weiß von den hervorragenden Leistungen der französischen Frauen an der Spitze von kleineren und größeren Geschäftsbetrieben, bei denen der Mann geradezu in die zweite Reihe zu rücken pflegt, wie in anderen Ländern die Frau hinter den Mann.

Doch auch in dem eigentlichen Spielraume, auf den die neue Bewegung sich richtet, sind die thatsächlichen Voraussetzungen nicht so ungünstig, wie es gelegentlich scheinen könnte. Die Berufszählung vom Jahre 1882 sagt uns für das Deutsche Reich, daß es in der schmalsten Schicht der arbeitstheiligen Abstufung — Beamte und freie Berufsarten — 115 272 weibliche Personen gab, d. h. ein Viertel so viel als männliche. In dieser Zahl ist enthalten, was von Lehrerinnen, Erzieherinnen, Angestellten der Eisenbahn-, Post-, Telegraphen-, Telephonverwaltung damals bereits in deutschen Landen zu finden war. Allerdings ist es die verhältnißmäßig große Zahl selber, welche uns sagt, daß auch in diesem engeren Gebiete es wiederum vielmehr die Quantität als die Qualität ist, die uns aus dem Bestehenden entgegenspringt. Aber in der Menge weiblicher Berufsthätigkeit auf diesem Gebiete liegt der eigentliche Unterbau für die Bestrebungen der Frauenbewegung. Die große Zahl der Lehrerinnen und Erzieherinnen legt die Frage nahe, warum das eben bestehende Maß an Vorbildung für diese Berufsarten, warum die auf diese Vorbildung gegründeten Schranken weiblicher Wirksamkeit in dieser Sphäre nicht erweitert werden können, oder ob sie etwas ein- für allemal Gegebenes, ob sie etwas „Natürliches" sind. Eine Frage, welche unterdessen zu Gunsten der Reform, wie wir wissen, u. A. durch die preußische Unterrichtsverwaltung beantwortet worden ist. Denn je mangelhafter, je unabgeschlossener der ganze bisherige Zustand weiblicher Schulbildung einschließlich ihrer höchsten Stufen nach allgemeinem Urtheil erscheint, um so weiteren Raum läßt er offen für Reformen, die das Ganze von Grund auf umgestalten, die zum Mindesten eine Ergänzung nach oben hin suchen.

Die herkömmlichen Dienste der Krankenpflege, zumal derjenigen, welche sich dem weiblichen Geschlechte widmet, sind so sehr in die Gewohnheiten übergegangen, sind durch neuere Vereinsorganisationen, meist solche mit religiösem Charakter, so entwickelt, sind namentlich in der Richtung eindringenderen Sachverständnisses so erhöht worden, daß der fernere Fortschritt zu einer regelmäßigen medicinischen Ausbildung weiblicher Kräfte unmittelbar vor der Thür liegt. Desto deutlicher, wenn sich das neue Arbeitsfeld vorzugsweise wiederum in solchen Theilen der Heilthätigkeit aufthut, die sich an die besondere Begabung des weiblichen Geschlechts und an den besonderen Bedarf nach seinen ärztlichen Diensten wenden.

Eine Fortentwicklung in diesen und ähnlichen Richtungen läßt sich nicht abweisen, auch wenn es alles Neuerungen wären, die durch ein einfaches Fortschreiten von dem Bestehenden zu Stande kämen. Es sind aber keine Neuerungen in dem Sinne, wie man gemeinhin glaubt. Erst muß man das Alte kennen, um zu wissen, wie neu oder alt das Neue ist. Nun ist es eine Thatsache, daß auf der Höhe des Mittelalters in den deutschen Städten die Frauen nicht nur in den verschiedensten Gewerben als selbständige Meisterinnen wirkten (was sich erst im Laufe der späteren Jahrhunderte durch die engherzigen Beschwerden der concurrirenden Meister und Gesellen änderte), sondern daß sie auch als Aerztinnen in weitem Umfange thätig waren, wie denn für Frankfurt am Main im fünfzehnten Jahrhundert nicht weniger als fünfzehn Aerztinnen mit Namen nachgewiesen sind, darunter drei Augenärztinnen.

XV.

Allein dieser ganze Standpunkt, der in der Frauenbewegung, und gerade der deutschen, immer nur das Ringen um die bevorzugten Lebensstellungen sieht, den Kampf um Gleichberechtigung mit dem männlichen Geschlecht in den so lange beneideten Privilegien desselben — dieser Standpunkt reicht nicht mehr an den wahren Charakter der Bewegung heran und zumal an denjenigen Charakter nicht, den ihm die besten Führerinnen neuerdings gegeben haben. Die Frage ist nicht bloß mehr die, auch nicht in erster Reihe mehr die, wieviel Raum demnächst dem weiblichen Geschlecht in den amtlichen Stellungen von Reich, Staat, Gemeinde, in den freien Berufsarten, in Unterricht, Heilkunde, Apothekerberuf und in manchen anderen der Art zugestanden werden soll. Aus einer Frage des Rechts haben die hervorragenden Fürsprecherinnen eine Frage der Pflicht gemacht, der Umgestaltung des weiblichen Berufslebens in den bevorzugten Classen, nicht sowohl behufs Eroberung neuer Vorzüge, sondern behufs erhöhter Rechtfertigung der alten Vorzüge, behufs besserer Ausfüllung des bisherigen Lebens.

Jene äußeren Ziele einer neuen Gleichberechtigung und neuer Berufsgebiete werden dadurch gleichsam nur die Merkmale einer Reformbewegung, die im Innern unserer gebildeteren weiblichen Kreise sich durchzusetzen beginnt und eine viel größere Bedeutung für das gesammte Berufsleben des weiblichen Geschlechts, für die Reform der Gesellschaft hat, als die Erlangung einiger hundert oder tausend Stellungen für weibliche Candidaten.

Ueber diejenigen Zustände, welche in diesem Sinne die gegebenen sind, ziemt es dem Manne am besten, die Zeugnisse aus Frauenmund reden zu lassen, an denen es allerdings durchaus nicht mangelt.

So sagte die Rednerin des evangelisch-socialen Congresses, deren Gedankengang wir kennen lernten, u. A. Folgendes:

„Das Hauswesen bietet nicht genügend zweckmäßige Arbeit, um dem Leben der Töchter ein festes Rückgrat zu geben; an ihre Stelle treten vielfach dilettantenhafte Kunstübungen und die Jagd nach Zerstreuung. Obschon der Hinweis auf die erschwerte Eheschließung zu einer Trivialität geworden ist, faßt die überwiegende Mehrzahl der Eltern die Ehe als den einzigen Lebenszweck ihrer Töchter ins Auge. Aber wie oft vergeht die Jugend, ohne daß die erwartete Heirath zu

Stande kommt! Die geselligen Freuden werden schal. Junger Nachwuchs erscheint, und damit tritt in der Gesellschaft eine Entwerthung des alternden Mädchens ein, die um so kränkender wird, je reifer der innere Mensch geworden ist. Sind Mittel da, so kann die Frau auch in reiferen Jahren noch nach pflichtmäßiger Arbeit ausschauen und sich zu einem Berufe tüchtig machen, wenn sie in ihrem vegetativen Dasein noch nicht allen sittlichen Ernst eingebüßt hat; aber wenn es an Mitteln fehlt, wenn sie Arbeit suchen muß nicht nur zum Lebensinhalte, sondern auch zum Lebensunterhalte, wenn der sterbende Vater die verwöhnte Tochter arm zurückläßt, was wird dann aus ihr? Auf dem Arbeitsmarkte erfährt sie bald, daß sie untüchtig ist, sich ihr Brot zu verdienen. Einige häusliche Verrichtungen sind ihr geläufig, darauf fußt sie und meldet sich als „Stütze". Ein glücklicher Zufall ist es und nichts weiter, wenn sie den Anforderungen des neuen Pflichtenberufes genügt. Gelernt hat sie wirthschaftlich nichts . . . Nicht minder bedauerlich als die untüchtigen Mittellosen sind aber auch jene bemittelten Frauen, welche die Würze des Lebens — pflichtmäßige Arbeit — entbehren. Je unbegabter sie sind, um so leichter ist ihr Loos; denn um so eher versumpfen sie an Geist und Gemüth. Je temperamentvoller sie sind, um so unglücklicher sind sie. Der Mangel an Inhalt und Zweck des Lebens und die daraus entspringende innere Noth ist ein Kreuz der bemittelten ledigen Frauen . . . Auch die Frau lebt nicht vom Brote allein, sie muß ihr Pflichttheil an Mühe und Arbeit haben, das sie mit der Menschheit verknüpft. Wie das Gewicht die Uhr, so erhält nur ein Theil pflichtmäßiger Arbeit das Menschengeschlecht im rechten Gange. Ist der einzige Lebenszweck der ökonomisch unabhängigen Frau der Genuß, so fehlt jedes sittliche Band, das sie an das Leben knüpft, und damit verliert das Leben den Sinn. Es wird zur Oede, zur Last. Das mühseligste Gemeinschaftsleben ist leichter zu ertragen als diese einsame Selbstzersetzung . . . Damit die überschüssigen Kräfte Verwendung finden, muß der erste Schritt sein, daß auch in der Mädchenerziehung der Satz beherzigt wird: Nur das Leben ist ein sittliches, welches auf pflichtmäßiger Arbeit ruht, und daß die Eltern dementsprechend von vornherein einen Beruf für ihre Töchter ins Auge fassen" [1]).

Das Ergebniß unserer höheren Töchterschule wird von einer der berufensten Autoritäten auf diesem Gebiete kurz also geschildert: „Bei keinem Menschen ist die Fähigkeit, nicht zu sehen, was wirklich vorgeht, nicht zu hören, wenn ein Nothschrei durch das Land schallt, nicht zu empfinden, wenn das Elend ihnen nahe tritt, in Träumerei zu versinken, wenn das Leben wache Menschen verlangt, größer, als bei der Mehrzahl unserer Mädchen der sogenannten besseren Stände" [2]).

Am eingehendsten spricht sich die kürzlich erschienene Schrift einer deutschen Frau aus, um die Mißstände zu schildern, die nicht sowohl erst in der Ehelosigkeit des weiblichen Geschlechts zu Tage treten, als vielmehr gerade innerhalb der Ehe [3]). Die Verfasserin meint, es sei für die Sache der Frauenbewegung ein Unglück, daß in diesen Angelegenheiten meistens nicht die erfahrenen Frauen und Mütter, sondern ältere Fräulein oder unglücklich verheirathete Frauen das Wort führen. Von ihr selber solle man einmal die Stimme einer in glücklicher Ehe lebenden Frau hören, die eine Schar geistig und körperlich gedeihender Kinder herangezogen hat und das Leben mit offnen Augen betrachtet. Was sagt diese erfahrene Frau?

„Was uns Frauen vor Allem noth thut, ist eine tüchtige Schulbildung; die wäre die Waffe im Kampfe um den Beruf . . . Unsere Gymnasien werden vielfach angegriffen; ein Lob hat man ihnen aber noch stets ertheilen müssen, nämlich daß sie den Jüngling befähigen, sich

[1]) Bericht über die Verhandlungen u. s. w. S. 86 f.

[2]) Helene Lange, Noth. Ein Vortrag. 1892. S. 4.

[3]) Felicie Ewart, Die Emancipation in der Ehe. Briefe an einen Arzt. 1895.

allen erdenklichen Berufsarten mit größerer Leichtigkeit und Biegsamkeit des Geistes zuzuwenden, als dies jemals durch irgend eine Fachschule ermöglicht wird . . . Wir armen Frauen haben aber bis zum heutigen Tage kaum eine Fachschule, viel weniger eine Bildungsstätte, welche unserem Geschlechte die Dienste des Gymnasiums erweisen und nach und nach Frauen heranziehen würde, die in ihrer Sphäre jene Reform energisch in Angriff nehmen könnten, wonach das ganze, große Gebiet der Frauenarbeit verlangt. Man täusche sich nicht mit den landläufigen Redensarten, daß, wenn den Frauen organisatorisches Talent und Arbeitskraft inne wohnen würden, viele der berechtigten Klagen verstummen müßten. Heute liegen die Dinge so, daß jene Mädchen, welche durch Verstand, Energie und Gunst der Verhältnisse sich über das gewöhnliche Niveau der Frauenbildung erhoben haben, ihre Kräfte meistens nicht dem eigentlichen Frauenberuf widmen. Die Berufsfrau bleibt gewöhnlich ehelos, und alle von ihr so schwer errungenen Vortheile gehen für die Allgemeinheit verloren; sie ist ein aufgegebener Vorposten, der tapfer seinen Platz behauptet, aber schließlich doch dem Feinde zum Opfer fallen wird, dessen Lebenswerk mit ihm zu Ende geht, von dessen Gedanken- und Erfahrungsschatz keine Frucht, keine Keime in die empfänglichen Seelen von Kindern fallen und dort zu neuem Leben erstehen. Würde aber die Mehrzahl der Frauen tüchtig erzogen, an einem Beruf in ernster Pflichterfüllung die eigenen Kräfte erprobt haben, dann fänden sich auch helfende Hände, um eine Reform durchzuführen, welche vorerst dem engen Kreise des Hauses zu Gute käme, nach und nach auch in der Gesellschaftsordnung den Einfluß der Frauen zur Geltung bringen und ihnen den Platz einräumen würde, der ihnen gebührt.

Die Uebelstände, welche der Frauenarbeit heute anhaften, sind sehr große. Es fehlt uns so zu sagen an allem tüchtigen Arbeitsmaterial. Ein gemeinsames Eingreifen der Frauen in ihre Domänen stößt auf große Schwierigkeiten. Wir haben keinen Boden, auf dem wir uns begegnen; welche unendliche Stufenleiter von Bildung und Intelligenz, die in derselben Schicht der Gesellschaft zu Tage tritt! Neben einer Frau, die manche Männer durch ihr Wissen beschämen könnte, steht eine andere, welche durch gesellschaftliche Formen kaum die gänzliche Leere ihres Inneren zu verdecken im Stande ist. Zwischen Beiden gähnt eine Kluft, die kaum zu überbrücken ist; diese tief einschneidenden Unterschiede spiegeln sich in der Führung des Haushalts, in den Anforderungen, welche an die Dienstleute gestellt werden, in der Erziehung der Kinder wider. Woher soll da eine einheitliche Auffassung, ein gemeinsames Streben kommen? Und wie wenig erreicht der Einzelne, wie schwach sind die Versuche auch der Tüchtigen, in althergebrachte Vorurtheile und Gewohnheiten Bresche zu legen!"

Zugleich wird den deutschen Männern von der deutschen Frau der Text gelesen.

„Thatsächlich," sagt sie, „beurtheilt jeder Mann jede ihm begegnende Frau als ein tiefer stehendes Geschöpf, welches keinen Anspruch darauf machen kann, die allgemeinen Interessen zu theilen oder zu begreifen. Er sieht auf sie herab, nicht vermöge seiner wirklichen Ueberlegenheit, sondern einfach, weil er ein Mann ist, und die starken Fäuste seiner Vorfahren es ermöglicht haben, die Frau so lange nach jenem Typus zu modeln, der für seine Bequemlichkeit der vortheilhafteste ist. Die Suggestion war eine mächtige, sie wirkte fort durch die Jahrhunderte, verstärkt durch die Zuchtwahl, die jene fügsamen Naturen, welche die Hand küssen, die sie schlägt, durch die Ehe vererbt, durch die Vererbung zu Geschlechtscharakteren erhoben hat. Nirgends ist jene Erscheinung so auffallend wie in Deutschland, dem Lande, welches in zahllosen Wiederholungen Schiller's „Ehret die Frauen" im Munde führt und weiter als irgend ein Culturland davon entfernt ist, jenem Worte nachzuleben . . . Nirgends liegt der Fluch der Lächerlichkeit und der Antipathie so schwer auf der unterrichteten, auf der hervorragenden Frau wie in Ländern deutscher Zunge. Nur hier konnte eine große Dichterin das große, aber wahre Wort schreiben: ‚Jede gescheite Frau hat eine Million geborener Feinde: die dummen Männer!' Weil diese Männer seit Jahrhunderten den erfrischenden Quell weiblicher Geisteseigenthümlichkeiten verstopft haben, fehlt ihnen das nothwendige Gegengewicht für ihre trockene Lebensarbeit. Wenn selbige gethan ist, wandern sie scharenweise ins Bierhaus, in welchem die Weiblichkeit nur durch schmucke Kellnerinnen vertreten ist . . . Vereinigt aber eine Gesellschaft die beiden Geschlechter, so kann man beobachten, wie die Männer zusammenhalten, eine Ecke des Salons mit ihren

schwarzen Röcken verfinsternd, und wenn ihnen gar keine Möglichkeit mehr bleibt, unter sich zu sein, die erbärmlichsten Alltäglichkeiten ihnen ausreichend erscheinen, um für die Frauen ein Gesprächsthema abzugeben. Ich habe einmal irgendwo gelesen," sagt Frau Felicie, „daß der Verkehr zwischen einem hochstehenden Manne und einer geistvollen Frau zu den feinsten Genüssen des Daseins gehört. Fragen Sie einmal in Deutschland herum, wie viele Männer Sie wohl finden werden, die das bestätigen."

Wie wenig diese Feinheiten aber ihr oberstes Ziel sind, beweist sie, indem sie mit dem Blick auf die größte und allgemeinste Pflicht des Weibes sagt:

„Das neugeborene Kind verlangt eine unsägliche Last an Arbeit, die man sich in den meisten Fällen durch allerhand Vernachlässigungen zu erleichtern sucht — auf Kosten der Gesundheit des Kindes. Da wäre es vor Allem nothwendig, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern. Dazu gehört ein Einblick in die Kindespflege, der den meisten der jungen Mütter aller Stände abgeht. Diese Einsicht ließe sich aber leicht gewinnen, wenn die Frauen an anderen Problemen ihre Gewissenhaftigkeit geschult hätten; es wäre ihnen durch die Ausübung eines Berufes die Wichtigkeit so vieler kleiner, unscheinbarer Vorschriften klar geworden, auf deren Befolgung vernünftige Aerzte das Gedeihen des Kindes zurückführen. Gewöhnlich aber pflegen sie das Kind dilettantenhaft, wie sie Alles thun, und dabei verschwenden sie Zeit, Kraft und Geld, während der Erfolg Vieles zu wünschen übrig läßt . . . Andererseits wird die hochstehende Frau ihren Werth nirgendwo besser zeigen als bei der Erziehung ihrer Kinder, und deshalb vor Allem wünsche ich, daß jene Mädchen, welche ihr Talent und ihre Tüchtigkeit dazu geführt haben, sich einen Beruf zu erkämpfen, ihren segensreichen Einfluß in der Ehe, bei den Kindern ausüben mögen. Nur auf diesem Wege wird sich das Niveau der Frauen langsam heben und mit ihm das der ganzen Gesellschaft."

Die Verfasserin beweist den auf die Gesammtheit gerichteten praktischen Zweck ihrer Reformbestrebungen auch dadurch, daß sie von einer verbesserten geistigen Ausbildung für die eigentlich technischen Thätigkeiten der Haushaltung große und nothwendige Fortschritte verlangt.

„Die Pfalz," sagte sie, „verdankt ihre Wohlhabenheit dem geschulten, intelligenten Bauernstand. Der Herr des Bauernhofes fährt seinen Dünger selbst aufs Feld; aber wenn er Abends nach Hause kommt, dann nimmt er ein Lehrbuch der Chemie zur Hand oder studirt eine neue Maschine, die in einer landwirthschaftlichen Zeitung beschrieben wird. Wir Frauen dagegen stehen heute noch auf dem primitiven Standpunkte, daß wir unsere Mädchen vom Häuslichen nur das lernen lassen, was in unserem eigenen Hausstand zu lernen ist Daher kommt es auch, daß von all' den ungezählten Erfindungen der Neuzeit kein halbes Procent für die Haushaltung verwerthet wurde. Unsere Küchen sind ein Hohn auf die Fortschritte der Technik; Alles eingerichtet für gänzlich ungebildete Menschen, die sich eine Art von Routine erworben haben, welche sie bei jedem ungewöhnlichen Fall im Stiche läßt. Ohne Rücksicht auf Zeit, Arbeitskraft, Material und Bequemlichkeit brodelt das Feuer drei bis vier Stunden, um ein einfaches Mittagsmahl zu bereiten, das mit den nöthigen Hülfsmitteln in der halben Zeit fertiggestellt werden könnte. Oder kann man ernstlich daran zweifeln, daß, wenn die Führung des Haushaltes etwa 25—30 Jahre lang in den Händen unserer Chemiker oder Ingenieure ruhen würde, eine gänzliche Umgestaltung Platz griffe, und wir über Bequemlichkeiten und Vortheile in Bezug auf vernünftige und sparsame Ernährung, auf Wohnungseinrichtungen, auf Hülfsmittel dieselben gesund und bequem zu erhalten, verfügen würden, von denen unsere Hausfrauen sich heute nichts träumen lassen? Das Alles könnten Menschen leisten, die eine tüchtige Bildung erlangt hätten, und die nicht in dem aufreibenden Sparsystem um Knöpfe und Zündhölzer das Ideal einer Wirthschaftsführung erblicken würden.

„Im Zeitalter der Antisepsis verstehen es unsere Hausfrauen noch nicht, tadellose Conserven zu bereiten, und während die Chemie die Verbindungen aller Art synthetisch darstellt, sträuben sich die „guten" Hausfrauen gegen das Eindringen der Kunstbutter, obwohl ihnen von allen Sachverständigen versichert wird, daß das Product in seinen Bestandtheilen der sogenannten natürlichen Butter vollkommen gleich ist. Die Folge davon ist nur, daß die Kunstbutter unter

falscher Marke und für theures Geld den Markt beherrscht, während sie, als Kunstbutter verkauft, den Vorurtheilsfreien billige Waare liefern würde.

„In den Schulen müßte ein ganzer, großer Haushalt geführt und alle Arbeit von den Schülerinnen geleistet werden . . . und wenn einmal die so geschulten Mädchen eine bedeutende Zahl erreicht haben, dann werden sie auch gemeinsam all' den veralteten Plunder über Bord werfen, den wir seit Jahrhunderten mitschleppen. Ein in solcher Schule erzogenes Mädchen, gehört es den unteren Ständen an, und tritt es in eine dienende Stellung ein, würde jene Biegsamkeit des Intellects erlangen, um den Anforderungen ihrer Dienstgeber zu entsprechen und jene schreckliche Plage aller Hausfrauen verschwinden zu machen, nämlich Dienstboten, die niemals selbständig denken, die unfähig sind, Neues zu lernen. Gehört ein so erzogenes Mädchen den wohlhabenderen Schichten an, so wird es die Leitung der Haushaltung mit Leichtigkeit in die Hand nehmen, oder es hätte für jeden anderen Beruf eine tüchtige Grundlage, um fürs Leben weiter darauf zu bauen. Alle aber hätten in den Jahren des erwachenden Dranges zur Thätigkeit ein Feld für ihre Energie und nicht am Ende der Schulzeit das öde Nichts des Zuwartens, ob das Schicksal in Gestalt eines Mannes zu ihnen hernieder steige, und jene verderbliche Zeit, der die liebenswürdigen und tüchtigen Eigenschaften so häufig zum Opfer fallen, wäre in eine fruchtbringende verwandelt."

So spricht jene Frau. Conservative Geister beiderlei Geschlechts werden — zum Theil wohl mit Recht — manche Uebertreibungen an ihren Betrachtungen von Altem und Neuem tadeln. Aber Eines ist mir nicht zweifelhaft: sie hat Recht gegenüber jener Art von Vertheidigung des Bestehenden, welche noch kürzlich in einem romantisch gestimmten Gelehrten ihren Anwalt gefunden, der da meinte, für die häusliche Thätigkeit bedeute die Theorie sehr wenig; chemische Kenntnisse seien für die Hausfrau nicht nothwendig (zumal da die Ansichten der Chemiker über die Fragen des Nährwerths gewisser Stoffe häufig wechseln), es komme für die Hauswirthschaft darauf an, „den im Laufe der Geschlechter angesammelten Erfahrungsschatz" zu verwerthen u. dergl. mehr. Wir fragen: Was ist dieser Erfahrungsschatz im Gegensatze zur Theorie anders als die selbstgerechte Routine, die im Zeitalter der großen naturwissenschaftlichen und technischen Fortschritte keinen Fortschritt kennt? Und welch ein Interesse hat wohl ein Vertreter der Wissenschaft, gleichviel welcher, irgend einem Fache die Schwankungen seiner Ansichten vorzuwerfen, wenn nicht das, den Philistern die Freude zu machen, daß sie Recht daran thun, alle Wissenschaft miteinander zu verachten?

XVI.

Hier sind einige Zeugnisse vorgeführt, die auf den eigentlichen Grund der Reformbedürftigkeit in der heutigen deutschen Frauenbewegung hinabblicken lassen; Zeugnisse von Frauen, die allerdings darum, weil sie von Frauen kommen, nicht aufhören, dem Zweifel an ihrer Berechtigung ausgesetzt zu sein. Eben weil diese Zweifel schwerlich vermindert werden würden, da in derlei Dingen ein zwingender Beweis über das Thatsächliche nicht möglich ist, so will ich es unterlassen, weitere ähnliche Zeugnisse anzureihen, die freilich leicht zu finden wären. Mir muß die Ueberzeugung genügen, daß ich in dem Ausgewählten typische Darstellungen der wirklichen Mißstände wiedergegeben wie sie mir selber nach langjähriger Beobachtung erscheinen.

An das eben Mitgetheilte knüpft sich zuvörderst eine Erörterung darüber, welches Feld weiblicher Arbeit Haus und Familie für die Gegen-

wart und Zukunft darbieten, verglichen mit vergangenen Zeiten. Denn die Stimmen, die wir hierüber gehört, scheinen sich zu widersprechen. Die Einen betonen, es habe sich eine gänzliche Umgestaltung vollzogen, vermöge deren die moderne Productionsweise aus der Hauswirthschaft den größten Theil der alten Arbeitsgelegenheit entführt habe; an die Stelle der Naturalwirthschaft oder hauswirthschaftlichen Production sei die Geldwirthschaft und verkehrsmäßige Production getreten; es werde nicht mehr im Hause gestrickt, genäht, gestickt, gesponnen, gewoben, geschneidert, gewaschen,, nicht mehr gebacken, eingepökelt, geräuchert, Früchte eingemacht und bald auch nicht mehr gekocht und gebraten — die „Maschine" habe alles dieses an sich gezogen, der Markt der Arbeitstheilung, der großen Industrie, der Welthandel habe es entführt und damit die Concurrenz weiblicher Hausarbeit mattgesetzt. Diese neue Lücke an Arbeitsgelegenheit im Hause mache die weiblichen Hände leer an häuslicher Arbeit und daher zunächst an Arbeit überhaupt — im Gegensatz zu der alten Zeit, in welcher jene Arbeit den Schwerpunkt weiblicher Thätigkeit bildete. Für diese Lücke gelte es, Ersatz zu schaffen, durch neue Arbeitsgelegenheit und durch Fähigkeit zu solcher neuen Arbeit.

Allein wesentlich anders lautet die Ansicht derjenigen Zeugin, die wir als besonders hörenswerth ausführlicher zu Worte kommen ließen. Sie meint vielmehr, von den wirklich eingetretenen Aenderungen der Productionsweise absehend, es sei in der That innerhalb der Hauswirthschaft und wesentlich für dieselben Zwecke immer noch sehr viel zu leisten, und betont (ohne den auf andere weibliche Berufsarbeiten gerichteten Reformbestrebungen entgegenzutreten, ja sie unterstützend), es komme vor Allem darauf an, in diesem von Alters her überkommenen Gebiete weiblicher Thätigkeit ein ganz anderes Maß weiblicher Leistungskraft herzustellen. Und auch hiebei steht ihr nicht die Rücksicht auf eine überlegene Kraft concurrirender Methoden der heutigen Production im Vordergrund, sondern der allgemeine Zusammenhang mit weiblicher Tüchtigkeit, weiblicher Bildung, weiblichem Berufsleben, ja weiblicher Würde gegenüber dem männlichen Geschlechte.

Nun ist ja die Entwicklungstendenz der Volkswirthschaft, welche in der ersteren Ansicht zur Geltung gelangt, eine so unbestrittene Erscheinungsreihe, wie weniges Andere in den Fragen der wirthschaftlichen Veränderungen und ihrer historischen Stufenfolge. Zu den gesicherten Elementen ökonomischer Wissenschaft gehört die Erkenntniß, daß der hauswirthschaftliche Charakter der Production, der in den Anfängen der Cultur vorherrscht und die verschiedenen technischen Zweige der Arbeit um den Herd des Hauses vereinigt, mit wachsender Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse, mit steigender Bevölkerungsdichtigkeit, erhöhter Arbeitsgeschicklichkeit, mit entstehenden Verkehrsmitteln einer tiefer eingreifenden Arbeitstheilung weicht, welche die berufsmäßige Production für den Markt an die Stelle der Production für den Bedarf des Hauses setzt. Es ist ferner allgemein anerkannt, daß diese Tendenz durch die technischen Fortschritte des gegenwärtigen Zeitalters in ungewöhnlichem Grade bestärkt worden ist, daß allerhand Dinge, die, von dem kleinen Gewerbe so viele Jahrhunderte verschont, im Frieden des Hauses bereitet worden waren,

von dem großen Gewerbe dieses Jahrhunderts mit eiserner Faust an sich gerissen worden sind. In welchem Umfange das thatsächlich bis jetzt geschehen ist, dieses genau festzustellen würde von der Seite der heutigen Productionsweise her schwierig sein, da ihre wachsende Ergiebigkeit nur eine Vermuthung darüber zuläßt, wieviel zu dem Bedarf, den sie befriedigt, jene Verschiebung der hauswirthschaftlichen Production beigetragen hat. Eher würde eine nähere Untersuchung über den gegenwärtigen Zustand der hauswirthschaftlichen Production (in den verschiedenen Landestheilen und Ländern, in Stadt und Land, in Großstadt und Kleinstadt) dazu geeignet sein, ein Bild der Wirklichkeit zu geben.

Indessen schon das, was die jetzige Kenntniß dieser Zustände uns sagt, belehrt uns darüber, daß jene die hauswirthschaftliche Production zersetzende Tendenz der fortschreitenden Volkswirthschaft auch heute noch weit davon entfernt ist, ihr Ziel erreicht zu haben. Und zwar aus folgenden Gründen.

Selbst in dem Gebiete der verkehrsmäßigen Productionsweise, ja sogar innerhalb der großen Industrie ist die Durchführung technischer Fortschritte eine Aufgabe, deren Lösung auf den Widerstand hemmender Momente stößt und einen weiten zeitlichen Abstand läßt zwischen dem Vorhandensein jener Fortschritte an den Spitzen der Entwicklung und ihrer Verwirklichung in der breiten Masse des Lebens. Solche hemmenden Momente entspringen dem mehr oder weniger großen Maße von geistiger Trägheit, von Vorurtheilen gegen das Neue, dem unentwickelten Verständniß, der Liebe zu alten Gewohnheiten, zum Theil achtbaren Gründen, die in anderer Hinsicht Lob verdienen. In den Vorurtheilen reichen sich vielfach die beiden Parteien die Hände, die Consumenten und Producenten, um dem Alten zu Hülfe zu kommen gegen den Ansturm des Neuen. Jedoch auch wirthschaftliche Gründe wirken als solche hemmende Ursache mit, wenn etwa nur eine kleine Zahl von Producenten wohlhabend genug ist, die neuen Methoden der Technik, Maschinen, größere Betriebsmittel sich anzueignen, und die Mehrzahl durch ihre Dürftigkeit genöthigt ist, an der alten Technik zu haften.

In dem heutigen Kampfe des Handwerks gegen das Großgewerbe spielt die Wirksamkeit dieser hemmenden Momente eine wichtige Rolle. Neben den anderen Gründen, die der Forterhaltung des Handwerks günstig sind, entspringt aus dieser Quelle eine Gnadenfrist, die theilweise von großer Dauer und von breiter Ausdehnung unserer Volkswirthschaft ist.

Nun hat aber die Macht solcher hemmender Momente für die Hauswirthschaft vollends eine große Bedeutung. Hier, wo in einer kaum entwirrbaren Weise die zartesten Triebe der Sitte, des Familienlebens, der Erziehung verwachsen sind mit alten, zum Theil uralten Formen und Bräuchen häuslicher Arbeit und häuslichen Bedarfs, da hat die „Maschine" oft einen langwierigen Kampf zu kämpfen, ehe es ihr gelingt, dieses zähe Gebilde der Jahrhunderte zu zerreißen. Kein Zweifel, daß heutzutage eine Masse von Kleidungsstücken, Nahrungsmitteln u. s. w. durch die große Industrie hergestellt und von ihr dem häuslichen Bedarf geliefert wird. Aber welche Fülle von Dingen ist dennoch übrig geblieben, und zumal bei uns in Deutschland,

von jenen alten Formen und Bräuchen! Freilich ist der Abstand groß zwischen den Resten der alten Zeit in den großen Hauptstädten und den Provinzen, dem platten Lande. Aber selbst in jenen ist noch Vieles von dem Alten vorhanden.

Ein Weiteres kommt hinzu. Das Princip der Arbeitstheilung ist kein souveränes Gesetz, welches sich mit fortschreitender Volkswirthschaft, zumal wenn dieselbe auf der Höhe der Gegenwart angelangt ist, als eine Nothwendigkeit vollziehen müßte, indem dasselbe früher oder später die ihm entgegenstehenden Hemmnisse aus dem Wege räumt. Jenes Princip hat vielmehr vor gewissen Schranken Halt zu machen. In unserem Staatsleben beobachten wir grundlegende Institutionen, deren moderner Charakter zusammen mit dem Gegensatze zu dem Principe der Arbeitstheilung uns beweist, wie wichtig diese Schranken gerade für die heutige Gestaltung unseres Lebens sind. Das ganze große Gebiet der staatsbürgerlichen Theilnahme am öffentlichen Wesen, die mannigfaltigen Formen der bürgerlichen Selbstverwaltung sind Manifestationen des Grundsatzes, daß in offenem Widerspruche zur Arbeitstheilung ein Stück der Arbeit am Staate die Sache von Jedermann sein soll. Wenn aber über diese Einrichtung des Staatswesens, über ihren Erfolg, ihre Angemessenheit für diese oder jene Voraussetzungen im Völkerleben die Ansichten auseinandergehen können — eine Institution gibt es, welche durch das, was sie geleistet, durch die zwingende Macht des Beispiels, welche sie ausgeübt hat, über solchen Meinungsgegensatz sich erhebt. Diese Institution ist die allgemeine Wehrpflicht. Niemand bestreitet heutzutage die höhere Leistungsfähigkeit der auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhenden Armee gegenüber einer — dem Principe der Arbeitstheilung entsprechenden — Söldner-Armee; und selbst jene radicalen Kritiker des heutigen Militarismus sind so weit davon entfernt, ihre tadelnde Kritik auf den Grundsatz der Arbeitstheilung zu stützen, daß sie vielmehr eine noch viel gründlichere Verleugnung der Arbeitstheilung, nämlich das sogenannte „Volksheer", fordern.

Woher kommt es denn nun, daß wir von englischen Patrioten und sachkundigen Officieren den Tadel über das englische Heer und den immer deutlicheren Hinweis auf das deutsche Heer, auf die Heere des Festlandes zu hören gewohnt werden? Worauf beruht die Ueberlegenheit der letzteren gegen das altmodische Söldnerheer Englands? Der entscheidende Grund ist der, daß eine Aufgabe von so großer Bedeutung für den Bestand des Staatswesens nicht von der Gesammtheit Derer losgetrennt werden kann, welche die Mitglieder dieses Staatswesens sind; daß eine solche Aufgabe nicht übertragen werden kann an denjenigen Teil der Gesammtheit, welcher — im Sinne der sonstigen Uebung der Arbeitstheilung — es vortheilhaft findet, diese Arbeit statt anderer Arbeit zu thun. Das moralische Element, welches der höchstmöglichen Widerstandskraft des Heeres entspricht, verlangt die ungetheilte Heranziehung aller Staatsbürger und damit der ganzen Masse patriotischer Gesinnung, die vorhanden ist; sie schließt nur aus, was durch Alter, Geschlecht, Gebrechlichkeit unfähig zum Wehrdienste ist.

Wir beobachten eine analoge Gruppe von Erscheinungen an der Thätigkeit in Haus und Familie mit dem aus ihrem Wesen folgenden Gegensatze zur Arbeitstheilung.

Daß man auch auf dem Markte der Arbeitstheilung sich zu Tische setzen kann in zahlreicher Gesellschaft, daß man sein ganzes Leben, sei es als Einzelner, sei es mit Familie, in derlei arbeitstheiligen Instituten zubringen kann, daß auch die Kindererziehung, selbst die Aufziehung der Neugeborenen vom ersten Tage an in solcher Weise besorgt werden kann — das wissen wir Alle. Wir sehen weiter, wie derartige Einrichtungen in unserem heutigen Leben einen immer größeren Raum einnehmen. Aber nach ziemlich übereinstimmender Ansicht haben wir davon doch (und nicht bloß in Deutschland) den gemeinsamen Eindruck, es seien dieses Consequenzen der Arbeitstheilung und der modernen Productionsweise, welche nur ausnahmsweise und ergänzungsweise dazu dienen, gewisse Lücken unserer regelmäßigen Einrichtungen auszufüllen: in jugendlichen Jahren des Lebens zum Zwecke der Erziehung, zur Befriedigung der Wanderlust, zur Erweiterung des Gesichtskreises in fremden Ländern; oder während etlicher Wochen des Jahres zur Erholung von dem gewohnten Dasein, zur Erholung namentlich für die Hausfrau, die auf kurze Zeit einmal von den Sorgen der Haushaltung befreit sein will; oder bei außerordentlichen Ereignissen, in außerordentlichen Lebenslagen, in der Kaserne, im Kloster. Für die ärmeren Schichten der Bevölkerung namentlich die Volksküchen, die Kinderbewahranstalten, wo die Alternative die ist, ob in dieser Form ein gesundes Essen, eine Fürsorge für die Kinder oder überhaupt kein gesundes Essen, keine Kinderpflege. Jedoch über diese ergänzende Function hinaus, als eine anerkannte Methode regelmäßiger Lebensführung, welche den häuslichen Herd ersetzt, beseitigt — bis dahin ist die Consequenz der neuen Productionsweise noch nicht gelangt.

Die Gründe liegen nahe. Es mag für die Individualität des Familienlebens gleichgültig geworden sein, woher die Strümpfe und die Kleider kommen, die darinnen verbraucht werden. Dagegen sträubt sich dieselbe gegen die Vernichtung der Eigenart jener innersten Theile des häuslichen Daseins, welche um den Herd, um den Tisch, um die Erziehung des nachwachsenden Geschlechts sich gruppiren. Es ist der Rest individueller Freiheit, es ist die Zufluchtsstätte des Fürsichseins, die dem civilisirten Menschen geblieben ist, nachdem er sich mit hunderterlei Rücksichten gegen Staat und Gesellschaft abgefunden hat. Es gehört zu den Schattenseiten derjenigen neuen Technik, welche uns die alte Last der häuslichen Wasserversorgung, der Beleuchtung, der Heizung, der Entwässerung durch neue, centralistische Apparate abgenommen hat, daß sie unseren Haushalt so viel abhängiger macht von der größeren Einheit, in die wir dadurch verkettet werden. Aber wenn wir wegen der unbestreitbaren Vorzüge solche Schattenseiten in den Kauf nehmen, so vertheidigen wir desto energischer das, was uns übrig geblieben ist, die ruhige Stunde, den ruhigen Winkel im Hause, in die nichts von dieser äußeren Welt eindringt.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß die rein ökonomischen Wahrheiten dieselben sind für die Zubereitung des täglichen Essens, wie für die Fabrication

von Strümpfen. In beiden Fällen ist die Herstellung im Großen mit centralisirten Apparaten, wie es unsere Kasernen, unsere Volksküchen u. s. w. zeigen, das ökonomisch Zweckmäßigere. Indessen solange überhaupt die ökonomischen Mittel vorhanden sind, den höheren Preis für die individuelle Familienküche zu zahlen, ist diese das Bessere, so oft auch hie und da ein Seufzer der geplagten Hausfrau und der Mangel an tüchtigen Köchinnen auf das Gegentheil hindeuten mögen. Der nicht zu bezweifelnde Vorzug des centralisirten Kochens für Hunderte oder Tausende von Familien setzt erst an dem Punkte ein, wo die Dürftigkeit des Einkommens einen wünschenswerthen Familientisch nicht gestattet.

Nun sind allerdings dergleichen Fragen, wie so manche andere nationalökonomische Frage, im letzten Grunde psychologischer Art. Die Stimmung der Geister, der Wandel der Sitten im Laufe der Zeit, die Verschiedenheit der Gewohnheiten von Land zu Land, ja die Lebensansichten der einzelnen Gesellschaftsclassen sind von mächtigem Einflusse für die Gestaltung solcher Angelegenheiten. Man kann hier nur von demjenigen sprechen, nicht was typisch richtig ist, sondern was vorwaltend Geltung in der Gegenwart und für die nächste Zukunft, was ein Recht hat, dauernde Geltung zu beanspruchen, solange nicht gänzlich veränderte Anschauungen und Einrichtungen des Lebens Platz greifen. Noch mehr als die Individualität des häuslichen Herdes wird namentlich die Individualität der Kindererziehung ein Recht haben, sich fortzubehaupten, weil hier vollends ein festeres, engeres Band zwischen Eltern und Kindern gegen die Zerreißung durch die Arbeitstheilung sich sträubt. Daß in zahllosen Fällen es dennoch anders geschieht, von solchem Sträuben nicht die Rede ist, daß irgend eine Erziehung besser ist, als gar keine, beweist nichts dagegen. Nicht mehr, als die Vortheile der Volksküche beweisen gegen den Herd der Familie.

Es ist übrigens lehrreich, daß gerade in den modernsten Formen des heutigen Lebens eine Hülfe für die hier von uns vertretene Individualität des Haushaltes von mancher Seite her erwächst. Die centralistische Entwicklung, welche den Familienhaushalt zersetzt, zeigt ihre härtesten Erscheinungen innerhalb der wohlhabenden Klassen in den Vereinigten Staaten von Amerika. Hier geschieht es wirklich seit langen Jahren und häufig, daß die Familie ihre gesammte Existenz in das Gasthaus verlegt. Aus der freien Entwicklung der heutigen Volkswirthschaft heraus ist es zu dem Ende gekommen, welches der Socialismus in seinen Träumereien einst gesetzt hat — der Mensch lebt im Phalanstère. Um so merkwürdiger ist die Thatsache, daß für die Mehrzahl der übrigen Haushaltungen, die in Amerika noch nach alter Weise ihre Individualität bewahrt haben, starke Gewöhnungen fortwirken, die so recht ein Stück der alten Zeit sind. Es ist dort eine verbreitete Sitte, daß die einzelne Haushaltung am eigenen Herde ihr Brot bäckt, und sie befriedigt dadurch die Ansprüche an den Wohlgeschmack sowohl wie das auch die sicherste Art des Schutzes gegen die Unsauberkeit der Bäckereien ist. Es ist die alte Sitte des Familienhauses in Amerika, in England festgehalten, ja weiter ausgebreitet, im Gegensatz zu der Miethskaserne, die in deutschen Städten an jenes monströse

Phalanstère erinnert, und gegen welche bei uns heute sich eine beachtenswerthe Reformbewegung erhoben hat, an deren Spitze die Häupter großer deutscher Städte stehen, um den „Insassen der Miethskaserne das Verständniß für Freiheit und Eigenthum wiederzugeben“ [1]).

In unseren deutschen Verhältnissen geht durch die Haushaltungen von den Familien des kleinen Mittelstandes bis sehr hoch hinauf zu den Spitzen der Gesellschaft ein Zweig des häuslichen Fleißes — die Schneiderei. In gewissem Sinne die Zuchtruthe für Geschmacksverirrungen, zu deren Bekämpfung die deutsche Frauenbewegung (durch den Mund selbst ihrer feurigsten Vertreterinnen) sich machtlos erklärt, hat die häusliche Damenschneiderei ohne Zweifel den Vorzug, ein ausgiebiges Feld weiblicher Thätigkeit in der Familie zu sein. Im Gegensatze zu dem Zuge der Arbeitstheilung, mit deren Leistungen auf diesem Gebiete man vielfältigen Anlaß haben mag unzufrieden zu sein, hat sich aus alter Zeit behauptet und in neuer Zeit entwickelt eine Menge häuslicher Arbeit von weiblicher Hand für weiblichen Bedarf, der, wie es scheint, immer rastloser sich erneuert, je mehr unser Zeitalter fortschreitet.

Es ist in diesen und verwandten Fällen nicht die mangelhafte Leistungsfähigkeit der Arbeitstheilung an sich — im Gegentheil! Es ist nur der hohe Preis ihrer besten Leistungen, welcher die Selbsthülfe durch die häusliche Arbeit in das Gefecht führt. Denn so weit es wahr ist, daß die Hände der Frauen in den besseren Ständen leer sind, tritt die Wohlfeilheit ihrer Zeit und ihrer Arbeit in wirksamen Kampf mit den theuren Löhnen des Marktes. Sofern aber diese Aushülfe versagt, indem sie die wünschenswerthen Erzeugnisse der Arbeitstheilung nicht entbehrlich macht, tritt sie wenigstens an die zweite Stelle, für die Hauskleidung, für die Kleider der Kinder, für die endlosen Ausbesserungen des Beschädigten.

Und der eben hervorgehobene Grund ist ein Moment von heilsamer Kraft überhaupt. Je mehr das früher Bemerkte wirklich zutrifft, je größer die Masse der Arbeit, welche die neue Productionsweise unwiederbringlich dem Hausfleiße entrissen hat, je größer daher der Mangel an weiblicher Beschäftigung ist, um so stärker ist, sofern nur überhaupt guter Wille und einige Tüchtigkeit zur Arbeit vorhanden, der Trieb zur Ausfüllung der Leere. Nicht nach ökonomischer Berechnung, ja unter Bedingungen, da dieser Maßstab ein ganz verkehrter sein würde, tritt diese gleichsam kostenlose, wohlfeilste Arbeit in Wettbewerb mit der Arbeit des großen Marktes und siegt daher selbst durch bescheidene Leistungen.

[1]) Vergl. die Referate von Oberbürgermeister Adickes (Frankfurt a. M.), Geh. Baurath Hinckeldeyn (Berlin) und Baupolizei-Inspector Classen (Hamburg) über „Die Nothwendigkeit weiträumiger Bebauung bei Stadterweiterungen und die rechtlichen und technischen Mittel zu ihrer Ausführung“. Sonder-Abdruck aus der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege“. XXVII. Band. Erstes Heft. 1895. In sämmtlichen englischen Städten, die mehr als 100 000 Einwohner haben, kamen im Jahre 1891 nur 6,1 Einwohner auf jedes Haus im Durchschnitt; bei Ausschließung von London nur 5,2; aber selbst London allein hatte nur 7,6. Dagegen Berlin (1890) 52,6; die anderen deutschen Städte über 100 000 Einwohner 19,9, selbst die Städte mit 50 000—100 000 Einwohnern hatten 18,5.

XVII.

Aus dem Gesagten möchte sich ergeben, daß für die Gegenwart und für die Folgezeit zunächst noch Gelegenheit zu weiblicher Arbeit im Hause nach alter Weise sich findet, weit mehr, als es nach manchen neueren Darstellungen scheinen könnte.

Allerdings wird man nicht bestreiten dürfen, daß die geschilderte Entwicklungstendenz, wie sie bisher wirksam gewesen, auch fernerhin wirksam sein wird. Das Problem einer Lücke bleibt daher übrig und die Frage nach ihrer Ausfüllung.

Die Antwort darauf ist, je nach der socialen Schicht, je nach Wohlstand, Begabung, Bildung, Streben der einzelnen Persönlichkeit, eine verschiedene.

Nach den vielen Klagen über den Dilettantismus in Musik, Malerei u. s. w., die ja bei jeder ernsthaften Erörterung der Frauenfrage ihr gutes Recht haben, wird hoffentlich die Wahrheit unangetastet bleiben, daß derartige Beschäftigungen, und nicht bloß die schöngeistigen, sondern auch die wissenschaftlichen, einem gebildeten Wesen, sei es weiblichen, sei es männlichen Geschlechts, zur Zierde gereichen. Ob es Kunst oder Wissenschaft ist, immer wird nur gefordert werden müssen, daß es nicht eitle Tändelei, sondern ein ernsthaftes Lernen und Arbeiten sei. Daß für ein gesittetes Wesen, und zwar für so viele in einem Volke als möglich, die Muße zu derlei Dingen übrig bleibe, daß die Entlastung von häuslicher Arbeit Raum schaffe für solche Bestrebungen, das dürfte im Allgemeinen als wünschenswerth zugestanden werden. Und so hätte, sofern nur die wirthschaftlichen Umstände dazu paßten, in diesem Ziele die uns bekannte Lücke ihren guten Beruf. Zwischen dem, was heute schon vorhanden ist, und dem, was an dessen Stelle kommen soll, läge nicht sowohl ein Unterschied des Was, sondern des Wie. Am allerwenigsten würde der größere Ernst eines künstlerischen oder wissenschaftlichen Betriebes dasjenige sein, was von verständigen Leuten zu bekämpfen wäre.

Allerdings gewinnt es nach Manchem, was man zu hören gewohnt ist, öfter den Anschein, als sei gerade der übliche Dilettantismus das normale Maß, welches sich allein mit dem weiblichen Beruf, mit den häuslichen Pflichten vereinigen läßt. In der Vertiefung jener Beschäftigungen sieht man Etwas, was die Erfüllung dieser Pflichten gefährdet, oder man drückt dieselbe Wahrheit noch deutlicher aus und behauptet einen Widerspruch hoher weiblicher Geistesbildung und Geistesarbeit zu der Fähigkeit für die Erfüllung der häuslichen Pflichten. Indessen, gerade die bisherige Erfahrung hat gezeigt, daß dieser Dilettantismus durch die Gewöhnung an ziellose und berufslose Beschäftigung vielmehr für die Gewöhnung zu jeder Arbeit schädlich ist, weil er den Ernst nicht lehrt, der zu jeder Pflichterfüllung gehört. Und die häuslichen Pflichten verlangen neben dem Ernste ein so hohes Maß von Intelligenz, daß hohe geistige Bildung ihnen nicht feindlich, sondern förderlich ist. Auch zeigt uns das Beispiel des männlichen Geschlechts, wie gut sich derlei verschiedene Gattungen der Arbeit vereinigen lassen; wie sehr es einem Manne der studirten Berufsart zum Heile gereicht, wenn er täglich ein paar Stunden in seinem Garten arbeitet, statt sich elf Monate des Jahres krumm zu sitzen

und dann durch ein paar Wochen Bergeklettern das alles wieder gutmachen zu wollen[1]); wie trefflich sich mit großer Gelehrsamkeit ein Leben in der Landwirthschaft oder auf der Jagd vereinigt, und wie in der That der Bücherwurm in dem süddeutschen Wochenblatt mit den schlechten Witzen und den guten Bildern ein kümmerlicher Nachklang der Vergangenheit zu werden beginnt.

Auch fehlt es nicht an großen, glänzenden Beispielen, die jene Einheit der Begabung und der Pflichterfüllung in einer Frau beweisen. Ein solches Beispiel war Therese Huber, die Tochter des Philologen Heyne, die Mutter Victor Aimé Huber's. Von ihr schreibt Wilhelm von Humboldt[2]), der sie als Student in Göttingen 1789 kennen gelernt hatte, bei der Nachricht von ihrem Tode an seine Freundin: „Sie war an Geisteskräften gewiß eine der vorzüglichsten Frauen ihrer Zeit; sie wußte auch sehr viel, hatte unendlich viel gelesen und besaß einen sehr hohen Grad von intellectueller Bildung. Allein das alles wurde überstrahlt durch die inneren angeborenen Geisteskräfte und durch die Fülle einer reichen, schöpferischen Phantasie. Dabei hatte sie mit ihren Kindern, wie sie noch klein waren, die liebenswürdigste weibliche Einfachheit . . . Bis an ihr Ende hat sie mit rastloser Anstrengung gearbeitet." Und diese Arbeit, fügt ihr Biograph hinzu, war keineswegs bloß die Schriftstellerei, sondern sie nähte, was nur im Hause zu nähen war, sie machte Betten und bügelte; ja gelegentlich erfahren wir auch, daß sie am Waschtrog gestanden. Sie bezeugt oft, daß ihr diese Arbeiten mehr Freude machten, als das Bücherschreiben. Sie unterrichtete ihre Kinder, pflegte Kranke, zumal arme.

Dieses in unsere classische Literatur hineinragende Beispiel besitzt typische Wahrheit für viele andere, die am Wege wachsen! Freilich kann es gegen den Ernst und die Tiefe der neuen Bestrebungen für eine ganz andere Fundamentirung der weiblichen Bildung keine Waffe geben, die der Beschränktheit vor dem mächtigen Forum der Beschränkten so hülfreiche Dienste leistet, wie die Fabel von dem inneren Gegensatze derjenigen Fähigkeiten, welche die eminent weiblichen sind und bleiben sollen, zu einer höheren Entwicklung geistiger Fähigkeiten des Weibes. Beliebte Beispiele von gelehrten Frauen, Blaustrümpfen u. s. w. stehen zur Verfügung. Welch ein niemals auszuschöpfender Trost für die Armen am Geiste! Welch eine Stütze für die Weltanschauung der heranreifenden Zöglinge der höheren Töchterschule, die darauf gebaut ist, daß man nichts zu lernen brauche, wenn man nur gut kochen könne!

Jawohl, wenn man nur kochen könnte. Gewiß, das Kochen ist eine große Angelegenheit. Und desgleichen die anderen häuslichen Pflichten des

[1]) Aus Oxford (23. October 1848: „Lebenserinnerungen", S. 110) schreibt Reinhold Pauli von den Engländern: „Wohl keine Nation mag so vollkommen die Kunst verstehen, die Arbeiten des Körpers und des Geistes im Gleichgewicht zu erhalten." In der neuesten Zeit ist manches davon auf das Festland, zumal nach Deutschland, herüber gebracht worden und dringt immer mehr in die deutschen Sitten ein. Selbst das Uebermaß der körperlichen Uebungen, welches man auf englischen Universitäten beobachtet, kommt doch wenigstens der Gesundheit zu Gute, wenn es die wissenschaftliche Arbeit schädigt; aber das Uebermaß des Biertrinkens schädigt Körper und Geist zugleich.

[2]) Elvers, V. A. Huber. 1872. Bd. I, S. 30.

Weibes. Ein hohes Maß von Intelligenz und Bildung findet seinen Spielraum in diesen Pflichten, und sie können auf sehr verschiedene Art erfüllt werden, je nachdem man die Fähigkeiten dazu von der Natur erhalten und geschult hat. Aber eben weil dem so ist, besteht ein Widerspruch nicht, wie er beliebtermaßen behauptet wird, und tausend Erfahrungen beweisen tagtäglich, daß ein heller Kopf männlichen oder weiblichen Geschlechts in allen Dingen ein besserer Führer ist, als ein bornirter. Zahllose Beobachtungen des täglichen Lebens zeigen uns, daß in dem Worte Hegel's, der Gebildete sei Derjenige, welcher Alles kann, eine tiefe Wahrheit steckt — wie denn der gebildete Mensch der endlosen Unzulänglichkeit unserer Handwerker nur kurze Zeit mit wachsamem Auge zu folgen braucht, um den Mängeln ihrer langjährigen Kunst ein Lehrer zu sein.

Daß es an Fällen nicht fehlt, in denen die richtige Harmonie der Persönlichkeit verloren geht oder vielmehr niemals gewonnen wird zufolge der Einseitigkeit der Bildung, das kann natürlich nicht geleugnet werden. Nur ist dies eine Erscheinung, die nicht an dem weiblichen Geschlechte hängt; sie zeigt sich leider in Exemplaren von hervorragender Verkrüppelung auch bei dem männlichen Geschlechte. Und all die Merkmale der Mißbildung, die man dem „Blaustrumpf" vorzuwerfen gewohnt ist, finden sich bei Männern in monströsem Grade. Nur mit dem Unterschiede, daß den Blaustrümpfen zur Entschuldigung gereicht die Neuheit ihrer Situation, die Kampfesstellung, die daraus folgende Verschiebung des psychischen Ebenmaßes; während bei den Männern sich in der Fülle vielhundertjährigen Besitzstandes diese ungekämmten und ungewaschenen Existenzen aufgethan haben.

Fragt man aber, wo sich solch hohe geistige Fähigkeiten, ohne über die Schranken des Hauses hinauszudringen, ja das Weib dem Hause zu entfremden, bethätigen können, so ist zu antworten: vor Allem in dem eigentlichsten Gebiete weiblichen Berufes — in der Erziehung der Kinder und in der des Hausgesindes. Keinem Widerspruche dürfte die Behauptung begegnen, daß in der Erziehung der heranwachsenden Jugend ein Maß von weiblicher Intelligenz und Bildung sich zu bethätigen Gelegenheit hat, dessen Schranken nach oben schwer zu ziehen, dessen thatsächliche Schranken in der heutigen Erfahrung desto handgreiflicher zu finden sind. Diese größte, schwierigste, wichtigste Berufsarbeit des Weibes — welche Zumuthungen macht sie nicht an ihre seelischen und geistigen Kräfte? Und wie oft haben die hier in erster Reihe sachverständigen Frauen sich über diesen Gegenstand in solchem Sinne geäußert!

Was das Hausgesinde anlangt, so wird unseren Frauen heutzutage ihr eigenes Theil an der socialen Frage aufgebürdet, ob sie wollen oder nicht, in den Forderungen, welche der Zustand der Dienstboten an ihre erzieherische Thätigkeit stellt. Wir haben analoge Erscheinungen in den anderen Ländern der Gegenwart, aber wohl in keinem so sehr, wie in Deutschland, die seltsame Gewöhnung, daß für die häuslichen Dienste das Lehrgeld von den Lehrern an die Lehrlinge gezahlt wird. Die große Mehrzahl des Gesindes, welches aus der elementaren Scharwerkarbeit zu qualificirten Leistungen emporsteigen will, setzt sich zu diesem Zwecke in Besitz ihrer Qualification, nicht bevor sie den

Dienst antritt, für den sie sich zu solchen Leistungen verdingt, sondern erst durch diesen Dienst selber. Unter zehn Mägden, die sich anheischig machen, als Köchinnen Dienste zu übernehmen, gibt es nicht zwei, die ordentlich kochen können. Die Last dieses verschrobenen Zustandes fällt auf die Hausfrau, und sofern diese ihrer erzieherischen Aufgabe nicht gewachsen ist, auch auf den Hausherrn, der nun das Ungenießbare genießen muß. Der ganze Umkreis häuslicher Dienstpflichten, die Reinlichkeit, Ordnung, Lebensart, das Aufwarten u. s. w., sie müssen erst erlernt werden und werden nur erlernt je nach der erzieherischen Befähigung und dem eigenen Können der Hausfrau. Ja, in jeder kleineren Stadt kennt man bald die guten Erzieherinnen und die schlechten und weiß, was man aus deren Händen zu erwarten hat.

Es handelt sich hier scheinbar nur um ein Interesse der vorzugsweise Gesinde haltenden, höhere Anforderungen stellenden Classen. In Wahrheit ist es das Interesse der Erziehung für den eigenen Haushalt, welche die Töchter des Volkes in jener Gestalt empfangen. Und das Beste, was sie jetzt empfangen, kommt ihnen später im eigenen Heime zu Gute.

Mit dem hier Gesagten ist ein weiter Blick eröffnet in die Entfaltung weiblicher Intelligenz, um denselben dann wieder zurückzulenken in die nächsten Aufgaben des häuslichen Berufes, um zu zeigen, wie scheinbar Höchstes und Niederstes sich enge berühren oder doch berühren sollten: um Besorgnissen entgegenzutreten, als könnte irgend eine wahrhafte Geistesbildung ein Schaden sein für den in noch so engem Sinne gefaßten, noch so „natürlichen" weiblichen Beruf.

Daneben hat denn freilich diese Sphäre geistiger Bestrebungen ihr eigenes Recht — in dem Hause und außerhalb des Hauses. Solange sich innerhalb des Hauses diese Bestrebungen mit den häuslichen Pflichten abzufinden haben, wird jede verständige Frau und jedes verständige Mädchen die Rangordnung der Pflichten ebenso gut einzuhalten wissen, wie der Amtsrichter auf der Hühnerjagd, der sein Amt darum nicht versäumt. Ich bleibe bei dieser Umdrehung der Rangordnung zunächst, um den Freunden des Alten die Sache leichter zu machen. Leider bleibt es nicht dabei. Auch für das weibliche Geschlecht dreht sich die Rangordnung um. Die Lücke in der gewohnten weiblichen Berufsarbeit wird so groß, oder die wirthschaftliche Lage der einzelnen weiblichen Wesen eine so bedrängte, daß sie genöthigt sind, mit ihren Leistungen auf den Markt hinauszutreten. Erst jetzt sind wir an der Linie, von der aus man oft den Eintritt in das Land der Frauenfrage genommen hat. Hier erst ist die Lücke offen, die durch neue Erwerbsarten ausgefüllt werden muß.

Und auch hier erst nach erheblichen Einschränkungen. Erwerbende Arbeit nämlich und Arbeit, die das weibliche Geschlecht aus dem Hause hinausführt, ist nicht identisch. Es gibt mancherlei Erwerbsarten, die sich schicklich mit dem häuslichen Leben und mit den häuslichen Berufspflichten des Weibes vereinigen lassen. Es ist ein hauptsächliches Capitel der Reform, welches die öfters von uns erwähnte Schrift in dieser Richtung sucht, und zwar keineswegs bloß auf den Wegen höherer geistiger Arbeit, sondern auch — und in weitem Umfange — in den bescheideneren Niederungen weiblicher Leistungsfähigkeit.

Jede intelligente Frau, so wird da behauptet, könnte (mit Ausnahme der ersten Jahre der Ehe) täglich drei bis vier Stunden einem Berufe widmen, ohne dadurch ihre nächsten Pflichten zu schädigen. Haben die Kinder das Haus verlassen, so könnten leicht sechs Stunden daraus werden. Vollends könnten Mädchen vor ihrer Verheirathung, kinderlose Frauen, Wittwen, alte Jungfern viel Zeit erübrigen. Zu richtiger Verwendung dieser Zeit müsse der Schritt von der gewohnten Handarbeit zum Handwerk, zum Kunsthandwerk gemacht werden. Jede Technik, welche ohne großen Aufwand von Werkzeugen ausgeübt werden kann, welche die Unterbrechung der Arbeit ohne Schaden für den erzeugten Gegenstand gestattet, eigne sich für die Thätigkeit im Hause. Den glänzendsten Beweis aber dafür, daß sich häuslicher Beruf mit einer anderen Thätigkeit der Frau vereinigen lasse, geben jene Ehen, in welchen der Mann sein Weib sich selbst zur Mitarbeiterin erzogen hat. Hier erweise die Nothwendigkeit sich stärker als das Vorurtheil und löse ein scheinbar schwieriges Problem auf einfache Weise. Viele Landärzte sind durch ihre Entfernung von größeren Städten genöthigt, eine Apotheke zu halten; und die Recepte, welche sie verschreiben, bereitet die Frau, ohne daß Beschwerden über die Folgen bekannt geworden seien. Oder vollends, wenn Irrenärzte erzählen, ihre beste Hülfe bei den Kranken sei ihre Frau. Diese Gattinnen haben es gelernt, sich dem Berufe des Mannes anpassend, einen Theil seiner Arbeit auf sich zu nehmen. Es gibt eine Landesirrenstalt, in welcher eine solche Frau, die vier Kinder ihr eigen nennt und mit zärtlicher Sorgfalt pflegt, die Seele des Ganzen ist. Sie hat ihre musikalische Begabung der edelsten Humanität gewidmet, sie leitet einen Krankenchor, gibt den umnachteten Gemüthern Trost und Anregung, sie unterstützt ihren Mann mit all den hundert kleinen Hülfsmitteln der weiblichen Seele in seinem Kampfe gegen die Dämonen.

XVIII.

Ist nun aber jene Linie überschritten, die zur Ausfüllung der einmal vorhandenen Lücke an weiblicher Berufsthätigkeit überschritten werden muß, tritt die Frauenarbeit in Concurrenz mit der männlichen Berufsarbeit, so entsteht eine neue Frage. Oder es wird durch neue Erscheinungen die Erörterung einer alten Principienfrage angeregt. Ob die fortschreitende Arbeiterschutzgesetzgebung mit ihren Einschränkungen der Frauenarbeit auf den Gegensatz der Bewegung für Erweiterung der Erwerbsgebiete des weiblichen Geschlechts stößt; ob umgekehrt die Setzergehülfen sich gegen die neue Concurrenz der Setzerinnen wehren, wie der Bericht des Lettevereins über seine Setzerinnenschule mittheilt; ob die Schneidergesellen eine Revolte machen und von der Regierung die Abschaffung der Schneidermamsellen fordern, wie es Adalbert von Chamisso vor sechzig Jahren in einem bekannten Liede verewigt hat; oder ob endlich die Aerzte und Apotheker sich heutzutage gegen weibliche Aerzte, weibliche Apotheker zu wehren suchen — die Principienfrage ist immer dieselbe.

Worin besteht sie?

Das eben erwähnte schöne Beispiel von dem Irrenhausdirector und seiner Gattin zeigt uns eine ideale Lösung des Problems. Hier vereinigt sich weibliche Arbeit mit der Berufsthätigkeit des Mannes, und zwar unter Umständen, welche die besonderen Fähigkeiten des Weibes wirksam werden lassen, eben darum aber eine Arbeitsleistung ermöglichen, die kein Mann, und wäre es der Tüchtigste des Faches, in dieser Weise leisten könnte. Der Director der Irrenanstalt hat neben sich seine Vertreter und Assistenten; aber das, was diese zur Ergänzung seiner leitenden Thätigkeit beitragen, ist etwas Verschiedenes. Es ist auch wohl noch nicht vorgekommen, daß die Irrenärzte Einspruch erhoben haben gegen jene Art von Concurrenz der Frauenarbeit.

Leider ist die Mehrzahl der Fälle verschieden von jenem Beispiel. Denn nur ausnahmsweise ist es möglich, weibliche Arbeit in den Geleisen der männlichen Berufsarten zu entdecken, die nicht dasjenige leisten will, was der männliche Arbeiter kann, ja öfters (nach seiner eigenen Behauptung wenigstens) besser kann. Nun pflegt jede Vermehrung der Concurrenz etwas Unbequemes, jede Verminderung der Concurrenz etwas Erwünschtes zu sein. Weil aber dieses Interesse zunächst ein einseitiges ist, weil ein anderes Interesse ihm offenbar entgegensteht und weil ein drittes Interesse dasjenige der Consumenten ist, für welche die alte und die neue Concurrenz sich in Bewegung setzt, so ist man meistens nicht so unklug, diesen Grund allein ins Feld zu führen und vor der Oeffentlichkeit schlechthin das einseitige Interesse als das Gesammtinteresse darzustellen. Es wird zur Herstellung dieses Einklanges daher etwa geltend gemacht: die neue Concurrenz erzeuge eine Ueberfüllung mit Arbeitskräften, die Leistungen der neuen Concurrenten seien schlechtere, endlich (was für die Concurrenz der Frauenarbeit namentlich in Betracht kommt) die normale Gestaltung der Lohnverhältnisse und der darauf gegründete Unterhalt des Weibes durch Gatten und Vater werde zerstört.

Zuerst die Ueberfüllung der gemeinsamen Erwerbsgebiete mit Arbeitskräften. Ein plausibler Grund in einem Zeitalter, in welchem man so oft diese Ueberfüllung anklagen hört, auch da, wo die Männer mit dem Angebot ihrer Arbeitsleistungen unter sich sind.

Freilich ein gar nicht brauchbarer Grund für die große Masse der niederen Arbeitsgebiete mit ihren Klagen über Arbeitslosigkeit. Denn hier ist die Frauenarbeit längst heimisch, und man kann den Ueberfluß an Arbeitskräften nicht dadurch reguliren wollen, daß man die weiblichen Kräfte hinausweist. Erst wo diese neu eindringen, hält man ihnen entgegen, daß der Fülle genug sei auch ohne sie, und daß durch sie ein übermäßiges Angebot von Arbeitskräften herbeigeführt werde. Selbst da, wo dieses nicht behauptet wird, mögen gelernte Arbeiter, wie die Setzer in den deutschen Buchdruckereien, die berechtigte Empfindung haben, daß diese neue Concurrenz eine Gefahr für die von ihnen errungenen Arbeitsbedingungen herbeiführen könne. Oder bei dem Auf- und Abfluthen der neuen Arbeitskräfte, wie es in den studirten Berufsarten herkömmlich ist, bei Aerzten und Apothekern, wird — wenigstens in den Fluthperioden — dieser Einwand entgegengesetzt werden.

Allein die Ueberfüllung, die hier der Frauenarbeit als Folge ihres Eindringens vorgeworfen wird, ist längst vorhanden — nur in einer viel drückenderen, viel ungerechteren Gestalt als derjenigen, welche jetzt angeblich herbeigeführt wird. Die Ueberfüllung, welche durch die übliche Zusammendrängung der weiblichen Arbeit in den alten Arbeitsgebieten des Mittelstandes eine chronische geworden, so daß die Arbeitsbedingungen herabgedrückt sind, wie in keinem entsprechenden Gebiete männlicher Arbeit[1]), — diese Ueberfüllung schreit nach Abhülfe, und hier muß Luft und Licht gewährt werden, selbst auf die Gefahr hin, daß daraus Beschwerden für andere Theile der Gesellschaft entstehen. Im Uebrigen wird für diese letzteren dadurch keine neue Schwierigkeit erzeugt. Eine regellose Zufuhr von Arbeitskräften in irgend einem Beruf straft sich auch dann, wenn männliche Arbeiter allein es sind, die sich ihm anbieten. Selbst in den studirten Berufsarten kennt man diese Erscheinung und ihre Folgen. Die Abhülfe derselben liegt nicht in mechanischen Mitteln, in der Abschließung eines Berufes, sondern in der Anwendung vernünftiger Erwägungen, zufolge deren eine immer gewissenhaftere Selbstprüfung der zuströmenden Kräfte über ihren inneren Beruf, eine immer ernsthaftere Ausbildung für die Ausübung desselben stattfindet. Bleiben die Unberufenen und Untüchtigen zurück, so wird einiger Platz offen bleiben für neue Elemente.

Solch eine Mahnung zu besseren Leistungen ist allerdings unbequemer als die von der anderen Seite kommende Behauptung, die Leistungen des neuen Wettbewerbes würden die schlechteren sein und das herkömmliche Niveau herabdrücken. Hiefür kommen natürlich in erster Reihe die eminent qualificirten Leistungen in Betracht, und es liegt nahe, von der Ausübung des ärztlichen Berufes zu sprechen, wovon in den Erörterungen der Frauenfrage so oft geredet worden ist — in deutschen Landen überwiegend nur geredet, in der Mehrzahl der übrigen Culturländer längst gehandelt.

Weil hiefür eine ausreichende Masse von Erfahrungen vorliegt, in welchen Deutschland freilich bisher nur sehr langsam und mit Hindernissen gefolgt ist, kann vielleicht ohne ein Uebermaß von Kühnheit behauptet werden, daß weibliche Aerzte (vollends mit Ausdehnung auf die Nebengebiete des Apothekerberufes, der Zahnarzneikunde u. dgl.) im Stande sind, das Gleiche zu leisten, wie das, was das übliche, durch die Examina hindurchgelangte Mittelmaß der männlichen Aerzte leistet. Es heißt das thema probandum verschieben, wenn man nicht diese Frage stellt, sondern die andere, ob ein weibliches Wesen

[1]) Sehr treffende Bemerkungen und Beispiele bei Johannes Weiß, Frauenberuf, S. 26 ff. Er führt aus den Anzeigen der Tagesblätter einzelne an, welche beweisen, daß „die Arbeit einer gebildeten Kindererzieherin nur so viel gilt wie die einer besseren (?) Köchin, und eine Wirthschafterin im Preise einer Vertreterin der Hausfrau gleichsteht". Noch ärger ist das, was in den unteren Schichten weiblicher Arbeit herkömmlich ist. So erzählt William Smart (Studies in Economics, 1895: women's wages p. 127), er habe einmal den größten Arbeitgeber für weibliche Arbeit in Schottland gefragt, ob es möglich sei, den von ihm gezahlten Wochenlohn von zehn Mark auf fünf Mark herabzusetzen. „Gewiß," antwortete dieser, „vorausgesetzt, daß X. (er nannte seinen größten Concurrenten) dasselbe thäte: es würde natürlich einen Aufschrei verursachen, aber wir könnten es thun; freilich ist zehn Mark niedrig genug."

bereits eine bahnbrechende Entdeckung auf dem Gebiete der Medicin gemacht habe, oder auch nur die andere, ob ein Weib für alle diejenigen Aufgaben stark genug, die heutzutage von männlichen Aerzten gelöst werden, insbesondere etwa, ob sie chirurgische Operationen vorzunehmen im Stande sei. Die Antwort hierauf gibt die neuere Entwicklung der medicinischen Praxis selber durch ihre fortschreitende Specialisirung und durch die zunehmende Gewohnheit, die Sphäre des Hausarztes und die Hinzuziehung des Specialisten zu scheiden. Die Antwort gibt die alltägliche Beobachtung über die Beschaffenheit der staatlich geprüften Aerzte, unter denen Hunderte, ja Tausende achtbarer Männer durch das Examen hindurch und in die Praxis gelangen, ohne daß bei einem Einzigen derselben die Rede davon ist, daß er irgend etwas Nennenswerthes für die Förderung der Wissenschaft gethan, geschweige denn, daß er eine bedeutende Leistung aufzuweisen hat.

Allein dieses ist nicht das Wesentliche für unseren Gegenstand. Es kommt nicht darauf an, ob im Allgemeinen die Leistungsfähigkeit weiblicher Aerzte dieselbe sei, wie diejenige der männlichen Aerzte. Das, was von den weiblichen Aerzten verlangt wird, ist etwas Eigenthümliches, wofür das weibliche Geschlecht ebenso sehr den Vorzug besitzt, wie für die Operationen der Chirurgie die starke Hand des Mannes. Dieses ist der Bedarf an weiblichen Aerzten, den die weiblichen Patienten haben — die weiblichen Patienten, wie sie der Mehrzahl nach einmal sind[1]). Der Arzt schilt darüber und verlangt, daß sie nicht so sein sollten; er erzählt uns, daß es damit allmälig besser werde; mit Genugthuung verweist er auf die Klinik, in welcher es sich von selbst versteht, daß die hier aufgenommene Kranke jede Untersuchung mit sich vornehmen läßt, die ärztlicherseits zur Aufklärung ihres Krankheitszustandes für nothwendig erachtet wird. Indessen, bis es dahin kommt, bis die Hindernisse der Untersuchung gefallen sind, bis die Patientin im Machtbereiche des Krankenhauses sich befindet, vergeht oft eine lange Zeit, und oft ist es dann zu spät, oder es ist gerade Zeit genug für das Krankenhaus, darin jene verzweifelten Schnitte auszuführen, bei denen die moderne Chirurgie nur noch ihre Virtuosität, nicht mehr ihre Heilkraft beweisen kann.

Es ist in der weiblichen Literatur über die Frauenfrage — und hier ist sie wohl vor Allem glaubwürdige Zeugin — oft und breit auseinandergesetzt worden, wie sehr das Gebiet der Frauenleiden Anlaß zu diesen Mißständen gibt, wie wegen der nun einmal vorhandenen Scheu weiblicher (insbesondere unverehelichter) Personen vor der Offenbarung ihrer Beschwerden

[1]) Ein Beispiel statt vieler anderen, welches der Göttinger, jetzt Berliner Chirurg Fr. König erzählt (Zeitschrift für sociale Medicin, 1895): „Die Tochter litt ... an heftigen Schmerzen einer Hand, wegen deren sie ihren Hausarzt und verschiedene Autoritäten vergebens um Rath gefragt hatte. Mein Freund, der Familie durch einen Zufall bekannt geworden, um Rath gefragt, erklärt, ohne Untersuchung des ganzen Armes mit Entblößung der Brust nichts rathen zu können. Das hat, so wird von der Mutter ihm entgegnet, selbst der Professor X. nicht verlangt, und dem Professor Y., der es verlangte, haben wir es abgeschlagen, und nun wollen Sie, ein so junger Mann, darauf bestehen? Aber er bestand darauf. Zweimal abgewiesen, wurde ihm nach Wochen die Untersuchung gewährt. Er fand in der Achselhöhle eine Geschwulst als Ursache der Armschmerzen, und eine gar nicht schwierige Operation beseitigte dieselben."

an männliche Aerzte ein dringender Begehr an weiblichen Frauenärzten ist und nach Abhülfe ruft; wie unterdessen Tausende zu Grunde gehen, weil die ärztliche Hülfe zur rechten Stunde nicht eingreifen kann.

Wie nun öfters derartige Gründe als Waffen des Angriffs und der Vertheidigung hin und her gewendet werden, so geschieht es auch bei den Debatten über diese Frage. Ihr wollt, werfen die Gegner ein, diese Art der weiblichen Schamhaftigkeit schonen, um dafür in viel flagranterer Weise durch Eure Abhülfsmaßregeln die weibliche Schamhaftigkeit zu opfern! Die Ausbildung der Frau, des jungen Mädchens für den ärztlichen Beruf durch die unentbehrlichen Studien der medicinischen Wissenschaften — sei es in eigenen Frauenhochschulen, sei es gar gemeinsam mit den männlichen Studirenden — bedeutet, so wird behauptet, einen so revolutionären Schritt gegenüber unsren Sitten und Erziehungsmitteln für das weibliche Geschlecht, daß diese Zumuthung eine viel stärkere ist, als jene Zumuthung der ärztlichen Diagnose. So die Gegner.

Dies würde richtig sein, wenn es sich um dieselben weiblichen Personen handelte. Es besteht aber die Schwierigkeit, auf die es ankommt, darin, daß nun einmal thatsächlich ein großer Theil des weiblichen Geschlechts jene übertriebene Scheu besitzt, und an dieser Thatsache wird dadurch nichts geändert, daß in einer kleinen Minderzahl von weiblichen Wesen diese Scheu nicht nur überwunden ist, sondern noch viel mehr. Jene Mehrzahl ist eine passive Masse, welche ärztliche Hülfe verlangt, aber nicht von der Hand des männlichen Arztes; diese Minderzahl ist eine Auslese activer Kräfte, deren seelische, geistige, sittliche Beschaffenheit zunächst gar keinen Zusammenhang hat mit der Beschaffenheit jener Mehrzahl. Diese activen Kräfte bestimmen sich nach ihrer eigenen Wahl für den neuen Beruf und für das dazu gehörige Studium, und die Stimme unantastbarer weiblicher Autoritäten sollte uns einigermaßen beruhigen über die sittlichen Gefahren, die daraus entstehen können. Ja, die Erfahrungen, die uns beruhigen können, sind längst da. Wenn die in Deutschland gemachten Erfahrungen nicht genügen, dann die Erfahrungen in der Schweiz, in England, in Amerika. Und wer da meint, die Erfahrungen dieser Länder und ihrer Reformen auf dem Gebiete der Frauenfrage zurückweisen zu können mit einer angeblichen Eigenart deutscher Sitten und Sittlichkeit, der verwechselt die Vorurtheile von Krähwinkel mit der Kenntniß der wirklichen Welt, der weiß gar nicht, wie die Sitten der Engländerinnen, Schweizerinnen u. s. w. in Wahrheit beschaffen sind. Er gehe hin und lerne sie kennen, und wenn er heimkehrt, wird er sich seiner Vorurtheile schämen.

Aber liegen die Erfahrungen nicht näher zur Hand? Haben wir nicht mit der Sanction der ältesten und conservativsten Mächte, im Dienste der katholischen Kirche, neuerdings der evangelischen Kirche, die weiblichen Krankenpflegerinnen, deren Einübung für ihren Beruf, wie ihre ausübende Thätigkeit eine Hingabe verlangen von gleicher Art mit derjenigen, welche die Ausübung des ärztlichen Berufes durch weibliche Wesen fordert? Muß bei jenen nicht, wie bei diesen, vor dem heiligen Ernste eines großen Lebensberufes der

Sittlichkeitsbegriff der sechzehnjährigen Dame in ein Nichts zerrinnen?[1]). Und ist diese negative Größe ein Grundstein weiblicher Tugend, mit dem die Welt weiblicher Zucht in Trümmer fällt?

Die Aenderungen aber, die sich in der That vollziehen, sie resultiren aus dem Wesen alles Historischen und darum alles Sittlichen. Sie vollziehen sich, hier wie sonst, zuerst in einer Minderheit bahnbrechender Geister, denen langsam die Mehrzahl folgt. Die Einen gehen voran in Jahrzehnten, die Andern kommen nach in Jahrhunderten.

Jedoch der scheinbar stärkste Grund, der aus dem Gesichtspunkte der Concurrenz gegen die Mitwerbung weiblicher Arbeit in neuen Berufsarten geltend gemacht wird, ist der noch zu erörternde: die behauptete Gegenwirkung gegen das allgemein anerkannte Ideal der auf den männlichen Erwerb gegründeten Ehe. Wir haben in den vorausgegangenen Betrachtungen Manches gefunden, was dieses Ideal unterstützt, indem wir uns überzeugten (im Gegensatze zu einzelnen beliebt gewordenen Uebertreibungen), wieviel auch heute und künftig noch für die weiblichen Mitglieder des Haushalts neben der erwerbenden Arbeit des Gatten und Vaters zu thun übrig geblieben ist. Indessen immer nur dort, wo ein Familienhaushalt begründet ist. Da, wo ein Weib in dessen Bereich keinen Platz findet, wo sie ihn noch nicht oder nicht mehr findet, da ist jenes Ideal für sie ein abstractes Ziel, welches für sie zunächst oder überhaupt unfruchtbar ist. Der gleiche Fall liegt dann vor, wenn der Erwerb des Mannes dem Familienhaushalt nicht die zureichenden Unterhaltsmittel zuzuführen vermag. Hier wird die ergänzende Erwerbsthätigkeit der Frau, der Töchter helfen müssen, und die abstracte Vorstellung, daß diese weibliche Erwerbsthätigkeit mittelbar der Familiengründung anderer Männer entgegenwirke, kann sie nicht entschädigen für die concreten Mittel des unmittelbaren Lebensbedarfes.

Es ist die gleiche Frage, welche durch die große Masse der längst — und leider! — gewohnheitsmäßigen Frauenarbeit niederer Art hindurchgeht. Die Erscheinungen dieser Kategorie sind viel beklagenswerther, als jene anderen; und dennoch kann ihnen, um jenes abstracten Ideals willen, nicht entgegengetreten werden. Das, was thatsächlich die reformirende Gesetzgebung thut, beschränkt sich auf die Beseitigung gewisser Auswüchse, übermäßiger Arbeitsdauer, Nachtarbeit u. dgl. — Der Kern des Zustandes bleibt unangetastet, weil es vernünftigerweise unmöglich ist, ihn aufzuheben.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

---

[1]) Im Jahre 1833 schrieb Heinrich Leo aus der Sphäre der deutschen Universitätsstadt mit ihren endlosen Tanzvergnügungen und ihrem auffallenden Mangel an ernsthafter Einwirkung auf die weibliche Jugend der bevorzugten Classen das Folgende: „. . . . unserer Mädchenwelt, deren Individuen (statt, wie ehemals, von der Gesellschaft ausgeschlossen in ihrem eingezogenen Leben zu strengem häuslichen Dienst und zur frommen Demuth angehalten zu werden), ohne in der Regel auch nur so viel Ernst gezeigt und so viel Mühen getragen zu haben, wie ordentlicher Weise ein Quartaner, doch zu so großen, ja beinahe größeren gesellschaftlichen Prätentionen berechtigt sein wollen als ältere Frauen." (Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates, Bd. I, S. 84.)

Neues von unserem Historischen Institut in Rom.

Von

Max Lenz.

[Nachdruck untersagt.]

Nuntiaturberichte aus Deutschland. Erste Abtheilung (1533—1559). Dritter und vierter Band. Bearbeitet von Walter Friedensburg. Gotha, Fr. Andr. Perthes. 1893. — Dritte Abtheilung (1572—1585). Zweiter Band. Bearbeitet von Joseph Hansen. Berlin, A. Bath. 1894. — Vierte Abtheilung (17. Jahrhundert). Nuntiatur Pallotto's. Bearbeitet von Hans Kiewning. Berlin, A. Bath. 1895.

Seitdem in dieser Zeitschrift über die Gründung und den Arbeitsplan, sowie über die ersten Erfolge unseres Historischen Instituts in Rom berichtet worden ist[1]), sind die Arbeiten desselben mit den vorliegenden vier Bänden ein gutes Stück vorwärts gekommen. Sie bilden ein neues Zeugniß für die schier unerschöpflichen Reichthümer, welche der historischen Forschung heute im Vatican erschlossen sind, freilich auch für die Größe der Aufgabe, welche sich unser Institut gesetzt hat. Das Lob, welches dem Secretär, Professor Friedensburg, für die Bearbeitung der ersten beiden Bände seiner Abtheilung in dieser Zeitschrift, und so von allen Seiten zu Theil geworden ist, gebührt ihm auch jetzt in reichem Maße. Abdruck der Urkunden, Regesten, Anmerkungen, und nicht am wenigsten die Einleitung zeigen ihn auf der Höhe seiner Aufgabe. Wenn früher Vergerio im Vordergrund des Interesses stand, so tritt jetzt Aleander, seit dem October 1538 Cardinallegat für Deutschland, Böhmen und Ungarn, an seine Stelle, neben dem die Nuntien Fabio Mignanelli und der geschmeidige Giovanni Morone zunächst noch zurückstehen. Es war derselbe Vertreter Roms, der auf dem Wormser Reichstage im Jahre 1521 die Acht gegen Martin Luther durchgedrückt hatte, dessen Depeschen von dort die classische Quelle für diesen größten Wendepunkt unserer Geschichte geworden sind. Von seiner zweiten Nuntiatur, die ihn im Herbst 1531 an den kaiserlichen Hof geführt hat, sind nur geringe Reste erhalten. Um so willkommener ist die überaus reichhaltige Sammlung von seiner dritten Mission, von der das

[1]) Deutsche Rundschau, 1892, Bd. LXXII, S. 361 ff.: „Von unserem Historischen Institut in Rom".

Wenigste bisher gedruckt und nur etwa fünf Depeschen verloren gegangen sind. Im Gegensatz zu Pier Paolo Vergerio, für den, wie wir sahen, die Sendung nach Deutschland vielleicht der erste Anstoß zu seiner Umwandlung aus einem italienischen Bischof in einen deutschen Protestanten wurde, ist sein Landsmann Aleander (denn ganz wie jener stammte er aus Friaul und hatte enge Beziehungen zu Venedig) immer derselbe geblieben. Er war der Aeltere, und seine Entwicklung bereits abgeschlossen, als er zum ersten Mal nach Deutschland kam; als Freund des Erasmus, als alter Pariser Professor und Bibliothekar des römischen Stuhles sah er von der Höhe seiner literarischen Bildung auf den deutschen Mönch herab, der ganz abseits von den Wegen der Humanisten die geistliche Gewalt Roms zu bestreiten wagte. Der Unwerth der bloßen Renaissancebildung für die Erneuerung des religiösen Lebens kommt in Aleander recht zur Erscheinung. Er war lange vor Luther's Auftreten einer der namhaftesten Humanisten gewesen. Bereits 1504 gab er zu Venedig, wo er Erasmus nahetrat, die Ilias heraus; von 1508 bis 1514 war er Professor in Paris; er rühmte sich nicht bloß der classischen Bildung, sondern gehörte zu den noch seltenen Kennern des Hebräischen und Arabischen, und ist sogar als Lehrer der Musik und Mathematik aufgetreten. Aber Rom besaß damals kaum einen leidenschaftlicheren Vertheidiger, als diesen Jünger der humanistischen Weltanschauung. In seiner That zu Worms, die ihm in Wahrheit seine historische Stellung gemacht hat, fand er den Ruhm seines Lebens. An der Herstellung der Autorität Roms mitzuarbeiten, sah er seitdem immer als seine ganz besondere Aufgabe an, und es kränkte ihn tief, daß an der Curie, wo sein Eifer bisweilen recht unbequem wurde, seine Dienste lange nicht genug geschätzt wurden. Unter dem kaiserlichen Papst Hadrian VI. war er ganz beiseite geschoben worden; Clemens VII. machte ihn zum Erzbischof von Brindisi, zog ihn aber erst 1529 wieder an seinen Hof, und erst im Jahr 1538 erhielt er den rothen Hut, der ihm zum Theil gerade wegen seiner allzu schroffen Haltung, also aus Rücksicht auf die Ketzer, vorenthalten war. Indem nun aber unter Paul III. das Bedürfniß, der anschwellenden Gefahr zu begegnen, immer lebhafter empfunden und der lange verabscheute Gedanke einer conciliaren Reform ernstlich erwogen wurde, konnte man den gewiegten Kenner der Geschichte und Verfassung der Kirche nicht wohl entbehren, und so pflegte Aleander in der Frage des Concils als der erste Sachverständige zu Rathe gezogen zu werden; die meisten Bullen, Breven und Instructionen in dieser großen Angelegenheit stammen von seiner Hand. Er selbst hat dafür gesorgt, daß uns diese Acten in so reicher Fülle vorliegen. Denn seit 1524, also bald nach seiner Heimkehr von Worms, hatte er die Abschriften seiner Depeschen und Documente aller Art über die Kirchenspaltung gesammelt, als Grundlage eines historisch-dogmatischen Werkes, das er plante. Auf seinen Reisen führte er diese Collectaneen mit sich, um stets bereit zu sein, die Gegner literarisch zu bekämpfen, und als er starb, kamen sie nach seinem Willen in das vaticanische Archiv. So bieten sie eine werthvolle Ergänzung zu den Originalen seiner Berichte in den Farnese'schen Sammlungen, wo doch nicht Alles erhalten ist.

Uebrigens galt seine dritte Mission Anfangs gar nicht dem deutschen Boden. Er sollte zunächst als Cardinallegat neben Campeggi und Simoneta die Curie am Concil zu Vicenza vertreten, und erst als dies, bevor es noch eröffnet war, um ein Jahr verschoben wurde, erhielt er den Auftrag, über die Alpen zu gehen. Schon in Tirol nahm er mit Schrecken den Verfall der kirchlichen Autorität wahr. In diesen Bergen, mit denen heute der katholische Glaube wie verwachsen scheint, begegneten dem Legaten von Bozen ab auf allen Straßen die lutherischen Meinungen. Vor Innsbruck kamen Gesandte des römischen Königs zu ihm, um sich zu entschuldigen, daß er nicht, wie herkömmlich, von der Clerisei in die Stadt geleitet werden könnte: denn es gebe keine mehr; kaum zwölf Geistliche waren in der Residenz zu finden. Von einem reichen Kloster in der Nähe erfuhr der Legat, daß dort nur noch der Abt mit einem Bruder hause. Und der gleiche Anblick nun, wohin er auf seiner Reise kam. Die Kanzeln waren aller Orten ebenso unbesetzt, wie die Klöster. In der Diöcese Passau standen mehr als 140 Pfarren und Curatien leer, und in den österreichischen Gebieten zählte man an 1500 ledige Beneficien. Niemand gab noch Almosen und Zehnten oder ging in die Kirche, außer wo etwa ein Magistrat oder ein Edelmann einen evangelischen Pfarrer aufgestellt hatte, zu dem dann die Menge strömte. Auch in Wien fand Aleander die Bürgerschaft und den Adel der Ketzerei ergeben. Die Minister selbst, besonders Johann Hofmann, der erste Rath des Königs, und seine steirischen Freunde, die sich mit ihm in den Einfluß theilten, seien ganz verdorben. Er meinte, König Ferdinand sei der einzige treue Sohn der Kirche in seinem Lande. Nirgends war den neuen Ideen stärkerer Widerstand entgegengesetzt worden, als gerade in Bayern und Oesterreich, wo die blutigen Ketzergesetze der zwanziger Jahre noch in Kraft standen und an den Universitäten streng katholische Professoren, wie Johann Eck und Nausea, wirkten. Und trotzdem dieser völlige Zusammenbruch der Kirche, diese Austilgung des katholischen Glaubens! Die Uebermacht der evangelischen Gedanken und die Ohnmacht der römischen Lehre in dem Deutschland von damals kann nicht stärker bewiesen werden, als durch diese römischen Zeugnisse. Und täglich mehrte sich der Abfall. Schon hörte der Legat von Reformplänen des Kurfürsten von der Pfalz, und der Versuch Joachim's II. von Brandenburg, eine Union der Parteien herbeizuführen, lenkte auch nur ab von Rom und ward für ihn selbst die Brücke zum Uebertritt. Dann aber stürzte mit Georg's von Sachsen Tod die stärkste Säule des alten Glaubens in Norddeutschland, und wie im Handumdrehen fiel sein Land den Wittenbergern zu. Auch aus England kamen täglich schlimmere Nachrichten — „um einer Statue Leibweh zu machen", wie Aleander sich drastisch ausdrückt. Ein Mirakel nennt er es, daß in und um Mainz das Volk zur Kirche stehe, zumal bei der Schlaffheit des Erzbischofs, Cardinal Albrechts. Denn die Prälaten seien um nichts besser, als die Laienfürsten, und dächten wie jene nur ans Bankettiren; ein Mönch sei seit Jahren wie ein weißer Rabe, und wo sich noch überhaupt Priester fänden, seien sie sittenlos, unwissend und verhaßt bei Jedermann; wenn aber einer irgend was gelernt habe, gehe er zu den Lutheranern über:

„in summa", ruft er jammernd aus, „religionis omnis immensum chaos, cosa che a me scribendo move le lachryme."

Man sieht aus diesen Beispielen, wie lebhaft Aleander empfindet, und wie gut er zu schildern versteht. Gleich Vergerio weiß er uns durch die Kleinmalerei seiner Berichte zu fesseln und bringt dadurch Dinge, die in den deutschen Acten selten zu finden sind. Vor Allem ist hierfür sein Tagebuch werthvoll, das Friedensburg mit herausgegeben hat, und in dem uns eine Fülle intimer Vorgänge und persönlich interessanter, ja oft recht pikanter Züge erhalten ist; wie er z. B. über den Lebenswandel des Cardinal Campeggi, des Legaten auf dem Augsburger Reichstage von 1530, und über die leichten Sitten der verwittweten Königin Maria von Ungarn, Karl's V. und Ferdinand's Schwester, die als Statthalterin der Niederlande in Brüssel residirte, wenig erbauliche, wie es aber scheint nicht unbegründete Geschichten erzählt.

In Anderem freilich bleiben die Berichte des Legaten an der Oberfläche. Vor Allem zeigte er sich jetzt so wenig wie zu Worms im Stande, die Kraft und Tiefe der evangelischen Bewegung zu begreifen, sondern führte, wie ehemals, Alles auf äußerliche Motive, politische Rücksichten, persönliche Interessen zurück. Diese müsse man benutzen, die Vortheile der Einen gegen die Andern ausspielen, ihren Zwiespalt vertiefen; damit werde man der Ketzerei Herr werden. Aber auch in die politischen Pläne der deutschen Fürsten, sogar seiner Freunde, gewann er doch nicht den rechten Einblick, und daher sehr geringen Einfluß. Denn auch die katholischen Herren, Ferdinand voran, gingen ihre eigenen Wege, die nur eine Strecke weit mit denen Roms zusammenliefen. Für den römischen König war der Krieg gegen die Türken, die jetzt die Moldau überrannten und von der Drau und Donau her mit neuen Einfällen drohten, das beherrschende Interesse. Und dabei stand ihm der Papst gewiß noch eifriger zur Seite, als andere katholische Mächte, zumal da er schon seine eigenen Küsten gegen die Ungläubigen zu vertheidigen hatte; denn im August 1539 eroberte Chaireddin Barbarossa Castelnuovo und machte sich damit zum Herrn in den italienischen Gewässern. Aber so weit wie Ferdinand darin zu gehen, der die Concilsfrage, die Concordie mit den Protestanten und die Suspension der Religionsedicte davon abhängig machte, verbot der Curie schon die Rücksicht auf ihre anderen Glaubensfreunde, von denen Bayern mit dem Führer der magyarischen Nationalpartei, König Johann Zapolya, sympathisirte, König Franz aber fast schon als Bundesgenosse des Sultans auftrat, während die Venetianer stets bereit waren, für Privatvortheile ihren Sonderfrieden mit der Pforte zu machen. Sogar der Kaiser war nur im letzten Ziel mit seinem Bruder einig: ihm waren Ungarn und der Türkenkampf doch nur ein paar Figuren auf dem Schachbrett seiner weltumfassenden Politik, wo jeder unvorsichtige und allzu rasche Zug ihm die Partie zu verwirren drohte.

Damals aber konnte Karl nicht daran denken, einen neuen Waffengang mit dem Sultan zu wagen, der sofort den französischen Rivalen wieder auf den Plan gerufen haben würde. Alles kam ihm darauf an, über die Krisis,

so gut es ging, friedlich hinwegzukommen, und so mußte er, gewiß mit innerstem Widerstreben, auch den deutschen Protestanten eine gute Miene machen. Der Unterhändler, den er dazu in Ungarn und im Reich gebraucht hat, war der Niederländer Johann von Weeze, einstmals Erzbischof von Lund, von wo er vor Jahren als Anhänger König Christern's II. vertrieben war, einer der gewandtesten und skrupellosesten Räthe, die Karl V. in der deutschen Politik unterstützt haben. Seine Thätigkeit auf dem Tage zu Frankfurt a. M. im Frühling 1539, wo er mit den protestantischen Ständen zu unterhandeln hatte, war in den Hauptzügen wohl bekannt und ist gerade in neuerer Zeit wiederholt bearbeitet worden, doch hat Friedensburg über die Einleitung und den Verlauf dieser Versammlung, wobei sich besonders Kurfürst Joachim von Brandenburg hervorthat, noch neue Aufschlüsse gegeben. Die Gunst der Lage war damals für die Protestanten unermeßlich, und Jedermann von Einsicht unter ihnen rieth, sie zu benutzen: man brauchte gar nicht das Schwert zu ziehen, wogegen die Habsburger rath- und wehrlos gewesen wären, sondern nichts weiter zu thun, als fest und beharrlich die Anerkennung des protestantischen Bundes und einen „satten" Frieden in der Religion zu fordern. Schon wankte die Treue der deutschen Hierarchie; mehr als ein deutscher Bischof überlegte es sich, ob er es nicht den Laienfürsten nachmachen und als weltlicher Herr in ihren Kreis eintreten sollte: wären die Edicte von Worms und Augsburg gefallen, so würde die trotz ihnen schwellende Fluth des neuen Glaubens alle Schranken eingerissen haben. Vor Jahren habe ich bereits diese Situation gekennzeichnet und in Kürze darauf hingewiesen, daß die entgegengesetzte Auffassung des Frankfurter „Anstandes", der der evangelischen Partei eine kurze Waffenruhe garantirte, von Seiten Ranke's zu verwerfen sei. Seitdem ist ein Theil der Acten, auf die ich mich damals stützte, von verschiedenen Seiten her und so jetzt von Friedensburg veröffentlicht und diese Anschauung dadurch näher begründet worden.

Aleander freilich konnte eine Politik, die doch immerhin ein momentanes Nachgeben und eine merkliche Abweichung von den curialen Principien forderte, nicht mitmachen, und formell wenigstens gab die Curie ihrem Legaten Recht. Er war entrüstet über den kaiserlichen Bischof, den er einen Verräther am katholischen Glauben nannte, und sah seine eigene Mission als gescheitert, als eine völlige Niederlage an. Der Aerger warf ihn auf das Krankenlager; er scheint, wie ich aus seiner intimen Beschreibung schließen möchte, nierenleidend geworden zu sein. Aber auch er sah zuletzt keinen andern Weg, als sich aufs Neue dem Kaiser anzuschließen, an den er sich persönlich mit der Bitte wandte, rasch zu kommen und die deutsche Kirche zu erretten.

Und nicht anders verfuhr Papst Paul III., als er dem Legaten im Herbst 1539 den Bischof von Modena, Giovanni Morone, der schon einmal Vergerio abgelöst hatte, als Nachfolger gab. Mit ihm trat der Diplomat auf den Schauplatz, der unter allen Italienern, welche ihren Witz daran gesetzt haben, den deutschen Geist wieder an Rom zu ketten, vielleicht das Meiste gethan hat. Damals erst dreißig Jahre alt, hat Morone, der bereits 1542 den rothen Hut erhielt, noch vier Jahrzehnte der Curie gedient, die er auf den Religions-

conventen in Hagenau, Worms und Regensburg, dann Jahre lang auf dem Trienter Concil, und wiederholt auf deutschen Reichstagen und am Kaiserhofe vertreten hat. Er war einer der ersten Gönner der Jesuiten; Ignatius von Loyola verdankte seiner Fürsprache die Gründung des Collegium Germanicum, jener Pflanzschule deutscher Geistlicher zu Rom, welche Tausende romanisirter Deutscher in die alte Heimath zurückgesandt hat.

Eben diesem hochberühmten Namen begegnen wir noch einmal in den Acten, die Joseph Hansen in seinem zweiten Bande, über den Reichstag zu Regensburg 1576, zusammen mit zwei anderen Nuntiaturen, Castagna's zum Purificationstage von Köln 1579, und Madruzzo's zum Reichstage von Augsburg, 1582, veröffentlicht hat. Es war die letzte Mission des greisen Diplomaten, der Abschluß einer an Erfolgen überreichen Laufbahn. Und selbst dieser treueste Diener seiner Kirche ist in den Jahren Paul's IV. Caraffa's nicht dem Verdacht häretischer Neigungen entgangen! Damals rief der Papst ihn vor die Inquisition, und er ist zwei Jahre in der Engelsburg gefangen gehalten worden. Pius IV. rehabilitirte ihn bald nach seiner Thronbesteigung, aber der Makel blieb haften, und die Tiara, zu der Morone bereits früher zweimal Aussicht gehabt, hat er sich dadurch verscherzt. Denn daß er das bedeutendste Mitglied des heiligen Collegiums war, erkannten schon bei seinen Lebzeiten Freund und Feind an — „ein vor andern abgefeumter practicirischer Kopf", wie ein protestantischer Gegner von ihm schreibt.

Die Aufgabe, mit der im Jahre 1576 der Cardinal nach Deutschland geschickt wurde, war noch immer dieselbe, wie vierzig Jahre zuvor: Kampf gegen die Türken und Austilgung der Ketzer, Sammlung aller Katholiken unter Roms und Habsburgs Führung. Das hieß, wie Niemand klarer als Morone selbst erkannte, Zertrennung der deutschen Nation: „es ist," schrieb er schon im Sommer 1539, „für unsere Herren und den heiligen Stuhl und für den christlichen Glauben besser, daß Deutschland uneinig bleibe, und kein Reichstag zu Stande komme, als daß die Deutschen in ihren falschen Dogmen wider Gott und zum Verderben des apostolischen Stuhles geeinigt und befestigt seien." In den letzten Jahren Maximilian's II. war dies Ziel aber leichter zu erreichen, als ehedem. Die katholische Gruppe unter den deutschen Fürsten hielt besser zusammen und war unvergleichlich stärker; sogar Bayern überwand in der Gemeinsamkeit der kirchlichen Interessen seinen alten Widerwillen gegen das Kaiserhaus, und die Bischöfe konnten sich fester an Rom und die katholischen Laienfürsten anlehnen, als zur Zeit Karl's V. Auch die Zustände im Clerus und Volk waren jetzt geordneter. Eifrig waren die katholischen Fürsten, Laien und Prälaten, dabei, das Unkraut der neuen Lehre in ihren Gebieten auszujäten, und mit Freuden bemerkten die Legaten hier und da, z. B. um Ingolstadt und Landshut, daß das Volk wieder an Gottesdienst und Processionen Gefallen fände. Freilich waren die Protestanten in der Geschlossenheit ihrer Kirchen, der Ausbildung ihrer Geistlichen noch immer voraus und auch der Sympathien seitens der Bevölkerung sicherer. Verjagung der Prediger, Entziehung der Einkünfte blieben die Mittel, durch die es der Kirche und ihren Helfern vor Allem gelang, dem katholischen Glauben

die Seelen zurückzugewinnen. Noch immer vollzogen sich oder drohten unter den deutschen Ständen schwere Verluste. Die norddeutschen, von den protestantischen Fürstenhäusern abhängigen Stifter waren erst in den letzten Jahrzehnten vollends protestantisirt worden. In Westfalen und im Rheinlande, zu Paderborn, Münster und besonders in Aachen waren noch breite Massen des Bürgerthums dem neuen Glauben ergeben, und Köln, das zur Zeit in Valentin von Isenburg einen romfreundlichen Erzbischof besaß, sollte bald durch Gebhard Truchseß, den Neffen des eifrigsten Katholiken in Deutschland, Cardinal Otto's von Augsburg selbst, noch einmal zum Abfall von Rom gebracht werden. Auch thaten die katholischen Stände nichts umsonst und scheuten sich nicht, alle Grundsätze der Hierarchie zu verleugnen, wenn es die Förderung ihrer Interessen galt. So entsetzte Bischof Julius Echter von Würzburg wider alles Recht der Kirche den Abt Balthasar von Fulda, beiläufig den ersten Prälaten Deutschlands, der mit der Gegenreformation begonnen hatte, und maßte sich die Regierung in der Abtei an. Und die Curie konnte mit allen Vorstellungen und Gegenbefehlen nichts ausrichten; sie mußte gegen den mächtigen Mann, der im Uebrigen als schroffer Katholik auftrat und in der Würzburger Universität dem alten Glauben eine neue Hochburg schuf, ein Auge zudrücken und den Abt preisgeben. Und ebenso stellten sich alle andern Stände nur darum als so eifrige Diener Roms an, weil sie mit der Herrschaft über die Kirche ihren Staat fester in die Hände bekamen; vom Kaiser abwärts traten sie mit hundert Anliegen an die Legaten heran, und nach allen Seiten mußten diese Rücksichten üben, durch tausend Schwierigkeiten aalglatt sich hindurchwinden.

Also darf man doch auch in dieser Zeit den Einfluß der Curie auf die deutsche Politik nicht überschätzen. Ihre Legaten waren mehr als früher die Sammler, Ordner und Leiter der katholischen Partei, deren religiöse Ziele überall die gleichen waren, und deren politische mehr und mehr zusammenwuchsen. Aber in dem Sinne, daß Rom die Directive der deutschen Dinge in der Hand gehabt und daß es die deutschen Stände hinter sich hergezogen habe, darf man diese Rolle nicht auffassen. Das Papstthum ist damals, wie schließlich zu allen Zeiten, von dem neuerwachten katholischen Geist, der seinen Ursprung aus Quellen, die fern von Rom lagen, genommen hatte, ergriffen und übermannt worden, und hat dann freilich, den Traditionen und dem Geist seiner die Einheit suchenden Kirche gemäß, die Führung übernommen; immer aber so, daß die ursprünglichen Interessen der treu gebliebenen und reunirten Glieder nachdrücklich und maßgebend hervortraten. Das letzte Ziel, so wie es in den cathedralen Kundgebungen und in den theoretischen Schriften verkündet wird, hat Rom damals so wenig erreicht, wie heute und wie zu den Zeiten Thomas' von Aquino und Innocenz' III.

Die gleiche Beobachtung machen wir fünfzig Jahre später, in den Jahren des großen Krieges, in dessen Mitte uns der vierte vorliegende Band, über die Nuntiatur Pallotto's 1628, hineinführt. Die Frage der mantuanischen Erbfolge — ob der Herzog von Guastalla, hinter dem Spanien, oder der gewiß berechtigtere Herzog von Nevers, hinter dem das Frankreich Richelieu's

stand, das erledigte Herzogthum überkommen sollte — hatte ja ursprünglich rein localen Charakter, war eine italienische Frage zweiten Ranges. Aber sofort verknüpfte sich damit der Kampf zwischen den beiden Großmächten, der damals auf hundert Schlachtfeldern nördlich und südlich der Alpen ausgefochten wurde. Dieser Conflict ist in den Umrissen allgemein bekannt, aber die Berichte Pallotto's bringen nun doch über die Ziele der Curie und die Haltung des Kaisers, der von widersprechenden Meinungen an seinem Hofe umgeben war, eine Fülle neuer und merkwürdiger Informationen. Keineswegs war man in den deutsch-habsburgischen Kreisen bedingungslos dem kriegerischen Ehrgeiz der Spanier ergeben. Pallotto hatte gleich in Innsbruck die Freude, auf den Erzherzog Leopold Wilhelm, der dort residirte, mit seinen Vorschlägen, die zwischen den Rivalen vermitteln und die Einheit der katholischen Welt erhalten wollten, Eindruck zu machen, und am Kaiserhof fand er an höchster Stelle, in der Kaiserin und dem einflußreichen Beichtvater, dem Jesuiten Lamormain, eifrige Fürsprecher. Aber zuletzt waren die Gegenkräfte doch zu stark, als daß alle Geschicklichkeit, die der junge und höchst gewandte Prälat aufzuwenden wußte, sie hätte ausgleichen können. Wenn der Kaiser in scheinbarer Neutralität kraft seiner Lehnshoheit das erledigte Herzogthum mit dem Sequester belegte, so kam diese Maßregel im Grunde doch auf den Vortheil der Spanier, die mit größter Hartnäckigkeit ihre Position vertheidigten, hinaus. Und schließlich brachten nicht die Diplomaten, sondern die Waffen die Entscheidung. Die entgegenkommende Haltung, welche Nevers eine Zeitlang bewies, hielt nicht länger vor, als die französische Angriffslust durch den Widerstand der Hugenotten gehemmt war. Sobald Rochelle gefallen, warf er die Maske ab, und kamen die französischen Heere über die Alpen. So weit, bis zum Eingreifen Frankreichs in den großen Krieg, reicht dieser Band, dem noch mehrere, bis 1634, zur Katastrophe Wallenstein's hin, folgen sollen; sie werden ohne Frage noch interessanteste Enthüllungen über die gerade in diesen Jahren so bedeutungsvolle deutsche Geschichte bringen.

Mit den sieben Bänden, die bisher vorliegen, hat sich das Preußische Historische Institut in Rom unter der Aegide Heinrich's von Sybel, der es recht eigentlich ins Leben gerufen und, von der Munificenz unserer Regierung unterstützt, bis in seine letzten Tage mit voller Hingebung geleitet hat, weitaus an die Spitze der gleichartigen Unternehmungen emporgeschwungen, und es ist alle Aussicht, daß es sich in dieser Stelle behaupten wird[1]). Schon sind neue Bände aus den Abtheilungen der Nuntiaturberichte im Druck, während gleichzeitig andere Arbeiter über der Zeit Eugen's IV. sitzen und in einem großen Regestenwerk eine Grundlage für die Geschichte der deutschen Kirche vor der Reformation zu errichten begriffen sind. Hoffen wir, daß die Anerkennung der gelehrten Welt den Eifer belohnen werde, mit dem sich unsere römischen Forscher dem großen Unternehmen widmen.

November 1895.

[1]) Seitdem ist ein achter Band, bearbeitet von Dr. Schellhaß, erschienen.

Der Tunnel über der Spree.

Aus dem Berliner literarischen Leben der vierziger und fünfziger Jahre.

Von

Th. Fontane.

[Nachdruck untersagt.]

Erstes Capitel.

Der Tunnel, seine Mitglieder und seine Einrichtungen.

Der Tunnel, oder mit seinem prosaischeren Namen der „Berliner Sonntagsverein", war 1827 durch den damals in Berlin lebenden M. G. Saphir gegründet worden. Diesem erschien, in seinen ewigen literarischen Fehden eine persönliche Leibwache dringend wünschenswerth, ja nöthig, welchen Dienst ihm, moralisch und beinahe auch physisch, der Tunnel leisten sollte. Zugleich war ihm in seiner Eigenschaft als Redacteur der „Schnellpost" an einem Stamm junger, unberühmter Mitarbeiter gelegen, die, weil unberühmt, an Honoraransprüche nicht dachten und froh waren, unter einer gefürchteten Flagge sich mitgefürchtet zu sehen. Also lauter „Werdende" waren es, die der Tunnel allsonntäglich in einem von Tabaksqualm durchzogenen Kaffeelocale versammelte: Studenten, Auscultatoren, junge Kaufleute, zu denen sich, unter Assistenz einerseits des Hofschauspielers Lemm (eines ganz ausgezeichneten Künstlers), andererseits des von Anfang an die Werbetrommel rührenden Louis Schneider, alsbald auch noch Schauspieler, Aerzte und Officiere gesellten, junge Lieutenants, die damals mit Vorliebe dilettirende Dichter waren, wie jetzt Musiker und Maler. Um die Zeit, als ich eintrat, siebzehn Jahre nach Gründung des Tunnels, hatte die Gesellschaft ihren ursprünglichen Charakter bereits stark verändert und sich aus einem Vereine dichtender Dilettanten in einen wirklichen Dichterverein umgewandelt. Auch jetzt noch, trotz dieser Umwandlung, herrschten die „Amateurs" vor, gehörten aber doch meistens jener höheren Ordnung an, wo das Spielen mit der Kunst entweder in die wirkliche Kunst übergeht oder aber durch entgegenkommendes Verständniß ihr oft besser dient als der fachmäßige Betrieb.

Und so bestand denn ums Jahr 1844 und noch etwa fünfzehn Jahre darüber hinaus der Tunnel, seiner Hauptsache nach aus folgenden, hier nach Kategorien geordneten und zugleich mit ihrem Tunnel-Beinamen ausgerüsteten Personen:

Assessoren, Professoren, Doctoren.

Assessor Heinrich von Mühler (Coccejі); der spätere Cultusminister.
Assessor Dr. Heinrich Friedberg (Canning); der spätere Justizminister.
Assessor Dr. E. Streber (Feuerbach); später — nachdem er durch Heranziehen des „E" seines Vornamens an seinen eigentlichen Namen, den nun spanisch klingenden Namen Estrebér (Accent auf der letzten Silbe) hergestellt hatte — Minister in Costa Rica.
Assessor Wilhelm von Merckel (Immermann), Schwager von H. von Mühler; starb als Kammergerichtsrath.
Assessor Ribbeck (Matthisson), Bruder des Philologen Professor Ribbeck in Leipzig; starb als vortragender Rath und Director im Ministerium des Innern.
Assessor Graf Henckel von Donnersmarck (Ulrich von Hutten); starb früh.
Assessor von Bülow (Tasso); später Generalconsul in Smyrna.
Assessor Dr. Erich (Cujacius); später Regierungsrath und literarisch-politischer Berichterstatter Kaiser Wilhelm's, namentlich über die Parlamentssitzungen.
Assessor Müller (Ernst Schulze), Rendant an der Charité.
Assessor Hermann Kette (Tiedge); später Präsident der Generalcommission, erst in Frankfurt a. O., dann in Kassel.
Assessor Karl Kette; später Justizrath und Rechtsanwalt am Kammergericht.
Collegien-Assessor Baron Budberg (Puschkin), Kurländer und — wenn ich nicht irre — der russischen Gesandtschaft attachirt.
Dr. Franz Kugler (Lessing), Professor, Geheimrath im Cultusministerium.
Dr. Franz Kugler, Neffe des Vorigen, Redacteur an der „Nationalzeitung".
Dr. Karl Bormann (Metastasio), Provinzial-Schulrath.
Dr. Otto Gildemeister (Camoëns); später Senator und Bürgermeister von Bremen.
Dr. Adolf Wiedmann (Macchiavell); später Professor in Jena. Von 1866 ab bis an seinen Tod Meister der St. Johannis-Loge zur Beständigkeit.
Dr. Heinrich von Orelli aus Zürich (Zschocke); Freund Wiedmann's und Schereuberg's, Philosoph und Kritiker; starb zu Berlin.
Dr. Rudolf Löwenstein (Spinoza); neben Kalisch und Ernst Dohm Redacteur des „Kladderadatsch".
Dr. Adolf Löwenstein (Hufeland), Vetter Rudolf Löwenstein's; als Geh. Sanitätsrath gestorben.
Dr. Friedrich Eggers (Anakreon), Redacteur des „Deutschen Kunstblattes"; später Professor am Polytechnikum.
Dr. Karl Eggers (Barkhusen), Senator in Rostock.

Officiere.

Major Bleſſon (Carnot), Herausgeber einer militäriſchen Zeitſchrift. Während der Befreiungskriege oder in den unmittelbar folgenden Jahren Adjutant Blücher's. 1848 ſtand er, bis zum Zeughausſturm, an der Spitze der Berliner Bürgerwehr.

Hauptmann von Glümer (Archenholtz). Bei Ausbruch des ſiebziger Krieges Commandirender der 13. (weſtfäliſchen), ſpäter, bei Nuits und an der Liſaine, Commandirender der badiſchen Diviſion.

Hauptmann von Woyna. Bei Ausbruch des ſiebziger Krieges Generalmajor und Commandirender der 38. (hannoverſchen) Brigade.

Woldemar von Loos (Platen), Hauptmann im 2. Garderegiment. Später gleich nach Etablirung des zweiten Kaiſerreiches in Frankreich, Militär-attaché in Paris. Starb früh.

von Clauſewitz (Cäſar), Hauptmann im 2. Garderegiment.

Fritz von Gaudy (Ziethen), Lieutenant im Franz-Regiment, Halbbruder von Franz von Gaudy. Fiel 1866 als Oberſtlieutenant im Franz-Regiment bei Alt-Rognitz.

Hermann von Etzel (Xenophon), Lieutenant im Garde-Schützenbataillon, Sohn des älteren (1813) und Bruder des jüngeren Generals von Etzel, Directors der Kriegsakademie, der 1866 bei Nechanitz (Königgrätz) die 16. Diviſion commandirte.

Fedor von Köppen (Willamowitz), Lieutenant, ſpäter Hauptmann im 4. Garderegiment.

Bernhard von Lepel (Schenkendorf), Lieutenant im Kaiſer Franz-Regiment, ſpäter Major in der Garde-Landwehr.

Max Jähns, Lieutenant in einem rheiniſchen Infanterieregiment, ſpäter Oberſtlieutenant. Militärſchriftſteller.

Dichter, Berufsſchriftſteller, Künſtler.

Moritz Graf Strachwitz (Götz von Berlichingen), geſt. 1847 in Wien, auf der Rückreiſe von Italien. In einer Wiener Zeitung hieß es: „Er war erſt 25 Jahre alt. Seiner Leiche folgte Niemand als ſein treuer Diener. Dichterloos."

Emanuel Geibel (Bertran de Born).

Theodor Storm (Tannhäuſer).

Chriſtian Friedrich Scherenberg (Cook).

Paul Heyſe (Hölty).

George Heſekiel (Claudius).

Baron Hugo von Blomberg (Maler Müller).

Heinrich Seidel (Frauenlob).

Felix Dahn.

Friedrich Drake.

Adolf Menzel (Rubens).

Richard Lucae (Schlüter).
Dr. Alfred Woltmann (Fernow).
Dr. Bernhardi (Leisewitz). Ein Neffe Ludwig Tieck's und guter Literarhistoriker.
Dr. Wollheim da Fonseca (Byron). Später nach Hamburg übersiedelt.
Dr. Werner Hahn (Carteſius), Literarhiſtoriker. Später im Gegenſatz zum „Bismarck-Hahn" (Geheimrath Ludwig Hahn) der Edda-Hahn geheißen. Starb auf ſeinem kleinen Beſitzthum in Sacrow.
Heinrich Smidt (G. A. Bürger), Seenovelliſt, damals als „deutſcher Marryat" gefeiert. Starb als Bibliothekar im Kriegsminiſterium.
Louis Schneider (Campe, mit dem Zunamen der „Caraïbe"), Hofſchauſpieler; ſpäter Geh. Hofrath und Vorleſer König Friedrich Wilhelm's IV.
Leo Goldammer (Hans Sachs), Bäckermeiſter und Dramatiker; ſpäter Magiſtratsſecretär.
Wilhelm Taubert (Dittersdorf), Obercapellmeiſter.
Herrmann Weiß (Salvator Roſa), Geſchichtsmaler, Profeſſor der Coſtümkunde. Später Geh. Regierungsrath und zweiter Vorſtand in der Verwaltung des Zeughauſes.
Arnold Ewald, Profeſſor, Hiſtorienmaler.
Hermann Stilke, Profeſſor, Hiſtorienmaler.
Theodor Hoſemann (Hogarth), Genremaler.
Wilhelm Wolff (Peter Viſcher), Bildhauer; der ſogenannte „Thierwolf".

* * *

Das waren während der vierziger und fünfziger Jahre die bemerkenswertheſten Mitglieder des Vereins. Vielleicht fehlen einige, in welchem Fehlen ſich keine Kritik ausſprechen ſoll. Bei ſolchem Rückblick werden oft Allerbeſte vergeſſen. Aber auch, wie ſie hier ſtehen, erweiſt der flüchtigſte Blick, daß es eine ſehr reputable Geſellſchaft war, und nur wenige Dichtervereinigungen wird es in Deutſchland gegeben haben, die Beſſeres zu bieten in der Lage waren. Ueber einzelne der vorſtehend Aufgezählten werde ich eingehender zu ſprechen haben. Ehe ich aber damit beginne, ſtehe hier noch Einiges über den Tunnel als Ganzes, über ſeine Verfaſſung und ſeine „Statuten", über ſeine Locale, ſeine Sitzungen und ſeine Feſte.

Zunächſt die Verfaſſung. Dieſe war natürlich der ähnlicher Geſellſchaften nachgebildet. Vorſitzender, Schriftführer, Kaſſirer, Bibliothekar und Archivar, Alles war da, wie das herkömmlich iſt, aber im Einzelnen zeigten ſich Abweichungen; Alles — wofür namentlich Saphir und Louis Schneider von Anfang an geſorgt hatten — war humoriſtiſch zugeſchnitten, vielleicht mit etwas zu gewolltem Humor. Denn dieſe genannten Beiden waren zwar witzig, Saphir ſogar ſehr, aber der Eine wie der Andere war ſo wenig humoriſtiſch wie möglich. Till Eulenſpiegel bildete den Schutzpatron des Tunnels, eigentlich wohl mit Unrecht. Später ſah man das auch ein, ließ es aber laufen, weil die Tradition es geheiligt hatte. Der Vorſitzende, der immer auf ein Jahr gewählt wurde, hieß nicht Vorſitzender oder Präſident,

sondern das „Haupt", noch genauer das „angebetete Haupt". Sein Scepter war das Eulenscepter, ein etwas über mannshoher Stab, auf dessen oberem Ende eine vergoldete Eule thronte. Dieses Scepter war eine Art Heiligthum, aber ihm an Ansehen gleich oder fast noch überlegen war ein anderes Stück aus dem Tunnel-Krontresor: der „Stiefelknecht", der, ich weiß nicht wie motivirt, die „unendliche Wehmuth" oder den Weltschmerz symbolisiren sollte. Wie gesagt, so war es Anfangs. Als man schließlich wahrnahm, daß die Tragkraft dieses Witzes nicht sehr bedeutend sei, kam der Stiefelknecht kaum noch zum Vorschein, ausgenommen bei ganz feierlichen Gelegenheiten, wo man der Ansicht sein mochte, daß er, wie ein alter Urgötze, gerade wegen seiner Unsinnigkeit anzurufen sei.

Natürlich waren auch „Statuten" da, deren Paragraphen mir übrigens nicht mehr gegenwärtig sind, zwei abgerechnet, beide gleich klug und weise. Der eine schrieb vor, daß jedes Tunnelmitglied einen Necknamen, einen nom de guerre, haben müsse, der andere verbot jede politische Debatte. Beide Paragraphen haben sich durch volle fünfzig Jahre hin, von 1827—1877 (von wo ab die Lebenskraft des Tunnels so gut wie verzehrt war), glänzend bewährt. Zunächst die besondere Namensgebung. Ohne diese wäre es überhaupt nicht gegangen, was sich aus der verschiedenen Lebensstellung der Mitglieder, von denen — wenigstens in den späteren Tunnelperioden — der eine General, der andere Fähnrich, der eine Minister, der andere Handlungsgehülfe war, leicht ergibt. Major Blesson, damals ein Sechziger, hieß Carnot, Lieutenant v. Etzel, damals zwanzig, hieß Xenophon. Als zwanzigjähriger Lieutenant v. Etzel war er dem sechzigjährigen Major Blesson gegenüber in einer höchst schwierigen Lage, als Xenophon aber konnte er Carnot, „dem Organisator des Krieges", sagen, was er wollte. — Mit dem Verbot der Politik lag es ebenso. Wie hätte sonst Minister v. Mühler mit dem Kladderadatsch-Löwenstein auskommen wollen.

Der Tunnel, was nicht gleichgültig war und deshalb hier mit erwähnt werden mag, besaß auch ein nicht unbeträchtliches Vermögen, das sich aus den von jedem Mitgliede zu zahlenden Beiträgen angesammelt hatte. Louis Schneider, in Allem ein Prakticus, legte der Existenz eines solchen Vermögens ein großes Gewicht bei und bezeichnete dasselbe als den „Reifen, der die Dauben des Fasses, wenn diese jemals Lust hätten, auseinander zu fallen, immer wieder zusammen halten würde". Das hat sich denn auch durch ein halbes Jahrhundert hin bewährt. Erst etwa vom Jahre 1880 an begann, trotz aller von Schneider getroffenen Vorkehrungen, ein Auseinanderfallen, und der Tunnel wurde Sage; dann verklang auch die. Was inzwischen aus dem Vermögen und dem mannigfachen Mobiliar (das Eulenscepter mit eingerechnet), aus Bibliothek und Archiv geworden ist, weiß ich nicht.

Jede Sitzung wurde durch ein dreimaliges Aufstampfen mit dem Eulenscepter eröffnet, dann stellte das „Haupt" das Zeichen seiner Macht bei Seite, und rechts den Schriftführer, links den Kassirer, bat er Ersteren um Vorlesung des Protokolls der vorigen Sitzung. Diese Protokolle waren im richtigen Tunneljargon abgefaßt und oft sehr witzig. Die weitaus besten

waren die von Wilhelm v. Merckel, weshalb dieser, mit kurzen Unterbrechungen, wohl durch länger als zwei Jahrzehnte hin immer wieder zum Schriftführer gewählt wurde. Merckel lebte ganz in diesen Dingen und blieb dadurch bis an seinen Tod eine Hauptstütze des Vereins. Dann und wann wurde das Protokoll auch beanstandet. Aber dies mußte durch einen Mann von Geist geschehen, nahm sich's ein Anderer heraus, so ließ man ihn abfallen.

War das Protokoll erledigt, so stellte das Haupt die Frage: „Spähne da?" Darunter verstand man die zum Vortrag bestimmten Beiträge (meist Gedichte), von denen jeder schon vor Beginn der Sitzung entweder auf den Tisch des Hauses niedergelegt oder beim Schriftführer wenigstens angemeldet sein mußte. Wurde die Anfrage: „Sind Spähne da?" bejaht, so stellte das Haupt die Reihenfolge für deren Vorlesung fest, und der Verfasser placirte sich nun an ein mit zwei Lichtern besetztes Tischchen, von dem aus der Vortrag stattzufinden hatte. Selten wurde gleich Beifall oder überhaupt ein Urtheil laut. Das Gewöhnliche war, daß man in Schweigen verharrte. „Da sich Niemand zum Wort meldet, so bitte ich Platen, seine Meinung sagen zu wollen." Und nun sprach Platen (Hauptmann von Loos). Der auf diese Weise zur Meinungsäußerung Aufgeforderte war fast immer Jemand, der als guter Kritiker galt, und nun folgte, wie dies überall der Fall, der bekannte Hammelsprung; Alle sprangen nach, wenn nicht zufällig und meist sehr ausnahmsweise Dieser oder Jener den Muth hatte, der bestimmt abgegebenen Meinung ein bestimmtes anderes Urtheil entgegenzusetzen. All' das fand aber nur statt, wenn es sich um etwas „Reelles", will also sagen um ein Gedicht von Scherenberg oder Lepel oder Eggers handelte; waren es „kleine Leute", so wurde nicht viel Umstände gemacht und gleich ohne jede Motivirung zur Abstimmung geschritten. Die Tunnelschablone kannte nur vier Urtheile: sehr gut, gut, schlecht und „verfehlt". Letzteres war besonders beliebt. Von fünf Sachen waren immer vier verfehlt.

Der Tunnelsjargon, wie hier gleich noch eingeschaltet werden mag, war von erheblicher Ausdehnung und jedenfalls weit davon entfernt, sich auf „Spähne" (als Bezeichnung für Beiträge) zu beschränken. Die Mitglieder beispielsweise, die ganz unproductiv waren, hießen „Classiker", die Productiven dagegen „Maculaturen". Die Gäste hießen „Runen", womit wohl ausgedrückt sein sollte, daß sie was Geheimnißvolles hätten, daß man noch nicht recht Bescheid mit ihnen wisse. Die Sammelbüchse, die beim Schluß der Sitzung klingelbeutelartig umging, hieß „eiserner Fond".

Das Local für die Sitzungen wechselte ziemlich häufig, namentlich in den ersten Jahren. Später wurde man seßhafter, und drei dieser Locale sind mir in Erinnerung geblieben: erst ein Hof- und Gartensalon in der Leipzigerstraße, dann ein Vorderzimmer im „Englischen Hause", zuletzt (und durch viele Jahre hin) ein großer Saal im „Café Belvedere", einem jetzt eingegangenen Etablissement neben Opernhaus und katholischer Kirche. Hier erhielten wir auch einen Bilderschmuck, ich weiß nicht mehr in welcher Veranlassung. Hugo v. Blomberg und Professor Stilke malten ein ziemlich großes Wandbild, das dem Local, auch als der Tunnel sich nicht mehr darin

versammelte, zur Erinnerung an alte Zeiten erhalten blieb. Ich habe es da noch öfter gesehen. Was inzwischen daraus geworden, vermag ich ebenfalls nicht mehr anzugeben, würde es aber beklagen, wenn es verloren gegangen sein sollte. Denn es veranschaulichte sehr gut ein Stück Alt-Berlin. Einiges steht mir noch deutlich vor der Seele. Blomberg selbst, bloß in Tricot und mit einer Schärpe darüber, stand als Jongleur auf zwei Pferden, wohl um seine Doppelthätigkeit als Maler und Dichter zu veranschaulichen. Rechts neben ihm saß ich, in einem Douglas- oder Percy-Costüm auf einem Wiegenpferde, und hatte meine Lanze gegen einen anderen Ritter, wahrscheinlich einen Balladenconcurrenten, eingelegt. Wer dieser Andere war, weiß ich nicht mehr. Mir zur Seite stand Merckel. Der war damals „Haupt", weshalb ihn Blomberg in pontificalibus dargestellt hatte: Frack, Escarpins und ein breites Tunnel-Ordensband (en crachat) über die Brust. Es wirkte sehr gut, aber doch zugleich auch komisch und anzüglich, weil Merckel von Natur schon klein, durch eine Laune des Malers noch spindeldürre Beinchen erhalten hatte. Glücklicher Weise war Kugler seitens des Festcomités zu nochmaliger Inspicirung des Bildes abbeordert worden und bestand auf Beseitigung der dünnen Beinchen. „Ja, wie das machen?" fragte Blomberg. — „Das ist Ihre Sache, so geht es nicht." Und schließlich fand sich auch ein Ausweg. Blomberg malte ein Riesentintenfaß über die beanstandeten Beine weg, daß nun die halbe Figur mit dem rothen Crachat aus dem Tintenfaß heraus wuchs.

* * *

Natürlich hatte der Tunnel auch seine Feste, die, gerade während der Zeit seiner Blüthe, mit Regelmäßigkeit wiederkehrten: Faschingsfest, Stiftungsfest und ein Fest des Wettbewerbs oder der Preisdichtung. Letzteres eine Art Sängerkrieg.

Das Faschingsfest bot meist nicht viel. An eines denke ich mit einer kleinen Verlegenheit zurück. Wir hatten in Gesellschaftsanzug zu erscheinen, aber uns zugleich mit einem Extrahemd auszurüsten, das, ich weiß nicht mehr auf welches Zeichen hin, plötzlich blousenartig angelegt und zum eigentlichen Costüm des Abends werden sollte. Dieser Moment kam denn auch. Ich meinerseits mußte jedoch die ganze Sache nicht recht verstanden oder aber, durchaus irrthümlich, den Hauptzweck dieser Verkleidung in Anlegung eines büßerhaft „härenen Gewandes" erkannt haben; kurzum, ich hatte mich mit einem langen Nachthemd bewaffnet, das, weil kurz vorher erst aus der Truhe meiner Mutter hervorgegangen, noch ganz den Charakter frisch gewebter Alltagsleinewand und vor Allem auch die damit verbundene Steifheit hatte. Dieser Zustand war mir nicht recht gegenwärtig, und als ich nun auf das gegebene Zeichen rasch und urkräftig mein Commiß-Riesenhemd entfalten wollte, gab es einen dumpfen Knall, etwa wie wenn Dienstmädchen ein Tischtuch oder Bettdecken auseinander schlagen, ein Knall, dem ein für mich etwas peinliches Lachen meiner Tunnelbrüder auf dem Fuße folgte. Selbst die Artigsten stimmten mit ein. In Erwägung, daß sich's um eine Faschingssache handelte, konnte ich mich, wenn ich durchaus wollte, freilich als eine

Art Sieger des Abends ansehen. Aber ich hätte diesen Sieg doch lieber nicht errungen.

Die Fastnachtsfeste verliefen meist mäßig, desto hübscher waren die Stiftungsfeste. Diese fielen, wenn ich nicht irre, auf den 3. December. Dann waren nicht nur Gäste geladen, sondern auch die dem Tunnel längst untreu gewordenen „alten Herren" erschienen noch einmal wieder und waren jung mit den Jüngsten. Selbst Mühler, wie bereits erzählt, als er schon Jahr und Tag Minister war und die Zeiten von „Grad' aus dem Wirthshaus" längst hinter sich hatte, fehlte dann selten und bezeugte die ihm durch allen Wandel der Zeiten treu gebliebene liebenswürdige Natur. In der das jedesmalige Stiftungsfest einleitenden Sitzung suchten Alle durch „Spähne" ihr Bestes zu thun, und bei Tische lösten sich neue und alte Lieder ab. Unter den alten stand das von Rudolf Löwenstein gedichtete Tunnellied oben an, dessen erste Strophe lautete:

Zu London unter der Themse
Der mächtige Tunnel liegt,
Der Strom, scheu wie die Gemse,
Hin über die Tiefe fliegt . . .

Wir waren, wenn wir das sangen, immer in sehr gehobener Stimmung, beinahe gerührt, und noch in diesem Augenblick bezaubert mich ein gewisses Etwas in diesen vier Zeilen, trotzdem ich sie, nüchtern erwogen, sehr anfechtbar finde. Wer die Londoner Themse gesehen hat, wird ihr alles Mögliche nachrühmen können, nur nicht den Gemsencharakter und die Scheuheit. Aber sonderbar, es gibt in der Poesie so viele Wendungen, die trotz ihrer Mängel, ja, vielleicht um derselben willen, einen lebhaft erfreuen und so zu sagen „Jenseits von gut und böse" liegen.

Selbstverständlich, da der Tunnel auch Componisten und Virtuosen zu seinen Mitgliedern zählte, kam es bei den Stiftungsfesten mehr als einmal zu musikalischen Aufführungen und Impromptus. Hierbei feierte vor Allem Capellmeister Taubert (Dittersdorf) seine Triumphe. Heinrich Seidel in seinem reizenden Buche: „Von Perlin bis Berlin" hat über solche Clavierimprovisationen Emil Taubert's berichtet. Es heißt da: „Rothschild und Rossini waren beinahe gleichzeitig gestorben, und ein Tunnelmitglied hatte ihnen bei der Festtafel einen witzigen Nachruf gehalten, indem er allerlei Parallelen zwischen diesen beiden großen ‚R's' zog. Kaum war er damit fertig, so eilte Taubert an das Clavier, präludirte und begann eine entzückende Improvisation über die beiden Themen: ‚Gold, ach Gold ist nur Chimäre', von Meyerbeer, und Rossini's: ‚Wünsche ihnen wohl zu ruhen' aus dem Barbier von Sevilla. Es war entzückend, wie er die beiden Melodien durch einander flocht."

Die Stiftungsfeste, wie gesagt, waren gut, aber unser Bestes waren doch die Preisausschreibungen, die Wartburg-Sängerfeste, trotzdem die Damen fehlten und die Kränze. Wir waren prosaischer und zahlten baar, nachdem eine kurze Zeit lang „Ehrenbecher" und dergleichen verliehen worden waren, was sich aber nicht als praktisch erwies. Ich meinerseits siegte mehrere Male,

bin dieser Siege jedoch, so sehr mich die Wettbewerbe selbst interessirten, nie recht froh geworden. Einmal — die Forderung ging dahin, daß das zur Concurrenz zuzulassende Gedicht einen „Gast" als Hauptfigur auftreten lassen müsse — gewann ich den Preis mit einer Ballade, die sich in meinen gesammelten Gedichten unter dem Titel „Lord Athol" vorfindet. Ich war aber über meine Siegesberechtigung selber so zweifelsvoll, daß ich, als am selben Tage noch für die gerade damals in der Gründung begriffene Schiller-Stiftung gesammelt wurde, meinen ganzen Gewinn als erste Beisteuer einzahlte. Wie viel Renommisterei dabei mit im Spiele war, kann ich nachträglich nicht mehr feststellen.

Das war Anno 59, als schon die Geldpreise Sitte geworden waren. Aber auch schon vorher, als ich einen Ehrenbecher, ein wahres Monstrum von Häßlichkeit (ich besitze ihn noch), einheimste, mischten sich in meine Siegesfreude sehr widerstrebende Gefühle. Wer damals im Tunnel concurriren wollte, mußte seinen Beitrag anonym abliefern und hatte nur das Recht, auf einem beigelegten Zettel den zu verzeichnen, der sein Gedicht in öffentlicher Sitzung vorlesen sollte. Die besten Kräfte — wie sich später, nachdem die Namen bekannt gegeben wurden, herausstellte — hatten an dieser Concurrenz theilgenommen: Eggers, Broemel (später in London), Kugler, Lepel, Heyse. Das Zünglein der Wage schwankte zwischen „dem Tag von Hemmingstedt" und „dem Thal des Espigno", und „Hemmingstedt," von mir herrührend, siegte schließlich. Das „Thal des Espigno" war von Heyse. Die Partei Heyse, zu der vor Allem Kugler gehörte, verrieth über diesen Ausgang keine Spur von Verstimmung, was ich schon damals bewunderte. Contenance bewahren, wenn einen, wie dies bei jeder Lotterie der Fall ist, der blinde Zufall im Stich läßt, ist nicht allzu schwer; aber auch da nicht Empfindlichkeit zeigen, wo man seinen Anspruch auf Sieg beinahe beweisen kann, das vermag nicht Jeder. Es steht mir jetzt fest, daß das „Thal des Espigno" das durchaus bessere Gedicht war, und auch damals schon regte sich etwas von dieser Erkenntniß in mir.

Zweites Capitel.

Mein Eintritt in den Tunnel. Graf Moritz Strachwitz.

In diese vorgeschilderte Gesellschaft (Tunnel) trat ich im Mai 1844 ein, wenige Wochen nach Beginn meiner Dienstzeit im Franz-Regiment. Bernhard v. Lepel, schon längere Zeit Mitglied des Vereins, hatte mich in Vorschlag gebracht und die zur Aufnahme nöthigen „Referenzen" gegeben. Ich wurde sehr freundlich begrüßt, erhielt meinen Tunnelnamen (Lafontaine) und hätte durchaus zufrieden sein können, wenn ich nur mit dem, was ich dichterisch zum Besten gab, mehr oder doch wenigstens einigen Erfolg gehabt hätte. Das wollte mir aber nicht gelingen. Meine ganze Lyrik, nicht viel anders wie während meiner voraufgegangenen Leipziger Tage, war, auch zu jener Zeit noch, auf Freiheit gestimmt oder streifte wenigstens das Freiheitliche, woran der Tunnel, der in solchen Dingen mit sich reden ließ, an und für sich nicht

ernsten Anstoß nahm, aber doch mit Recht bemerkte, daß ich den Ton nicht recht träfe. „Sehen Sie," hieß es eines Tages, „da ist der Rudolf Löwenstein; der schreibt auch dergleichen, aber doch wie ganz anders!" Das „wie ganz anders" bezog sich besonders auf Löwenstein's berühmt gewordenes Lied: „Freifrau von Droste-Vischering", das, als er es im Tunnel vorlas, einen ungeheuren Jubel hervorgerufen hatte, trotzdem, wie schon hervorgehoben, „Politisches" eigentlich verboten war.

Es ging mir also Anfangs nicht allzu gut. Ganz allmälig aber fand ich mich zu Stoffen heran, die zum Tunnel sowohl wie zu mir selber besser paßten als das „Herwegh'sche," für das ich bis dahin geschwärmt hatte. Dies für mich Bessere war der Geschichte, besonders der brandenburgischen, entlehnt, und eines Tages erschien ich mit einem Gedicht „Der alte Derfflinger", das nicht bloß einschlug, sondern mich auch für die Zukunft etablirte. Heinrich von Mühler, damals noch ein ziemlich regelmäßiger Besucher des Tunnels, sagte mir das denkbar Schmeichelhafteste, wiederholte sogar Stellen, die sich ihm gleich eingeprägt hatten und blieb mir, von Stund' an, durch alle Wandlungen hin zugethan. Ich ließ alsbald diesem „alten Derfflinger" eine ganze Reihe verwandter patriotischer Dichtungen im Volksliedton folgen und erzielte mit einem derselben, dem „alten Zieten", eine Zustimmung — auch im Publicum — die weit über die bis dahin gehabten Erfolge hinaus ging. Ich glaube aber doch, daß der „alte Derfflinger", der den Reigen eröffnete, gelungener ist als der „alte Zieten" und all die übrigen. Der erste Wurf ist immer der beste.

Diese patriotischen Gedichte fielen in das Jahr 1846. Zwei Jahre später sorgten die Zeitereignisse, bei mir wenigstens, für einen kleinen Rückfall in das schon überwunden geglaubte „Freiheitliche", doch war der dabei von mir angestimmte Ton ein sehr andrer geworden. Alles Bombastische war abgestreift und an die Stelle davon ein übermüthiger Bummelton getreten. Eins dieser Gedichte, darin ich meine Braut zur Auswandrung nach Südamerika — natürlich nicht allzu ernsthaft gemeint — aufforderte, laß' ich als eine Stilprobe hier folgen.

Liebchen, komm', vor dieser Zeit, der schweren,
Schutz zu suchen in den Cordilleren,
Aus der Anden ew'gem Felsenthor
Tritt vielleicht noch kein Constabler vor.

Statt der Savigny's und statt der Uhden
Ueben dort Justiz die Botokuden,
Und durchs Nasenbein der gold'ne Ring
Trägt sich leichter als v. Bodelschwingh.

Ohne Wühler dort und Agitator
Frißt uns höchstens 'mal ein Alligator,
Schlöffel Vater und selbst Schlöffel Sohn
Respectiren noch den Maranon.

Dort kein Pieper, dort kein Kiolbassa,
Statt der Darlehnsscheine Gold in Cassa,
Und in Quito oder Santa Fé
Nichts von volksbeglückender Idee.

Laß die Klänge Don Juan's und Zampa's,
Hufgestampfe lockt uns in die Pampas,
Und die Rosse dort, des Reiters werth,
Sichern Dich vor Rellstab's Musenpferd.

Komm', o komm'; den heimathlichen Bettel
Werfen wir vom Popokatepettel,
Und dem Kreischen nur des Kakadu
Hören wir von Titicaca zu.

Ein einziger Tunnelianer, Baron Wimpffen (Fouqué), wollte von diesem Uebermuth nichts wissen und wies sogar auf die Statuten hin, „die derlei Dinge verböten"; er fiel aber damit total ab und zwar am meisten bei den Conservativen und Altministeriellen, bei Merckel, Lepel, Friedberg, die sich das Gedicht mitnahmen und es am selben Abend noch beim alten Minister v. Mühler (dem Justizminister, Vater des Cultusministers) vorlasen.

Das war im Sommer 1848. In demselben Jahre noch, ich weiß nicht mehr in welcher Veranlassung, kamen mir Bischof Percy's „Reliques of ancient English poetry" und bald danach auch Walter Scott's „Minstrelsy of the Scottish border" in die Hände, zwei Bücher, die auf Jahre hin meine Richtung und meinen Geschmack bestimmten. Aber mehr als der mir aus ihnen gewordene literarische und fast möchte ich sagen Lebensgewinn, gilt mir der unmittelbare Genuß, den ich von ihnen gehabt habe. Sachen sind darunter, wie z. B. „Der Aufstand in Northumberland" (zwei längere Balladen aus der Zeit der Königin Elisabeth), die mich noch heute mit Entzücken erfüllen, worin sich freilich immer eine leise Mißstimmung mischt, und zwar darüber, daß ich über diese, meiner Gedichtsammlung angefügten herrlichen Sachen niemals auch nur ein sie bloß kurz erwähnendes Wort gehört habe, was sie doch so wohl verdienen. Ueber das, was man bloß übersetzt hat, kann man allenfalls so sprechen.

Ich gehörte dem Tunnel unausgesetzt ein Jahrzehnt lang an und war während dieser Zeit, neben Scherenberg, Hesekiel und Heinrich Smidt, das wohl am Meisten beisteuernde Mitglied des Vereins. Die große Mehrzahl meiner aus der preußischen, aber mehr noch aus der englisch-schottischen Geschichte genommenen Balladen entstammt jener Zeit, und manche glückliche Stunde knüpft sich daran. Die glücklichste war, als ich — ich glaube bei Gelegenheit des Stiftungsfestes von 1853 oder 54 — meinen „Archibald Douglas" vortragen durfte. Der Jubel war groß. Nur Einer ärgerte sich und sagte: „Ja, wer so vorlesen kann, der muß siegen." Der betreffende Neidhammel versah es aber damit total, und statt mich zu deprimiren, hob er mich umgekehrt in meinem Glücke nur noch auf eine höhere Stufe. Für gewöhnlich nämlich hieß es, ich läse meine Sachen so furchtbar schlecht, so pathetisch und so monoton vor, daß ich mir Alles immer selbst verdürbe. Und nun war ich mit einem Mal auch als Vorleser proclamirt! Das that mir ganz besonders wohl. Ueber das „Andre" war ich immer weniger in Sorge.

Im Sommer 1855 verließ ich Berlin und war Jahre lang fort. Als ich dann später wieder eintrat, war ich dem Tunnel entfremdet und nahm nur

sehr selten noch an seinen Sitzungen Theil. Zuletzt schlief es ganz ein. Ob ich mich oder ob sich der Tunnel verändert hatte — ich weiß es nicht; aber das Letztere will mir das Wahrscheinlichere bedünken.

* * *

Ich wende mich nun in diesem und einer ganzen Reihe folgender Capitel den einzelnen Mitgliedern des Tunnels zu, die, nach Namen und Beruf, schon Eingangs von mir aufgezählt wurden. Ueber einige: Scherenberg, Friedberg, Wiedmann, Orelli, Schramm, habe ich schon vor Jahren in meinem Buche: „Christian Friedrich Scherenberg" gesprochen, weshalb alle diese hier übergangen werden sollen. In Betreff Anderer, was ich hier auch vorauszuschicken habe, könnte es freilich auffallen, daß ich Berühmtheiten (fast mit alleiniger Ausnahme von Storm) verhältnißmäßig kurz, Unberühmtere dagegen oder selbst völlig ungekannt Gebliebene mit einer gewissen Ausführlichkeit behandelt habe[1]). Manchem wird dies als eine Willkürlichkeit erscheinen. Ich bin aber durchaus wohlüberlegt dabei verfahren, davon ausgehend, daß die Berühmtheiten, sei's in eignen Memoiren, sei's in Kunst- und Literaturgeschichten, unter allen Umständen auf ihre Rechnung kommen, während die mit geringeren Chancen Ausgerüsteten, um eben deshalb hier einen Voranspruch erheben dürfen.

Ich beginne mit einer Berühmtheit, mit Graf Strachwitz.

Graf Moritz Strachwitz. Strachwitz (Götz von Berlichingen) war, als ich in den Sonntagsverein eintrat, schon in seine Heimathprovinz (Schlesien) zurückgekehrt, aber er lebte noch unter den Tunnelleuten, und wo Drei zusammen waren, da war er Gegenstand der Unterhaltung. Wie sich in den letzten dreißig Jahren innerhalb des Tunnels Alles um Heinrich von Mühler und zehn Jahre später Alles um Scherenberg drehte, so während der kurzen Epoche von etwa 1840—1843 Alles um Strachwitz. Er war zu genannter Zeit nicht bloß Mittelpunkt des Vereins, sondern zugleich auch Aller Stolz und Liebling. Nach Allem, was ich über ihn, namentlich aus B. von Lepel's

[1]) Der den verschiedenen Personen zugetheilte Raum ist also sehr verschieden bemessen; aber ob kurz oder lang, überall bin ich darauf aus gewesen, mehr das Menschliche als das Literarische zu betonen. Daher die vielen kleinen Anekdoten und Geschichten, die sich überall eingestreut finden. Ich mag darin an mehr als einer Stelle zu weit gegangen sein; aber auch wenn dies der Fall sein sollte, scheint mir ein solches Zuviel immer noch ein Vorzug gegen die bloße Kunstbetrachtung. Wer diese haben will, leistet sich das am besten selbst, wenn er an die ja Jedem zugänglichen Werke mit eigenem Auge und Urtheil heran tritt. Also, so sagte ich, ich habe das Menschliche betont, was andeuten soll, ich bin an Schwächen, Sonderbarkeiten und selbst Ridiculismen nicht vorbei gegangen. All' dergleichen gehört nun einmal mit dazu. „Das protestantische Volk" (so schrieb ich an anderer Stelle), verlangt eben keine Heiligen und Idealgestalten, eher das Gegentheil; es verlangt Menschen und alle seine Lieblingsfiguren: Friedrich Wilhelm I., der große König, Seydlitz, Blücher, York, Wrangel, Prinz Friedrich Karl, Bismarck sind nach einer bestimmten Seite hin, und oft nach mehr als einer Seite hin, sehr angreifbar gewesen. Der Hinweis auf ihre schwachen Punkte hat aber noch keinem von ihnen geschadet. Gestalten wie Moltke bilden ganz und gar die Ausnahme, weshalb auch die Moltke-Begeisterung mehr eine Moltke-Bewunderung ist und mehr aus dem Kopf als aus dem Herzen stammt."

Munde gehört habe, lag zu dieser ihm eingeräumten Stellung auch die vollste Berechtigung vor, denn er zählte zu den immer nur dünn Gesäten, die nicht bloß Dichter *sind*, sondern auch so *wirken*. Er war wie seine Lieder: jung, frisch, gesund, ein wenig übermüthig, aber der Uebermuth wieder gesänftigt durch Humor und Herzensgüte. So kam es, daß nicht bloß ein engerer, sich aus Mühler, Friedberg, Merckel, Lepel, v. Loos, Baron Budberg und Graf Henckel zusammensetzender Kreis dem in der Ferne Weilenden eine große Liebe bewahrte, sondern daß auch das Tunnel-Gros d'armée: Studenten und junge Kaufleute, von gleicher Anhänglichkeit erfüllt waren. Und von solcher Anhänglichkeit erfüllt, erwies sich auch Strachwitz selbst, der seine Beziehungen nicht ohne Weiteres abbrach, sondern brieflich im Verkehr mit dem Tunnel blieb. Er schickte Neues mit einer gewissen Regelmäßigkeit ein, und die Vorlesung davon nahm mehr als eine Sitzung in Anspruch. Dies setzte sich durch geraume Zeit hin fort, und wenn ich nicht irre, kamen auch die schönen Terzinen (sie bilden einen Cyclus), die den Gesammttitel: „*Venedig*" führen und das Letzte sind, was er geschrieben hat, im Tunnel zum Vortrag.

Die fortdauernde Begeisterung für ihn äußerte sich auch darin, daß viel aus ihm citirt wurde, was mir alsbald die Verpflichtung auferlegte, mich ebenfalls mit seinen mir bis dahin fremd gebliebenen Sachen bekannt zu machen. Ich lernte denn auch „Nun grüße Dich Gott, Frau Minne", den „Gefangenen Admiral," die „Jagd des Moguls" ꝛc. auswendig und war bald einer der Eifrigsten in der Strachwitz-Gemeinde. Daß ich — wie mir's sonst wohl mit meinen literarischen Jugendlieben geht — bei diesem Eifer ausgedauert hätte, kann ich freilich nicht sagen. Ich hielt etwa zwanzig Jahre lang enthusiastisch daran fest, aber seit etwa einem Menschenalter ist mir der Sinn für das Strachwitzische doch mehr oder weniger verloren gegangen. Es ist Alles sehr talentvoll und besonders sehr klangvoll, aber zugleich tritt es doch zu pausbackig auf und hat viel weniger von Originalität, als es mir vordem erschien. Es ist Alles virtuos Freiligrathisch gehalten, noch mehr aber darf man ihn einen auf die Kehrseite gefallenen Herwegh nennen. Was Herwegh demokratisch vorsang, sang Strachwitz aristokratisch nach. Der Grundton, natürlich nur auf das rein Dichterische hin angesehen, ist sehr verwandt.

Ich würde mit diesem Bekenntniß hier wahrscheinlich zurückgehalten haben, wenn ich nicht *einem* der Strachwitzischen Gedichte meine Treue bewahrt hätte, und zwar so ganz und so stark, daß dadurch alle meine Untreue gegen ihn wieder aufgewogen wird. Um *eines* Stückes willen geliebt werden, aber nun auch gründlich, ist das Schönste, was einem Dichter zu Theil werden kann. Ich brauche bloß Bürger und seine „Lenore" zu nennen. Da kann nichts gegen an. Aehnlich liegt es mit Strachwitz und seinem „Herz von Douglas". Es zählt zu dem Schönsten, was wir überhaupt haben, und wenn ich mir dann vergegenwärtige, daß der Tunnel *zwei* solcher Prachtgedichte hervorgebracht hat, erst den „Verlornen Sohn" von Scherenberg (ein Gedicht, das den ganzen übrigen Scherenberg aufwiegt) und dann das „Herz von Douglas", so darf man sagen: „Dieser Tunnel hat nicht umsonst gelebt."

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, hier, bei dieser leider viel zu wenig bekannt gewordenen Strachwitz'schen Ballade, noch einen Augenblick zu verweilen. König Robert Bruce liegt im Sterben, und weil er ein am Tage von Bannockburn von ihm geleistetes Gelübde, „gen Jerusalem zu ziehen," nicht erfüllen konnte („Es hat, wer Schottland bändigen will, Zum Pilgern wenig Zeit"), so will er sich mit Gott dadurch versöhnen, daß sein Herz, wenn es stille steht, nach Jerusalem gebracht und dort bestattet werden solle, „damit es ruhig sei." Zu diesem Zwecke läßt er denn auch durch einen seiner Boten den auf einem alten Douglas-Schlosse sitzenden Lord Douglas herbeirufen . . . Und nun reiten beide, der Lord und der Bote, durch die Nacht hin zu dem sterbenden König.

Sie ritten vierzig Meilen fast
Und sprachen Worte nicht vier,
Und als sie kamen vor Königs Palast,
Da bluteten Sporn und Thier . . . .

Und nun thut der sterbende König dem Douglas seinen letzten Willen, „daß sein Herz nach Jerusalem gebracht werde", kund, und der Lord, als der König in selber Nacht noch hingeschieden, nimmt alsbald das Herz des Königs und thut es „in rothen Sammt und gelbes Gold" und bricht auf. Aber ehe er Jerusalem und das heilige Grab erreichen kann, sieht er sich in der Wüste von speerwerfendem und „Allah!" rufendem Reitervolk angegriffen, und als ihm klar wird, daß sein Häuflein unterliegen und das Herz nicht die heilige Stätte finden werde, greift er zu dem letzten Mittel und wirft das Herz des Königs mitten in die Feinde hinein. Und nun beginnt ein Anstürmen, um das unter die Heiden geworfene Herz ihres Königs wieder zu gewinnen.

Von den Heiden allen, durch Gottes Huld,
Entraun nicht Mann noch Pferd,
Kurz ist die schottische Geduld,
Und lang ein schottisches Schwert.

Doch wo am dichten rings umher
Die Feinde lagen im Sand,
Da hatte ein falscher Heidenspeer
Dem Douglas das Herz durchrannt.

Und er schlief mit klaffendem Kettenhemd,
Und aus war Stolz und Schmerz,
Doch unter dem Schilde fest geklemmt
Lag König Robert's Herz.

Ich habe das immer wunderschön gefunden und find' es noch so bis diesen Tag, und daß es trotzdem so wenig volksthümlich geworden, das hängt mit unserer Anthologie-Fabrikationsmethode zusammen. Ein paar Ausnahmen gern zugegeben, schnappt es in diesen Sammelwerken immer mit Uhland und Umgegend ab. Und das nicht etwa, weil nichts Anderes da wäre, sondern bloß weil mit einer bequemen Tradition nicht gebrochen werden soll.

Ich darf dies aussprechen, weil ich — ein besonderes Glück — persönlich unter diesem Verfahren nicht zu leiden gehabt habe.

Drittes Capitel.

Franz Kugler. — Paul Heyse. — Friedrich Eggers. — Richard Lucae. — Wollheim da Fonseca.

Franz Kugler, Paul Heyse, Friedrich Eggers, diese Drei ruhten, auf den „Verein" hin angesehen, zur Zeit meines Eintrittes in den Tunnel noch in der „Zukunft Schoß". Kugler wurde erst nach den Märztagen Mitglied, Eggers etwas früher, Heyse noch später als Kugler. Sie bildeten eine bestimmte Gruppe, die „Kugler-Gruppe", die bis zu Heyse's Abgang nach München (Herbst 1854), eines großen Ansehens genoß, aber es trotzdem zu keinem rechten Wurzelschlagen im Tunnelherzen brachte, was übrigens auch kaum Wunder nehmen durfte. Sie hatten, vom Talent ganz abgesehen, viele Tugenden, aber gerade diese Tugenden erschwerten ein herzliches Einvernehmen; sie waren zu fein, zu professorlich, zu sehr auf sich selbst gestellt. Letzteres war wohl ausschlaggebend. Jede Gesellschaft verlangt vom Einzelnen ein gewisses Aufgehen in den Ton, der eben herrscht, und wo dies Aufgehen ausbleibt, wo der berühmte (hier freilich nur drei Mitglieder zählende) „Staat im Staate" sich bildet, da kann von Einleben oder gar Intimität keine Rede sein. Ich komme darauf zurück.

* * *

Franz Kugler, geboren 1808, war in seinen Tunneltagen erst ein angehender Vierziger. Warum wir ihn trotzdem den „alten Kugler" nannten, weiß ich nicht recht, denn stattlich, grad aufrecht, von blühender Gesichtsfarbe, war der Eindruck, den er machte, eher jugendlich. Vielleicht war sein Sokrateskopf Schuld, daß wir ihn an Jahren ohne Weiteres erhöhten. Er hatte sehr früh Carriere gemacht und war zu der Zeit, von der ich hier spreche, schon vortragender Rath im Cultusministerium, wenn ich nicht irre als Nachfolger von Eichendorff. Immer artig, immer maßvoll, immer die Tragweite seiner Worte wägend, kam in seinem Wesen etwas specifisch Geheimräthliches, etwas altfränkisches Goethisches zum Ausdruck, das dem Tunnelton widersprach und um so mehr Bedenken wachrief, als — der Altadligen ganz zu geschweigen — auch die verschiedentlich vorhandenen Minister- und Oberpräsidentensöhne (die dann später berufen waren, selber in hohe Stellungen einzurücken) keine Spur davon an sich hatten. So kam es, daß Kugler immer Gegenstand eines ihm halb verdrießlich entgegengebrachten Respectes war, immer ein halber Fremdling. Er empfand dies auch und hätte, bei dem Freundschafts- und Liebesbedürfniß, das er hatte, gewiß viel darum gegeben, dies ändern zu können; aber das war ihm nicht möglich. So liebevoll und edlen Herzens er war, so steif und scheu war er, wenigstens da, wo's zu repräsentiren galt. Daß er andern Orts auch anders sein konnte, davon erzähl' ich weiterhin.

Er war, durch Jahre hin, theils um seiner selbst, aber wohl mehr noch um Heyse's willen, dessen Aufblühen er mit fast väterlicher Liebe verfolgte, ein ziemlich regelmäßiger Besucher des Tunnels, der ihm manche Beisteuer verdankte, Beisteuern, über die die verschiedenen Jahrgänge der „Argo", eines

Jahrbuches, das von 1854—1857 erschien, wohl am besten Auskunft geben dürften. Ob all' das in dem Jahrbuch Erschienene — das, von mehreren Kunst- und literaturgeschichtlichen Untersuchungen abgesehen, die für die Kugler'sche Production ganz charakteristischen Ueberschriften: Cleopatra, Cyrus (ein Fragment), Friede, das Opfer, Götterjugend ꝛc. trug, — ob alle diese Sachen im damaligen Tunnel zur Vorlesung gekommen sind, vermag ich nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Aber wenn es geschehen, wie höchst wahrscheinlich, so läßt sich aus den bloßen Titeln schon schließen, daß an eine große Wirkung nicht zu denken war. Strachwitz mit der „Jagd des Moguls", oder Scherenberg mit seinem „Zechlied der Fremdenlegion", oder Lepel mit der dänisch-schleswig'schen Gruselballade von „König Erich und Herzog Abel" konnten den Tunnel packen; aber mit „Götterjugend" oder „Cyrus, ein Fragment", war kein Erfolg einzuheimsen. Aus so feinen Leuten der Tunnel bestand, so waren sie doch nicht fein genug, vom Stoff absehen und eine Sache lediglich um ihrer Kunstform willen würdigen zu können. Vornehme Lyrik versagte deshalb überhaupt, und war sie nun gar „klassisch", so schon mit Sicherheit.

Unter den mannigfachen Sachen, die Kugler während seiner zehnjährigen Mitgliedschaft zu Nutz und Frommen des Tunnels beisteuerte, waren aber, außer den vorgenannten kleineren Arbeiten, auch größere: Dramen und Novellen.

Von den Dramen, um zunächst von diesen zu sprechen, kamen: „Jacobäa", „Die tatarische Gesandtschaft", „Doge und Dogaressa", scenenweise wohl auch „Pertinax" zur Vorlesung und begegneten dabei demselben nüchternen Respect, der ihnen — ziemlich um dieselbe Zeit — auch auf der Bühne zu Theil wurde. Große Wirkungen hervorzurufen war ihm überhaupt nicht vergönnt; über einen succès d'estime kam er nie recht hinaus und was ihn mehr noch als diese halben Erfolge, die doch zugleich auch halbe Mißerfolge waren, schmerzen mußte, das waren die beständigen Nadelstiche, die, so lang er mit dem Theater zu thun hatte, nicht ausbleiben wollten. Einmal waren es die Schauspieler, einmal die Verwaltungen. Er mochte sich durch sein Ministerialamt, das ihm, in Kunst- und speciell auch Theaterangelegenheiten, eine Art officieller Autorität gab, gegen Unliebsamkeiten geschützt glauben; aber da kannte er die Theaterleute schlecht, für die, ganz im Gegentheil, die Vorstellung, „das ist ein Kunst-Geheimrath", nur etwas Herausforderndes hatte. Seine stets würdige Haltung verdarb es vollends. Eines Tages, als sein Trauerspiel „Doge und Dogaressa" einstudirt werden sollte, war er zugegen und ging gleich bei der ersten Probe von Wünschen zu Rathschlägen über, was die schon vorhandene flaue Stimmung nicht besserte. Zum Unglück traf es sich auch noch, daß mitten in einer wichtigen Scene, dem berühmten schönen Hendrichs, der natürlich eine Hauptrolle hatte, sein Spazierstöckchen, mit dem er während des Spiels beständig umherfuchtelte, aus der Hand glitt und nicht bloß zu Boden, sondern auch durch einen ziemlich breiten Spalt im Podium noch in die Versenkung hinabfiel. Sofort gerieth Alles ins Stocken. Hendrichs erklärte rund heraus, daß er ohne das Stöckchen nicht weiter spielen könne, sah sich dabei — vielleicht aus Schändlichkeit gegen den Geheimrath und Dichter — von seinen Collegen unterstützt, und so stieg man denn unter Hendrichs' persön-

licher Führung in den Keller-Orkus hinunter, um da die Badine zu suchen. Erst als diese wieder da war, konnte das Spiel fortgesetzt werden.

Aber es kam noch schlimmer. An die Stelle des 1851 aus seinem Amt scheidenden Herrn von Küstner war Herr von Hülsen Theaterintendant geworden, der — vollkommener Cavalier, der er im Uebrigen sein mochte — doch vor Allem in der Absicht, „wieder Ordnung zu schaffen", ins Amt getreten war, unter welcher Vorgabe sich denn auch Kugler eines Tages benachrichtigt sah, „daß ihm, statt der bisher bewilligten zwei Parquetbillets, fernerhin nur eins zur Verfügung gestellt werden könne." Vielleicht war der neue, mancherlei Mißbräuche vorfindende Generalintendant zu solcher Strenge berechtigt; aber daß er dies Einschränkungsprincip auch auf einen Mann ausdehnte, der in seiner amtlichen Eigenschaft nicht nur über Theaterdinge Beschlüsse zu fassen, sondern auch Vieles bereits in andere Wege geleitet hatte — das war einfach ein Affront, und zwar ein ganz überlegter. Die neue Generalintendanz hatte sich in ihrer Unabhängigkeit legitimiren und der bloß ministeriellen Halb-Autorität gegenüber ihren hofamtlichen Charakter betonen, vielleicht auch der Zumuthung, es mit etwaigen neuen Kugler'schen Dramen zu versuchen, ein für allemal einen Riegel vorschieben wollen.

Ich sagte schon, daß außer den Dramen auch Kugler'sche Novellen im Tunnel zum Vortrag kamen. Mit diesen war er etwas glücklicher. Das galt besonders von einer culturhistorischen Novelle, die den Titel „Chlodosinda" führte. Schauplatz das westgothische Spanien ums Jahr 660. Kugler hat hier das Bild einer weit zurückliegenden Zeit in Briefen vor uns entrollt. Ob er daran Recht that, stehe dahin. Es hat Vorzüge, noch mehr Nachtheile. „Dem allzeit hochgeliebten und seines apostolischen Sitzes höchst würdigen Herrn Nicasius entbietet Veranus, Archipresbyter der ruhmreichen Kathedralkirche zu Toletum, in demuthvoller Freundschaft seinen Gruß." So beginnt es. Veranus erzählt nun seinem in Narbona (Narbonne) residirenden Bischofe Nicasius die politischen und Liebesintriguen am Hofe von Toledo. Chintila ist König, aber todtkrank; wenn er heimgeht, wird der junge Tulga König werden, was nur erwünscht sein kann, weil seine Mutter Ingundis, die dann regieren wird, der Kirche treu ergeben ist. Es kommt aber anders. Der junge Tulga, König geworden, emancipirt sich von dem Einfluß seiner Mutter sowohl, wie von dem der gesammten Clerisei, weil er inzwischen eine große Leidenschaft zu Chlodosinda gefaßt hat, einer heidnischen Heroine, die der Kirche feindlich gegenüber steht. Wie selbstverständlich siegt die Kirche; die Schönheitsmacht Chlodosinda's wird zu Hexerei gestempelt, und sie selbst, nachdem sie durch eine Feuer- und Wasserprobe gegangen, als Zauberweib verbrannt. Aber sie reißt nicht bloß Tulga, sondern die ganze Dynastie mit in ihr Verderben, ja, zuletzt auch noch den die Briefe nach Narbona schreibenden Archipresbyter Veranus, der, am Tode Chlodosinda's Schuld, zugleich von leidenschaftlicher Liebe zu ihr erfaßt, in einem ihm eine letzte Zuflucht gewährenden Bergkloster seinem Schicksal erliegt. Der Prior dieses Klosters, den Tod des Archipresbyters nach Narbona hin meldend, schreibt uns den letzten Bericht. All' dies, trotz des mönchischen Curialstils — an einzelnen Stellen sogar um

desselben willen — ist nicht ohne Wirkung und darf jedenfalls als ausgezeichnete künstlerische Arbeit gelten, trotzdem auch hier wieder, wie das immer Kugler's Schicksal war, von Seiten des Publicums mehr die Schwächen als die Schönheiten empfunden wurden.

In unseren Tagen, wo Scheffel, Dahn, Ebers den Weg für ein Vorgehen auf diesem oder ähnlichem Gebiete geebnet haben, würde er einer lebhafteren Anerkennung begegnet sein. Damals lag es ungünstiger. Es blieb auch hier wieder im Wesentlichen bei einem Halberfolge, was dem Verfasser, der sich seines Werthes wohl bewußt war, mit einem schmerzlichen Gefühl erfüllte. Er hätte, glaub' ich, seinen Kunsthistorikerruhm gern hingegeben, wenn er einen großen Dichtererfolg dafür hätte eintauschen können.

* * *

Kugler's literarische Stellung im Tunnel, um eine schon Eingangs gemachte Bemerkung zu wiederholen, war bei allem Respect nicht hervorragend, und eine seinem ganzen Wesen anhaftende Steifheit ließ es auch im persönlichen Verkehr mit ihm zu keiner rechten Annäherung kommen. Aber das Alles traf nur dem ganz oder halbofficiellen Kugler gegenüber zu, in seiner Familie war er die Liebenswürdigkeit selbst und zu meinen besten, damals in Berlin verlebten Stunden zählen die im Kugler'schen Hause.

Dies Haus, das, wenn ich nicht irre, dem alten Kammergerichtsrath Hitzig, dem Freunde von E. T. A. Hoffmann gehört hatte, lag am Südende der Friedrichstraße, nahe dem Belle-Allianceplatz und umschloß, klein wie es war, nur drei Familien. Im Erdgeschosse wohnten zwei Fräulein Piaste, wahrscheinlich Muhmen aus alten Tagen her, im ersten Stock General Baeyer, im zweiten (Mansarde) Franz Kugler, der sich 1833 oder 1834 mit der jüngsten Hitzig'schen Tochter, einer vielumworbenen und besungenen Schönheit verheirathet hatte. Mehr als eins der Geibel'schen Lieder ist an sie gerichtet. Ihrer Schönheit entsprach ihre Liebenswürdigkeit und ihrer Liebenswürdigkeit der feine Sinn und Geschmack, mit dem sie Räume von äußerster Einfachheit in etwas durchaus Eigenartiges umzugestalten gewußt hatte. Da, wo die weit vorspringenden Mansardenfenster ohnehin schon kleine lauschige Winkel schufen, waren Ephenwände aufgestellt, die, sich rechtwinklig bis mitten in die Stube schiebend, das große Zimmer in drei, vier Theile gliederten, was einen ungemein anheimelnden Eindruck machte. Man konnte sich, während man im Zusammenhang mit dem Ganzen blieb, immer zurückziehen und jedem was ins Ohr flüstern. An gesellschaftlichen Hochverrath dachte dabei keiner.

So sah es in dem „Kugler'schen Salon" aus, in dem ich, wenn ich wegen meiner eignen mehr als einfachen Wohnräume gelegentlich bespöttelt werde, zurückzudenken häufig Gelegenheit habe. „Was wollt Ihr?" fragte ich dann wohl. „Ihr müßt mir diesen Zuschnitt schon lassen. Seht, da war mein väterlicher Freund Franz Kugler, der war ein Geheimrath und eine Kunstgröße und wohnte womöglich noch primitiver als ich. Und doch, ich habe da die schönsten Stunden verbracht, schöner als in manchem Schloß. Und nun gar erst als in mancher modernen Stuck-Bude. Laßt mich also ruhig. Es kommt wirklich auf was Anderes an."

Ja, auf was Anderes kommt es an. Was einem Hause Werth leiht, das ist das Leben darin, der Geist, der Alles adelt, schön macht, heiter verklärt. Und dieser Geist war in dem Kugler'schen Hause lebendig. Was steigt da nicht Alles vor mir her auf, welche Fülle der Gesichte! Da war der alte Generalsuperintendent Ritschel, evangelischer Bischof von Pommern, Geheimrath v. Quast der „Conservator", Geheimrath Hitzig (Bruder der Frau Kugler), Professor Strack, der Architect, Professor Drake, dazu junge Künstler, Dichter und Gelehrte: Storm, Otto Gildemeister, Jakob Burckhardt (Basel), Lucae, Roquette, Felix Dahn, Zöllner, Wilhelm Lübke.

Von den Abenden, wo Storm Gast war, erzähl' ich an anderer Stelle; Lübke, damals noch ganz jung, erschien, von Eggers und Zöllner eingeführt, in Papiervatermördern, die damals noch nicht elegant-fabrikmäßig hergestellt, sondern in jedem Einzelfall aus steifem Papier ausgeschnitten wurden. Der Unglückliche litt furchtbar, physisch und moralisch, weil ihn nicht nur die Papierspitzen stachen, sondern auch das minderwerthige Aushülfe-Material von dem scharfen Auge der Damen erkannt worden war. Einmal gab es auch eine kleine Gesellschaft, Eichendorff zu Ehren, und Paul Heyse, damals kaum zweiundzwanzig, hielt ihm eine improvisirte Toastansprache in Versen. Er war so erregt dabei, daß ich durch den zwischen uns befindlichen Tischfuß sein Zittern fühlte. — Jener Eichendorff-Abend verlief im engsten Cirkel. Aber auch wenn große Gesellschaft war, mußte der bescheidene Raum ausreichen, so beispielsweise, wenn an dem einen oder andern Geburtstag Kugler'sche Stücke gespielt, oder, bei noch feierlicheren Gelegenheiten, Polterabend-Aufführungen inscenirt wurden. So vor Allem bei Heyse's Hochzeit im Herbst 1854.

Das waren die Feste, mal große, mal kleine, für die der „Salon" der Frau Clara den Schauplatz bot. Aber schöner als diese Feste waren die Stunden, die nichts vor Einem erschlossen als ein alltägliches Leben, das doch wiederum kein alltägliches Leben war. Von der damals noch wenig belebten Straße drang kaum ein Laut herauf. Eine hohe Schirmlampe gab ein gedämpftes Licht, und um den Tisch herum saßen die Damen: Frau Clara, die noch schöne Mutter, neben ihr die heranblühende Tochter (Heyse nannte sie seinen „Borsdorfer Apfel") und abseits auf einer Fußbank der Liebling des Hauses, die zwölfjährige Jeanette Baeyer (Tochter des Generals), mit klugen großen Augen und vollem schwarzen Haar, der entzückendste Backfisch, den ich je gesehen, und dalberte mit dem mal wieder in einer neuen Weste, türkisches Muster, erschienenen Eggers, der entweder, weil fröstelnd, auf einem Holzkorb in der Nähe des Ofens hockte, oder sich mit einer halb an einen Clown und halb an einen Akrobaten erinnernden Geschicklichkeit über den Zimmerteppich hintrudelte. Denn er gehörte zu denen, die, graziös in ihrem Thun, auch das Gewagteste wagen können. Und dann schließlich, wenn die Theestunde da war, erschien Kugler selbst und setzte sich an das Clavier, über dem eine gute Copie des Murillo'schen Heiligen Franciscus hing, und nun, auf Zuruf der Seinen, von denen Jeder sein Lieblingsstück hatte, die Vorträge rasch wechselnd, klangen in bunter Reihenfolge deutsche und dänische, venezianische und neapolitanische Lieder durch das Zimmer. Weder sein Spiel noch sein Gesang erhob Anspruch,

etwas Vollkommenes zu sein; aber gerade das Unvirtuose gab Allem einen besonderen Reiz. Er selbst spielte sich dabei den Actenstaub von der Seele.

Noch einmal, mit Dank und Freude, denk' ich an jene Tage zurück, die bis in den Sommer 1855 hinein dauerten. Als ich vier Jahre später, nach langer Abwesenheit, wieder heimkehrte, war das Haus verwaist, Kugler todt, die schöne Frau Clara nach München hin übersiedelt, in das Haus ihres Schwiegersohnes Heyse. Dort sah ich sie wieder, gebrochen in Glück und Leben. Sie überdauerte jene Tage nur noch eine kurze Weile.

* * *

Paul Heyse, wie schon hervorgehoben, trat etwas später in den Tunnel als Kugler, etwa 1850. Kurze Zeit vorher hatte ich ihn in seinem elterlichen Hause, vertieft in ein Storm'sches Manuscript (die „Sommergeschichten"), das ihm Alexander Duncker zur Begutachtung übergeben hatte, kennen gelernt. Vertieft und — entzückt.

Er war damals zwanzig Jahre alt und sah sich, bei seinem Eintritt in den Verein, von Alt und Jung freudig begrüßt, was er zunächst seiner glänzenden Persönlichkeit, in der sich die vollkommenste gesellschaftliche Sicherheit mit einer immer gleichen Heiterkeit paarte, zuzuschreiben hatte. Margherita Spoletina (nur erst der „Jungbrunnen" war bis dahin von ihm erschienen), Urica, Francesca von Rimini, Marion, die Brüder, kamen alsbald zum Vortrag und fanden, am meisten die letztgenannte Dichtung, allseitige Zustimmung; aber Heyse's Auftreten im Tunnel war nur kurz bemessen und blieb Episode. Schon Frühling oder Herbst 1851 ging er nach Bonn, von Bonn, mit Ribbeck zusammen, nach Italien, und als er von dort, wo die reizende L'Arrabiata entstanden war, nach Berlin zurückkehrte, rückte rasch die Zeit heran, die den mittlerweile mit Margarethe Kugler glücklich Verlobten, bald auch Vermählten, nach München hinüberführte. Das war Herbst 1854. Man sah ihn im Tunnel ungern scheiden, trotzdem aber gebrach es an jener tieferen Theilnahme, die beispielsweise, zehn Jahre vorher, bei Strachwitz' Ausscheiden geherrscht hatte. Die Wärme, der Heyse bei seinem Eintritt begegnet war, hatte sich einigermaßen verloren und einer kühleren Temperatur Platz gemacht. Woran lag das? An allerlei. Sein großes Talent, nun, das war außer Frage, das ließ Jeder gelten. Aber so gewiß man es gelten ließ, so gewiß empfand man auch: „Ja, dies Talent, so groß es sein mag, ist doch nicht unser Talent." Im Ganzen war der Tunnel, trotz seines gelegentlich stark hervortretenden Freisinns, doch von jener altpreußischen Art, darin der Conservatismus in erster Reihe mitspricht, und so hörte man denn bald wieder lieber von Hohenfriedberg und dem Zietenritt, von Ligny und Waterloo. Heyse hatte die Form, war glänzend, aber das eigentliche Tunneltalent, weil dem Wesen des Tunnels entsprechend, war und blieb doch Scherenberg. Und so kehrte man denn, nach kurzer Untreue, zu den alten Göttern zurück.

Diese rein literarische Stellungnahme hätte zur Herbeiführung einer kühleren Temperatur genügt, aber ein Anderes, das ich schon andeutete, kam hinzu: die ganze Haltung der Kugler-Gruppe, zu deren Geschmack und ästhetisch verfeinerter Anschauungsweise weder der im Tunnel zahlreich vertretene Adel noch

die Kaufmannschaft aller Arten und Grade so recht paßte. Kugler und Eggers waren weltmännisch genug, das, was sie von der Majorität schied, einigermaßen zu cachiren; der ganz jugendliche Heyse aber, der, in übrigens entzückendster Weise, das Gefühl hatte: „Mir gehört die Welt, und ich habe nicht Lust, allen möglichen Mittelmäßigkeiten zu Liebe mit meiner gescheidteren Ansicht hinterm Berge zu halten," — Heyse kümmerte sich wenig um die wunderlichen Heiligen, die gelegentlich, ohne jeden Beruf dazu, das große Wort führten und ihre Meinung durchsetzen wollten. Eine Sitzung hab' ich noch gegenwärtig, in der es zwischen unserm Jüngsten (Heyse) und einem öden alten Professor zum Zusammenstoß kam. Dieser, der den Schulmonarchenton nicht ablegen mochte, hatte, zu vielen kleinen Schwächen, auch die, von seinem Blättchen, das er, weil er es las, für was Besonderes hielt — durchaus abhängig und außerdem ein ausgesprochener Erfolganbeter zu sein. Er schwamm, Tag um Tag, im Strom seiner Zeitung und machte, nach der Anweisung derselben, jede Mode mit. Nun war damals gerade Bogumil Goltz in der Mode, dessen „Kleinstädter in Ägypten" ziemlich allgemein bewundert wurde, und weil allgemein, so natürlich auch von dem alten Professor. Im ganzen Tunnel dachte Niemand an Widerspruch. Warum auch? Goltz war am Ende wirklich espritvoll und witzig. Aber zum Unglück war in der von mir erwähnten Sitzung auch Heyse zugegen, der über alle diese Dinge — ob er Recht hatte, stehe dahin — sehr sehr anders dachte und in dem hypergeistreichen Goltz'schen Originalstil nur mehr oder weniger Geschmacklosigkeit sah. Er antwortete denn auch dem entsprechend, und als der Andere mit einem „erlauben Sie" dazwischen fahren wollte, schlug der jugendliche Gegner einen Ueberlegenheitston an, zu dem er in jedem Anbetracht berechtigt war, nur nicht in Anbetracht seiner Jahre. Dieser Umstand, in Folge dessen, wie das immer geschieht, all' die Alten für den Alten Partei nahmen, entschied schließlich zu Ungunsten Heyse's, und so war denn die vorgeschilderte Scene, die nicht alleinstehend blieb, nicht eben angethan, ihm die Tunnelherzen dauernd zu sichern. Personen, die bei derartigen Streitfragen ihre Parteinahme lediglich in den Dienst der Sache stellen, gibt es immer nur wenig.

Ich breche hier ab und erzähle nicht weiter von einem Leben, das, wie kein zweites, über das ich hier zu berichten habe, der Literaturgeschichte angehört. Es war ganz besonders im Hinblick auf Heyse, wenn ich schon im vorigen Capitel hervorhob, daß ich über Unberühmtheiten verhältnißmäßig viel und über Berühmtheiten (mit einer einzigen Ausnahme) nur wenig sagen würde.

* * *

Friedrich Eggers[1]) wurde bald nach mir Mitglied: ich hatte das Verdienst, ihn einzuführen. Er blieb im Tunnel fast dreißig Jahre lang, und nur Wenige haben dem Verein länger angehört.

[1]) Außer Friedrich Eggers hatten wir noch seinen jüngeren Bruder Karl Eggers, Senator der Stadt Rostock, im Tunnel, welcher jüngerer Bruder ad latus des älteren war. Verschiedenes, darunter die „Tremsen" (plattdeutsche Gedichte), haben sie gemeinschaftlich herausgegeben. Der ältere Bruder hatte mehr Elan und hat dadurch, namentlich als Lehrer, eindringlicher gewirkt, an poetischem Talent aber, und zwar besonders auf humoristischem Gebiete, war, glaub' ich, der jüngere Bruder dem älteren überlegen.

Man hat in Eggers' Tunnelleben zwei Hälften von einander zu scheiden. In der ersten Hälfte kam er nur zu halber Geltung; er nahm, weil zur Kugler-Gruppe gehörig, Theil an den Ehren, die dieser Gruppe zu Theil wurden, aber er sah sich durch eben diese Zugehörigkeit doch auch gehemmt und benachtheiligt. Das änderte sich erst, als er nach Heyse's Uebersiedlung nach München und nach Kugler's 1858 erfolgtem Tode von dem ehemaligen Triumvirat allein übrig blieb. Erst von diesem Augenblick an war er ganz und gar Tunnelianer und konnte dem Vereine seine ganz eigenartigen Talente widmen. Er war nämlich, weit über seine Kunst- und Literaturveranlagung hinaus, allem Anderen voraus ein Gesellschafts-Genie, das, in einem mir nicht zum zweiten Male begegneten Grade, die Gabe besaß, nicht bloß Vereine zu gründen, sondern auch durch Anwerbung neuer Mitglieder und Aufstellung neuer Programme den etwa matter werdenden Pulsschlag sofort wieder zu beleben. Er war ein großer Organisator im Kleinen, eine Art Friedens-Carnot, unerschöpflich in Hülfsmitteln, und gab davon, noch kurz vor seinem Tode, die glänzendsten Beweise. Viele seiner jungen Freunde, zur Hälfte mecklenburgische Landsleute, zur andren Hälfte Schüler des Polytechnikums, an dem er Unterricht ertheilte, waren mit in den Krieg gezogen, und diese jungen Leute durch Nachrichten in Verbindung mit der Heimath und durch Liebesgaben bei frischem Muth und fröhlichem Herzen zu erhalten, machte er sich durch den ganzen langen Winter 1870 auf 71 hin zur schönsten Lebensaufgabe. Damals hab' ich ihn lieben und bewundern gelernt. Er war um jene Zeit, halb wissenschaftlich, beständig mit der Frage beschäftigt, wie sich Zeitungen und Cigarren wohl am besten nachsenden ließen, und hatte die Kunst, Pulswärmer, Socken, Leibbinden, Jacken ohne Aermel (und dann in einem andern Packet wieder die Aermel dazu) postzulässig in die Welt zu schicken, bis zur Virtuosität ausgebildet. Er hat zahllose glückliche Stunden geschaffen. Am Polytechnikum schwärmt man noch für ihn und gedenkt seiner bei jeder Festlichkeit mit einer besonderen und wohlverdienten Liebe. Nichts wüßt' ich von ihm zu sagen, was ihn so sehr und so schön charakterisirte, wie diese humane Haltung, und genau so, natürlich mutatis mutandis, war er auch während seiner zweiten Epoche im Tunnel, so wie sich's um ein Fest oder eine Aufführung handelte, die Seele der Sache und wußte jederzeit Rath.

Sein bester Freund im Tunnel war Heinrich Seidel, der in seinem schon an anderer Stelle citirten reizenden Buche „Von Perlin bis Berlin" in liebevoller und zugleich fein und humoristisch charakterisirender Weise über Eggers geschrieben hat. Ich gebe hier Einiges davon: „Friedrich Eggers wohnte damals in einem Hinterhause der Hirschel-, jetzt Königgrätzerstraße, drei Treppen hoch. Ich habe nie einen Mann gekannt, der in aller Welt so viele Freunde gehabt hätte wie er, darunter viele von Klang und Namen: Storm, Wilbrandt, Geibel, Heyse, Scheffel. Mit dem Letztgenannten, der ihm von der Studienzeit her befreundet war, stand er noch immer in Briefwechsel, der sich freilich auf die Schaltjahre beschränkte. Jeden 29. Februar setzten sich beide hin und schrieben einander über die Ereignisse der letzten vier Jahre. Das bringt mich auf die vielen drolligen

und komischen Züge, die ihm anhafteten. Er haßte die Sperlinge, war überhaupt kein Thierfreund. Höchst merkwürdig war das ökonomische System, nach dem er seine Einnahmen und Ausgaben regelte. Er hatte einen Kasten mit vielen Fächern, die alle mit Ueberschriften versehen waren, wie z. B. Miethe, Kleider, Stiefel, Cigarren, — kurz alle möglichen Lebensbedürfnisse hatten jedes sein besonderes Fach. Im Laufe der Jahre hatte er sich nun vortreffliche Verhältnißzahlen ausgebildet, in denen alle diese Bedürfnisse zu einander stehen mußten, und nach diesen Zahlen wurde jede Einnahme in die Fächer vertheilt. Betrug also eine Einnahme 300 Thaler und irgend eine der Sondercassen war auf 5 Procent angewiesen, so bekam sie in diesem Falle 15 Thaler. Ich habe ihn öfter über diesen Kasten sitzen sehen, grübelnd und mit Geld klimpernd. Zuweilen kam es nun vor, daß beim Bezahlen einer größeren Rechnung der Bestand einer dieser Cassen nicht ausreichte. Dann pumpte er bei einer besser situirten und gab ihr einen Schuldschein, wie z. B.: „die Kleidercasse schuldet der Stiefelcasse so und so viel." Die Schuldscheine mußten bei neu fließenden Einnahmen wieder eingelöst werden.

„Er beklagte es oft, daß die Sitten der heutigen Zeit es dem Manne verbieten, farbige Stoffe zu tragen. Er selbst ließ es sich denn auch nicht nehmen, sein farbenfreudiges Auge wenigstens an bunten Westen von Seide, Sammet oder anderen Stoffen zu ergötzen und besaß davon eine große Sammlung. Hatte einer seiner jüngeren Freunde sich irgend wie ausgezeichnet oder sonst sein Wohlgefallen erregt, so ging er wohl würdevoll an die Commode, wo diese Sammlung aufbewahrt wurde, kramte ein wenig darin und schenkte ihm feierlichst eine Weste. Das war eine Art von Ordensauszeichnung."

So weit H. Seidel. Auch W. Lübke hat in seinen „Erinnerungen" über ihn geschrieben; Wilbrandt hat ihn in seiner reizenden Geschichte: „Fridolin's heimliche Ehe" frei nach dem Leben gezeichnet.

Das bis hierher Erzählte beschäftigt sich ausschließlich mit dem Menschen Eggers; er war klug, gütig, liebenswürdig, schöner Mann (wie oft bin ich darauf hin interpellirt worden) und humoristisch angeflogener Sonderling — Alles in Allem eine durchaus interessante Figur. Was er im Uebrigen literarisch leistete, verschwand daneben. Und das mußte so sein. Wer sich ein bißchen auf Menschenkunde versteht, weiß, daß so geartete Charaktere wie zum Dilettantismus prädestinirt sind; sie haben so vielerlei zu thun, sind so ganz auf Zerstreuung ihrer Gaben gestellt, daß für das Einzelne nicht jenes Maß von Kraft und Muße verbleibt, ohne das etwas Fix und Fertiges nicht entstehen kann. Nichts, was er schuf, war ausgereift, Alles hatte den improvisatorischen Charakter. Eine Zeit lang waren wir Concurrenten; ich erging mich in nordischen und schottisch-englischen Balladen, und weil diese gefielen, erschien er auch mit „Harald", mit „König Radgar" und Aehnlichem. Ich mußte mich darüber ausschweigen, ärgerte mich aber, daß er mit solchen Reimereien überhaupt in die Schranken ritt und mit turniren wollte. So leicht geht das nicht und wer, wie Eggers das meistens that, in zwölfter Stunde sich hinsetzt, um „für morgen" noch einen aus dem Vorrathskästchen genommenen Balladenstoff in herkömmlicher Nibelungenstrophe zusammen zu

leimen, der wird als Regel nicht weit damit kommen. Aber freilich — und das ist der Grund, warum ich mich hier überhaupt so frei weg ausgesprochen habe — wenn es ausnahmsweise glückt, was unter tausend Fällen freilich nur einmal vorkommt, so wird der Betreffende mit seiner Improvisation den Vogel abschießen. Denn in solchen Ausnahmefällen erhebt sich das Bummlige zum Natürlichen und stattet nun das bloß Hingeworfene mit einem naiven oder auch mit jenem Inspirationszauber aus, den das bloß Kunstvolle nie hat. Und zu solchem Ausnahmefalle brachte es Eggers, als er, auf eine kleine Zeitungsnotiz gestützt, in einer Winternacht 1871 sein Gedicht schrieb „Die Fahne vom 61. Regiment".

Es lautet:

Wo ist die Fahne geblieben
Vom einundsechzigsten Regiment?
Im Kampf umher getrieben
Wo er am allerschwülsten brennt.
Kaum war der Streit entglommen,
Sie wehte straff, sie wehte hoch,
Die Wogen geh'n und kommen.
Und immer steht sie noch.

Ihr habt sie sehen sinken,
Doch sich erheben bald darauf
Und immer wieder winken —
Zuletzt da stand sie nicht mehr auf.
„Wo ist sie hin gekommen,
Barg sie der Feind in seinem Zelt?"
Er hat sie nicht genommen,
Er fand sie auf dem Feld.

Sie war zerfetzt, zerschossen,
Die Stange gebrochen und angebrannt,
So gaben sie die Genossen
Von sterbender Hand zu sterbender Hand.
Es deckt sie im Todesmuthe
Mit seinem Leibe Held auf Held —
So lag in deutschem Blute
Sie auf dem Frankenfeld.

Das ist ein schönes Gedicht, immer wieder ergreifend; je älter ich werde, je schöner finde ich es.

Wahrscheinlich war es, in gebundener Rede, mit unter dem Letzten, was Eggers schrieb. Das Jahr darauf, im Herbst 1872, starb er.

Richard Lucae. — Richard Lucae (Schlüter) gehörte mit zu der Kugler-Fraction, aber doch nur halb und erst durch Eggers vermittelt, der ihn auf den Künstler- und Architektenfesten kennen gelernt und dort, von Anfang an, ein besonderes Wohlgefallen an seiner Erscheinung und seinen glücklichen Einfällen gehabt hatte. Lucae war eminent geistreich im Gespräch, in Tischreden und Tischkarten, vor Allem auch in seinem berufsmäßigen Thun als Architekt. Eine Fülle höchst bemerkenswerther Bauten rührt von ihm her: das Theater

in Frnnkfurt a. M., das Polytechnikum in Charlottenburg, das Borsig'sche Haus in der Wilhelmsstraße (Ecke der Voßstraße), das Soltmann'sche Haus in der Hollmannstraße und das (früher) Professor Joachim'sche Haus in der Zeltenstraße — Schöpfungen, die selbst von denen, die, nach der Seite strenger Kunst hin, vielleicht Manches daran auszusetzen haben, um ihres Esprit willen anerkannt werden. Er gehörte zur Schinkel'schen Schule, war aber späterhin beflissen, jene rigorose Schlichtheit und ängstliche Detailausbildung zu vermeiden, die gelegentlich zur Langenweile führt. „Ich habe mich früher zu sehr bei den ‚Klinken' aufgehalten," pflegte er zu sagen, „jetzt weiß ich, daß es aufs Ganze ankommt." Diese freiere Behandlung der Dinge, zu der er sich allmälig durchgerungen, ward ihm, je nach dem Standpunkte des Beurtheilers, hoch angerechnet oder auch verübelt. In einem Punkt aber stimmten alle Parteien überein: in der Anerkennung seiner großen Liebenswürdigkeit. Im Verkehr war er hinreißend, freilich immer vorausgesetzt, daß er sich von den ihn umgebenden Personen angeheimelt fühlte; war aber, und dies darf nicht verschwiegen werden, auch nur ein einziger da, der ihn durch Wichtigthuerei, Besserwissen oder irgend eine Sonderbarkeit anödete, so verfiel er sofort in demonstrative Gähnkrämpfe, gab Zeichen äußerster Ungeduld und verschwand. Ich habe sehr viele gute Gesellschafter kennen gelernt: Faucher, W. Lübke, Roquette, Lepel, Zöllner (Secretär der Akademie der Künste), aber unter ihnen keinen, der an Lucae herangereicht hätte; Faucher war die weitaus genialere Natur, Lübke ließ seine Raketen höher steigen und prasselnder zerstieben, Lepel erreichte durch einen grotesken Humor unter Umständen größere Wirkungen, Alles in Allem jedoch blieb Lucae der Sanspareil und mußte es bleiben, weil Witz, erzählerische Begabung und Schauspielerkunst bei ihm zusammenwirkten und sich unter einander unterstützten. Was er erzählte, war immer eine dramatische Scene, darin er die redenden Personen in ihrer Sprache einführte: Bildungsphilister, Berliner Madames, zimperliche alte Jungfern, übermüthige Backfische, gelehrt und wichtig thuende Professoren und aus dem nächsten Familienanhang allerhand Onkels und Tanten. Unter den Tanten war eine ganz alte, von der er viel Rühmens machte, weil er ihr, neben allerhand komischen Zügen, auch den wirklichen Weisheitsspruch verdankte: „Man lebt sich selbst, man stirbt sich selbst." Im Kreise der Onkels dagegen stand Hauptmann Unger obenan, gewöhnlich kurzweg „Onkel Unger" genannt, ein Bildersammler und guter Kunsthistoriker, den seine Kunstwissenschaft jedoch nicht hinderte, seine für minimale Preise gekauften „Niederländer" unter sehr maximalen Namen auszustellen. Dieser Onkel Unger hatte seinem Neffen — der übrigens nur sein Adoptivneffe war — von Jugend an die größte Zuneigung bewiesen, ja, ihn halb erzogen, war aber doch nebenher von so heftiger und excentrischer Eigenart, daß er, als Lucae mal einen Zweifel hinsichtlich der vielen „Teniers" geäußert hatte, seinen geliebten Richard ohne Weiteres auf krumme Säbel fordern ließ. Es kostete viel Mühe, den alten Berserker, der schon zwischen fünfzig und sechzig war, davon abzubringen.

Alle diese, der mittleren bürgerlichen Sphäre zugehörigen Personen, waren in ihrer künstlerischen Vorführung wahre Cabinetsstücke, Lucae's glänzendste

Leistungen aber lagen doch mehr nach beiden Flügeln rechts und links hin und waren einerseits ungarische Mikosch-Magnaten, russische Generale, die Deutschland auf Musik bereisten, imbecile Prinzen mit Kunstallüren (besonders wenn sie nebenher noch stotterten) und andererseits alte Polizeiwachtmeister, Frölens mit Mopsbegleitung und namentlich Pennbrüder. In solchen Gestalten aus dem Volksleben war er in der bunten Reihenfolge seiner Geschichten unerschöpflich. Eine dieser Geschichten habe ich viele Male von ihm gehört und womöglich mit immer sich steigerndem Genuß. Es war die Darstellung eines armen, angesäuselten Bummlers, der in einen Omnibus steigt, und als er zahlen will, seinen Groschen verliert und nun unter rührender Theilnahme des ganzen Publicums nach diesem Groschen zu suchen beginnt, bis er zuletzt, weil die Abfahrtszeit schon weit überschritten ist, doch wieder heraus und an die Luft muß. Ich war jedesmal, während ich Thränen lachte, doch auch wieder von einem tiefen Mitgefühl mit dem armen Kerl erfüllt, der bis zuletzt die Hoffnung nicht aufgeben wollte.

Solche, abwechselnd mit Carricaturen aus dem high life und dann wieder mit Bummlern und Rowdies sich beschäftigenden Geschichten waren seine Specialität, aber ebenbürtig daneben standen seine Kinder- und Schauspielergeschichten. Wenn ich sage Schauspielergeschichten, so ist das nicht ganz richtig, denn er erzählte nicht etwa die herkömmlichen Theateranekdoten; Alles, was er gab, waren vielmehr nur ganz alltägliche Begegnungen mit zur Bühne gehörigen Personen. Mit Berndal war er Jahre lang auf der Schule zusammen gewesen; immer auf derselben Bank, und so nahmen sie sich gegenseitig nichts übel. Jedesmal wenn sie sich trafen und eine Strecke mit einander gingen, sagte Lucae: „Berndal, ich weiß nicht, Du sprichst immer noch so theatermäßig mit mir; sprich doch 'mal wie ein Mensch," worauf dann Berndal mit derselben Regelmäßigkeit antwortete: „Lucae, Du bist immer noch so komisch wie damals." Neben Berndal stand Dessoir, und die lugubren, immer gerade die schlimmsten Trivialitäten begleitenden Dessoir'schen Töne durch Lucae nachgeahmt zu hören, war jedesmal ein Hochgenuß. Einmal traf es sich, daß Dessoir und Lucae gemeinschaftlich von Hamburg nach London fuhren. Sie schritten auf Deck auf und ab. „Kennen Sie London?" fragte Dessoir. — „Nein." — „Nun, da gehen Sie dem Wunderbarsten entgegen. London, um nur Eines zu nennen, hat dreitausend Omnibusse, wir haben deren fünfzig." Außer Berndal und Dessoir zählten zu Lucae's Lieblingsfiguren ein Herr v. Lavallade, den er nicht müde wurde, sich in einer im schnarrendsten Lieutenantsjargon an eine Heldenschar gerichteten Ansprache, dem Tode weihen zu lassen. Er wußte bei Vorführung solcher Scenen immer ganz wundervoll den Ton zu treffen, aber das, worauf es ihm eigentlich ankam, war doch noch mehr das Treffen der gesammten Schauspielerpersönlichkeit, und darin ruhte recht eigentlich die frappante Wirkung.

Lucae war, auf seine Liebenswürdigkeit und mehr noch auf seine Talente gestützt, ein allgemeiner Gesellschaftsliebling und hatte Anspruch darauf wie Wenige. Und doch bildete die „Gesellschaft", dieser Schauplatz seiner

Triumphe, zugleich den Schauplatz seiner Niederlagen. Er war der artigste Mensch von der Welt und verfiel trotzdem, ganz ohne Wissen und Schuld, beständig in Tactlosigkeiten; er war der friedliebendste Mensch und hatte jeden Tag kleine und mitunter auch große Streitigkeiten; er war der politisch vorsichtigste Mensch und stieß politisch immer an. Wohlerzogenheit, natürliche Klugheit, gute Sitte — nichts half. Wer das Leben beobachtet hat, wird wissen, daß das öfter vorkommt und daß über einzelnen, und zwar immer ganz harmlosen Menschen ein eigener, derartiger Unstern steht; ich gehöre selber mit dazu, kann also darüber mitsprechen und bin in zurückliegenden Jahren oft sehr unglücklich darüber gewesen, bis mir einmal ein alter Geheimrath unter resignirtem Achselzucken sagte: „Ja, lieber F., dagegen ist nichts zu machen. Wem das anhaftet, der muß sich drin finden. Ich bin um gute zwanzig Jahre älter als Sie, aber ich komme auch nicht draus heraus; es ist ein tragikomisches Verhängniß.“ Von dem Tage an wurde ich ergebener; aber was mich vielleicht noch mehr beruhigte, war doch die sich mir gerad' um eben diese Zeit aufdrängende Wahrnehmung, daß ich neben meinem Freunde Lucae nur ein Stümper war.

Ich greife zur Illustrirung hier ein paar Beispiele heraus.

Einmal war er in eine große Ministerialgesellschaft geladen, und unter den Geladenen befand sich auch ein hannoverscher Graf, reich, klug, hoch angesehen, der, im Gegensatze zu so vielen anderen seiner Landes- und Standesgenossen, allen Welfismus abgethan und sich zu Preußen und König Wilhelm bekehrt, ja sogar bald nach der Einverleibung Hannovers ein hohes Staatsamt übernommen hatte. Der Graf saß Lucae gegenüber, die Comtesse-Tochter neben ihm. Er plauderte lebhaft und unterhaltlich mit seiner liebenswürdigen Nachbarin, und als der Zufall es fügte, daß man auf Napoleon I. und den General Moreau zu sprechen kam, sagte Lucae: „Ja, dieser Moreau; die Kanonenkugel riß ihm beide Beine weg, und so schrecklich dies ist, so muß ich doch sagen, ich habe darin immer 'was von göttlicher Gerechtigkeit gefunden — ich hasse jeden Rigorismus, aber sein Land aufgeben und in den Dienst einer anderen Sache treten, dagegen lehnt sich mein Gefühl auf.“ Die Comtesse schwieg, der alte Graf, der Alles gehört hatte, lächelte; Lucae selbst aber, Politik war nie seine Sache, kam erst um Vieles später zum Bewußtsein dessen, was er da 'mal wieder angerichtet hatte.

Alle die bekannten, oft bis zum Schreckniß sich steigernden Verlegenheitssituationen, die durch unvorsichtiges Fragen in fremder Gesellschaft so leicht geboren werden — alle diese Situationen waren Lucae's eigentliche Domäne. Wenn man ihn acht Tage nicht gesehen hatte, war immer wieder etwas passirt. Auch mit seinen Berolinismen, in denen er sich nur allzu gern bewegte, stieß er beständig an, weil er entweder ihre Tragweite nicht richtig erwog oder aber in seiner Erregtheit vergaß, vor wem er überhaupt sprach. Einmal war er ins Palais des alten Kaisers Wilhelm befohlen, um diesem einen Vortrag über irgend eine die Schloßfreiheit betreffende Bausache, vielleicht schon im Hinblick auf das siebziger Denkmal, zu halten, und unterzog sich dieser Aufgabe mit der ihm eigenen Lebendigkeit des Ausdrucks. „Ja, Majestät,“ sagte

er, „wenn nur nicht das ‚rothe Schloß‘ wäre.“ Der Kaiser, der diese Bezeichnung nie gehört haben mochte, war einen Augenblick wie decontenancirt und wiederholte fragend das ihm häßlich klingende Wort: „Ja, Majestät, ‚das rothe Schloß‘ — das ist nämlich die volksthümliche Bezeichnung für den Bau da drüben. Uebrigens baulich von keiner Bedeutung und außerdem Sitz einer ‚Schneiderakademie‘.“ Der alte Wilhelm kam aber, trotz dieses Anlaufes, die Sache ins Heitere zu spielen, nicht wieder in gute Stimmung.

Nicht viel besser erging es dem armen Lucae mit der Kronprinzessin Friedrich. Auch im Gespräche mit dieser handelte sich's um eine Bausache. „Sehen Sie, lieber Geheimrath, da haben wir als Bestes das Bibliotheksgebäude, — das einzige Stück Berliner Architektur, das mir gefällt.“ Lucae seinerseits mochte dem nicht zustimmen und antwortete: „Die Berliner nennen es die ‚Commode‘.“ — „So, so,“ sagte die Kronprinzessin und nahm nicht wieder Veranlassung, seinen baulichen Beirath einzuziehen.

So ging es ihm, wenn er zu Hofe befohlen war; aber weit darüber hinaus erwies er sich auf Reisen als ein Pechvogel ersten Ranges. Friedfertig von Natur, wie schon angedeutet, und viel zu fein, um ein Krakehler zu sein, sah er sich doch, sowie er aus Berlin heraus war, beständig in Streitigkeiten und Aergernisse hinein gezogen, oft recht unangenehmer Art. Einmal war er in einem Schweizer Hôtel unter vielen Engländern und hatte sich in die Lesehalle begeben, um ein paar Berliner Zeitungen durchzusehen. Auf den Flur hinaus führte eine Glasthür mit einer riesigen Spiegelscheibe; die Thür stand auf, die Fenster natürlich auch, und es zog kannibalisch. Lucae schloß die Thür. Ein alter Engländer mit Cotelettbart und roth unterlaufenen Augen erhob sich sofort und riß die Thür mit Ostentation wieder auf. Lucae schloß sie wieder. Als sich dies zum dritten Male wiederholte, nahm der Engländer einen am Kamin liegenden Poker und stieß die Spiegelscheibe ein. Nun konnte Lucae schließen so viel er wollte, der Zug blieb doch, und der liebe Vetter von jenseits des Canals hatte gesiegt.

Aber so schlimm dies Erlebniß war, Schlimmeres war ihm für den Verlauf seiner Reise vorbehalten. Er kam nach München und besuchte hier natürlich auch die Schack'sche Galerie. Niemand, es war noch sehr früh, war da, und nur der Diener des Grafen, eine stattliche Erscheinung und fast wie ein Gentleman wirkend, schritt auf und ab. Lucae wandte sich mit allerhand Fragen an ihn und kam alsbald in ein intimes Gespräch, das erst die Bilder des Grafen, dann den Grafen selbst betraf. Schließlich war der Moment da, wo Lucae sich über die Zulässigkeit von „buona mano“ schlüssig zu machen hatte. Sein Schwanken indessen konnte nicht von Dauer sein. Er hatte durchaus den Eindruck, daß ein „Trinkgeld“ diesem Herrn gegenüber eine Unmöglichkeit sei, und so beschränkte er sich nach Eintragung seines Namens und Titels in das Fremdenbuch einfach darauf, seinen Dank auszusprechen. Aber das war durchaus nicht in der Ordnung, und als er gleich danach die Straße hinunter schritt, hörte er hinter sich her die von Lachsalven begleiteten Worte: „Geheimrath, haha . . . Geheimrath aus Berlin, hahaha.“ Lucae hatte wieder einmal fehlgeschossen.

Im Allgemeinen liegt es ja (bei Gelegenheiten wie die hier geschilderten) Gott sei Dank so, daß das „Ja" gerade so richtig ist wie das „Nein"; aber Lucae gehörte nun einmal zu den Unglücklichen, deren Entscheidung immer in die falsche Schale fällt.

Er war ein ausgezeichneter Lehrer, besonders förderlich durch die allgemeinen Anregungen, die er gab; seine Schüler an der Bauakademie sind seine Freunde geblieben und sprechen mit ähnlicher Liebe von ihm, wie die Polytechnikumschüler von Friedrich Eggers.

Chevalier Wollheim da Fonseca. — Wollheim — ich schicke einige trockene biographische Notizen voraus — war 1810 in Hamburg als Sohn eines aus Breslau eingewanderten Lotteriecollecteurs geboren. Er studirte in Berlin Philosophie und Staatswissenschaften, ging 1831 nach Paris und kehrte — nach Abenteuern und Weltfahrten, die ihn zunächst nach Portugal und Brasilien geführt, und im weiteren Verlauf unter Uebertritt zum Katholicismus, zum „Chevalier da Fonseca" gemacht hatten — Ende der dreißiger Jahre nach Hamburg zurück, um sich daselbst ausschließlich literarischen Arbeiten zu widmen. Er gründete die Zeitschrift „Kronos", übertrug dänische Gedichte (das von ihm übersetzte „Moens Klint" gehörte zu den Lieblingsstücken meiner jungen Jahre), war Kritiker und Dramatiker und schrieb verschiedene Schauspiele, darunter „Dom Sebastian", in dessen Titelrolle sich der damals in erster Jugend stehende Hermann Hendrichs auszeichnete. In den vierziger Jahren übersiedelte Wollheim nach Berlin und lebte hier bis 1852 als Docent der orientalischen und der neueren Sprachen.

Während dieser seiner Berliner Tage ward er auch Tunnelmitglied und war zeitweilig ein ziemlich regelmäßiger Besucher. Man ließ ihn gelten, verhielt sich jedoch mehr oder weniger ablehnend gegen ihn, was Alles in Allem auch nur in der Ordnung war. Er gehörte trotzdem aber, wie sich das schon aus den vorstehenden Notizen ergibt (nur Assessor Streber kam ihm im „Exotischen" gleich) zu den interessanteren Figuren des Vereins. Schon sein Doppelname „Wollheim da Fonseca, sorgte dafür. Sah man ihn, so war er ganz Wollheim, hörte man ihn, so war er ganz da Fonseca. Er spielte sich nämlich in Allem, was er sagte, ganz besonders aber wenn sogenannte „große Fragen" berührt wurden, auf den scharfen Katholiken hinaus, was Ausgangs der vierziger Jahre fast zu einem Tunnelduell geführt hätte.

Dies kam so. Wollheim bewohnte, während seines Berliner Aufenthaltes, ein bescheidenes kleines Zimmer in der Luisenstraße und hatte über dem Waschtisch, der dicht neben der Eingangsthür in einer durch Wand und Kleiderschrank gebildeten Ecke stand, eine „ewige Lampe" angebracht. Diese „ewige Lampe" choquirte mehrere Vereinsmitglieder, besonders den Charitérendanten Müller, der im Tunnel natürlich „Ernst Schulze" hieß und sich — vielleicht um sich als solcher zu legitimiren — dann und wann in ursentimentalen Gedichten erging. Diese Sentimalität hielt ihn aber nicht ab, mit vieler Malice darüber nachzusinnen, wie er dem da Fonseca'schen Erzkatholicismus, an den er natürlich nicht glaubte, einen Schabernack spielen könne. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Müller erschien eines Sonntags bei Wollheim, um diesen zum Tunnel

abzuholen, und im selben Augenblicke, wo man das Zimmer gemeinschaftlich verlassen wollte, trat Müller an das kleine Binsennachtlicht heran, steckte sich die Cigarre an und pustete dann die ewige Lampe aus. Daraus entstand eine sehr heftige Scene, und am nächsten Sonntag sollte die Sache im Grunewald, ganz in der Nähe von Pichelsberg, mit Pistolen ausgefochten werden. Zum Glück hatte Louis Schneider die Sache in die Hand genommen und hielt, als man sich in zwei großen Kremsern dem Pichelsberger Gasthause näherte, eine seiner berühmten Ansprachen, worin er ausführte, daß, laut Tunnelstatut, confessionelle Gegnerschaft als für beide Theile straffällig angesehen werde, daß das Duell außerdem ein Unsinn und unter allen Umständen ein mehrfacher Flaschenwechsel einem einfachen Kugelwechsel vorzuziehen sei. Damit waren schließlich beide Parteien einverstanden und alle kamen bekneipt nach Hause.

Daß Wollheim ein schöner Mann gewesen wäre, wird sich nicht behaupten lassen, aber er besaß einen so echten und ausgesprochenen semitischen Racenkopf, daß er Jedem, der ein Auge für derlei Dinge hatte, nothwendig auffallen mußte, was denn auch dahin führte, daß ihm, während einer Tunnelsitzung, sein Gesicht auf den Daumennagel eines unserer Maler wegstibitzt wurde, natürlich nur, um bald darauf auf einem berühmt gewordenen Kunstblatte weiter verwandt zu werden.

Wollheim war sehr klug und besaß vor Allem ein hervorragendes Sprachtalent. Er hatte sich aber das „Fabuliren" so hochgradig angewöhnt, daß es von ihm hieß, „er spräche dreiunddreißig Sprachen, und löge in vierunddreißig." Dies sein beständiges Fabuliren und vielleicht mehr noch seine Haltung, in der ein gewisses schlaffes Sichgehenlassen hervortrat, ließ es geschehen, daß frisch eingetretene Mitglieder sich Schraubereien mit ihm erlauben zu dürfen glaubten, was dann aber jedesmal eine große Niederlage für die Betreffenden zur Folge hatte. Denn sein Wissen und sein Witz waren immer sehr überlegen. Er war jedem Scherz zugänglich; wer aber seinen Spaß mit ihm treiben wollte, dem gegenüber verstand er keinen Spaß. So schlaff er aussah, so energisch war er.

1852, wie schon hervorgehoben, verließ er Berlin, um nach Hamburg zurückzukehren. Er blieb nun, durch viele Jahre hin, in seiner Geburtsstadt und wandte sich zunächst ganz dem Theater zu. 1858—1861 war er Director des Stadttheaters, 1868 des Flora-Theaters in Sanct Georg. Der deutsch-französische Krieg rief ihn noch einmal in die Welt hinaus, und er wurde Redacteur des „Moniteur officiel du Gouvernement général à Reims". In dieser Stellung war er mit so gutem Erfolg thätig, daß ihm das Eiserne Kreuz verliehen wurde.

Dies war aber auch der letzte Glücksschimmer, der ihn traf. Es ging rasch bergab, und was ihn schließlich vor dem Aeußersten bewahrte, waren nicht seine Talente, sondern hochherzige Unterstützungen, die sein Vetter Cäsar Wollheim in Berlin ihm zuwandte. Diese Zuwendungen blieben ihm auch bis an sein Ende, trotzdem sein letztes Thun — eine von der Familie Cäsar Wollheim beanstandete Heirath — die Situation ziemlich ernstlich gefährdete.

Seine letzten Lebensjahre scheint er in Einsamkeit, Krankheit und Sorge verbracht zu haben, und zwar außerhalb Hamburgs; wenigstens starb er im Sanct Hedwigs-Krankenhause zu Berlin im October 1884.

Barras.

[Nachdruck untersagt.]

Memoiren von Paul Barras. Herausgegeben von G. Duruy. Zwei Bände. Autorisirte Uebersetzung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1895.

Ziemlich gleichzeitig sind die Denkwürdigkeiten zweier der fünf Directoren veröffentlicht worden, welche im Herbst des Jahres 1795 die Regierung Frankreichs übernahmen. Die Mißachtung, in welcher dieses unfähigste aller Gouvernements neuerer Zeit bei Freunden und Gegnern der französischen Republik, Zeitgenossen und Nachkommen seiner Herrschaft gestanden, ist durch die Aufzeichnungen der Bürger Barras und Lareveillière-Lepeaux nicht nur nicht gemindert, sondern erheblich vermehrt worden. Eine Rechtfertigung des Directoriums war durch die Natur der Sache ausgeschlossen und hätte auch Schriftstellern von einigem Talent nicht gelingen können. Immerhin wäre bei geschickter Behandlung des Gegenstandes möglich gewesen, für die Mißwirthschaft dieser Erben der Schreckenszeit mildernde Umstände zu plaidiren, Einzelnes in verändertes Licht zu rücken und den Nachweis zu führen, daß der eine oder der andere Director besser gewesen, als sein Ruf. Als Schriftsteller haben unsere beiden Apologeten des Directorialregiments sich indessen ebenso unfähig gezeigt, wie als Politiker. Obgleich keiner von ihnen Anstand genommen hat, seine Collegen mit Anklagen und Vorwürfen widrigster Art zu überhäufen, behaupten beide ruhigen Muthes, daß ihre Regierung eigentlich eine vortreffliche gewesen sei, und daß die schmählichen Mißerfolge derselben nicht von den Regierenden, sondern von — Dritten verschuldet worden seien. Rücksichtlich seines Urtheils über den schlimmsten dieser Dritten, den Mann des 18. Brumaire, stimmt der ehrlich faselnde Doctrinär Lareveillière-Lepeaux im Wesentlichen mit dem gewissenlosen Genußmenschen Barras zusammen: für Beide steht fest, daß Napoleon weder das militärische noch das staatsmännische Genie gewesen, für welches er gehalten worden, und daß dieser berufene Mann das beste Theil seiner geschichtlichen Stellung der gewissenlosen Ausbeutung der Verdienste und Talente Anderer, darunter der tugendhaften Bürger Lareveillière-Lepeaux und Barras, zu danken gehabt habe. Mit derselben Zuversichtlichkeit wird Talleyrand das politische und diplomatische Geschick abgesprochen und aus dem Manne, der die geschicktesten Schachspieler seiner Zeit in Athem zu halten gewußt, ein Glücksritter niedrigster Gattung

gemacht. Und damit nicht genug. Auch da, wo es zu erzählen und nicht zu urtheilen galt, und wo die günstige äußere Position, in welcher die beiden Memoirenschreiber sich befanden, denselben Gelegenheit zur Zeugenschaft über die merkwürdigsten Ereignisse neuerer Zeit bot, bleiben die Herren Lareveillière-Lepeaux und Barras dem Leser das Beste schuldig. Barras' umfassendes Buch enthält nicht eine einzige Seite, welche unser Wissen von den Personen und Zuständen der Schreckenszeit wirklich bereicherte. Das halbe Dutzend Anekdoten, welche von Robespierre, Danton, Saint-Just u. s. w. berichtet werden, enthält zum einen Theil bekannte, zum anderen Theil unrichtig aufgefaßte und mangelhaft erzählte Züge aus dem Leben dieser immerhin merkwürdigen Menschen. Von Versuchen zu wirklicher Charakteristik derselben ist nicht die Rede, weil dem Berichterstatter das Maß von Bildung gebricht, dessen es zum Verständniß und zur Rubricirung eigenthümlich gearteter Personen bedarf. Wer (wie Barras) im Stande ist, Aehnlichkeiten zwischen Marat und Napoleon zu entdecken, den Letzteren als Doppelgänger des Ersteren zu bezeichnen und nichtsdestoweniger aus dem Herausgeber des „Ami du peuple" einen edelmüthigen Schwärmer zu machen, bricht seiner Urtheils- und Beobachtungsfähigkeit ein für alle Male den Stab.

Sieht es mit dem ersten, die Revolution und die Schreckenszeit behandelnden Theile der Barras'schen Aufzeichnungen unerwartet mager aus, so besitzt dieser Theil mindestens den Vorzug, leidlich objectiv gehalten zu sein. Sobald die Person Barras' in den Vordergrund der politischen Scene tritt, ändert sich auch das. Mit einer Ungeschicklichkeit, wie sie selbst bei Memoirenschriftstellern zweiten und dritten Grades nur ausnahmsweise gefunden wird, sucht der Bürger Barras sich als den großen Mann aufzuspielen, der bei allen wichtigen Ereignissen seiner Zeit den Ausschlag gegeben hat, und zwar einen Ausschlag, der der Zustimmung von Mit- und Nachwelt völlig sicher sein soll. Und da Mit- und Nachwelt rücksichtlich einzelner dieser Dinge, z. B. der Niederwerfung Robespierre's, in ihrem Urtheile differiren, wird der nämliche Vorgang den *verschiedenen* Urtheilen zu Liebe in *verschiedenen* Versionen wiedergegeben und auf solche Weise die Barras'sche Darstellung um den ohnehin bescheidenen Rest von Klarheit und Bestimmtheit gebracht, welchen sie besitzt. Keine der Controversen, welche rücksichtlich des letzten Lebenstages und der Todesart Robespierre's und seiner Genossen bestehen, wird durch den Bericht des Mannes klar gestellt, der als Commandeur der Conventsarmee und als Bewältiger des Stadthauses die Vorgänge der berühmten Thermidornacht aus nächster Nähe gesehen und alle Mittel zur Feststellung des Einzelnen besessen hat. Von Aufklärungen über die inneren Gründe, aus welchen Robespierre mit seinen Collegen vom Wohlfahrtsausschusse brach, und über die Ziele, die er dabei verfolgte, ist vollends nicht die Rede. Barras beschränkt sich auf das Nachsprechen von Dingen, die Andere gesagt und zwar sehr viel besser und zusammenhängender gesagt haben, als ihm möglich war, und räumt dabei ziemlich unumwunden ein, daß seine Parteinahme *gegen* den berühmten Schreckensmann (den er das eine Mal „eine Tigerkatze" nennt, und dem er das andere Mal nachrühmt, zu Grundsätzen der Mäßigung zurückgekehrt zu sein) wesentlich durch die Rück-

sicht auf das eigene Interesse und die eigene Sicherheit bestimmt worden sei Kein Ausdruck ist ihm zu hart, wenn er von der Classe von Revolutionären redet, welche an den Wirren und Gräueln der Zeit aus Motiven des Eigennutzes, der Eitelkeit und des selbstischen Ehrgeizes Theil genommen und die modischen Schlagworte zu Aushängeschildern für niedrigste Begehrlichkeit gemacht haben. Nichtsdestoweniger aber ergibt die Beschäftigung mit dem vorliegenden Memoirenbuche, daß der Verfasser selber ein Typus der grundsatzlosen Glücksritterschaft gewesen ist, welche die Ausbeutung der seit dem Jahre 1789 eingerissenen französischen Verwirrung gewerbsmäßig betrieb. Zum Thermidorianer ist Barras gerade so geworden, wie er vorher zum Revolutionär, zum Jacobiner, zum terroristischen Pacificator des Südens und zum Gegner der Person Robespierre's geworden war. Er schloß sich der jeweilig herrschenden Richtung an, weil er jeder inneren Directive entbehrte, und weil ihm selbstverständlich erschien, da Dienste zu nehmen, wo sein Privatvortheil am Besten aufgehoben zu sein schien. Weil er sich keiner Sache rückhaltlos anschloß, hat er keine in ostentativer Weise verlassen, sondern überall da mitgemacht, wo Umstände und Neigungen ihn hinführten. Solange er secundäre Stellungen einnahm und die Fähigkeiten geltend machen konnte, die er im Kriegsdienste erworben, wußte Barras sich demgemäß auf der Linie derjenigen Leute zu halten, die ihre Sachen mit leidlichem Geschick und Anstand führten: auf sich selbst gestellt und für sich und Andere verantwortlich geworden, versinkt er in den Pfuhl von Nichtigkeit und Gemeinheit, dem er seiner innersten Natur nach angehörte. Gedankenlosigkeit und Unfähigkeit, der herrschenden Strömung zu widerstehen, hatten den Junker des ancien régime zum Republicaner, den Republicaner zum Jacobiner und Helfershelfer des Schreckenssystems, endlich den Gewaltmenschen zum Gemäßigten gemacht. An die Spitze der Regierung gestellt und in die Lage gebracht, in den Lauf der revolutionären Entwicklung selbstständig eingreifen, ihre Richtung bestimmen zu müssen, machte er innerlich und äußerlich bankerott. Der vierzigjährige Director der Republik wurde zum leichtfertigen, gewissenlosen Lebemann, der er zwanzig Jahre zuvor gewesen war. Als ob sich das von selbst verstehe, beutete er die äußere Gunst der ihm gewordenen Stellung in junkerhafter Weise aus, sank er auf das Niveau zurück, über welches äußere Umstände ihn hinaus gehoben hatten.

Daß Barras zum Staatsmanne nicht weniger als Alles fehlte, beweist schon die Art der Zusammenstellung des zweiten Bandes seiner Denkwürdigkeiten. Die Berichte über den Gang der öffentlichen Angelegenheiten und die Thätigkeit des Directoriums beschränken sich auf Acten- und Protocollauszüge, die jedes sachlichen Commentars, jeder Verdeutlichung entbehren, und die ein Schreiber der Directorialkanzlei ebenso gut hätte anfertigen können, als das Oberhaupt der Regierung eines großen Landes. Was Barras hinzuthut, beschränkt sich auf zusammenhangslose Bemerkungen, die den Leser überall da im Stiche lassen, wo er Aufklärungen über Wesen und letzte Ziele der kämpfenden Parteien und ihrer Führer erwartet und auf anekdotenhafte Ausführungen über die Personen, die sich den Eintagsprojecten und persönlichen Interessen des Directors störend in den Weg stellen. Dabei verfährt der

Memoirenschreiber so plan- und gedankenlos, daß wir ihn immer wieder darauf ertappen, Dinge zugelassen zu haben, die ihm (seiner Versicherung nach) von vornherein durchaus schädlich und verwerflich erschienen waren. Früher als seine Zeitgenossen will er erkannt haben, daß Bonaparte lediglich Pläne des persönlichen Ehrgeizes verfolge, das eigene Interesse über dasjenige der Republik stelle, seine Umgebung in rücksichtslosester Weise für die eigene Rechnung ausbeute und Talente, die ihm im Wege stehen, durch Lug und Trug niederzuhalten suche. Nichtsdestoweniger ist es Herr Barras, der den als gefährlich erkannten General von Stufe zu Stufe emporhebt und ihm die Wege zur höchsten Macht ebnet. Talleyrand will er durchschaut haben, noch bevor derselbe zur Theilnahme an der Directorialregierung herangezogen worden; er selbst aber ist es, der den Schützling der Frau von Staël zum Minister der auswärtigen Angelegenheit macht und aus dem Elende zieht, in welches der Exbischof von Autun nach seiner Rückkehr aus Amerika gerathen war! Dieses widerspruchsvolle Gebahren würde unbegreiflich erscheinen, wenn nicht Barras selber den Schlüssel dazu böte und dem Leser die Zumuthung stellte, die Gedankenlosigkeit mitzumachen, die er selbst in seinen Aufzeichnungen begeht. Von den gefährlichen Eigenschaften der ihm alsbald über den Kopf gewachsenen Männer seiner Wahl hat er in Wahrheit so wenig eine Vorstellung gehabt, wie von der Ueberlegenheit derselben; Eitelkeit aber bestimmt ihn, diese einmal weltgeschichtlich gewordenen Berühmtheiten nachträglich zu Geschöpfen seiner Gunst und Erfindung zu machen und dennoch so zu thun, als habe er dieselben von Hause aus durchschaut. Der wirkliche Zusammenhang der Dinge, d. h. Barras' kindischer Wahn, Talente von der Bedeutung Napoleon's und Talleyrand's zu Werkzeugen seiner Person machen und für sich arbeiten lassen zu können, wird in sein Gegentheil verwandelt und allen Ernstes behauptet, daß die bedeutendsten Franzosen ihrer Epoche Köpfe zweiten Ranges gewesen seien, die ihren Wohlthäter lediglich durch Schlechtigkeiten zu Fall gebracht haben.

Bei einem Manne, dessen Wesen aus Eitelkeit und Genußsucht zusammengesetzt war, versteht sich von selbst, daß es um seine kleine Moral noch schlimmer bestellt ist, als um die große. Was Barras selber über sein Privatleben, insbesondere über die Beziehungen zu seiner Frau, berichtet, läßt Ausführungen über diesen Punkt überflüssig erscheinen. Wesentlich auf Rechnung der maß- und schamlosen Eitelkeit des Mannes ist es zu setzen, daß er mit den berühmten und bekannten Frauen seiner Zeit ebenso verfährt, wie mit den hervorragenden Männern der Periode. Wie Bonaparte und Talleyrand als Schützlinge des großen Mannes emporgekommen sind, so haben die spätere Kaiserin Josephine und Frau Tallien als ehemalige Geliebte des Herrn Directors ihren Weg gemacht, und hat dieser Unwiderstehliche sogar Mühe gehabt, sich die Gunst der hervorragendsten Schriftstellerin Frankreichs, der Frau von Staël, vom Leibe zu halten. Nach ärmlicher Gesellen Art widmet Barras den Ausführungen über diese „zarten" — mit der denkbar größten Unzartheit behandelten — Punkte eine Breite und Gründlichkeit, die mit dem summarischen Charakter seiner Berichte über die wichtigsten Angelegenheiten

der Zeitgeschichte deutlich contrastirt. Insonderheit wird er nicht müde, die spätere Kaiserin Josephine mit faunischem, nach Erinnerung an genossene Schäferstunden schmeckenden Schmunzeln in den Koth zu ziehen und die Capitel über Napoleon's Heirathsprojecte und über die Verhältnisse seiner Familie mit Anekdoten der zweifelhaftesten Art zu würzen. Des Guten wird in dieser Hinsicht so viel gethan, daß man Mühe hat, auch nur die Hälfte des Berichteten für baare Münze zu nehmen, und daß die Wahrhaftigkeit dieser Schilderungen auch da zweifelhaft erscheint, wo einige Wahrscheinlichkeit für die Treue des Bildes spricht, das von der nach Frankreich verschlagenen Familie des Herrn Carlo Bonaparte entworfen wird. Barras' Urtheil über die moralische Beschaffenheit der Männer und Frauen dieses Geschlechts stimmt in mehr als einem Punkte zu den Andeutungen, welche ein Zeuge anderer und ungleich discreterer Art, nämlich Fürst Metternich, in dem ersten Bande seiner Darstellung gemacht hat. Frau Lätitia, „die Mutter aller Schmerzen", spielt in der Darstellung Metternich's dieselbe Rolle der vulgären, in Dingen des Erwerbs und des Familienvortheils scrupellosen Repräsentantin des verkommenen italienischen Kleinadels, welche ihr von Barras angewiesen wird. Aehnlich steht es um das, was über die Kinder dieser Frau berichtet wird. In den Schilderungen, welche Barras von den Nachkommen der nach Südfrankreich verschlagenen corsischen Auswanderer in entwirft, ist die Localfarbe vielfach so richtig getroffen, daß man den Eindruck einer im Wesentlichen zutreffenden Charakteristik erhält. Joseph, der Inspecteur des vivres in der Marseiller Vorstadt, der die reiche Wirthstochter Boyer zur Frau nimmt; Lucian, der Fourageverwalter in dem elenden Flecken Saint-Maximin, der es für ein hohes Glück ansieht, in die Familie des wohlhabenden Weinhändlers Clary heirathen zu dürfen, der sich sofort angelegen sein läßt, seinem Bruder Napoleon die Hand einer Schwägerin zu sichern, und von seinem Schwiegervater mit der Antwort abgefertigt wird, „daß es mit einem Corsen in der Familie genug sei"; die drei schönen Schwestern des späteren Kaisers, die ihrer freien italienischen Manieren wegen von der Bourgeoisie Marseille's als nicht gesellschaftsfähig angesehen werden: alles das stimmt Zug für Zug zu dem Eindruck, den das declassirte, zwischen Bettelhaftigkeit und Anspruch sich bewegende Italienerthum gewisser Leute noch heute zu machen pflegt.

Gerade weil Barras sich auf allgemein gehaltene sittengeschichtliche Darstellungen nirgend einläßt, sondern bei der Wiedergabe von Notizen über einzelne Personen und Verhältnisse stehen bleibt, verdient er in diesem Stück einigen, wenn auch beschränkten Glauben. Das Nämliche gilt von den übrigen, so zu sagen unfreiwilligen Ausführungen über Sitten und Gesellschaftsformen der Zeit, welche dem Buche zu entnehmen sind. Die plebeje Art der oberen Zehntausend des directorialen Zeitalters, — die Unsicherheit, mit welcher sie zwischen den während der Schreckensperiode angenommenen pseudo-republikanischen Pöbelmanieren und den Ueberlieferungen des alten Frankreich hin- und herschwanken; das Uebergewicht, welches die Ex-Aristokraten, trotz des über sie verhängten Bannes, dieser bunt zusammen-

gewürfelten Gesellschaft gegenüber zu erlangen wissen — die Zweifel der Herrschenden darüber, ob größere Gefahren von der Anarchie oder von der Reaction zu fürchten sind, endlich die ungezügelte Begehrlichkeit, mit welcher diese neuen Leute sich die materielle Ausbeutung ihrer Stellung angelegen sein lassen — aus dem vorliegenden Buche treten sie höchst anschaulich hervor. Um so anschaulicher, als der Verfasser nicht urtheilt, sondern nur ausplaudert, nicht Schilderungen, sondern nur gelegentliche Berichte gibt und in dem Tone redet, der damals der übliche war. Daß von den Erzählungen Barras' reichliche Abzüge gemacht werden müssen, und daß er nirgend — am wenigsten bei seinen Urtheilen über Personen — zuverlässig erscheint, ist bereits erwähnt worden. Immerhin bleibt eine erhebliche Zahl charakteristischer Züge übrig, die der Geschichtschreibung der Zukunft zu Gute kommen und in den Maßstab werden hineingeschmolzen werden können, den man an das nachterroristische und vornapoleonische Frankreich zu legen hat.

Ein Punkt kommt dabei vornehmlich in Betracht, die Wahrnehmung nämlich, daß nach Barras' eigener Darstellung die Zahl aufrichtiger und zugleich leistungsfähiger Republikaner in den Kreisen der damaligen Regierung kaum größer gewesen ist, als außerhalb derselben. Wohl wird eine Reihe von Namen genannt, deren Träger sich die Erhaltung der republikanischen Staatsform ebenso angelegen sein lassen, wie die Bekämpfung der Monarchie; hervorragende staatsmännische Eigenschaften spricht aber auch Barras keinem derselben zu. Im Grunde genommen sieht er in sich selbst den einzigen seiner Aufgabe gewachsenen Director. Seiner Darstellung nach bekämpfte Carnot in den Radicalen, der alberne Theophilantrop Lareveillière-Lepeaux in den Priestern, Barras selbst in den Royalisten, die einzigen in Betracht kommenden Feinde der Freiheit. In Streitigkeiten darüber, welche Gattung dieser Gegner mit besonderer Strenge verfolgt werden soll, geht die wesentliche Thätigkeit dieser Regierungsoberhäupter auf. Einerlei, ob es sich um kriegerische, administrative oder gesetzgeberische Maßregeln, um Neuanstellungen oder Personenfragen handelt, — immerdar sind es diese auf Motive der Furcht und der vorgefaßten Meinung zurückzuführenden persönlichen Gesichtspunkte, welche bei den zu fällenden Entscheidungen den Ausschlag geben. Ueber den Kampf um die Grundlagen ihrer Existenz kommt die Republik nicht hinaus, weil ihre Anhängerschaft sich wesentlich aus zwei Gattungen von Menschen zusammensetzt, die beide für politische Arbeit unbrauchbar sind: aus faselnden Doctrinärs, die — von verschwindender Ausnahmen abgesehen — nichts anzufassen und durchzuführen vermögen, und aus thatenlustigen Demagogen, die es in ihrer Weise mit der Republik ehrlich meinen, thatsächlich aber jede republikanische Regierung ja jede Regierung überhaupt unmöglich machen und von Verschwörung zu Verschwörung, von Putsch zu Putsch taumeln. Beide Gruppen werden von Aemter- und Mandatsjägern geführt, welche die Ausbeutung ihres Einflusses gewerbsmäßig betreiben, weil die sogenannte Politik das einzige Gewerbe ist, welches sie verstehen. Das gesammte Frankreich, d. h. die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung, steht der herrschenden Staatsform feindselig oder gleichgültig gegenüber. Die Masse der Nation

wird von der Empfindung beherrscht, daß Frankreich eines Herrn bedürfe, und daß dieser Herr sich finden müsse und finden werde, — entweder im Lager der Emigration oder in dem Lager, das die Sieger über Italien aufgeschlagen haben. Indessen diese Mehrheit bereit ist, Jeden als Herrscher anzuerkennen, der dem erschöpften Lande Ruhe und Ordnung wiederzugeben verspricht, strömen Scharen thatkräftiger und thatendurstiger Männer unter die Fahne des siegreichen Feldherrn, der nicht mit Phrasen und Formeln, sondern mit Gold und Ehrenstellen zahlt, und der an die Stelle der Menschenrechte das Recht des Stärkeren gesetzt hat. Die „sauren Jacobiner" weiß der Obergeneral der italienischen Armee auf seine Seite zu ziehen, weil er Ziele und geheime Gedanken dieser Gewaltmenschen längst errathen hat, die „süßen Jacobiner" aber, d. h. die Idealisten, thun sich gegenseitig ab. Je höher die Fluth der allgemeinen Unzufriedenheit steigt, je unaufhaltsamer die Zersetzung der republikanischen Staatsmaschine sich vollzieht, desto wüthender fahren die an das Staatsruder gelangten Fractionsführer auf einander los. Jeder von ihnen sieht in dem ihm unbequemsten Gegner den gefährlichsten, ja den einzigen gefährlichen Feind des Vaterlandes und glaubt dieses gerettet zu haben, wenn er seinen speciellen Feind aus dem Sattel hebt. Barras selbst vergleicht die im Schoße des Directoriums geführten Verhandlungen mit „Gladiatoren-Kämpfen in der Arena", deren Heftigkeit in demselben Maße zugenommen habe, in welchem die Kämpfer durch die Beifallsrufe und Schmeicheleien angeblicher Freunde für ihre rhetorischen Heldenthaten belohnt werden. „Es fiel mir schwer," sagt er, „die Bewegungen der Heftigkeit, die von außen her ermuthigt und verschärft wurden, an dem Orte unserer Sitzungen zur Ruhe kommen zu lassen." Ermuthigt und verschärft aber wurden die Thorheiten Barras' durch Abgesandte Bonaparte's und durch — Talleyrand!

Unter allgemeinerem Gesichtspunkt betrachtet stellen Barras' Beiträge zur Geschichte des Directoriums sich zugleich als Commentarien zur Geschichte all' der republikanischen Experimente dar, die in dem Frankreich der letzten hundert Jahre angestellt worden sind. Je genauer man zusieht, desto deutlicher gewahrt man, daß die Elemente republikanischer Selbstregierung diesem Lande zu allen Zeiten gleich vollständig gefehlt haben, und daß es im letzten Grunde immer nur die Unmöglichkeit der Befestigung anderer Staatsformen gewesen ist, die dem Auskunftsmittel der demokratischen Republik das Leben gefristet hat. Zur Niederhaltung monarchischer Unternehmungen reichen Zahl und Einfluß Derjenigen, welche die republikanische Fahne aufgepflanzt haben, allenfalls aus; der republikanischen Idee einen Körper zu geben, ist weder den ersten noch den zweiten noch auch den dritten Republikanern gelungen. An die Aufrechterhaltung der Fiction, daß die Mehrzahl der Franzosen die Republik um ihrer selbst willen wolle, wird nach wie vor die Hauptarbeit der Regierenden gewendet. So weit es die Erreichung dieses Ziels gilt, dürfen sie auf die Unterstützung Derjenigen rechnen, welche bei dieser Staatsform ihre Rechnung zu finden glaubten, — aber keinen Schritt weiter. Tags nach erfochtenem Siege entbrennt ein Kampf Aller gegen Alle, der günstigsten Falls im Angesichte drohender übermächtiger Gegner wieder zum augenblicklichen Still-

stande kommt. Mit dem Volke, dessen Wünschen und Bedürfnissen wird nur gerechnet, soweit dasselbe aus Wählern besteht, die in der einen oder der andern Weise bei Laune erhalten werden müssen. Im Uebrigen kommt nicht das Land, sondern allein das Parlament in Betracht, das mit dem Lande identificirt wird, ob seine Zusammensetzung gleich mit Mitteln fertig gebracht worden ist, die den Königen zu royalistischen, den Kaisern zu imperialistischen Mehrheiten verholfen haben. Barras' Denkwürdigkeiten nennen diesen Zusammenhang der Dinge bei Namen, nicht weil der Verfasser ein ehrlicher Mann gewesen ist, sondern weil ihm das Zeug fehlte, die Wahrheit mit den landesüblichen Schlagworten zu verhüllen. In einer Zeit allgemeiner Rathlosigkeit emporgekommen, hält er genau so lange vor, wie diese Rathlosigkeit dauert. „In Demokratien," hat Tocqueville einmal gesagt, „fehlt es nicht sowohl an der Fähigkeit, Männer von Verdienst an die Spitze zu stellen, als an dem Wunsch und dem Geschmack dazu". . . . .

Barras ist ein Typus jener bekannten Gattung demokratischer Volksführer, die derselbe Schriftsteller „courtisans du grand nombre" nennt, und von denen er behauptet, „daß sie diesem Souverain zwar nicht ihre Frauen und Töchter, wohl aber sich selbst zum Opfer bringen, indem sie sich selbst prostituiren". Das „abaissement des âmes," das sich nach Abschluß der Schreckenszeit über Frankreich verbreitete, hat Barras emporgehoben. Seine politische Calculationskunst beschränkt sich auf Rechnungen mit den Schwächen und Leidenschaften der Masse, die er durch Augenblickserfolge fesseln zu können glaubt. Auf einen solchen Erfolg sieht er es mit dem verrätherischen Staatsstreich vom 18. Fructidor ab, durch welchen Carnot beseitigt und Sieyès, dem Helfershelfer Bonaparte's und des 18. Brumaire, die Thür geöffnet wird. Von diesem aus seiner angemaßten Höhe herabgeschleudert, sinkt Barras in den Sumpf zurück, aus welchem er emporgekommen ist, und in welchem er während der folgenden dreißig Jahre seines Lebens behaglich weiter vegetirt. So vollendet ist die Nichtigkeit dieses Mannes, daß Napoleon den Exdirector nur gelegentlich und nur auf kurze Zeit exilirt, daß die wiederhergestellten Bourbons von dem über die Königsmörder verhängten Verbannungsdecret Barras' zu Gunsten eine Ausnahme machen, und daß er, dem aus den Tagen einstiger Größe allein ein übel erworbenes Vermögen geblieben ist, mit dieser Wendung seines Geschicks völlig ausgesöhnt erscheint. — Ob Barras das auf seinen Namen gehäufte Maß von Unehre dadurch zum Ueberfließen gebracht hat, daß er, der Vertreter der jacobinischen Ueberlieferung insgeheim mit den Bourbons anknüpfte, läßt sich den bisher erschienenen Bänden des vorliegenden Buchs nicht entnehmen.

Merkwürdig nehmen die Barras'schen Denkwürdigkeiten sich in mehr als einem Betracht aus. Hat der Humor der Weltgeschichte doch gewollt, daß der Herausgeber derselben sich als eifriger Imperialist und Napoleon-Anbeter nach Kräften angelegen sein läßt, seinen Autor herunter zu reißen. Nöthig war das nicht, wo der Verfasser selber klar gestellt hat, wer er gewesen.

— r —

Prinzessin Meinetwegen.

Ein Ostseemärchen

von

Hans Hoffmann.

[Nachdruck untersagt.]

Es war einmal eine Königstochter, die war schön wie ein klarer Sommertag am Meere; sie hatte große, süße, verträumte Augen, und wenn sie gähnte, schimmerten ihre Zähne so weiß wie der Wellenschaum. Sie gähnte aber sehr oft und schlief meist sechzehn Stunden am Tage und träumte nachher noch eine gute Weile weiter.

Es war ihr Alles gleichgültig, was mit ihr geschah; wenn man sie nach etwas fragte oder etwas von ihr wünschte, sagte sie „Meinetwegen" und that Alles, was man verlangte, wenn's nur nicht etwa beschwerlich war. Nur wenn sie ein neues Kleid bekam, verrieth sie einige Freude, aber sonst über gar nichts. Doch Kummer und Thränen kannte sie auch nicht; sie war immer wie im Traume.

Die Höflinge nannten sie mit heimlichem Spotte „Prinzessin Meinetwegen"; doch wenn sie auf ihrem Throne einschlief, was häufig geschah, bei Tische oder bei einem Tanzfest, und den rosigen Kopf über dem schneeweißen Halse lieblich zurückbeugte, da drängten sich alle bewundernd um sie her und konnten sich nicht satt sehen: denn so war sie am schönsten.

Daß sie so seltsam geworden, das war aber so gekommen, denn früher war sie ein so munteres Kind wie ein lustiger Springfisch: als sie vierzehn Jahr alt geworden, spielte sie eines Tages allein am Strande und suchte sich Bernstein; da fand sie eine Muschel so groß und schön, wie sie noch nie eine gesehen hatte. Sie legte das Ohr daran und hörte ein Summen ganz leise und lieblich; und je länger sie lauschte, desto lauter ward das Summen und glich immer mehr einem seltsam süßen Singen, ganz deutlich zu vernehmen und doch wie aus weiter, unendlicher Ferne.

Das machte, diese Muschel gehörte den Meerfrauen und hatte deren holdselige Gesänge aufgefangen in ihrer Höhlung und tönte sie so wieder. Seit das Kind diese Töne vernommen hatte, blieb es so träumerisch.

Als sie nun groß war, kamen unzählige Prinzen aus allen fernen Landen an den Hof ihres Vaters und warben um ihre Hand; und allemal wenn ihre Eltern heimlich bei ihr anfragten, ob sie den und den nehmen wollte, antwortete sie verschlafen: „Ja meinetwegen, wenn er mich sonst nur in Ruhe läßt.“ Die aber meinten dann beide, es sei doch wohl noch nicht der Rechte und gaben ihm einen Korb in allen Ehren und in aller Freundschaft.

Zuletzt aber, als das Prinzeßchen immer und immer bei ihrem Meinetwegen blieb, bekamen sie's doch satt, und der König sprach zornig: „Gut, neunundneunzig Prinzen magst Du so abspeisen, aber den hundertsten bekommst Du wirklich, gleichviel ob er Dir von Herzen oder auch nur so meinetwegen gefällt.“

„Meinetwegen,“ sagte sie freundlich und nickte theils zur Bestätigung, theils schon im Schlummer.

Es fügte sich aber, daß dieser Hundertste grade ein Prinz war, der sich's auch gern bequem machte und nicht allzu hitzigen Blutes; er schlief vierzehn Stunden des Tages. „Das trifft sich günstig, die werden einander das Leben leicht machen,“ sprach der König zufrieden und reichte ihm die Hand. Und „Meinetwegen“ nickte die Prinzessin und war nun seine Braut.

Als es nun ans Heirathen gehen sollte, mußte sie sich mit dem Bräutigam einschiffen und über das Meer fahren; denn die Hochzeit wollte er erst halten in seinem eigenen Reiche.

Auf dem Schiffe war für sie eine prächtige Hängematte angebracht aus purpurner Seide; in der lag sie den Tag über in köstlicher Ruhe, von einem leichten Seewind gefächelt und von sanften Wellen geschaukelt; ein so anmuthiges Lager hatte sie noch niemals besessen. Ihr Prinz aber saß neben ihr in einem Großvaterstuhl und bewunderte sie. Und wenn er sie fragte, ob er ihre Hand küssen dürfe, sagte sie „Meinetwegen.“ Freilich ehe er damit zu Stande kam, war sie meist schon wieder eingeschlafen. Da blieb ihm nichts übrig, als sie stumm weiter zu bewundern, bis er selbst darüber einschlief.

Doch nach etlichen Tagen verwandelte sich das Wetter. Schwarze Wolken stiegen herauf, und ein erschrecklicher Sturmwind fuhr über das Wasser. Immer höher wälzten sich die Wogen mit Zischen und Heulen und leckten an den Wänden des Schiffes hinauf, als schnappten sie gierig nach einer Beute. Und das Schiff bäumte sich und warf sich auf den Wellen umher wie in wahnsinnigen Angstsprüngen.

Das Schiffsvolk lief unruhig auf Deck hin und her und arbeitete mit furchtbarer Anstrengung an den Pumpen. Der Capitän machte sorgenvolle Augen, und der Prinz versuchte seine Braut zu beruhigen und zu trösten. Sie aber lag noch ziemlich vergnügt in ihrer Hängematte, öffnete nur blinzelnd ein klein wenig die Lider und sprach mit müder Stimme: „Es schaukelt jetzt aber doch reichlich stark.“

Das dauerte so einige Stunden: da gab es auf einmal einen schweren Krach, das Schiff erzitterte in allen seinen Planken, und wer auf den Füßen stand, stürzte jählings zu Boden. Nur die Prinzessin blieb hängen in ihrer Matte und fragte erwachend: „Was ist das gewesen? Es hat etwas geknackt.“

Als Antwort erscholl von allen Seiten ein klägliches Geschrei wie aus einem Munde: „Wir sitzen auf einem Riff! Wir sind alle verloren.“

Der Capitän trat mit bleichem Antlitz zu ihr heran und sagte trostlos: „Gnädigste Prinzessin, thut Euer Gebet. Es giebt keine Rettung mehr.“

„Ach, das ist aber schade,“ erwiderte sie, „da lohnt es sich wohl garnicht, aus der Hängematte zu steigen.“

Kaum hatte sie ausgeredet, so barst das Schiff auseinander, und Alles, was lebend war, versank nach kurzem Ringen und Zappeln in die schwarze Tiefe. Die Königstochter allein blieb oben: sie fiel aus der Matte gemächlich ins Wasser, und weil sie auch jetzt noch ganz ruhig lag, ward sie von den Wogen gehoben und getragen und kam nicht zum Sinken. Ja, so groß war ihre Ruhe, daß bald auch die Wellen rings in ihrer Nähe sich glätteten, wie wenn man Oel darauf gießt, und nur leise noch wallten. Und als sie einmal gähnte, erscholl ein Ton in der Runde, als ob hundert Geschöpfe gleichfalls laut gähnten: und das konnte Niemand gewesen sein, als die Wellen selber; denn die Fische sind stumm. Auch wurde es nun noch viel stiller ringsum, selbst der Wind vergaß zu blasen und schnob nur noch ein paarmal, als ob er gern gähnen möchte und nicht recht könnte; und dann verstummte er ganz.

So lag eine herrliche Stille auf den weiten Wassern; in süßer Müdigkeit hingen die lauen Lüfte darüber.

So ward die Prinzessin immer weiter getragen und meinte im Stillen, so wunderweich gebettet sei sie wohl noch niemals gewesen, und sie hätte gern immer so liegen bleiben mögen. Und es schien ihr an der Zeit, auf den Schreck nun ein richtiges Schläfchen zu machen.

Als sie ganz eingeschlummert war, floß sie an einer Sandbank vorüber; darauf saß ein junger Meermann und kämmte sich mit einem Haifischgebiß die Muscheln aus dem Barte. Der sah die holdselige Schläferin, wie die blonden Haare sich weit um ihr Haupt breiteten gleich einem schimmernden Strahlenkranz; er merkte auch alsbald, daß sie schlief und nicht todt war, that vor Entzücken mit der breiten Tatze einen Platsch ins Wasser, daß es mächtig spritzte, und rief voll Freude: „Ei, Du allerliebstes Püppchen, so ein hübsches Spielzeug wie Du bist, haben wir lange nicht gehabt. Da muß man dafür sorgen, daß Du so bald nicht wieder aufwachst und uns durch die Maschen schlüpfst. Wart', wir wollen Dich schon festlegen.“

Er that einen Pfiff, und allsogleich tauchte ein Häuflein Meermädchen mit den Köpfen aus dem Wasser und fragte neugierig, was der Herr befehle.

„Ihr sollt ein Schlummerlied singen,“ erklärte er schnell, „aber so ein ganz gediegenes, das solchem Erdenwürmchen hurtig ins Herz dringt, daß es überhaupt nicht wieder aufwacht, wenn nicht etwa ein Gegenzauber stark genug ist. Seht es euch nur an, das reizende Thierchen; das lohnt sich doch wohl der Mühe. Was soll so etwas auf dem plumpen Lande?“

Da sammelten sich die Nixchen und begannen ein Lied anzustimmen so zart und lieblich, wie es für Menschenohren nicht einmal die Wellen singen, wenn sie am Sommerabend schlaftrunken an den Strand fallen. Und sie sangen allgemach immer zarter noch und leiser, weil sie von der Süßigkeit

ihres Gesanges eine nach der andern selbst in den Schlaf fielen. Nur der Nixenmeister blieb wach; freilich schläferte es auch ihn: doch die Schönheit des Menschenbildes ließ ihn nicht zur Ruhe kommen; er schwamm immer darum her und bewunderte es.

So schwebte denn die Königstochter den ganzen Sommer hindurch in ihrem Zauberschlaf auf dem Wasser, und die Nixen behüteten sie sorgsam, daß sie kein Wasser schluckte und auch sonst keinen Schaden nahm.

Und weil ihre Kleider mit der Zeit vom Wasser verdorben wurden, woben sie ihr ein neues aus schimmernder grüner Seide und zogen ihr das an, ein herrliches Schleppkleid, und darüber spannen sie einen wallenden Spitzenschleier, der so zart und fein war, daß er von jedem Lüftchen sich blähte und aufsprühte wie lockerer Wellenschaum, nach dessen Muster sie ihn gemacht hatten. Und sie besetzten das Kleid mit bunten Muscheln und Bernsteinstückchen, und mit ähnlichem Zierrath durchflochten sie ihr das Haupthaar. Und als sie das vollbracht hatten, sahen sie mit Vergnügen, wie ein sonniges Lächeln die Züge der also Geschmückten überflog, als ob sie sich freute mitten in ihrem Schlaf.

Der Meermann selbst aber kämmte sie täglich; das wollte er sich nicht nehmen lassen. So hatten sie alle erst recht ihre Freude an dem reizenden Spielzeug.

Es geschah aber gegen den Herbst, daß ein junger Seekönig auszog mit seiner Flotte, sich ein Reich zu erobern, denn er hatte noch keins und brauchte es doch so sehr nötig für den Winter. Und wie er durch das Meer zog und so hinspähte über die Wellen, da ward er des schönen Menschenbildes gewahr, das so seltsam daherschwamm. Anfangs glaubte er wohl eher, das sei eine Ertrunkene, doch mit seinen scharfen Raubkönigsaugen bemerkte er bald die süße Röthe ihrer Wangen und des zarten Busens athmende Regung. Den Nixenmeister und seine guten Mädchen hingegen entdeckte er nicht; denn die kann man nur sehen, wenn sie selbst es wollen.

Die Seeleute setzten nun ein Boot aus, um die Jungfrau zu bergen. Der Nix machte ein schreckliches Rumoren im Wasser, daß es aussah, als wenn es kochte, und die Leute wurden scheu, denn sie witterten etwas Verfängliches. Einzig der junge König ließ sich doch nicht abschrecken, sondern griff heldenmäßig zu und hob die Holde mit seinen eigenen starken Armen frisch in das Boot und weiter auf sein Staatsschiff. Die Nixen im Wasser sangen ein Klagelied über ihren Verlust; doch darum kümmerte er sich nicht und hörte es auch wohl kaum in seinem feurigen Eifer.

Er legte die Jungfrau auf ein weiches Lager und versuchte sie zu wecken durch Zurufen, Rütteln und Reiben; doch bald mußte er erkennen, daß sie viel zu fest schlief: nur daß sie nicht todt war, spürte er an ihrer Wärme. Da schüttelte er den Kopf und wußte sich's nicht zu deuten; doch ahnte er einen Zauber.

„Gut," sprach er, „so will ich zuerst mir mein Reich erobern: dort finde ich gewißlich Aerzte oder Zauberer, die sie erlösen. Und dann soll sie meine Königin werden auf dem neuen Thron, denn so etwas Schönes wie sie gibt's ja gar nicht wieder."

Also ließ er sie schlafen und fuhr auf das nächste Königreich zu und eroberte das durch eine herrliche Seeschlacht, in der er die Feinde gänzlich aufs Haupt schlug. Und nachdem er das Land in Besitz genommen hatte, ließ er die Schläferin auf sein Königsschloß tragen und köstlich aufbetten unter Rosen und Wohlgerüchen.

Darauf ließ er zuerst seine Schlachtmusik in dem Saale sich sammeln und feurig drauflos schmettern. Damit hoffte er sie zu erwecken, denn diese Leute verstanden Posaunen, Pauken und Trommeln über die Maßen trefflich zu spielen und hatten mit ihren Tönen schon einmal in einer Schlacht den Feind ohne Schwertstreich in die Flucht getrieben. Und jetzt paukten und bliesen sie noch etwas besser, weil der Anblick der Schönsten auch ihre armen Musikantenseelen kräftig befeuerte.

Bei diesen Tönen geschah es, daß auf dem nahen Friedhof die Todten aus ihren Gräbern stiegen, mit klappernden Gebeinen herbeiliefen und fragten, was es gebe. Und die Fische im Schloßteich kehrten ihre Bäuche nach oben und waren todt, und auch im Walde fand man nachher so manches Häschen verendet. Allein die Jungfrau erwachte nicht; sie zuckte nicht einmal mit den langen Wimpern.

Drauf kamen zahllose Aerzte und Zauberer und versuchten ihre Kunst: aber sie schlief nur noch fester.

Nun wurde der junge König von Herzen betrübt und saß Tage lang seufzend neben ihrem Lager, und je länger er sie ansah, nur desto betrübter. Zuletzt kamen ihm sogar die Thränen; und weil sich dies für einen Seekönig nicht schickt, ging er schnell an den Strand in die einsamen Dünen, wo kaum ein Gras wächst, und weinte in der Stille.

Da sah er auf einmal im dürren Sande ein Wühlen und Strudeln von innen heraus, und es bildete sich ein Trichter, und aus dem Loche streckte sich ein winziger Menschenkopf heraus mit langem, fahlem Barte und sagte wispernd: „Wenn Du mir nichts thust, will ich Dir etwas sagen."

„Warum sollte ich Dir etwas thun?" versetzte der König, „Du bist ja so klein."

„Du bist ein guter Kerl," sprach freundlich der Zwerg und kroch etwas weiter aus seinem Sandloche heraus, „und ich weiß wohl, was Dir das Herz abdrückt, und ich könnte Dir auch sagen, wie Du die schöne Prinzessin aus dem Zauberschlaf wecken kannst."

„Das wäre!" rief der König mit Freuden aufhorchend, „so sprich es nur schnell aus, und an meinem Danke soll Dir's nicht fehlen."

„Du lieber Gott," sprach grinsend der Kleine, „auf Lohn bin ich nicht aus, denn von all dem, was ihr Schätze und Reichthümer nennt, habe ich übergenug im Innern meiner Düne. Aber eins möchte ich einmal genießen, was ich noch nicht kenne: ich habe noch niemals auf einem Throne gesessen, und das muß doch zu schön sein. Ich habe mich immer meiner Winzigkeit geschämt, und das ich im Aeußern so wenig vorstelle. Also versprich mir nur dies, daß ich bei Deiner Hochzeit ein Stündchen auf dem Throne sitzen darf; ich bin zu neugierig, wie ich mich da ausnehme."

„Höchst stattlich ohne Zweifel und sogar großartig," bemerkte der König, „wie Jeder auf einem Throne. Da hast Du richtig gehört; man braucht nur die Höflinge zu fragen, die beschwören es alle. Also hier meine Hand darauf! Aber nun rede auch endlich."

„Die schöne Prinzessin," so berichtete der Zwerg, „fühlt sich nämlich so wohl in dem träumenden Zauberschlaf, daß sie um alles nicht aufwachen mag. Denn sie schläft ja nicht so, daß sie ohne Besinnung wäre, sondern nur etwa so, wie eine Frau ohnmächtig ist, wenn ihr Mann ihr einen Wunsch versagt oder wenn ein Anderer sie küssen will: das will sagen, sie hört in ihrem Traume sehr deutlich Alles, was um sie her gesprochen wird, und merkt auch genau, was sonst mit ihr vorgeht. Das mache Dir zu Nutze; es kommt darauf an, ein Wort zu sprechen, das ihr ganz tief ans Herz greift; dann wird sie schon aufwachen. Ist sie aber erst einmal wach, so kann es einem Manne wie Du bist nicht schwer fallen, sie auch wach zu erhalten. Das ist mein Rath. Befolge ihn mit Klugheit, und er wird sich bewähren."

Da dankte der junge König und kehrte voll neuer Hoffnung auf sein Schloß zurück. Hier überlegte er sorgsam, was er wohl sagen und thun müsse, daß es der Holdseligen recht mächtig ans Herz greife. Endlich fand er die Auskunft: „Ich will so zu ihr reden, wie mir selber ums Herz ist."

So trat er an das Lager, wo sie in ihrem schimmernden Nixenkleide unter den Rosen und Wohlgerüchen ruhte, und hub an, ihr in den feurigsten Worten von seiner Liebe zu sprechen, und daß er's schon garnicht mehr aushalte vor Sehnsucht, sie wachend und blickend in seinen Armen zu halten.

Sie wachte nicht auf und rührte sich auch nicht; jedoch eine feine Röthe entzündete sich heimlich auf ihren Wangen, und einmal glaubte er flüchtig zu sehen, daß auch ihre Augenlider ein klein wenig zwinkerten.

Das mochte zwar ein Irrthum sein; ihn aber ergriff ein so hitziger Jubel, daß er sich schnell über sie neigte und einen Kuß auf ihre Lippen drückte, und damit meinte er sie gewißlich zu wecken, wie das vor Zeiten mit Dornröschen geschehen war.

Jedennoch war's hier anders: ein sehr zartes Lächeln zwar spielte um ihre Lippen, und die schwellten sich ein wenig, und ein weicher Schauer ging über all ihren Leib; aber das war auch Alles; von einem weiteren Erwachen war nichts zu entdecken. Auch als er den Versuch noch sehr oft wiederholte, blieb Alles beim Alten und geschah nichts darüber.

Da ging er zu seiner Mutter und klagte der sein Leid und sprach voll voll Trauer: „Was kann an ihr Herz greifen, wenn es die Liebe nicht thut? Denn daß ich ihr nicht zuwider bin, kann ich doch immerhin erkennen."

Die Königinmutter rückte an ihrer Brille und überlegte ein Weilchen. Und endlich sprach sie: „Laß mich nur machen; ich denke, ich zwinge es. Wir wollen vor ihren Ohren so reden, als seiest Du es müde, auf ihr Erwachen zu harren, und wolleſt eine andere Prinzessin heimführen. Gieb Acht, das wird sie packen; die Eifersucht macht Todte lebendig und Lebende todt; die wird auch den Zauber brechen. Und damit ihr die Sache recht leibhaft auch vor Augen stehe, wollen wir mein Kammerkätzchen mitnehmen und wollen

so thun, als sei das die neue Prinzessin, und Du mußt ihr einen Kuß geben, so sauer Dir das auch werden mag, weil es eigentlich nicht standesgemäß ist. Sie ist zum Glück übrigens sehr niedlich: das wird die Eifersucht stärken und Dir das schwere Werk erleichtern."

Dieser Rath schien ihm sehr weise, und er setzte ihn genau so, wie sie gesagt hatte, ins Werk. Als er nun das hübsche Kammerkätzchen küßte mit einem recht hörbaren Schmatz und dabei aufmerksam seitwärts nach der geliebten Schläferin schielte, die er in Wahrheit noch viel lieber geküßt hätte: da sah er ganz deutlich, wie all ihre Glieder zuckten und ruckten und auch ihre Mienen sich seltsam verzogen; und die Königinmutter sah das auch durch ihre Brille, so daß hieran kein Zweifel war.

Allein dabei blieb es, und sie kam nicht zum Erwachen.

Da deckte der junge König beide Hände über die Augen und weinte ganz bitterlich, denn jetzt hatte er keine Hoffnung mehr. Und er schämte sich obendrein, daß er die Kammerkatze geküßt hatte. Auch die Königinmutter zuckte verdrießlich die Achseln. „Die muß Fischblut haben, da ist nichts zu machen," sprach sie verwundert und niedergeschlagen.

Indem trat aber das Kätzchen an den König heran und sagte demüthig: „Es war mir eine große Ehre und Freude, von des Königs Majestät geküßt zu werden; dafür will ich mich doch dankbar zeigen. Ich habe noch eine Hoffnung, die Prinzessin zu erwecken. Darf ich mein Mittel versuchen?"

„Thu immer, was Du willst, nur thu ihr kein Leides," gab er zur Antwort mit sehr geringem Vertrauen, nur wie ein Ertrinkender nach einem Strohhälmchen greift.

Da trat sie an die Schlummernde, besah und befühlte eine Zeit lang ihr Kleid und ihren Schleier mit prüfendem Kennerblick und sagte dann gelassen: „Sehr modern sind die Sachen nicht mehr. Auch die Frisur ist etwas altfränkisch."

Kaum war das ausgesprochen, so ging ein Bäumen und Heben durch die zarte Gestalt, und ein vernehmlicher Seufzer entquoll ihrem Munde. Das war der erste Laut, den man von ihr noch gehört hatte.

Das Kammerkätzchen aber war indessen hurtig zur Thür hinausgesprungen; draußen zog sie nun kräftig an der Klingelschnur, und nach kurzem Warten klopfte sie an die Zimmerthür, öffnete die mit einem mäßigen Spalt und rief laut in die Halle: „Gnädigste Prinzessin, die Schneiderin ist da."

Und siehe, die Allerschönste riß unverzüglich die Augen weit auf, sprang von dem Lager und stand hoch und herrlich.

Und „Meinetwegen soll sie hereinkommen," rief sie hastig zurück.

Doch da hatte der König sie schon ergriffen und umfangen und küßte sie mit aller Inbrunst, ehe sie sich wehren konnte: aber das wollte sie auch gar nicht. Und er nahm sie und hub an mit ihr hastig durch den Saal zu tanzen, daß sie nicht wieder einschlafen könnte; und das Kätzchen sah das von draußen durch den Thürspalt und zog an der Klingelschnur, daß dies Läuten ihnen den Takt gab, solange bis die Königinmutter hinlief und die richtige Musik holte.

Und jetzt spielte diese die herrlichsten Weisen auf, und das schöne junge Paar tanzte eine Stunde um die andere, immer Walzer und Galopp mit kräftigem Stampfen. Davon war aber die Braut immer munterer und fröhlicher, und als er sie fragte, ob sie auch nicht etwa müde wäre, antwortete sie lachend: „Meinetwegen können wir weiter tanzen."

Und als er ihr zum Dank dafür einen Kuß gab und fragte, ob sie darüber bös wäre, schüttelte sie den Kopf und flüsterte schelmisch: „Meinetwegen können wir weiter —"

Weiter kam sie aber nicht, denn er küßte sie schon wieder. Und sie war so wach und that ihm desgleichen.

Von da an blieb sie so leichtfüßig und aufgeweckt, wie sie als kleines Kind gewesen war, ehe sie das Singen der Muschel gehört hatte. Und so blieb es bis zum Tage der Hochzeit: und nachher erst recht. Manchmal sprang sie gar Nachts aus dem Bette und tanzte ein wenig in der Stube herum vor lauter Vergnügen, daß sie schon wieder wach war: so gut gefiel ihr dieser Zustand.

Das Kammerkätzchen bekam zum Lohn seiner Klugheit einen jungen Prinzen aus einer mäßig verarmten Nebenlinie zum Gemahl.

Und der weise Sandzwerg saß bei den beiden Hochzeiten stolz auf dem Throne. Und er legte den Finger nachdenklich an die Nase und sprach zu sich selber: „Es hat wirklich seine Richtigkeit. Und das Sonderbarste ist, daß ich mir selbst hier so groß vorkomme wie ein Menschenkönig aus altem Geschlecht."

Und als die junge Königin ein Kind bekam, ward ihr Schlaf so leicht, daß schon das Knistern einer Flaumfeder in der Wiege sie weckte. Nur ihre großen, verträumten Augen behielt sie ihr Leben lang: und die blieben ihre allerlieblichste Schönheit.

Und manchmal sprach zu ihr jubelnd ihr Herr Gemahl: „Deinetwegen würde ich gern vom Throne steigen und Bettelmann werden, so lieb habe ich Dich."

„Ach Gott, meinetwegen? erwiderte sie dann schalkhaft, aber sehr glückselig. „Aber, weißt Du was? Ich würde gern alle meine schönsten Kleider dahingeben — Deinetwegen."

Die Berliner Theater.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, 9. März 1896.

Die beiden letzten Jahre 1894 und 1895 haben auf den Berliner Theatern keine wahrhaft hervorragende literarische Erscheinung oder auch nur ein interessantes theatralisches Ereigniß gezeitigt. Sudermann's „Schmetterlingsschlacht" ist weit hinter dem Werth und der Wirkung seiner „Heimath" zurückgeblieben, Fulda's Lustspiele „Die Kameraden" und „Robinsons Insel" haben seinen „Talisman" auch nicht annähernd erreicht. Ibsen ist mit seinen Schauspielen „Baumeister Solneß" und „Klein Eyolf" noch tiefer in den Abgrund des Trivialen und des Uebersinnlichen zugleich hineingerathen, und die Zahl Derer, die ihn zu verstehen behaupten, ist auch in der Ibsen-Gemeinde immer kleiner geworden. Gerhart Hauptmann lebte von dem Ruhme und dem Erfolg seiner „Weber", nachdem alle Anstrengungen, die das Schauspielhaus gemacht, den mystisch verträumten und naturalistisch verrohten Hokuspokus von „Hannele's Himmelfahrt" aufrecht zu erhalten, trotz der gelungenen Darstellung der Hauptfigur durch eine so begabte Schauspielerin, wie es Frau Conrad ist, vergeblich geblieben waren. Die Rührigkeit und Beweglichkeit der Theater hat natürlich unter dieser minderwerthigen Ernte nicht gelitten. Im Gegentheil, die Nothwendigkeit des beständigen Wechsels der Stücke hat die Thätigkeit, bei dem scharfen Concurrenzkampfe, verdoppelt. Beinahe in jeder Woche führen das Deutsche Theater, das Lessing-Theater, das Berliner Theater eine Neuigkeit auf. In den seltensten Fällen mag dabei die Direction selber auf einen nachhaltigeren Erfolg rechnen. Das Deutsche Theater, unter Otto Brahm's Leitung seit 1894, hat als letzte Reserve Hauptmann's „Weber" oder eine classische Erinnerung aus der früheren Zeit dieser Bühne, ein Drama von Shakespeare oder Grillparzer, zur Hand, die zwischen den durchgefallenen Neuigkeiten den glatten und ungestörten Verlauf der Theaterführung vermitteln. Im Lessing-Theater bildet Sardou's unverwüstliches Lustspiel „Madame Sans-Gêne", so schwach und kindisch es im Einzelnen ist, diesen Magnetberg, der stets neue Zuschauer heranzieht. Besonders, wenn das Stück, wie es gerade jetzt geschieht, durch Frau Hedwig Niemann in der Hauptrolle eine neue und originelle Aufführung findet. Das Schauspielhaus und das Berliner Theater, das seit dem September 1895 in Herrn Prasch, dem früheren Intendanten des Mannheimer Theaters, einen verständigen, tüchtigen und geschickten Director erhalten hat, helfen sich gegen das Mißgeschick, das die Neuigkeiten trifft, oder gegen die geringe Lebensdauer, die sie besitzen, durch Neu-Einstudirungen und Wiederbelebungen der classischen dramatischen Dichtung. So herrscht denn, äußerlich wenigstens, die regste Geschäftigkeit im theatralischen Treiben. Keine Woche, in der nicht in mehreren Theatern etwas ganz oder relativ Neues den Theaterfreunden geboten würde. Dank dem Schiller-Theater auch dem weniger Bemittelten.

Daß der innere Werth des Gebotenen dieser Kraftäußerung entspräche, kann freilich nicht behauptet werden. Theater, Zeitungen und Zeitschriften, Kunstausstellungen und musikalische Aufführungen verbrauchen in der Gegenwart eine solche Fülle von Leistungen, daß sich das Durchschnittsmaß derselben bedenklich gesenkt hat. Der Verbrauch an Bühnenstücken ist in Berlin seit den sechziger Jahren auf das Zehnfache gestiegen. Ein Dutzend dramatischer Genies könnte ihm nicht genügen. Was also heute wie früher oben schwimmt, ist die Dutzendwaare. Sie allein in Verbindung mit den classischen Dramen ermöglicht es den Theatern, an jedem Abend und Sonntags sogar zweimal spielen zu lassen. Der Fabrikbetrieb dringt bis zu einem gewissen Grade auch in die künstlerische Leistung ein. Aus dem Zwang der Verhältnisse. Das Publicum verlangt eine reichhaltige, eine wohl beschickte Kunstausstellung, mannigfaltig wechselnde musikalische und theatralische Genüsse. Die Theaterfreiheit hat diese Massenleistung auf dem dramatischen Gebiete gewährleistet, aber einen künstlerischen Werth hat sie ihr nicht verbürgen können. Die Handwerkstechnik hat vielleicht zugenommen, aber viel sichtbarer noch ist die innere Verflachung. Trotz des altmodischen Dufts, der über ihnen schwebt, sind die besseren Lustspiele von Benedix und Putlitz ungleich feiner und geistreicher in ihrer Idee und ihrer Charakteristik, als das Meiste, was die letzten Jahre in dieser Gattung hervorgebracht haben. Ein so witziger Mann wie Oskar Blumenthal würde sein spöttisches Lächeln nicht verbergen können, wenn man im Ernste seine letzten Komödien mit dem „Probepfeil" und der „großen Glocke" vergleichen wollte. Das frische und ein wenig täppisch zugreifende Talent Richard Skowronnet's, dem eine muntere Art, Dinge und Menschen lebendig unter einander zu bringen, nicht abgesprochen werden soll, reicht noch lange nicht an den Humor und die Originalität Moser's, als er noch jung war, heran. Das Schauspielhaus kann ohne Anstoß alte, halbwegs verlegene Sachen von L'Arronge, wie „Wohlthätige Frauen" und „Doctor Klaus", zur Aufführung bringen; ein deutlicher Beweis, daß sie noch gleichen Schritt mit dem modernen Lustspiel halten. Denn die Alltagswaare bewegt sich auch im künstlerischen Betrieb in den Formen, Stoffen und Geschmacksrichtungen der früheren Kunst. Die große Revolution ist eben, so oft und so laut sie auch angekündigt wurde, für das Publicum ausgeblieben. Ein vaterländisches Schauspiel „1812", von Otto von der Pfordten, welches das Schauspielhaus, die lustige Komödie „Comtesse Guckerl", die das Lessing-Theater mit Erfolg aufführt, unterscheiden sich durch keine auffälligen Züge von den Stücken der alten Schule.

In diesem gewohnten gleichgültigen Verlaufe schien wie der erste auch der zweite Theil der diesmaligen Theatersaison sich abzuspielen. Der Monat Januar aber hat ihr unerwarteter Weise ein bestimmtes Gepräge gegeben. Ihr kommt jetzt nach der entscheidenden Niederlage der naturalistischen Dichterschule in der geschichtlichen Entwicklung der Berliner Theater eine hervorragende Stellung zu. Die Versuche, die im Beginn der achtziger Jahre Carl Bleibtreu und Conrad Alberti machten, die Bühne zu erobern, scheiterten beinahe gänzlich. Die „Freie Bühne", die im Herbst 1889 im Lessing-Theater allmonatlich an einem Sonntag, in den Mittagsstunden, geöffnet wurde, schloß sie grundsätzlich von ihrem Repertoire aus. Otto Brahm und Paul Schlenther, die eigentlich treibenden Kräfte des Unternehmens, nahmen offenbar an dem starken romantischen Zuge, der trotz aller Kraftgenialität in Bleibtreu's „Schicksal", einer Napoleons-Tragödie, und in Alberti's „Brot", einem Drama aus dem Bauernkriege, mit Thomas Münzer als Mittelpunkt, sich äußerte, Anstoß. Ihnen war der historische Realismus nicht allmenschlich, einfach und naturalistisch genug. Das Schoßkind der „Freien Bühne" wurde Gerhart Hauptmann. Nicht weniger als drei Schauspiele hat sie von ihm aufgeführt: „Vor Sonnenaufgang" — „Das Friedensfest" — „Einsame Menschen". Für jeden Unbefangenen konnte das sinnende und grüblerische, nachdenkliche und sich in die Beobachtung eines Charakters, eines Verhältnisses einbohrende Talent Hauptmann's, seine mehr novellistische, aus vielen kleinen und feinen Mosaikstiften ein Bild zusammensetzende, als dramatisch

bewegte, in Alfresco-Gestalten und Scenen wirkende Kunst auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Das Drama „Einsame Menschen" übte auch auf Diejenigen, die nicht zur Gemeinde gehörten, durch die ergreifende Schilderung der seelischen Conflicte einen gewissen intimen Reiz aus, so daß sich Adolf L'Arronge, dem damals das Deutsche Theater unterstand, zu der Aufführung des um einen Act gekürzten Schauspiels entschloß. So faßte Hauptmann erst mit den „Einsamen Menschen" und dann mit „College Crampton" auf einer wirklichen öffentlichen Bühne festen Fuß. Eine lebhaftere Theilnahme für seine Kunst wußte er freilich mit diesen beiden Stücken so wenig wie mit der Diebskomödie „Der Biberpelz" und dem Trauerspiele „Hannele" dem Publicum einzuflößen. Ein solches gewannen sich erst „Die Weber", die, seit Otto Brahm das Deutsche Theater leitet, das Zug- und Kraftstück dieser Bühne geworden sind. Jetzt sollte die Herrschaft des Naturalismus durch Hauptmann's „Florian Geyer" und durch Max Halbe's Komödie „Lebenswende" bestätigt und bekräftigt werden. Man versprach sich einen außerordentlichen Triumph von beiden Werken. Statt dessen erlebten beide Stücke bei ihrer ersten Aufführung im „Deutschen Theater", am Sonnabend, den 11. Januar, und am Dienstag, den 21. Januar, die nachdrücklichste Ablehnung. Ibsen gegenüber hatte sich das Publicum bei aller innerlichen Gegensätzlichkeit schweigend verhalten, vor den deutschen Dichtern des Naturalismus legte sich der Unwille und die Empörung des Gefühls keinen Zwang an. Die Mühen der Regie, durch Kürzungen und Milderungen die verlorene Sache zu retten, halfen nichts: die Zuschauer blieben weg. Die moralische Entrüstung spricht nach meiner Meinung in ästhetischen Fragen nur zu Unrecht mit; auszuscheiden aus dem Urtheil ist sie indessen nicht, da die ethische Empfindung des Einzelnen, er mag wollen oder nicht, unwillkürlich seinen Geschmack beeinflußt. Aber den beiden Schauspielen „Florian Geyer" und „Lebenswende" gegenüber braucht das beleidigte sittliche Empfinden der Zuschauer gar nicht ins Feld geführt zu werden, um ihre Niederlage zu erklären. Die beiden Stücke sind eben an ihrer Unreife, Verworrenheit, Inhaltslosigkeit und Langweiligkeit zu Grunde gegangen. Sie haben dem großen Publicum bewiesen, worüber bei Verständigen niemals ein Zweifel gewesen ist, daß die sogenannte neue Kunst, die naturalistische Dramatik ohne Handlung, Krisis und Schluß ein Unding ist. Mit der breiten Schilderung des Zuständlichen, mit der Aufdröselung von Gefühlen und verzwickten Stimmungen und Verhältnissen unklarer und willensschwacher Menschen, die niemals die Kraft zu einem herzhaften Entschluß finden, läßt sich, wenn man bald die erforderlichen Beleuchtungseffecte, Gesang und Musik aus der Ferne, bald die Wirkung der Statisten herbeiruft, eine einzelne Scene vortrefflich und ergreifend, auch charakteristisch in ihrem Colorit, ausführen. Allein ein fünfactiges Drama erfordert nun einmal eine bewegte Handlung und einen Helden, der einen bestimmten Zweck mit der ganzen Energie seines Wesens verfolgt, darüber in Schuld geräth und diese Schuld — oder meinetwegen nur den Gegensatz zu der ihn umgebenden Masse und die Eigenart seiner Natur tragisch büßt. Was uns Hauptmann und Halbe bisher geboten, waren Genrebilder, mit wenigen Figuren, das Leben im Winkel, in beschränkten Verhältnissen; selbst die „Weber" erheben sich nicht in einem Zuge aus ihrer örtlichen Noth zu der Ahnung des socialen allgemeinen Weltelends und kommen niemals aus der Localchronik zur Weltgeschichte. In diesen Stücken hatte die Miniaturmalerei ihre Berechtigung; die Feinstrichelei und Düftelei in der Charakterisirung fesselte den Beobachter, auf eine Handlung mußte man bei den Fieberträumen eines kranken Schulmädchens und den Grillen und Launen eines halb verbummelten, halb versonnenen Künstlers von vorn herein verzichten. Niemand, mit Ausnahme der trotz ihrer kritischen Mienen verzückten Bewunderer Halbe's und Hauptmann's hat denn auch diese Stücke, „Jugend", „Einsame Menschen", „College Crampton" und „Hannele", für ernsthafte Dramen genommen. Es sind dramatisirte novellistische Skizzen, mit Gedichten in Prosa untermischt, die zu wirklichen Gedichten zu formen die Verfasser nicht vermochten. Als sich beide zu ihrem Unglück drama-

tische Vorwürfe zu ihren Schauspielen wählten, weltgeschichtliche Gegensätze, die mit elementarer Gewalt auf einander stoßen, oder Lebens- und Herzensconflicte, die eine Lösung fordern und nicht wie in der „Jugend" durch die Unthat eines Blödsinnigen zufällig beseitigt werden können, offenbarte sich das dramatische Unvermögen nicht nur der beiden Dichter, sondern des ganzen Naturalismus auch den naiven Leuten.

In einem starken, dreihundert Seiten umfassenden Bande liegt Hauptmann's „Florian Geyer" (Berlin, S. Fischer) vor. Schon von dem Anblick des Buches erhält man den Eindruck, daß man es mit einem ungeheuerlichen, von den Lebensbedingungen der realen Bühne absehenden Buchdrama zu thun hat. Ursprünglich war die Aufführung des Schauspiels auf zwei Abende berechnet. Hier aber ging die Begeisterung des Directors Brahm nicht mehr mit. Weder der zweite noch der dritte Act schließen mit einem so starken Effect, daß man sich der Hoffnung hingeben könnte, die Zuschauer würden am nächsten Tage wieder erscheinen. Man strich also das Drama auf die Hälfte zusammen, um bei der Darstellung zu gewahren, daß es auch in dieser verkürzten Gestalt auf der Bühne noch von Langerweile gähne. Neue Striche, mit demselben Mißerfolge. Das Schicksal des Stückes war am Abend der ersten Aufführung entschieden; alle Belebungsversuche blieben vergeblich, da es keine Eigenschaften und Vorzüge besitzt, die man zu seinen Gunsten nur in ein helleres Licht zu stellen brauchte, um das Publicum günstiger zu stimmen. Für die deutsche Bühne ist „Florian Geyer" todt. Jahre lang hatte Gerhart Hauptmann an seinem Werke gearbeitet, von keiner andern Beschäftigung abgezogen, Jahre lang die Posaune der guten Freunde zu seinem Lobe geklungen. Darum war der Rückschlag um so gewaltiger. Mir war die dramatische Kunst Hauptmann's immer problematisch erschienen, weil ihr als Erbsünde die Entschlußlosigkeit des Dichters, eine vom Häßlichen und Niedrigen angekränkelte Phantasie und ein gebrochener Wille angeboren ist; aber eine solche Unfähigkeit, seinem Stoffe, selbst den gräßlichen Scenen des Bauernkrieges, zu einem Widerschein der Wirklichkeit zu verhelfen, hätte ich nicht vermuthet. Auch ich hatte ihn überschätzt. Ranke hat den deutschen Bauernkrieg im Frühjahr und Sommer des Jahres 1525 das elementarste Ereigniß unserer Geschichte genannt. Ein Schiller wäre nöthig, ihn in seiner ganzen Schrecklichkeit und Bedeutung darzustellen. Einen solchen Aufsturm des Volksgemüths, wie er sich hier entfaltete, einen so erschütternden Zusammenstoß des armen Volkes und der herrschenden Ritterschaft, wie er sich hier in raschen und furchtbaren Schlägen entlud, vermochten Hauptmann's Seele und Phantasie nicht nachzuempfinden. Wie socialdemokratisch auch seine Ansichten und sein Auftreten schillern, er ist in seinem Fühlen und Denken viel zu zart, schwächlich und verträumt für eine Revolution in Wirklichkeit, für den Alfrescostil in der Kunst. Aber ich hatte mir gedacht, daß er seinem Helden die Innerlichkeit geben würde, die der historische Florian Geyer nicht für uns besitzt, daß er den Gräueln des Krieges idyllische Bilder gegenüberstellen und aus den hin und her fluthenden Massen ein besonderes Menschengeschick loslösen würde. Wir wissen von Florian Geyer überaus wenig, von dem Standpunkt des Dichters aus im Grunde nur, daß er unter den bäurischen und adligen Führern der Aufständischen der beste Soldat und Hauptmann war, seine Schar in strenger Zucht zusammenhielt und tapfer kämpfend gegen Wilhelm von Grumbach, mit dessen Schwester er verlobt war, fiel. Um so freier und reicher konnte der Dichter eine Gestalt, die in der Geschichte kaum mehr als ein Name und ein Schatten, gestalten und beseelen. Aus welchen Gründen der Edelmann sich zur Bruderschaft der Bauern schwört, wie das Blutbad der gefangenen Adligen bei Weinsberg, die Jäcklein Rohrbach durch die Spieße der Bauern treiben läßt, einen unüberwindlichen Gegensatz zwischen ihm und den bäurischen Führern herbeiführt, wie die Zuchtlosigkeit und Unbotmäßigkeit der einzelnen Haufen den Soldaten in ihm empört — ob er nicht in ehrgeizigen Plänen nach einer Dictatur strebt — welche Verhältnisse, Ansprüche und Einflüsse zwischen ihm und Wilhelm von Grumbach eine Todfeindschaft erzeugt haben — ob sich hier nicht Anlaß zu der Einwirkung

der Frauen in das sonst so düstere und eintönige Schauspiel zwanglos gesunden hätte: das alles zu schildern lag recht wohl innerhalb der Begabung Hauptmann's. Statt dessen hat er sich knechtisch an die Chronik des Krieges gehalten, und da er das Detail nicht zu beherrschen, die entscheidenden Punkte nicht hervorzuheben im Stande war, ist sein Drama bewegungslos auf der Sandbank festsitzen geblieben. Die einzige dramatische Scene des Ganzen enthält der fünfte Act.

Das Schauspiel besteht aus einem Vorspiel und fünf Acten. Es drängt den Raum und die Zeit der Begebenheiten geschickt zusammen. In dem Vorspiel werden wir durch die Vorlesung der „Zwölf Artikel" mit den Forderungen der Bauern bekannt gemacht. Die fränkische Ritterschaft, auf der Feste von Würzburg um den Bischof versammelt, rüstet sich zur Vertheidigung der Burg, während der Bischof sie verläßt, um bei dem Markgrafen von Anspach und dem Schwäbischen Bunde Hülfe herbeizurufen. Nur einer von den Rittern geht zu den Bauern über, „dem Evangelium einen Beistand zu thun". Die fünf Acte spielen in der Zeit zwischen dem Anfang des Maimonats und dem 9. Juni 1525. In Würzburg, in Rothenburg, in Schweinfurt, wieder in Rothenburg und auf Wilhelm Grumbach's Schloß zu Rimpar: hierher hat sich nach dem Dichter Florian Geyer geflüchtet und wird von dem das Gastrecht brechenden Grumbach seinen Feinden ausgeliefert. In Wirklichkeit wurde er mit wenigen Getreuen auf dem Speltich, unweit des Schlosses Limburg, überfallen und erschlagen. Jedem seiner Acte schickt Hauptmann ein Verzeichniß der darin auftretenden Personen voran und erhöht dadurch für den Leser noch mehr den Eindruck des Unzusammenhängenden und nur lose mit einander Verbundenen. Es ist ein beständiges Kommen und Gehen, in Kirchen, Rathsstuben und Wirthshäusern, von Bauern, Bürgern und verlaufenen Landsknechten, von den aufständischen Führern und den kleinen fränkischen Edelleuten, die hin und her zwischen der Würzburger Feste und dem Bauernlager verkehren, den evangelischen Pfarrern, die den Aufstand schüren, Bänkelsängern und hausirenden Juden. Das bewegte Gespräch zu zweien ist ausgeschlossen — jede Scene wächst sich zu einer Volksversammlung aus. Wie verhext dreht sich die Handlung, ohne einen Schritt vorwärts zu kommen, im Kreise umher. Der Versuch seiner Anhänger, Florian Geyer zum Feldhauptmann des Aufstandes erwählen zu lassen, mißglückt im ersten Acte. An der Mißgunst der Bauernführer, die Florian Geyer als strengen Soldaten fürchten, und der größeren Volksbeliebtheit Götzens von Berlichingen scheitert seine Wahl. Die Hauptmasse der Bauern bleibt zur Belagerung des Frauenbergs in Würzburg liegen; Geyer wird mit seiner Schar nach Rothenburg geschickt, sich der dortigen städtischen Geschütze zu bemächtigen. Im zweiten Acte werden die Geschütze nach endlosem Gerede endlich in Bewegung gebracht. Im dritten und vierten Acte erfahren wir in einer Reihe Erzählungen, die bald Boten, bald Landstreicher und Juden mittheilen, von den Niederlagen der Bauern durch den Markgrafen Kasimir und den Truchseß von Waldburg, der das Heer des Schwäbischen Bundes befehligte. Auf dem Schlosse Rimpar spielt sich im fünften Aufzug ein naturalistisches Nachtstück in düsteren Farben voll starker Spannung ab. Eine Anzahl der siegreichen Edelleute mit ihren Reisigen ist auf der Verfolgung versprengter Bauernscharen spät Abends nach dem Schlosse gekommen. Grumbach, der während des Stückes eine zweideutige Rolle zwischen den Aufständischen und der auf dem Frauenberg eingeschlossenen Ritterschaft gespielt hat, da er, gerade wie sein Lehnsherr, der Markgraf Kasimir, ein Feind des Würzburger Bischofs war, empfängt sie als gastfreier Wirth mit reichlicher Speise und Trank. Nach dem Mahle lassen sich die Herren in trunkener Laune die gefangenen Bauern vorführen, verhöhnen, beschimpfen sie und treiben sie mit Hundepeitschen hinaus. Während sie sich in einem Nebengemach zum Würfelspiel niedersetzen, erscheint Florian Geyer Obdach suchend. Grumbach verweigert es ihm. Die Ritter kommen hinzu, und ein Landsknecht Schäferhans, der im zweiten Acte Florian Geyer Rache geschworen, weil er von ihm mißhandelt worden ist, tödtet ihn: mit einem Bolzen von der Armbrust.

Niemals ward ein großer historischer Stoff jämmerlicher und kleinlicher behandelt. Gerade die Scene, die zu einer naturalistischen Schilderung herausforderte, das Gemetzel zu Weinsberg, die den Anfang und den Accord, das Leitmotiv des Dramas bilden mußte, wagt der Dichter nicht einmal in der Erzählung anzurühren. Die Niederwerfer des Aufstandes, der geschichtliche Verlauf, an dem Jedem klar wird, daß die Sache, bei der Zerfahrenheit und Zersplitterung der Bewegung, nicht anders enden konnte, als sie geendet hat, bleiben außerhalb des Dramas. Als Luther Partei gegen die Bauern ergriff, die großen Städte ihnen ihre Thore schlossen, war ihre Sache verloren. Dies hätte doch irgendwie, wenn auch nur als Rückschlag auf die Stimmung Florian Geyer's und seiner Umgebung, angedeutet werden sollen. Denn hier sind die Schicksalsmächte zu suchen, gegen die er vergeblich ankämpft. Aber wie darf man von Hauptmann eine Entwicklung, einen Umschwung der Charaktere fordern! Sein Florian Geyer ist trotz seines martialischen Aussehens und des Lobqualms, den seine Anhänger wegen seiner kriegerischen Fähigkeiten um ihn verbreiten, ein Hans der Träumer mit großen Sturmgedanken ohne Willenskraft: einer, der gern möchte, aber nicht kann. Im zweiten Act, als die Kunde von dem zurückgeschlagenen Sturm der Bauern auf die Würzburger Feste zu ihm kommt, will er die Flinte gleich ins Korn werfen. Schwert und Harnisch legt er ab: „Ich will in die Bruderschaft vom gemeinsamen Leben treten, Bücher abschreiben und deutsche Bibeln herumtragen." Er hat sich richtig als einer von den „einsamen Menschen" erkannt. Während des vierten Actes ergeht er sich in einer halb heroischen, halb elegischen Todessehnsucht, die einen Stich in das „Hannele" hat. Ulrich von Hutten's Gedächtniß, des Sickingen Gedächtniß trinkt er mit seinen Genossen. In wunderlichster Verkennung, als ob diese beiden Vorkämpfer der deutschen Ritterschaft jemals mit den aufständischen Bauern hätten zusammengehen können. „Lustig, Brüder!" ruft er. „Warum sollten wir nit lustig sein? Die heilige Agathe ging zum Märtyrertod als wie zum Tanz. Das heilige Mädchen Anastasia verachtete den Tod, und wir sind Mannskerle." Dann löst er den Fahnenstumpf aus der im Tode erstarrten Hand seines Hauptmanns Tellermann, der in der Schänke seinen Wunden erlegen ist, und stürmt davon. So wenig wie von den seelischen Stimmungen und Kämpfen Florian Geyer's hat sich Hauptmann ein klares Bild von der geschichtlichen Stellung, den politischen Absichten seines Helden gemacht. „Pfaffen, Fürsten und Fugger und Welser zehren von Deutschlands Mark. Ich hab' gedacht, ich wollt' Wandel schaffen. Wer bin ich, daß ich's gewagt?" sagt er. Aber im Schauspiel ist von den Fürsten, den Fuggern und Welsern gar nicht die Rede. Mit dem Markgrafen Kasimir wird im Gegentheil unterhandelt. Scharf tritt nur der Gegensatz zwischen dem Adel und dem Bauernstande, dem sich das kleine Bürgerthum und das Proletariat der damaligen Bildung angeschlossen hat, hervor. Dann soll wieder Florian Geyer, der deutscheste Held, im Heere Franz I. bei Pavia gefochten haben, und auf die Beschuldigung, daß „französische Stüber und Sonnenkronen das Beste bei dem bäuerischen Handel gethan hätten", antwortet er ebenso unklar wie zweideutig: „Brüder, es sind niemalen subtilere Praktiken im Gange gewest, und wahr ist's, der Wind wehete stark von West. Sollen wir aber nit unsere Segel spannen, wo wir gen Osten wollen schiffen, allein, weil der Wind von Frankreich wehet?" Das fehlte noch, daß wir uns Florian von Geyer als Vorläufer Moritzens von Sachsen denken sollen!

Einen tragischen Helden in Florian Geyer zu schildern, ist Hauptmann nicht gelungen, weil er sein Handeln, Dichten und Trachten gar nicht zu motiviren, weder aus seinem Charakter noch aus seinen Lebensschicksalen heraus zu erklären versucht, sondern ihn nur durch die Stadien seines Falles führt. Und wie der Held kommt in diesem Drama auch die Masse zu kurz. Aus welchen Beweggründen die Einzelnen zu den Waffen gegriffen haben, erfahren wir nicht. In den „Webern" sollte gleichsam vor unseren Augen aus dem Elend der vielen Einzelnen die allgemeine

Noth, der Hungertypus erwachsen. Hier bleibt Alles in der unbestimmten Vorstellung einer ungeheuerlichen Unterdrückung der Bauernschaft durch den Adel und die Geistlichkeit stecken. Auch die Bauern befinden sich, als sie auftreten, schon, wie der Held, im Zustande des Verfalls. Eine zuchtlose, verwilderte Masse, im Schreien, Sausen und Müßiggehen jeder Ordnung und kriegerischen Haltung entrathen, ein feiges Gesindel, nicht mehr die siegesfrohen Bauernhaufen, die Weinsberg stürmten und die Hohenlohe'schen Grafen zum Eintritt in ihren Bund zwangen, mit denen der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg Anknüpfung und Bündniß suchte. Wer in ihren Versammlungen das große Wort führt, ist denn auch nicht der Bauernstand, sondern das schwarmgeistige, halbgebildete Vagantenthum, der Schreiber Löffelholz, der Rector Besenmeyer, die Pfarrer Karlstatt und Bubenleben. Gerade wie in den modernen Strike-Versammlungen nicht die Arbeiter des entsprechenden Gewerbes, sondern die Redacteure des „Vorwärts", die Wanderprediger der Socialdemokratie als die eigentlichen Strike-Apostel das Mißtrauen säen und die Zwietracht schüren. Von vornherein hat Hauptmann durch die Fülle dieser verkrachten und lüderlichen Figuren auf dem ersten Plan die Bauern um unser Mitleid gebracht. Da wir ihre Mißhandlung nicht vor uns gesehen haben, wirkt ihr ganzes Gebaren wie die Wildheit und Thorheit einer trunkenen Rotte abstoßend und widerlich auf uns. Lauter Calibans, Trinculos und Stephanos. Die jämmerliche Verthierung und Stumpfsinnigkeit der gefangenen Bauern im fünften Acte ist der richtige Katzenjammer, der auf den Rausch folgt. Die unnatürliche Sprache, die mit mühseligem Fleiß und um jeden Preis volksthümlich sein will, erschwert für den modernen Leser oder Zuschauer noch das Verständniß. Sie ist jeder Einfachheit und jedes Naturlauts bar. Die moderne Schule konnte das akademische Phrasenthum nicht genug tadeln und verwerfen, jetzt zeigt es sich, daß dies Phrasenthum doch eine ungleich richtigere und deutlichere Vorstellung historischer Ereignisse zu erwecken vermag, als das Bemühen, den fränkischen Localton vom Jahre 1525 nachzustottern.

In gebührender Entfernung blieb für die Kritiker der „Freien Bühne" Max Halbe hinter Gerhart Hauptmann zurück. Allein nach dem Erfolge seines Schauspiels „Jugend" galt er doch für einen berufenen Vertreter der neuen Richtung, und die Ablehnung, die sein „Scherzspiel in Knittelreimen" — Der Amerikafahrer — erlitt, hatte ihn nicht um seinen Ruf gebracht. Ob die härtere Niederlage der Komödie „Lebenswende" (Dresden, Verlag von Georg Bondi) jetzt die Einsichtigeren in der Partei zu einer kühleren Schätzung seines Talents führen wird, sei dahingestellt; uns Alten bestätigt sie nur die Erfahrung, daß der Naturalismus seinem Wesen nach zur Gestaltung eines Dramas unfähig ist. Durch die glückliche Schilderung des Zuständlichen, die bestimmte und sorgfältig ausgeführte Charakteristik einer Figur, das Ausschöpfen einer dramatischen Situation erweckt er zuweilen den Anschein, als könnten sich seine novellistischen Fäden zu einem dramatischen Knoten, seine lyrischen Anläufe zu einer tragischen That verdichten. Aber sowie es im Alltagsdasein zu einer wirklichen Handlung kommen soll, versagt, wie die Kraft des einzelnen Dichters, auch das System. Die Hauptfiguren in der Komödie „Lebenswende" stehen vor einer Entscheidung, und Alles, was geschieht, müßte sie zu einem Entschluß drängen. Die dreißigjährige Zimmervermietherin Olga Hensel weint seit Jahren einer Jugendliebe nach: ihr Bräutigam ist gestorben und hat sie zur Nutznießerin seines Vermögens auf Lebenszeit gemacht. Die Heirath mit einem aus Amerika heimkehrenden Jugendfreunde Heyne lehnt sie ab, verliebt sich aber um so leidenschaftlicher in einen Herrn, der bei ihr zur Miethe wohnt. Weyland indessen lebt nur seiner Erfindung und ist auf der Suche nach dem Capitalisten, dessen Geld ihm die Verwerthung seiner Erfindung — Figuren in einem Stück in einem Riesenofen zu gießen — ermöglichen soll. Da der Amerikaner sich der Sache gegenüber zweifelnd verhält, macht sich Olga an ihren alten, wohlhabenden Hauswirth Jahnke und bemüht sich, durch Liebenswürdigkeit und die Aussicht einer Heirath ihm das

nöthige Geld abzulocken. Vergebens lehnt Weyland dies Opfer ab und weigert sich, von dem alten Trottel ein Capital anzunehmen. Olga besteht auf ihren Willen, bis sie merkt, daß ihre Nichte Bertha Schmidt, die bei ihr wohnt, ebenfalls Absichten auf Weyland hat. In ihrer Eifersucht bricht sie das Verhältniß mit Weyland ab; von der Heirath mit Jahnke ist nicht mehr die Rede. Um den Zuschauer nicht völlig unbefriedigt zu entlassen, tritt zuletzt Heyne wieder auf. Er hat sich, natürlich hinter der Scene, mit Olga ausgesprochen; er wird das Geld vorschießen, in der stillen Hoffnung, daß Olga einwilligt, ihn zu heirathen. Und nun steigt auch als Schlußeffect der borghesische Fechter aus der Ofengruft hervor. Um die graue Oede und Inhaltslosigkeit dieses breiten Geredes, fünf Acte hindurch, ein wenig zu erheitern, läuft ein verbummelter Student zwecklos und sinnlos hin und her. Ebert wohnt ebenfalls bei Fräulein Olga. Er ist stets empfindlich und händelsüchtig, von seiner inneren Nichtigkeit gequält und dabei immer im Anlauf nach phantastischen Zielen. Sein Vermögen hat er durchgebracht; da er aber eine reiche, todtkranke Tante zu beerben hofft, erscheint er Bertha als eine mögliche Partie und Olga ist gleich bereit, beide zusammen zu bringen. Bis Weyland auftritt, der Bertha im ersten Eindruck den Kopf verdreht. Um so eifriger beharrt Olga dabei, die Nichte mit dem Studenten zu verloben. Als Bertha merkt, daß Weyland an keine Heirath denkt, wirft sie sich in Ebert's Arme, der Weyland die Freundschaft kündigt, weil er seiner Braut nachgestellt habe. Nur die Vorstellung, daß man dem Publicum Alles bieten, ihm alle Schrullen und Albernheiten eines unreifen, unausgewachsenen Talents aufdrängen könne, erklärt solche Schöpfungen, in denen, unter dem Deckmantel angeblicher Lebenswahrheit, Gefühlsrohheit und Langeweile, Alltäglichkeit und Breitspurigkeit des Geschwätzes mit einander um den Preis wetteifern. Der Gegensatz zwischen dieser innerlich wie äußerlich gleich dürftigen Spießbürgerlichkeit armseliger Verhältnisse und Figuren und dem Größenwahn des Dichters, der damit „ewige Probleme" zu berühren und die tiefsten Saiten der Menschenseele zum Ausklang zu bringen glaubt, verstärkt noch den peinlichen Eindruck des Ganzen. Künstlerische Ohnmacht, ob man nun den Inhalt oder die Form ins Auge faßt! Die Naturalisten übersehen in merkwürdiger Verblendung die Rückwirkung, die der Stoff nothwendig auf die Darstellung ausübt. Die beständige Schilderung des Niedrigen, Sumpfigen und Morastigen schwächt die Kraft des Talents und macht es unfähig, auch nur das grandios Häßliche zu erfassen und wiederzugeben. Vom Schönen ganz zu schweigen. Man rührt nicht ungestraft im Müll umher.

Welch' eine andere Welt schaut uns an, wenn wir uns von diesen Mißgeburten zu Adolf Wilbrandt's dramatischer Dichtung „Der Meister von Palmyra" (Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger) und Ernst von Wildenbruch's Tragödie „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" (Berlin, Verlag von Freund & Jeckel) wenden. Der Sieg der alten Kunst, der mit diesen beiden Werken errungen ward, ließ die Niederlage der Modernen noch sichtbarer und vernichtender hervortreten. Wilbrandt's „Meister von Palmyra" ist schon 1889 veröffentlicht, aber erst im Herbste des vergangenen Jahres im Deutschen Theater aufgeführt worden. Eine phantasievolle Dichtung, deren Gedankengehalt an den Wunsch und Drang nach unbegrenzter Lebensdauer und an die Hypothese der Seelenwanderung anknüpft. Apelles, ein Baumeister von Palmyra, kehrt siegreich aus einem Gefecht gegen die Perser zurück. Ganz Lebenslust und Lebenskraft. Er möchte unsterblich leben, in Arbeit und Genuß, „wenn des Geistes Kraft, das Mark des Arms mir bliebe, des Daseins Werth zu halten und zu fühlen". Der Geist des Lebens bewilligt ihm seinen Wunsch: „an der Stirn gezeichnet wirst du wachen ohne Schlaf des Todes." Der Verlauf des Dramas zeigt uns, wie sich in Freude und Leid, in Kampf und Schmerz das Leben des Apelles bis zu dem Augenblicke abspinnt, wo er selber den Tod herbeisehnt. Obwohl in seinem Kern wie in der Ausführung

seiner Bilder phantastisch, hält sich das Ganze im Bereich einer gewissen Wahrscheinlichkeit. Der Zeitraum, den es umfaßt, währt von der Christenverfolgung des Diocletianus bis etwa zwanzig Jahre nach dem Tode des Julianus. Viel über hundert Jahre alt brauchen wir uns also den Meister von Palmyra nicht im letzten Acte zu denken. Auch der Raum bleibt begrenzt: Palmyra, die nahe Wüste und das Gebirge. In vier Acten tritt keine Lebensermüdung bei Apelles ein. Wir sehen ihn in allem Wechsel der Zeit kräftig, großdenkend, erhobenen Sinnes und muthigen Herzens. Während der Herrschaft des Heidenthums hat er seinem Hause gegenüber einen Tempel der Fortuna gebaut; seiner Gattin zu Liebe, die eine Christin ist, errichtet er die erste Basilica in Palmyra. Er selbst bleibt den alten Göttern treu, und als seine Gattin Persida und die Christengemeinde es nicht dulden wollen, daß er seine Tochter nach ihrem Wunsche mit dem Sohne seines Freundes, die beide dem Heidenthum anhängen, verloben will, verläßt er die Vaterstadt und geht mit der Tochter Tryphena, dem alten Longinus und seinem Sohne Jamlichus in das Land des Perserkönigs. Als Julianus den Heiden wieder Recht und Licht verschafft, kehrt er in die Nähe Palmyra's zurück und stellt sich an der Seite seines Enkels Nymphas, gegen seinen besseren Willen und nur, um den Jüngling, an dem sein Herz hängt, im Kampfe zu schützen, an die Spitze der heidnisch gesinnten Bürgerschaft, die den Christen Palmyra's die Herrschaft entreißen will. Das Gefecht endet mit der Besiegung der Heiden, dem Tode des Nymphas, der Zerstörung der Kirche und des Tempels der Fortuna. Schweres und Herzkränkendes genug hat Apelles im langen Leben erfahren: die schöne, fröhliche Phöbe, die er liebte, hat sein Haus verlassen, weil seine greise Mutter sie nicht gern als Herrin im Hause schalten und das Gut des Sohnes verschwenden sah, weil sie selber sich nicht den Muth und die Entsagung zutraute, mit dem arm gewordenen Manne zu leben; Freunde haben ihn verrathen und sind von ihm abgefallen; die Mutter ist ihm gestorben; die Gattin hat sich in ihrer fanatischen Christgläubigkeit von ihm losgesagt. Allen Schicksalsschlägen hat er getrotzt, die körperliche Kraft ist ihm geblieben wie der hochgemuthe Sinn: erst der Tod des Nymphas bricht sein Herz. Der einsame, freud- und friedlose Mann irrt unstät durch die Erde, um zuletzt, von Sehnsucht getrieben, nach Palmyra zurückzukehren. In die Stadt, die nun auch durch Kriege, Feuersbrünste und Erdbeben in Trümmern liegt. Den Tod, den er so lange bekämpft, ruft er jetzt herbei. Indem die Christin Zenobia ihm die Hand auf die Stirn legt, verschwindet das Zeichen, das der Geist des Lebens darauf gedrückt hat. Er erkennt mit erwachendem Verständniß in ihr die wechselnden Gestalten, die ihn durch das Leben begleitet haben. Die Zenobia des letzten Actes ist die Zoe des ersten, die vor seinen Augen von den Bürgern Palmyra's, da sie die Götter schmähte, getödtet wurde, ist die Phoebe des zweiten, die Persida des dritten, der junge Nymphas des vierten Actes. Eine Wesenheit, eine Seele ist so durch viele Formen geschritten, in aller Verschiedenheit ein unverlierbares, unsterbliches Theil bewahrend. „Nun erfasse ich des hohen Meisters Meinung," ruft Apelles aus, „ach, zu spät! Es springt des Lebens Geist von Form zu Form; eng ist des Menschen Ich, nur eine kann es von tausend Formen fassen und entfalten, nur eine Straße geh'n. Drum tracht' es nicht ins lebenwimmelnde Meer der Ewigkeit, das Gott nur ausfüllt. Sollt' es dauern, müßt' es im Wechsel blüh'n wie du! von Form zu Form das enge Ich erweiternd, füllend, läuternd, bis sich's in reinem Licht verklärt. So könnten wir vielleicht, allmälig, Gott entgegen reifen!" Damit stirbt er. Der Reiz der tiefsinnigen Dichtung wird durch die kunstvolle Ausgestaltung jedes einzelnen Actes zu einem bis zu dem springenden Punkte, der die Entwicklung des Gedankens weiter führt, in sich abgeschlossenen kleinen Drama erhöht. Der zweite Act mit dem Festmahl in dem Hause des Apelles, mit dem ergreifenden Umschwunge aus der Freude in den Schmerz, aus der Liebe zum Verrath, aus der Freundschaft zur Feindschaft und der vierte mit der Idylle im

Gebirge, die sich zu dem tragischen Ausgange erhebt, mit dem Geisterruf: „Der Kaiser Julianus ist gefallen!“, der durch die Lüfte verhängnißvoll zittert, und dem Liede von dem sterbenden Adonis, das der Tod als fahrender Sänger auf der Leier spielt, ragen besonders in der harmonischen Durchführung der Stimmung hervor. Gewiß ist die Dichtung ein Gedankenspiel, mehr träumerisch als charakteristisch, mehr lyrisch als dramatisch, mehr melancholisch als tragisch, freier, loser und zufälliger in ihrer Gestaltung und Verbindung, als es das strenge Gesetz eines Trauerspiels fordert, aber wie rührt uns der Wohllaut dieser Sprache, wie regt uns die Fülle der Ideen an, wie beschäftigt der Wechsel der Scenen und die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen unsere Phantasie!

Ernst von Wildenbruch's Tragödie „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“ ist auf zwei Abende berechnet. Der erste Theil behandelt den Kampf zwischen Heinrich IV. und Gregor VII., der zweite den Zwiespalt Heinrich's mit seinem Sohne Heinrich V. und dem Papste Paschalis. Nur der erste Theil ist bis jetzt am Berliner Theater aufgeführt worden. Zum ersten Male am Mittwoch den 22. Januar, mit großem Erfolge und in trefflicher Darstellung. Der welthistorische Kampf zwischen dem deutschen Kaiserthum und der römischen Papstkirche hat immer von Neuem die Dichter angezogen, ihn in dramatischer Form zu fassen. Die culturhistorische Bedeutsamkeit der beiden feindlichen Mächte, das persönliche Interesse, das die Träger der königlichen Gewalt, Heinrich IV. und die Hohenstaufen Friedrich I. und Friedrich II., erwecken, der tragische Ausgang des Streites, patriotische Erinnerungen und Gefühle, die sich an den Gegenstand knüpfen, rechtfertigen diese stets wieder erwachende Theilnahme. Auch darum, weil die Lösung der Aufgabe bisher noch nicht gelungen ist, und jeder spätere Dichter seine Vorgänger zu übertreffen und die Klippen zu vermeiden hoffte, an denen sie gescheitert sind. Und dieser Klippen sind nicht wenige. Die weite zeitliche und räumliche Ausdehnung des Streites erfordert ein ungewöhnliches Talent des Dichters, die Thatsachen zusammenzuziehen, Einheit und Geschlossenheit herzustellen. Die Größe der Geschichte beschränkt die Freiheit der dichterischen Erfindung und der Stoff an sich droht in der Wahrheit und Schlichtheit der historischen Darstellung alle poetischen Umgestaltungen und Zuthaten zu erdrücken. Nur aber wie Shakespeare in „Julius Cäsar“ im Großen und Ganzen die Geschichte auf der Bühne zu Worte kommen zu lassen, verbietet die Vielseitigkeit der Beweggründe, die in der Handlung eine Rolle spielen, der beständige Wechsel des Schauplatzes, die geringe Kenntniß, die wir im Einzelnen von dem Leben und Wesen, den Eigenschaften und Gewohnheiten der Helden haben, und die unbedingt einer Ergänzung und Ausmalung durch die dichterische Phantasie bedarf, um sie für den Zuschauer zu lebendigen Menschen voll Anziehungskraft zu gestalten.

Wildenbruch hat den Stoff, besonders in dem ersten Theil, mit der Kühnheit und Freiheit eines echten Dramatikers behandelt. Da ist nichts von der Düftelei über das einzelne Ereigniß, von dem ängstlichen Kleben an der Chronik, die Hauptmann's Drama belasten und es in keinem Auftritt über das Genrebildliche und aus dem eng begrenzten Local hinauswachsen lassen; der große, monumentale Zug herrscht vor. Außer im dritten Act, der in Canossa spielt, knüpft Wildenbruch nirgends an eine bestimmte Begebenheit an; weitaussehend, mit künstlerischer Kraft verdichtet er eine Fülle von Geschehnissen und Momenten zu einem großartigen Bilde, in dem er den historischen Gedankengehalt in symbolischer Form ausprägt, von jedem Detail absehend, das seine Phantasie beschränken und die beabsichtigte Wirkung hindern könnte. So zeigt uns das Vorspiel in Goslar den Gegensatz zwischen den Franken und den Sachsen, den Abfall von der Kaiserherrschaft, den die sächsischen Fürsten planen, den Zwiespalt zwischen dem eigenwilligen und störrischen Königssohne und der kirchlich frommen Mutter, die erste Begegnung zwischen Hildebrand und dem jungen Heinrich, die Auslieferung des Königssohnes, nach dem Tode des Vaters, bei seiner Unmündigkeit, in die Hände der Fürsten. Zwischen dem ersten Act und dem Vorspiel

liegt ein längerer Zeitraum. König Heinrich herrscht strenge und gerecht, ein Freund der Bürger und Bauern, die ihn in Worms festlich empfangen, ein Feind des Adels. Eben hat er die sächsischen Rebellen niedergeschlagen und zieht triumphirend in die Stadt ein. Er schwelgt in überschäumender Jugendlust und Siegesfreude. Kalt und rauh behandelt er die Mutter, die aus Rom kommt, zwischen ihm und dem Papst zu vermitteln. Heinrich hat eine Botschaft an Gregor VII. gesandt: wann er ihn zum Kaiser krönen wolle? Jetzt bringt ihm sein Bote ablehnenden Bescheid. In zornige Wuth bricht Heinrich aus und zwingt den Bischof von Halberstadt, dem Papste einen ebenso herausfordernden wie anklagenden Brief zu schreiben: er nennt ihn einen Simonisten, einen falschen Mönch, einen Ehebrecher. Alle stehen entsetzt und weichen von Heinrich zurück; die eigene Mutter zeiht ihn der Lüge. Die Feindschaft zwischen Kaiserthum und Papstthum ist zum kraftvollsten Ausdruck gebracht. Der zweite Act zerfällt in zwei Scenen. Die erste führt uns Gregor in einer römischen Kirche vor. In all' seiner Herrlichkeit und Unnahbarkeit, ganz durchdrungen von der Ueberzeugung, der von Gott zum höchsten Richter auf Erden Berufene zu sein. Er erweist sich barmherzig gegen Alle, die nur gegen die Weltlichkeit sich vergangen haben, er bestraft mit dem Tode den Laien, der sich für einen Priester ausgegeben und die Messe gelesen hat. „Aufbauen will ich das Haus der Kirche," sagt er, „stark wie Demant, rein wie Demant, die Erde überwölbend von Aufgang zum Niedergang, ein Asyl der Verfolgten, eine Stätte dem Heil, ein Wohnort der Gerechtigkeit." Gottschalk, König Heinrich's Bote, bringt ihm dem Absagebrief, und zugleich drängen sich die sächsischen Grafen an den Papst, ihm ihren Beistand verheißend und die Absetzung Heinrich's fordernd. Gregor spricht den Bann über den König aus. „Werde Herrscher der Welt!" rufen ihm das Volk und die Geistlichkeit zu. Die zweite Scene spielt zu Weihnachten in Worms. In traurigster Verlassenheit, von Allen gemieden, sitzt König Heinrich, der Gebannte. Nur seine Gattin Bertha mit ihrem Söhnchen harrt bei ihm aus. Da nahen die Kinder von Worms, den Königssohn mit ihrem Spielzeug zu beschenken. Ein Strahl der Milde, Reue und Freude durchdringt Heinrich's hartes Herz. Er beschließt, Buße zu thun und als reuiger Sünder vor dem Papste Vergebung seiner Fehler und Befreiung von dem Banne zu erflehen. Der dritte Act schildert die Vorgänge in Canossa. In einem mächtigen Alfresco. Der Papst verhandelt mit den deutschen Fürsten über die Absetzung Heinrich's, als ihm die Ankunft des Königs gemeldet wird. Nur schwer läßt er sich von den Bischöfen und durch die Bitten der Mutter Heinrich's bewegen, ihn aufzunehmen. Die Begegnung Beider hat etwas Erschütterndes. Anfänglich scheint eine Versöhnung möglich, bis die deutschen Fürsten auftreten, und das Doppelspiel, das der Papst mit ihnen getrieben, aufgedeckt wird. In neu auflodernder Haß trennen sich König und Papst. Siegreich hat im vierten Act Heinrich die Mauern Roms überstiegen und dringt zur Peterskirche vor. Mit kleinem Gefolge flüchtet Gregor in die Engelsburg, und auch diese Wenigen zerstreuen sich, je mehr sich Heinrich der Burg nähert. Noch ein letztes Gespräch findet zwischen ihm und dem Papste statt. Sich gegenseitig verfluchend, da der Widerspruch zwischen ihnen unlösbar ist, gehen sie auseinander. Unter dem Geschrei: „Heinrich Kaiser und Wibert Papst!", das von außen hineindringt, stirbt der Papst; ein einziger junger Cleriker ist ihm treu zur Seite geblieben. „Vater und Mutter, Bruder und Schwester geb' ich für Dich!" flüstert er dem Papste zu. Der reckt sich zum letzten Mal straff in die Höhe, ruft: „Und die Zukunft gehört mir doch!" und fällt todt auf das Ruhebett nieder.

Noch in keinem seiner historischen Schauspiele ist Wildenbruch so tief wie in diesem in den Geist der Geschichte eingedrungen, noch in keinem hat er die zusammenstoßenden Gegensätze so plastisch herausgearbeitet. Geschickt ist alles überflüssige und störende Material ausgeschieden; jeder Charakterzug, der an den Hauptfiguren hervortritt, hat seine bezeichnende, typische Bedeutung. An Heinrich ist Alles Drang und Schwung aus der unmittelbaren Bewegung des Herzens heraus, Machtbewußtsein

und Willenssturm, der die verständige Ueberlegung nicht zu zügeln vermag; an Gregor Alles priesterliche Klugheit, Ahnung des Uebersinnlichen, Erhabenheit des Heiligen, in Beiden gleich gewaltig der Anspruch auf die Weltherrschaft, das Gefühl der genialischen Persönlichkeit, die sich für den Mittelpunkt der Welt hält. Da der Dichter nicht das rein Stoffliche der Ereignisse widerzuspiegeln beabsichtigt, sondern ihre Wesenheit in frei erfundenen, symbolisch angehauchten Scenen zum Ausdruck zu bringen, steigert er jeden Act mit freier, von jeder lästigen Einschränkung durch das Thatsächliche unbehinderten Kunst um so wirkungsvoller und drängt die ganze, durch so viele Jahre von einander getrennte Handlung in den engsten Zusammenhang. Die Scenen in Worms, in der Kirche Santa Maria maggiore in Rom, in Canossa, in der Engelsburg scheinen unmittelbar auf einander zu folgen. Auf die einzelne Thatsache hin darf man das Schauspiel nicht zur Rechenschaft ziehen. Die Wirklichkeit aus der Chronik, aus Giesebrecht's Kaisergeschichte spielt keine Rolle darin. Eher schon könnte man an Ranke's Weltgeschichte erinnern. In dessen Sinne ist die idealische Gegenüberstellung Heinrich's und Gregor's jeder realistischen Beschränktheit enthoben. Dieser Auffassung entspricht auch die markige, gedankenvolle, sich zuweilen zum poetischen Schwunge erhebenden Sprache. Hier und dort übermäßig und verstiegen, wie ich zugeben will, zu viel Fanfaren und Glockengeläut, aber immer packend, das Gefühl des Zuschauers in Schwingung versetzend. Es gibt nichts Lehrreicheres, als die Gegenüberstellung von Wildenbruch's „König Heinrich" und Hauptmann's „Florian Geyer": der Erste ganz Kraft und Begeisterung, der Andere verschüchtert und ohnmächtig, der Erste ein fortreißender Strom der Bewegung und der Beredtsamkeit, der Andere ein dünnes Gerieſel von kleinen Wässerchen, die gern zu einem Bergbach anschwellen möchten und im Sande versickern.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte März.

Mit tiefer Trauer ist in Deutschland die Nachricht von der Niederlage vernommen worden, welche die italienischen Expeditionstruppen in der Colonie Eritrea am 1. März bei Adua erlitten haben. Kaiser Wilhelm II. beeilte sich, dem italienischen Botschafter, Grafen Lanza, sein inniges Bedauern auszusprechen, mit dem Ersuchen, den Ausdruck dieser Gefühle dem Könige Umberto zu übermitteln. Der deutsche Kaiser war in dieser Hinsicht der Dolmetsch seines Volkes, das sich mit dem italienischen in Freud und Leid verbunden weiß; sind doch, abgesehen von allen Bündnißverträgen, die Entstehungsbedingungen der beiden Nationen beinahe dieselben. Wie Italien mußte auch Deutschland, ehe das Ideal seiner Denker und Dichter: die Einheit des Vaterlandes, auf blutigen Schlachtfeldern verwirklicht wurde, schwere innere Kämpfe bestehen; wie jenseits der Alpen Piemont unter dem Hause Savoyen die Einheitsbestrebungen leitete, erfüllte in Deutschland unter den Hohenzollern Preußen dieselbe Aufgabe. So ergab sich von selbst eine Gemeinsamkeit der politischen Anschauungen, die in dem deutsch-italienischen Allianzvertrage, durch den der Zweibund zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn zur Tripelallianz erweitert wurde, ihre Bestätigung und Bethätigung fand.

Nicht aus Sucht nach Abenteuern waren die Italiener nach Massauah gegangen und hatten dann allmälig die Colonie Eritrea über die Provinz Tigré, den nördlichen Theil Abessiniens, der ehemals ein eigenes Reich bildete, sowie bis nach Kassala ausgedehnt. Vielmehr war es die wider förmliche Versicherungen der französischen Regierung von dieser unternommene Besitzergreifung Tunesiens, durch die Italien veranlaßt wurde, in Afrika, wo wichtige Interessen für die Mittelmeerstaaten auf dem Spiele stehen, festen Fuß zu fassen. Mochte die französische Regierung immerhin das Verhältniß zur Regentschaft Tunesien als Protectorat bezeichnen, so konnte doch von Anfang an keinem Zweifel unterliegen, daß alle Bemühungen der Republik darauf gerichtet sein würden, die italienischen Interessen zu schädigen. Hierzu kam, daß Frankreich, nachdem es an der nordafrikanischen Küste bereits Algerien und Tunesien occupirt hatte, den Anschein erweckte, seine Begehrlichkeiten auch auf Tripolis zu richten. Ueberdies fehlte es nicht Anzeichen, daß die Republik nicht minder nach der marokkanischen Seite hin eine Ausdehnung erstrebt, und es ist bezeichnend, daß in jüngster Zeit ganz ernsthaft von spanisch-französischen Verhandlungen die Rede war, die darauf abzielten, gegen Zugeständnisse finanzieller Natur den Franzosen in Marokko freie Hand zu lassen. Diese Verhandlungen waren wohl noch nicht weit genug fortgeschritten, um klar erkennen zu lassen, ob die Franzosen etwa, wie England in Gibraltar, an der marokkanischen Küste einen festen Stützpunkt erlangen sollten; Thatsache ist jedenfalls, daß die spanisch-französischen Pourparlers nicht bloß in der englischen, sondern auch in der

französischen Presse erörtert wurden. Nicht minder gewiß ist, daß seit geraumer Zeit bereits dann und wann von einer an der algerisch-marokkanischen Grenze herrschenden Gährung die Rede war. Beinahe konnte man sich zu der Annahme versucht fühlen, daß, wie vor der Besitzergreifung Tunesiens französische Blätter in der Regentschaft urplötzlich den „wilden Stamm der Krumirs“ entdeckten, in Marokko ebenfalls einmal solche Elemente der Beunruhigung auftauchen könnten, die eine Intervention von Algerien aus geboten erschienen ließen. Diese Vorgänge muß man sich gegenwärtig halten, um zu begreifen, daß Italien, dessen innere Entwicklung stetig fortgeschritten ist, als Mittelmeerstaat von ausgeprägter Bedeutung in Afrika nicht leer ausgehen wollte. Nicht ohne Rücksicht auf Englands Interessen in Aegypten ließ die italienische Regierung sich auch bestimmen, Kassala zu besetzen und den Derwischen gegenüber zu behaupten, auf die Gefahr hin, einen Kampf mit zwei Fronten, gegen die Schoaner in Abessinien und gegen die Mahdisten nach dem Sudan hin, führen zu müssen.

General Baratieri, der als Oberbefehlshaber der italienischen Expeditionstruppen am 1. März bei Adua eine schwere Niederlage erlitten, war seiner schwierigen Aufgabe jedenfalls nicht gewachsen. Selbst wenn die Untersuchung, die bei einer so verhängnißvollen Katastrophe nicht ausbleiben kann, ergeben sollte, daß der frühere Gouverneur der Colonie Eritrea nicht so leichtfertig gewesen ist, die Schlacht unter ungünstigen Bedingungen deshalb zu liefern, weil er von seiner Ersetzung durch den General Baldissera Kenntniß erhalten hatte und vor dessen Uebernahme des Oberbefehls rasch einen entscheidenden Schlag versuchen wollte, bleiben noch schwere Vorwürfe gegen den General Baratieri übrig. Für den Ueberfall bei Amba Aladschi konnte er nicht verantwortlich gemacht werden; wenigstens wurde damals versichert, daß der Befehl an den Major Toselli, sich mit seiner Abtheilung zurückzuziehen, abgegangen, jedoch am Bestimmungsorte nicht eingetroffen wäre. Bedenklicher erscheinen mußte das Verhalten gegenüber der bedrängten Lage des Majors Galliano in Makalle. Noch ist der Heldenmuth in Aller Erinnerung, mit dem Major Galliano, der dann wegen seiner Tapferkeit vom Könige Umberto zum Oberstlieutenant ernannt, vom Kaiser Wilhelm mit dem rothen Adlerorden mit Schwertern ausgezeichnet wurde, einen Ansturm der Schoaner nach dem anderen abschlug und die gesammten Streitkräfte des Negus von Abessinien, Menelik, im Schach hielt. Wohl regte sich damals hie und da Erstaunen, weil von Seiten des Oberbefehlshabers auch nicht das Geringste zu geschehen schien, um Makalle zu entsetzen, dessen heroische Vertheidiger nur in Folge des vollständigen Mangels an Wasser das Fort räumten, jedoch mit allen militärischen Ehren abzogen. Nur der Hinweis auf die Hochgebirgsnatur dieses Theiles Abessiniens rechtfertigte die Unthätigkeit des Generals Baratieri, der inzwischen seine Stellungen in Adigrat, fünfundsiebzig Kilometer nördlich von Makalle, in Entischo, achtundzwanzig Kilometer westlich von Adigrat, und in Debra-Damo, siebzehn Kilometer nordöstlich von Entischo, sowie in Maimarat befestigt hatte. Als der Negus Menelik von Makalle aus seinen Marsch in nordwestlicher Richtung nach Haussen unternahm, hätten die italienischen Truppen ihm wohl in die rechte Flanke fallen können, wenn die Schoaner nicht das von ihnen mitgeführte Bataillon des Oberstlieutenants Galliano, die „Tausend von Makalle“, gewissermaßen als Deckung benutzt hätten.

So gelangten die Abessinier, deren Streitkräfte denjenigen der Italiener der Zahl nach weit überlegen waren, in das etwa fünfunddreißig Kilometer südwestlich von Entischo gelegene Thalbecken von Adua und besetzten die benachbarten Pässe. Unternahmen sie von dort aus Streifzüge in nördlicher Richtung nach Seranito und Daro Tacle, die vor Allem den Zweck der Verproviantirung hatten, so überschritten sie doch nicht den Fluß Mareb, obgleich ihnen die Absicht zugeschrieben wurde, in dieser Weise vorzugehen, um den General Baratieri von seinen rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden. Abgesehen von einigen Recognoscirungen

und Zusammenstößen der Italiener mit den Aufständischen von Agameh, verblieben die Truppen des Oberbefehlshabers der Colonie Eritrea und die Streitkräfte des Negus von Abessinien in ihren Stellungen. Noch kurz vor der Schlacht von Adua meldete General Baratieri, dem sehr wohl bekannt war, daß zahlreiche Verstärkungen vom Mutterlande aus sich unterwegs befänden, daß er keinen unmittelbaren Angriff auf die allzu festen Positionen der Schoaner beabsichtige. Am 1. März erfolgte dann aber die Schlacht, die für die italienischen Truppen trotz ihrem Opfermuthe zur Niederlage wurde. Daß diese ebenso wie die Askaris tapfer gekämpft, geht aus den vorliegenden Berichten deutlich hervor, obgleich die Größe des Verlustes auch jetzt noch nicht mit bestimmten Ziffern belegt werden kann. Die Führung des Generals Baratieri fordert jedoch die schärfste Kritik heraus, wie es denn auch dem italienischen Oberbefehlshaber zum schweren Vorwurfe gereicht, daß er im Gegensatze zu anderen Generalen und Officieren die Truppen verlassen und sich selbst geborgen hat. Nur der Tod auf dem Schlachtfelde wäre als Sühne für die schweren Fehler erschienen, die General Baratieri sich unzweifelhaft hat zu Schulden kommen lassen. Gemeldet wurde, daß der linke Flügel mit dem Centrum keine Fühlung hatte, daß die Truppen sich überhaupt nicht entwickeln konnten. Die unzweifelhaft sehr großen Terrainschwierigkeiten gereichen dem Oberbefehlshaber keineswegs zur Entschuldigung, denn sie waren ihm wohl bekannt und mußten ihn gerade bestimmen, den Kampf nicht unter den mißlichsten Bedingungen aufzunehmen. Da er wußte, daß in allernächster Zeit Verstärkungen eintreffen würden, war es für ihn geboten, diese abzuwarten. Rückten dann von Asmara im Norden her neue Streitkräfte gegen Adua vor, während General Baratieri vom Osten aus gegen die Schoaner operirte, so wären diese jedenfalls in einer mißlichen Lage gewesen. Hierzu kommt, daß die italienischen Truppen am 1. März durch einen nächtlichen Marsch erschöpft waren, so daß die Tapferkeit und der Heldenmuth, mit denen sie sich schlugen, um so größere Anerkennung verdienen.

In Italien complicirte sich die militärische Krisis mit einer parlamentarischen, da gerade für den 5. März die Kammern wieder einberufen waren. Hatte der Conseilpräsident Crispi gehofft, daß er der Deputirtenkammer mit Siegesbulletins vom afrikanischen Kriegsschauplatze gegenüber treten würde, so sah sich das Ministerium in dieser zuversichtlichen Erwartung getäuscht. Das Cabinet reichte deshalb unmittelbar vor der Wiedereröffnung des Parlamentes sein Entlassungsgesuch ein, und dieses wurde vom Könige Umberto genehmigt. Die hauptsächliche Schwierigkeit bestand aber darin, den geeigneten Nachfolger Crispi's zu finden, zumal da keine parlamentarische Abstimmung den Weg in dieser Beziehung gewiesen hatte. Das Eine mußte allerdings im Hinblick auf den männlich entschlossenen Charakter des Königs von Anfang an angenommen werden, daß er nicht etwa dem Drängen der Ultraradicalen vom Schlage Cavallotti's und Imbriani's nachgeben und einer vollständigen Verzichtleistung auf die Colonie Eritrea zustimmen würde. Nur durch die verblendete Franzosenfreundschaft der äußersten Linken, nur durch die Vaterlandslosigkeit anderer Elemente in Italien werden gewisse Demonstrationen erklärt, während die Nation politischen Selbstmord begehen würde, falls sie unter dem Drucke der unglücklichen Schlacht von Adua muthlos zurückweichen würde.

Auf dem Gebiete der Colonialpolitik sind weder den Franzosen noch den Engländern in neuerer Zeit Schlappen erspart geblieben. Insbesondere darf daran erinnert werden, daß einer der hervorragendsten Staatsmänner Frankreichs, Jules Ferry, vor elf Jahren gleichfalls an einem Märztage — es war der 30. — in der Deputirtenkammer gestürzt wurde, weil die Expeditionstruppen in Tongking bei Langson eine Schlappe erlitten hatten. „Le Tonkinois“ lautete der Spottname Jules Ferry's bis zu dessen Hinscheiden; die weit überwiegende Mehrzahl der Franzosen denkt jedoch heute über den Besitz der dem chinesischen Reiche unmittelbar benachbarten Colonie weit weniger pessimistisch als die tumultuarische Parlamentsmehrheit vom 30. März 1885. Wie Jules Ferry muß auch Crispi unschuldig

büßen, da er weder für die Anfänge der italienischen Colonialpolitik in Afrika noch für die jüngste Niederlage des Generals Baratieri verantwortlich ist. Vielmehr war es gerade Crispi, der dem früheren Oberbefehlshaber in der Colonie Eritrea vor geraumer Zeit bereits eine wesentliche Verstärkung seiner Machtmittel anbot, nur daß diese von dem allzu vertrauensseligen General Baratieri nicht für erforderlich erachtet wurde. Daß die Ultraradicalen und Socialisten in Italien nicht davor zurückschreckten, Pöbelausschreitungen auf der Straße gegen Crispi, sowie gegen die Fortsetzung einer jeden Colonialpolitik herbeizuführen, kann im Hinblick auf die Vorgänge, die sich in der Deputirtenkammer selbst abspielten, nicht überraschen. Die ganze Vergangenheit des Königs Umberto und die von der weit überwiegenden Mehrheit der italienischen Bevölkerung gegenüber ihrem Königshause bewiesene Loyalität sind jedoch die beste Bürgschaft dafür, daß weder die Straßendemonstrationen noch die Lärmscenen im Parlamente allzu ernsthaft genommen werden dürfen.

Bezeichnend für die in Frankreich herrschenden Anschauungen ist die Thatsache, daß die Presse dieses Landes mit überraschender Uebereinstimmung versicherte, der Dreibund sei durch die Niederlage der Italiener bei Adua erschüttert worden. Nach der Auffassung dieser Blätter würden Deutschland und Oesterreich-Ungarn sich von einem Bundesgenossen lossagen, der sich als „minderwerthig" erwiesen habe. Ganz abgesehen davon, daß diese Voraussetzung durchaus unzutreffend ist, verkannte die öffentliche Meinung in Frankreich auch vollständig das Wesen des Dreibundes, in Bezug auf den gerade im März-Hefte der „Deutschen Rundschau" ausgeführt werden konnte, daß inmitten der Wandlungen, die sich in jüngster Zeit auf dem Gebiete der hohen Politik vollzogen, das europäische Friedensbündniß, die Tripelallianz, sich als der feste Pol erwiesen habe. Wie wenig ernst die Ausführungen der Pariser Blätter waren, erhellte auch daraus, daß sie zugleich Lockrufe an die Italiener vernehmen ließen in dem Sinne, es bedürfte nur einer franzosenfreundlichen Regierung in Rom, um das Allheilmittel für sämmtliche Schäden in der auswärtigen und inneren Politik Italiens zu erlangen. Selbst der der französischen Regierung nahe stehende „Temps" führte am Schlusse eines am 6. März unter dem Titel: La Crise Italienne veröffentlichten Leitartikels aus: „Wenn es wahr ist, daß der König daran denkt, ein Ministerium zu bilden, in dem General Ricotti, dessen militärische Competenz vielleicht seine Ernennung zum Conseilpräsidenten angemessen erscheinen läßt, Männer wie Rudini, Brin, Colombo, Reßmann — der Name dieses Letzteren ist für sich allein ein Programm — zu Collegen haben würde, so kann er auf die achtungsvolle Zustimmung Italiens und Europa's zählen. Sucht er dagegen andere Auskunftsmittel, so liegt Grund zu der Besorgniß vor, daß die Erregtheit der letzten Tage bald den gefährlichen Charakter einer Mobilisirung der revolutionären Elemente enthülle."

Es bleibt abzuwarten, ob die öffentliche Meinung in Frankreich dem Ministerium Rudini-Ricotti auch nach dessen Ernennung sich auf die Dauer günstig erweisen wird. Hat sich doch der Marchese di Rudini in der Zeit, als er früher bereits an der Spitze der Regierung stand, als ein entschiedener Anhänger der Tripelallianz bewährt, so daß er diesen Bündnißvertrag noch vor dessen Ablaufe erneuerte. In Wort und Schrift bezeichnete er die Allianz als die starke Wache der Institutionen Italiens gegen die Umsturzparteien, die zugleich den Frieden sichere, ohne den Italien seine wirthschaftlichen Verhältnisse nicht verbessern könnte. Mit Recht betonte Rudini, daß ohne den Dreibund von Ersparnissen im italienischen Kriegs- und Marinebudget überhaupt nicht die Rede sein könnte, wie denn auch ohne diesen bereits unendlich viel Blut und viele Thränen geflossen wären. Von Reßmann, dem früheren italienischen Botschafter in Paris, der von Crispi abberufen wurde, weil er sich der französischen Regierung gegenüber allzu entgegenkommend erwiesen hatte, ist in Italien für eine leitende Stellung gar nicht die Rede. In Frankreich glaubte man jedoch, der Augenblick wäre gekommen, in dem

Italien dem Dreibunde entfremdet und so sehr geschwächt werden könnte, daß es sich bereit finden ließe, der französischen Republik Heeresfolge zu leisten.

Der Zufall hat es nun aber gefügt, daß gerade zu derselben Zeit, in der dem Könige von Italien zu Gemüthe geführt werden sollte, daß er durch die Berufung eines franzosenfreundlichen Ministeriums sich die „approbation respectueuse de l'Italie et de l'Europe" sichern würde, in Nizza die hundertjährige Gedenkfeier der Angliederung dieser Stadt an Frankreich gefeiert wurde. Geflissentlich blieb unerwähnt, daß die Geburtsstadt Garibaldi's innerhalb dieses Jahrhunderts sehr lange dem Hause Savoyen gehörte, bis es im Jahre 1860 nach einem Plebiscite, das trotz der Inscenirungskünste der Behörden Napoléon's III. eine politische Komödie war, an Frankreich fiel. Es empfiehlt sich aber, auf diesen historischen Zusammenhang hinzuweisen, da der Präsident der französischen Republik, Faure, der an den jüngsten Feierlichkeiten theilnahm, bei einer Banketrede in Nizza sich nicht versagen konnte, auf die freiwillige Angliederung der Grafschaft, mit deutlicher Anspielung auf die Eroberung Elsaß-Lothringens durch Deutschland, hinzuweisen. Ob der Kaiser von Oesterreich, der aus Anlaß des Besuches seiner Gemahlin im südlichen Frankreich weilte, dem Präsidenten der französischen Republik, der gerade wenige Stunden zuvor seine Banketrede gehalten, mit derselben Liebenswürdigkeit begegnet wäre, falls er die gegen seinen deutschen Bundesgenossen gerichtete Anspielung gekannt hätte, muß bezweifelt werden. Thatsächlich war die in Betracht kommende Stelle, die von den Theilnehmern am Festmahle mit lautem Beifalle aufgenommen wurde, in den eingehenden telegraphischen Berichten fortgelassen worden, so daß der Wortlaut später erst aus den französischen Blättern bekannt wurde.

Da nun aber unter den Rechtstiteln, die in Frankreich geltend gemacht werden, um Italien wegen seines Anschlusses an den Dreibund der Undankbarkeit zu zeihen, an erster Stelle der von Napoléon III. im Jahre 1859 gegen Oesterreich unternommene Feldzug angeführt wird, bieten gerade die Säcularfeierlichkeiten in Nizza den angemessenen Anlaß, daran zu erinnern, daß Frankreich für seine Bundesgenossenschaft sich eine sehr reichliche Entschädigung gewähren ließ, indem es das Stammland des italienischen Königshauses, Savoyen, und die Geburtsstadt des italienischen Freiheitshelden Garibaldi, Nizza, annectirte.

Daß die gegen den Dreibund gerichteten Artikel der französischen Presse auf den König von Italien irgend welchen Eindruck machen könnten, mußte von Anfang an ausgeschlossen erscheinen. Leuchtet doch allen besonnenen Elementen jenseits der Alpen jetzt gerade der hohe Werth der Bündnißverträge mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn in vollem Maße ein. Ohne diese Verträge wäre Italien kaum in der Lage gewesen, zahlreiche Truppen nach der Colonie Eritrea zu senden. Unter dem Schutze des Dreibundes vor jedem Angriffe in Europa gesichert, kann die italienische Regierung ihre militärischen Maßnahmen durchaus ihrer freien Entschließung gemäß treffen. Andererseits wäre es unter der Würde Oesterreich-Ungarns und Deutschlands, auch nur im geringsten anzweifeln zu lassen, daß sie dem verbündeten Italien gegenüber die Vertragstreue in vollem Maße wahren werden. Alle entgegengesetzten Anstrengungen müssen um so wirkungsloser verhallen, als der König von Italien und dessen Regierung über die wirklichen Absichten Deutschlands und Oesterreich-Ungarns aufs Genaueste unterrichtet sind.

König Umberto hatte aber jedenfalls Gelegenheit, die Gesinnungen seiner Bundesgenossen nicht minder klar als die letzten Wünsche der Widersacher eines starken Italiens zu erkennen. Ein ebenso erfreuliches wie charakteristisches Moment verdient noch besonders hervorgehoben zu werden. Hegten die Franzosen regelmäßig die Vorstellung, daß das Papstthum gewissermaßen ein Pfahl im Fleische Italiens wäre, so haben gerade Leo XIII. und die römische Curie aus Anlaß des Unglücks, von dem das Königreich Italien betroffen worden, nicht bloß ein durchaus würdevolles Verhalten bekundet, sondern auch ihrem Mitgefühle deutlichen

Ausdruck verliehen. Hatte der Papst bereits früher durch die Ernennung eines Italieners zum apostolischen Delegaten in der Colonie Eritrea an den Tag gelegt, daß er den italienischen Colonialbestrebungen wohlwollend gegenüber steht, so fanden nach dem Ueberfalle von Amba Aladschi auf Anordnung des Papstes für die gefallenen Italiener Trauerfeierlichkeiten statt, denen Cardinäle und andere Kirchenfürsten zugleich mit den officiellen Behörden beiwohnten. Leo XIII. ordnete auch die Vertagung des aus Anlaß des Jahrestages seiner Papstkrönung bereits festgesetzten Te Deum an, um sein Mitgefühl für das Mißgeschick Italiens zu bethätigen. So zeigte sich, daß Diejenigen im Irrthume sind, die wähnen, daß der Papst den Untergang des Königreiches Italien wünsche, vielmehr fühlt sich Leo XIII. als Italiener, und es wäre nur zu wünschen, daß die Ultraradicalen sich dieses Verhalten zum Muster nähmen. In Frankreich werden aber Diejenigen, die bei einem Conflicte mit Italien auf eine Unterstützung von Seiten der Anhänger des Papstthums gerechnet haben, nunmehr belehrt worden sein, daß diese Erwartung ebenso trügerisch ist, wie die andere, daß der Dreibund durch die Schlacht von Adua eine Erschütterung erfahren habe. Wie die Tripelallianz vielmehr die Feuerprobe bestanden hat, ist auch der Beweis erbracht worden, daß die italienische Regierung im Innern vor Allem den Bestrebungen der franzosenfreundlichen Ultraradicalen ihre volle Aufmerksamkeit widmen muß.

Inzwischen sind von dem Negus von Abessinien mit der italienischen Regierung Friedensverhandlungen wieder angeknüpft worden. Was Italien seiner Waffenehre schuldig ist, wird es selbst am besten zu entscheiden wissen. Jedenfalls wird König Umberto keinen Friedensvertrag unterzeichnen, durch den nicht die wirklichen Interessen seines Landes in vollem Maße gewahrt werden. Daß es jenseits der Alpen niemals an Stimmen gefehlt hat, die sich in dem Sinne vernehmen ließen, eine „Colonisirung" im Inneren, insbesondere die Wiedercultivirung der Campagna, Sardiniens und anderer Landstriche wäre dem afrikanischen Unternehmen vorzuziehen, darf in diesem Zusammenhange nicht verschwiegen werden.

Bei der Zusammenkunft des österreichisch-ungarischen Ministers des Aeußeren, Grafen Goluchowski, mit den leitenden deutschen Staatsmännern sind jedenfalls auch die Italien betreffenden Vorgänge der jüngsten Zeit erörtert worden. Bestand aber bereits vor dem Eintreffen des Grafen Goluchowski in Berlin Uebereinstimmung in Bezug auf alle den Dreibund berührenden Punkte, so ist diese durch die Besprechungen mit dem deutschen Reichskanzler, Fürsten zu Hohenlohe, und mit dem Staatssecretär im Auswärtigen Amte, Freiherrn von Marschall, noch befestigt worden. Von Neuem zeigte sich auch, daß das europäische Friedensbündniß diese Bezeichnung in der That verdient und gegen keine der Mächte, die ihm nicht unmittelbar angehören, seine Spitze richtet.

Literarische Rundschau.

Auf den Pfaden Homer's.

[Nachdruck untersagt.]

1. Troja 1893. Bericht über die im Jahre 1893 veranstalteten Ausgrabungen. Von Wilhelm Dörpfeld. Unter Mitwirkung von Alfred Brückner, Max Weigel und Wilhelm Wilberg. Mit 2 Plänen und 83 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1894.
2. Geschichte der griechischen Plastik. Von Maxime Collignon. Ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Eduard Thrämer. Erster Band. Erste Lieferung. Mit 56 Abbildungen. Straßburg, K. J. Trübner. 1895.
3. Die Paläste des Homerischen Epos mit Rücksicht auf die Ausgrabungen Heinrich Schliemann's. Von Dr. D. Joseph. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 2 Tafeln. Berlin, G. Siemens. 1895.

Für das Verständniß Homer's hat die Vorschrift, „in Dichters Lande" zu gehen, unserer Ueberzeugung nach doppelte Geltung. Nur wird sie auf den directen Wegen noch nicht sogleich erfüllt sein. Wohl lächelt die Sonne Homer's auch heute noch jeder Zeit Jedem, der den classischen Boden betritt; dieselben Gestade und Eilande spiegeln sich in demselben Meer; dem offenen Sinn werden hundert poetische Bilder lebendig. Aber die Empfänglichkeit für das, was unmittelbar vor Augen steht, führt doch nur in das Vorland der Dichtung. Auf ihrem eigentlichen Gebiete haben sich die Culturen und Katastrophen wechselvoller Jahrtausende ausgebreitet. Erst seitdem es dem energischen Tiefensinn eines Schliemann gelungen ist, die Decke der späteren Schichtungen an entscheidenden Stellen zu lüften, war zunächst wenigstens dem Alterthumsforscher ein intimerer Einblick in jene längst vergangene Wirklichkeit vergönnt.

Es ist nicht anders. Erst der Gelehrte ebnet heute den Weg zur eigentlichen Homerischen Welt. Aber er ladet immer weitere Kreise zum Mitgehen ein. Auch die hier empfohlenen Schriften, wiewohl wissenschaftlicher Natur, wenden sich an ein größeres Publicum. Gemeinsam ist ihnen noch, daß sie (als Fortsetzungen, Uebertragungen, Neuauflagen) durch frühere Erfolge gleichsam bereits legitimirt sind.

„Troja" will freilich zunächst nichts Anderes bieten als einen fachmännischen Bericht über die Ausgrabungen vom Jahre 1893 (denen wir übrigens, als ergänzend und das Gewonnene lediglich bestätigend, gleich diejenigen von 1894 anreihen können; vergl. „Mittheilungen des kaiserl. deutschen archäologischen Instituts", Bd. XIX, S. 380 ff.). Aber die Resultate derselben, in schlichter Form vorgetragen, erscheinen ganz besonders geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erwecken und Gemeingut zu werden.

Die eigentlich entscheidende und wahrhaft überraschende Wendung der Untersuchungen dieser letzten beiden Jahre liegt in der Thatsache, daß das Homerische

Troja überhaupt noch zu entdecken war und wirklich jetzt erst entdeckt worden ist! Seit fast zwanzig Jahren war der unermüdliche Schliemann immer wieder in den „neuen Kampf um Ilios" zu Felde gezogen! Nicht weniger als sieben „Städte", schichtenweise übereinander gelagerte Ansiedlungen, hatte er entdeckt, so viele, als einst in der griechischen Welt um die Ehre sich stritten, Homer's Geburtsort zu sein! Von jenen galt ihm zuletzt „die dritte, oder verbrannte Stadt" für das wahre Troja, die Residenz des Priamos. Nun stellt sich heraus, daß vielmehr erst eine sechste Siedlungsschicht (von unten gerechnet — ihre Zahl hatte sich bei schärferer Beobachtung nachträglich auf neun bis zehn erhöht —) vermöge ihrer gewaltigen Quadermauern und Thoranlagen, ihrer Hausreste und sonstigen Fundobjecte einzig und allein jenen Anlagen der in Griechenland bereits wohlbekannten heroischen Epoche entspricht, auf welche sich die Gesänge Homer's beziehen. Und von dieser „sechsten Stadt" hat Schliemann selber nichts gesehen! Er hatte ihre Befestigungen unter dem Schutt seiner, an die Peripherie des Hügels geworfenen Erdmassen, nur noch tiefer begraben. Er hat seine Stätte der Verheißung wohl betreten, aber in ihrer greifbaren Wirklichkeit nicht erschaut.

Heute unterscheiden wir nun auf jenem Flachberge Hissarlik zu unterst eine allerälteste Periode, die spätestens mit dem dritten vorchristlichen Jahrtausend begann und in der „zweiten Stadt" etwa um 2000 v. Chr. ihre höchste Blüthe erlebte; darauf, nach längerem Verfall (dritte bis fünfte Ansiedlung), die „mykenische Stadt", den historischen Kern der Ilias, mit mächtigem Burgringe und stattlichen, nach der Mitte zu einst terrassenartig ansteigenden Gebäuden. Die darauf folgenden Spuren weit ärmlicherer Niederlassungen bestätigen, daß auch diese Anlage, wie die „zweite, verbrannte Stadt", einer Katastrophe anheimgefallen ist, ohne Zweifel dem Ereigniß, welches der Ausgangspunkt für die trojanische Sage darbot. Zugleich bezeichnen die „siebente und achte Stadt" in der gesammten Cultur einen Rückschritt, eine Unterbindung der früheren, glänzenden Beziehungen, so daß man sogar an fremde Eindringlinge gedacht hat. Erst in hellenistischer Zeit, unter makedonischen Königen und dann unter den Römern erlebte Troja eine künstliche Wiedergeburt, die es seinem alten Dichterruhm und insbesondere der römischen Legende vom „Urvater Aeneas" verdankte.

So gibt der Boden von Troja, einem aufgeschlagenen Buche gleich, heute Auskunft über tausendjährige Entwicklungen. Durch beharrliche und methodische Fragestellung hat ihn die Alterthumsforschung sich zuletzt endgültig angeeignet. Für sie wurde er, auch abgesehen von der klangvollen Bedeutung der Oertlichkeit, zu einem der denkwürdigsten Schauplätze des wissenschaftlichen Experiments.

Von Collignon's Werk liegt uns das erste Fünftel in der Uebertragung vor. Wir Deutsche besitzen freilich aus der Feder Johannes Overbeck's unter gleichem Titel ein Buch, dessen Verbreitung schon durch das Erscheinen der vierten Auflage hinreichend gekennzeichnet wird. Immerhin kann daneben das Bedürfniß nach einem handlichen, frisch und aus einem Guß entworfenen Werke desselben Stoffes zugestanden werden. Collignon's Arbeit hält zweifellos die rechte Mitte, ist geschmackvoll und fleißig durchgeführt und mit geschickter Auswahl reich illustrirt, ohne dadurch besonders kostspielig zu werden. Thrämer's Uebersetzung ist eine wirkliche Verdeutschung, während seine Anmerkungen nicht nur die seither hinzugewachsene Literatur nachtragen, sondern auch den Stand der Fragen, wo er sich etwa verschoben hatte, sorgsam zurechtrücken und gelegentlich zu fördern suchen.

Unsere erste Lieferung umfaßt die „prähistorische" Epoche, das Homerische Zeitalter und die ersten Ansätze zur specifisch hellenischen Plastik, dem jüngstgeborenen Kinde der griechischen bildenden Kunst. Zu Anbeginn haben wir es nur mit Erzeugnissen der decorativen, kunstindustriellen Thätigkeit zu thun. Aber sie bereiten den Boden für die Entwicklung des plastischen Sinnes der Griechen und werden daher auch von Collignon mit Recht an die Spitze seiner Betrachtungen gestellt.

Auf dem allerältesten Gebiete, in welches wir erst durch Schliemann's Entdeckungen seit der Mitte der siebziger Jahre unmittelbaren Einblick gewonnen haben, bewegen sich ja jetzt in immer gedrängterer Folge die Versuche der Historiker, Archäologen, Anthropologen und Anderer mehr. Spiegelt sich auch in jedem selbstständigen Forscher das Bild jener Frühcultur ein wenig anders, so hat sich doch, etwa seit Schuchhardt's Schrift über „Schliemann's Ausgrabungen", eine gewisse Durchschnittscharakteristik heraus gebildet, von der auch diejenige Collignon's nicht erheblich abweicht. Sie zeichnet sich indeß aus durch klare Disposition, sowie durch richtiges Gefühl für das Unsichere und demgemäß durch besonnene Zurückhaltung.

Die alterthümlichsten Zeugen der „ägäischen" Periode finden sich in Troja und auf Cypern, die nächstverwandten namentlich auf den Inseln des ägäischen Meeres. Die Einflüsse Chaldäa's und des semitischen Vorderasiens werden immerhin maßvoll betont. Sie würden noch mehr zurücktreten, wenn der Herr Verfasser die dieser Epoche mit der europäischen Kupfer- und Bronzezeit principiell gemeinsamen Grundlagen überhaupt ins Auge gefaßt hätte. Die darauf folgende „heroische" oder „mykenische" Cultur ist im Wesentlichen nichts Anderes als eine glänzende Fortentwicklung eben dieser Anfänge. Mit dem sehr richtigen Schlußurtheile (S. 56 ff.), daß „die mykenische Kunst allen diesen verschiedenen Elementen den Charakter wirklicher Einheit" zu verleihen wußte und „ihnen ihren eigenen Stempel" aufgeprägt hat, steht nur der Versuch nicht recht im Einklange, einige der hervorragendsten Fundobjecte (die eingelegten Dolchklingen, die meisten goldenen Ringe, die Gemmen) als „phönikischen" Import zu erweisen, während andere nicht minder kunstfertige, ja zum Theil noch bedeutendere Leistungen (z. B. die Becher von Vaphio, der größte Goldring) als einheimisches Fabrikat anerkannt werden. In der That läßt sich eine solche Scheidung nicht aufrecht erhalten.

Als „Träger" dieser Cultur bezeichnet man jetzt mit Vorliebe (und so auch Collignon) „die Achäer". Leider besagt der Homerische Name nicht viel. Er ist als Volksbegriff zu eng und vermöchte höchstens einen Ausläufer der gesammten Entwicklung zu repräsentiren. — Auf das Zeitalter der Homerischen Sage folgt, getrennt durch die Stürme der „dorischen Wanderung", dasjenige der Homerischen Gesänge. Leider verfügen wir für das Kunstvermögen derselben auf unserem Gebiete nicht entfernt über die gleiche Fülle authentischen Materials. Relativ genommen bezeichnet es, wie auch Collignon erkennt, einen Rückschritt, wobei der Einfluß des Auslandes (diesmal wirklich der Phöniker) vorübergehend entschieden an Boden gewann. Daneben kamen aber auch nationale, rückständig gewordene Decorationsformen zu neuer Geltung. — Wie allmälig durch Vermischung und Ausgleich so mannigfacher Sonderströmungen die eigentliche hellenische Monumentalkunst erwuchs, beginnen erst die letzten Seiten des vorliegenden Collignon'schen Heftes darzustellen; daher durften wir es, seinem Hauptinhalte nach, als einen instructiven, für eine allgemeine Uebersicht empfehlenswerthen Beitrag den Arbeiten über Homerische und vor-Homerische Cultur zugesellen[1]).

Joseph's anspruchslose Schrift hat sich, wie schon die Neuauflage beweist, durch eine Fülle gleichartiger Literatur hindurch Bahn zu schaffen gewußt, wiewohl sie keineswegs in allzu bequemer, populärer Form auftritt. Diese Eigenschaft erweckt zugleich ein günstiges Vorurtheil für den neuzeitlichen Bildungseifer. Man

[1]) Inzwischen sind, mit der zweiten und dritten Lieferung, drei Fünftel des ersten Bandes erschienen. Die Fortsetzung behandelt den auf dem Humus der alten Culturen triebkräftig empor wachsenden „Archaismus" der griechischen Plastik. Die Vorzüge, denen diese Epoche selber ihren Reiz verdankt: das Organische, Durchsichtige, Strebsame der Entwicklung, den Einsatz besten Könnens, frische und liebevolle Behandlung des Einzelnen, möchte man auch vorliegender Darstellung derselben nachrühmen. Auf außergewöhnlich guter Höhe halten sich, wie nochmals hervorgehoben werden mag, auch die Abbildungen nach Auswahl, Ausführung und Reichhaltigkeit. Der erste Band wird deren im Text 278, dazu 12 Tafeln in Chromolithographie oder Heliogravüre bringen.

will offenbar keine fertig ausgesonnenen Doctrinen, sondern die Thatsachen selber in die Hand nehmen und zu eigenem Urtheil verknüpfen. Auch die äußere Anordnung des Stoffes, welche darauf verzichtete, ein organisches Gesammtbild zu entwerfen, um dafür alle Theile und Einrichtungen des Homerischen Palastes, von der äußersten Umfassungsmauer beginnend, in siebenunddreißig Abschnitten aneinander zu reihen, hat sich immerhin als praktisch und willkommen erwiesen. Findet man doch so über jeden Punkt, insbesondere auch über die antike und moderne Literatur, am bequemsten die erwünschte Auskunft beisammen. Nicht minder fördert das kleine Werk die Selbständigkeit des Lesers durch oft recht geduldige Discussion der älteren und neueren Theorien (die den Kreislauf der möglichen Irrthümer wohl so ziemlich durchmessen haben dürften). Den eigenen, besonnenen Entscheidungen des Verfassers dürfen wir meistens zustimmen. — Da ihm schon die Anlage des deutschen, besonders des lothringischen Bauernhauses Stoff zur Belehrung gibt (S. 8), so möchte man um so mehr bedauern, daß ihm die Bekanntschaft mit dem heutigen griechischen Gehöfte bisher versagt war; er würde daran nicht nur die typische Umfriedigung (Herkos), die „glatten Steine", die Rudimente der Hofhalle (Aithusa) wieder finden, sondern vermuthlich auch die „Tholos" mit dem in der Ecke des Hofes freistehenden, kegelförmigen Backofen zu identificiren geneigt sein.

Vor Schnitzern wie: die Prodomos (S. 31, 33), die Lithos (S. 27) hätten den Herrn Verfasser, der selber Architekt ist, wohl seine gelehrten Rathgeber bewahren können, deren er in der Einleitung mehrere aufführt.

A. Milchhoefer.

q δ. **Galiani's Dialoge über den Getreidehandel** (1770). Mit einer Biographie Galiani's herausgegeben von Dr. Franz Blei. (Berner Beiträge zur Geschichte der Nationalökonomie. Nr. 6. Herausgegeben von August Oncken.) Bern, Druck und Verlag von K. J. Wyß. 1895.

Es ist sehr dankenswerth, daß Galiani's einmal wieder gedacht wird — dieses halb Italien, halb Frankreich zugehörigen echten Mannes aus dem achtzehnten Jahrhundert, des geistreichen Causeurs, des wissenschaftlichen Querkopfes, des Gegners der physiokratischen Oekonomistenschule, der die Einwände gegen die radicale Doctrin dieser neuen Lehre unter Anderem auf Anschauungen stützte, die man nachmals als die eigenthümlichen Einsichten der deutschen historischen Schule ansah — nämlich, daß für verschiedene Länder, Völker, Zeiten verschiedene Maßregeln der Gesetzgebung angemessen seien. Seine volkswirthschaftliche Hauptschrift, in der er diese Anschauung entwickelt, die Gespräche über den Getreidehandel, sind in dem vorliegenden Buche gut übersetzt. Die Form des Gespräches ist uns für den Zweck eines wissenschaftlichen Buches ebenso fremdartig, wie sie den Gewohnheiten Galiani's in hervorragendem Grade entsprach. — Eine sachkundige Biographie leitet die Uebersetzung ein. Neben mancher Literatur, die dabei berücksichtigt worden ist, hätte etwa auch Justi's Winckelmann herangezogen werden können, allerdings nicht um den Ruhm Galiani's zu erhöhen, wohl aber um die Kritik zu vervollständigen.

γ. **La domination française en Belgique** (1795—1814). Par L. de Lanzac de Laborie. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1895.

Albert Sorel hat den Ausspruch gethan, daß die Verwaltung des Consulats und des Kaiserreichs ebenso interessant zu untersuchen wäre, als sie bis jetzt thatsächlich ununtersucht und unbekannt sei, und hat damit den Verfasser des oben genannten Buches auf seinen Stoff hingelenkt. Herr de Lanzac de Laborie geht darauf aus, an einer Provinz nachzuweisen, wie eigentlich die Napoleonische Regierung ihre Aufgabe auffaßte und durchführte, und da unter dem Directorium immerhin der Grund für die Arbeit des Consulats und Kaiserthums gelegt wurde, so beginnt er seine vornehmlich auf die Urkunden des „Nationalarchivs" gestützte Darstellung mit dem Beschluß des Convents vom 1. October 1795, der die Einverleibung Belgiens in Frankreich aussprach. Es ist von Interesse, zu hören, daß Angesichts der Thatsache, daß die Einverleibung weder auf Grund eines Vertrages mit den bisherigen Besitzern, noch auf Grund des Begehrens der Mehrheit der Bevölkerung erfolgen konnte, der Berichterstatter Merlin von Douai kaltblütig den Satz aufstellte: „Die Republik kann und darf alle Länder, die ihr anstehen (qui seraient à sa convenance), erobern oder erwerben, ohne daß sie die Einwohner befragen muß." Die Anwendung dieses Satzes auf einen anderen Fall, der den Franzosen weniger passen wird, liegt nahe. Das Land wurde in neun Departements eingetheilt, und alsbald wurden sämmtliche französischen Gesetze in Kraft gesetzt, woraus natürlich eine unendliche Verwirrung aller Verhältnisse sich ergab. Kein Wunder, daß das Volk, das unter diesem heftigen Regiment schwer litt, sich mit der Zugehörigkeit zu Frankreich nicht befreunden konnte, obwohl bekanntermaßen von Anhänglichkeit an Oesterreich keine Rede gewesen war und also der Uebergang in ein anderes Staatswesen an sich keinen Schwierigkeiten begegnete. Der Verfasser des Buches gesteht ohne Weiteres zu, daß das ganze französische Regiment in Belgien gründlich scheiterte, daß die „Eroberung der Seelen" nach zwanzig Jahren noch nicht gelungen war, ja daß die Unzufriedenheit 1814 größer war als jemals früher. Die systematische Centralisation, die von Paris ausging, war den Belgiern in der Seele zuwider, und die Mißachtung ihrer religiösen Gefühle that das Uebrige, um sie mit Haß gegen Frankreich zu erfüllen. Uns scheint, als ob diese Ergebnisse der tüchtigen Studien de Lanzac's auch für die Erkenntniß des gegenwärtigen Verhältnisses zwischen Belgien und Frankreich nicht uninteressant seien.

q δ. **Das Deutschthum in Elsaß-Lothringen** (1870—1895). Rückblick und Betrachtungen von einem Deutsch-Nationalen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1895.

Nach einem Vierteljahrhundert der Zugehörigkeit von Elsaß-Lothringen zum Deutschen Reiche ist ein Ueberblick und Rückblick willkommen, der die Entwicklung der inneren Zugehörigkeit des Reichslandes zum Reiche darstellt. Der sich nicht nennende Verfasser lebt seit Jahren im Reichslande, hat auch in Frankreich gelebt. Er redet wie eine Persönlichkeit, die mitten in den Verhältnissen steht, von denen sie berichtet. Einer historischen Einleitung, welche die Wandlungen des Deutschthums in den voraufgegangenen Jahrhunderten bis herab zum Jahre 1870 verfolgt, schließt sich capitelweise die Periode von 1870—1895 an, unter Wiedergabe der hauptsächlichen staats- und verwaltungsrechtlichen Actenstücke, welche mit der Eroberung und der Neueinrichtung der Verwaltung verknüpft waren. Nicht gerade besonders anziehend geschrieben, auch mit mancherlei Wiederholungen belastet, ist die Schrift doch ein beachtenswerther Beitrag zur Kenntniß der heutigen Zustände und der ferneren Aussichten von Elsaß-Lothringen. Der Gesammteindruck ist aber ein ernüchternder, wenigstens für diejenigen Leser, welche hohe Erwartungen von den Fortschritten dieses Vierteljahrhunderts hegen. Und doch zeigt der Verfasser die unzweifelhaften Fortschritte, die gemacht sind, um darauf seine Hoffnungen für die Zukunft zu bauen. Gut Ding will Weile haben, meint er: wie sollte man nach der verhältnißmäßig kurzen Zeit der Zugehörigkeit nicht hoffen dürfen (trotz mancher betrübender Erscheinungen), daß sich eines Tages die Herzen aller Bewohner des Reichslandes ihren deutschen Stammesgenossen wieder zuwenden werden?

ρ. **Am Edderstrand.** Ein Sang aus dem Kattenland von Emilie Scheel. Kassel, Max Brunnemann. 1896.

Ein recht anmuthiges Gedicht, an welchem junge Herzen ihre Freude haben werden. Denn es ist aus einem reinen Empfinden hervorgegangen, und wenn ihm gleich der eigentliche Localton und die Zeitstimmung fehlen, so singt es dafür, in immer frischen Weisen, was keinem Wandel unterworfen ist, die Schönheit der Natur und das sich ewig gleichbleibende Sehnen, Lieben und Leiden der Menschenbrust. Auf dem Hintergrunde jenes Jahrhunderts, in welchem, den Kampf zwischen dem Heidenthum und dem Christenglauben entscheidend, Bonifacius siegreich auf hessischem Boden erscheint, entrollt sich die mannigfach verschlungene Handlung; ein wenig allzu gesittet im modernen Sinn mag der Herrenhof geschildert, ein wenig theatralisch der Ueberfall der Sorben in Scene gesetzt sein: aber es ist Leben in alledem, und höchst anschaulich heben sich aus den bewegten Massen die Gestalten der beiden Liebenden, Hilde und Walther, die durch Kascha's, der geraubten sorbischen Fürstentochter, Entsagung und Tod vereinigt werden. Sehr hübsch ist die Figur des Bruders Wicho, der einen früher begangenen Jagdfrevel als Einsiedler büßt, mit den Thieren des Waldes Gottesdienst hält und nachher fröhlich mit ihnen tafelt. Gegen den Wechsel der Versarten in den einzelnen Gesängen wäre wenig einzuwenden, da die Maße sich der Situation mit Verständniß anpassen; wohl aber hätten wir manchen Ausdruck, der aus der poetischen Sprache herausfällt, und manches Flickwort weggewünscht. Als Erstlingsgabe jedoch darf der „Sang aus dem Kattenland" freundlicher Aufnahme gewiß sein, und nicht nur bei den Landsleuten der Dichterin, den Nachkommen der Katten, deren Tapferkeit und Treue hier gefeiert werden.

ρ. **Meyer's Conversations-Lexikon.** Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Achter bis zehnter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1895.

Mit jedem neuen Bande bestätigt Meyer's Conversationslexikon aufs Neue die hohe Meinung, die man von dem Reichthum seines Inhalts und der Gediegenheit seiner Ausstattung längst gehegt hat. Ein Werk, wie dieses, muß von großem Einfluß auf die weitesten Kreise sein, und der Kritik kann es daher nur Genugthuung gewähren, seine Vortrefflichkeit immer wieder anerkennen zu dürfen. Was an Wissen in diesen Bänden aufgehäuft ist, kann Der beurtheilen, der sie bei den verschiedensten Anlässen zu Rathe gezogen und ihre Information stets zuverlässig, die Literaturnachweise durchaus sicher gefunden hat. Auf allen Gebieten macht sich der Einfluß der Zeit unmittelbar geltend: in der Aufnahme der neugewonnenen Resultate der Wissenschaft, in der Darstellung der politisch hervortretenden Personen, Völker und Länder, in der Behandlung der Fragen, die das öffentliche Leben, die Literatur und Kunst betreffen. Namentlich in diesen ist die maßvolle Haltung hervorzuheben; wir verweisen auf Hellmalerei und Junges Deutschland. Desgleichen müssen wir die Behandlung so schwieriger Themata wie Kirche, Kirchenpolitik und Landwirthschaft rühmend hervorheben. Von den biographischen Artikeln sind die über Helmholtz und Ibsen von besonderem Interesse; unter den Karten verdienen an erster Stelle die von Japan und Korea, vom Kielerhafen und von Kleinasien als zeitgemäß genannt zu werden. Kurz, wo wir diese drei neuen Bände aufschlagen: sie rechtfertigen auf jeder Seite durch Text und Illustrationen den außerordentlichen Ruf und Erfolg, deren Meyer's Conversationslexikon sich erfreut.

ρ. **Heitere Erinnerungen.** Keine Biographie von Julius Stettenheim. Berlin, S. Fischer. 1896.

In einer Nachschrift zu diesen „Erinnerungen" glaubt der Verfasser sich deswegen entschuldigen zu müssen, daß der Titel nicht genau passe, daß nicht Alles, was darin erzählt, wirklich „heiter" sei. Doch wie wäre Julius Stettenheim der Humorist, den wir kennen, wenn er nicht diese Eigenschaft des Humors besäße, der mit dem einen Auge lacht, wenn er mit dem anderen weint? Auch ihm sind in einer langen Schriftstellerlaufbahn Enttäuschungen nicht erspart geblieben, haben nicht alle Hoffnungen sich erfüllt; aber das beneidenswerthe Temperament, das im Leben ihm darüber hinweggeholfen, verläßt ihn auch beim Rückblick nicht und weiß selbst dem trüben Tage noch ein letztes Lächeln abzugewinnen. Die schalkhafte Selbstironie, mit der seine populärste Figur, „Wippchen", sich und die Welt betrachtet, ist in gewissem Sinne typisch für ihren Schöpfer. Stettenheim ist ein unerreichter Virtuos darin, mit den Worten zu spielen und sie epigrammatisch zuzuspitzen: er trifft, aber er verletzt nicht. Was er vor Allem beabsichtigt und was ihm in hohem Maße gelungen, ist: uns eine frohe Stunde zu bereiten. Dieser Zug des Wohlwollens, der sich, wo von seiner Jugend, deren Freuden und Leiden die Rede ist, bis zur Pietät steigert, geht durch das Buch, das er „dem Andenken seiner geliebten Eltern" gewidmet hat. Mit Wärme der alten Freunde gedenkend, schildert er die berühmten Zeitgenossen, denen er in reiferen Jahren begegnet ist, mit jener glücklichen Unbefangenheit, die den Ernst und den Scherz mischt, deren muntere Weise jedoch niemals die Harmlosigkeit verleugnet. Vornehmlich das literarische und politische Berlin der sechziger und siebziger Jahre tritt uns aus diesen Blättern entgegen, allerdings nur unter dem Gesichtswinkel des Beobachters, dessen Beruf es war, seinen Witz an ihm zu üben. Aber zur Geschichte dieser Jahre hat auch Stettenheim's Feder beigetragen, und man wird es nicht vergessen, wie furchtlos er sie geführt, während er selbst immer der gute Kamerad geblieben ist, dem wir gern und dankbar die Hand drücken auch für dieses Buch. Es ist keine regelrechte Autobiographie, dafür aber auch frei von Selbstbespiegelung und reich an Anekdoten, welche zeigen, wie man sich die Zuneigung seiner Mitmenschen erwerben kann, ohne ihre kleinen Schwächen zu schonen oder die eigenen zu verheimlichen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 20. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aaurnd. — Der Storch. Komödie in drei Acten von Hans Aaurud. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe von Gustav Morgenstern. Leipzig, Emil Gräfe. 1896.

Achelis. — Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich dargestellt von Th. Achelis. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1896.

Armend's ausgewählte Romane. Lieferung 17 und 18. Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.

Aron. — Canada Transvaal dédie aux diplomatos français qui ont du bon sens. Avec une adresse en français à l'empereur d'Allemagne. Paris. 1896.

Benevento. — Sui trampoli. Ravenna. Tipografia Ravegnana. 1896.

Bierbaum. — Pankrazius Graunzer, der Weiberfeind. Von Otto Julius Bierbaum. Berlin, Verein für deutsches Schriftthum.

Brandes. — William Shakespeare. Von Georg Brandes. Siebente bis neunte Lieferung. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Bruck. — Neudeutschland und seine Pioniere. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage von Dr. jur. Felix Friedrich Bruck. Breslau, Wilhelm Koebner. 1896.

Bulling. — Die deutsche Frau und das bürgerliche Gesetzbuch. Von Carl Bulling. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1896.

Carreri. — Alcuni documenti importanti dei signori di Polcenigo. Venezia, Fratelli Visentini. 1893.

Carreri. — Elenco dei beni e diritti di Giovanni signore di Zuccola e di Spilimbergo. Trascritto del F. C. Carreri. Trieste, G. Caprin. 1895.

Carreri. — Regesti Friulani. Udine. Domenico del Bianco. 1895.

Carreri. — Spilimbergensia documenta ab a. 1200 usque ad a. 1420. Venezia, Fratelli Visentini. 1895.

Coppé. — Fünf Novellen. Von François Coppe. Illustrationen von Albrecht. Zweite Auflage. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Drachmann. — Tausend und eine Nacht. Drama in fünf Aufzügen von Holger Drachmann. Im Au trage des Verfasse.s besorgte deutsche Bühnenbearbeitung von Heinrich Zschaitg. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1896.

Dreger. — Die Berufswahl im Staatsdienste. Von A. Dreger. Fünfte Auflage. Dresden und Leipzig, C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung. 1896.

Feldmann. — Blüten und Früchte. Gedichte von Carl Feldmann. Dresden, Leipzig und Wien. 1895.

Finkelnburg. — Der Fall Weber-Andernach und seine Anwendung auf die Frage der Irrenrechts-Reform. Von Prof. Dr. Finkelnburg. Leipzig, Georg Thieme. 1895.

Gersdorff. — Buch der Lieder von Julius Gersdorff. Leipzig, im Selbstverlag. 1896.

Gildemeister. — Fiken Bolt. Plattdeutsche Dichtung von Karl Gildemeister. Hamburg, Gebrüder Lüdeking. 1896.

Gildemeister. — Ketelbeuters. Plattdütsche Gedichte von Karl Gildemeister. Hamburg, Gebrüder Lüdeking. 1896.

Gilly. — Fesseln. Roman. Von Alfred Gilly. Zwei Bände. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1896.

Goetze. — Die Sonne ist bewohnt. Ein Einblick in die Zustände im Universum von Carl Goetze. Berlin, Selbstverlag.

Graebke. — Prignitzer Kamellen und Hunnenbömer. Von Hermann Graebke. Zürich, Caesar Schmidt. 1896.

Grucker. — Lessing. Par Emile Grucker. Paris, Berger-Levrault et Cie. 1896.

Güttler. — Psychologie und Philosophie. Ein Wort zur Verständigung von Dr. C. Güttler. München, Piloty & Loehle. 1896.

Hansen. — Breviarium juridicum das ist zu Teutsch Juristen-Brevier. Ein newes Buch kurzweilig zu lesen und zu singen, mit vielen lieplichen carminibus auch nothwendigen Tractementen zur Welt gesetzt durch den Doctorem Juris utriusque A. Hansen. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1896.

Hehn. — Italien. Ansichten und Streiflichter von Victor Hehn. Fünfte Auflage. Mit Lebensnachrichten über den Verfasser. Berlin, Gebrüder Bornträger. 1896.

Hellgren. — Aus den Memoiren eines Laubfrosches. Von Olof Hellgren. Glarus und Leipzig, Schweizer Verlags-Anstalt (B. Vogel).

Heyse. — Einer von Hunderten. — Hochzeit auf Capri. Zwei Novellen von Paul Heyse. Illustrirt von Fritz Bergen. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Hirsch. — Die Entwicklung der Arbeiterberufsvereine in Grossbritannien und Deutschland. Von Dr. Max Hirsch. Berlin, Hermann Bahr's Buchhandlung. 1896.

Horst. — Die Apostelfürsten. Historischer Roman von Henning von Horst. Wismar. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1896.

Jastrow. — Die Stellung der Privatdozenten. Von Dr. J. Jastrow. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1896.

Join-Lambert. — Le mariage de madame Roland. Trois années de correspondance amoureuse. 1777—1780. Publié avec une introduction et des notes par A. Join-Lambert. Paris, Librairie Plon. 1896

Journal du maréchal de Castelane. Tome troisième. Paris, Librairie Plon.

Junker. — Ein allgemeines bibliographisches Repertorium und die erste internationale bibliographische Conferenz in Brüssel 1895. Von Carl Junker. Wien, Alfred Hölder. 1896.

Kempner-Hochstädt. — Medea. Modernes Schauspiel in vier Acten. Von Max Kempner-Hochstädt. Mit dem Porträt des Verfassers. Berlin, T. Trautwein'sche Buchhandlung. 1896.

Kinderfehler, Die. — Zeitschrift für Pädagogische Pathologie und Therapie in Haus, Schule und socialem Leben. Erster Jahrgang, erstes Heft. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1896.

Kirchbach. — Eginhardt und Emma. Schauspiel in fünf Aufzügen von Wolfgang Kirchbach Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1896.

Knackfuß. — Allgemeine Kunstgeschichte. In Verbindung mit Anderen von H. Knackfuß. Mit zahlreichen Abbildungen. Erste Abtheilung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1896.

Koenigsberger. — Hermann von Helmholtz's Untersuchungen über die Grundlagen der Mathematik und Mechanik von Dr. Leo Koenigsberger. Mit einem Bildniss Hermann von Helmholtz's. Leipzig, B. G. Teubner. 1896.

Kont. — La Hongrie littéraire et scientifique. Par J. Kont. Paris, Ernest Leroux. 1896.

Kropotkin. — Der Wohlstand für Alle. Von Peter Kropotkin, deutsch von B. K. Zürich, A. Sanftleben. 1896.

Krueger. — Ist Philosophie ohne Psychologie möglich? Eine Erwiderung von Felix Krueger. München, Theodor Ackermann. 1896.

Kunad. — Neue Dichtungen von Paul Kunad. Vierte Sammlung. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1896.

Lefranc. — Les dernières poésies de Marguerite de Navarre publiées pour la première fois. Avec une introduction et des notes par Abel Lefranc. Paris, Armand Colin & Cie,

Maeterlinck. Le Trésor des Humbles. Par Maurice Maeterlinck. Paris, Edition du Mercure de France. 1896.

Mannsfeld. — De Vageldeputatschon bi Bismarck. Sassenwalt-Idill von A. Mannsfeld. München, Friedrich Adolf Ackermann. 1896.

Maupassant. — Auf der Reise und andere Geschichten. Von Guy de Maupassant. Deutsch von M. Pannwitz. Illustrationen von Fritz Bergen. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Mémoires du général Cte. de Saint-Chamans, ancien aide de camp du maréchal Soult. Paris, Librairie Plon. 1896.

Mettig. — Geschichte der Stadt Riga. Von C. Mettig. Dritte Lieferung. Riga, Jonck & Poliewsky. 1895.

Meyer's Conversations-Lexikon. Fünfte, gänzlich neu bearbeitete Auf.age. Elfter Band. Langenbeck bis Mauri. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1896.

Michaelis. — Die Willensfreiheit. Von Dr. Paul Michaelis. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung. 1896.

Miller. — Stehendes Heer oder Miliz-Armee? Unter besonderer Berücksichtigung des Wehrwesens der Schweiz. Von Edmund Miller. Zürich, Th. Schröter. 1896

Müller-Guttenbrunn. — Der suspendirte Theaterdirector. Rede des Directors Müller-Guttenbrunn. Zweite Auflage. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1896.

Museum, Das. — Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst. Herausgegeben unter Mitwirkung von: Wilhelm Bode, Reinhard Kekulé v. Stradonitz, Woldemar v. Seidlitz und anderen Fachmännern. Erste Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Musset. — Wahre Liebe. Von Alfred de Musset. Illustrationen von Myrbach. Zweite Auflage. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Mylius. — Bienemann's Erben oder das geraubte Testament. Roman von Otfried Mylius. Heft 11—14. Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.

Naudé. — Die Getreidehandelspolitik der europäischen Staaten vom 13. bis zum 18. Jahrhundert, als Einleitung in die preußische Getreidehandelspolitik. Darstellung von W. Naudé. (Acta Borussica, erster Band.) Berlin, Paul Parey. 1896.

Nicolai. — Schuldig. Roman von R. E. Nicolai. Zwei Bände. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1896.

Passarge. — Aus fünfzig Jahren. Gedichte von L. Passarge. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1895.

Picot. — Der Kampf wider den Umsturz. Von Georges Picot. Aus dem Französischen übertragen von Eduard Goldbeck. Berlin, Fussinger's Buchhandlung. 1896.

Pierling. — La Russie et le Saint-Siège. Etudes diplomatiques par Le P. Pierling, S. J. I. Paris, Librairie Plon. 1896.

Przybyszewski. — Im Malstrom. Roman von Stanislaw Przybyszewski. Verein für deutsches Schriftthum. Berlin.

Rauscher. — Die Erzählung des Werksherrn. Von Ernst Rauscher. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1896.

Rein. — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. 17. und 18. Lieferung. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1895.

Reiser. — Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Dr. Karl Reiser. Viertes Heft. Kempten, Jos. Kösel.

Rückert. — Friedrich Rückert's Werke. Zweite bis sechste Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Ruland. — Riviera-Skizzen. Von Wilhelm Ruland. Glarus und Leipzig, Schweizer Verlagsanstalt (B. Vogel).

Salburg. — Ein Frühlings-Märchen. Von E. Salburg. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1896.

Sartorius. — Schattenbilder aus dem Reiche des Sonnenscheins von Benvenuto Sartorius (M. Willkomm-Schneider). Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1896.

Schenk. — Belehrungen über wirthschaftliche und gesellschaftliche Fragen auf fortschrittlicher Grundlage. Von Dr. K. Schenk. (In zwei Ausgaben: I. für die Hand des Lehrers, sowie zum Selbstunterricht. II. Schülerausgabe), Leipzig, B. G. Teubner. 1896.

Schultz. — Allgemeine Geschichte der bildenden Künste von Dr. Alwin Schultz. Siebente und achte Lieferung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Sep.-Cto. 1895/96.

Schwartzkopff. — Konnte Jesus irren? Unter dem geschichtlichen, dogmatischen und psychologischen Gesichtspunkte principiell beantwortet von Prof. Dr. Paul Schwartzkopff. Giessen, J. Richter'sche Buchhandlung. 1896.

Sflutschewsky. — Der Professor der Unsterblichkeit Eine Erzählung von Constantin Sflutschewsky. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Alexis Lupus. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Leipzig und St. Petersburg, Carl Ricker. 1896.

*** * *.** — Neujahr. Ein Spiegel der Zeit von * * *. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1896.

Stauffer. — Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhang der Kulturentwicklung. Von Albrecht Stauffer. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1896.

Stern. — Dagmar Lefseps und andere Gedichte. Von Maurice Reinhold von Stern. Mit dem Bilde des Verfassers. Dresden, Leipzig und Wien. E. Pierson. 1896.

Stern. — La vie de Mirabeau par Alfred Stern. I. Traduit de l'Allemand par MM. Lespès, Pasquet et Pierre Péret. II. Traduit de l'Allemand par M. H. Busson. Paris, Emile Bouillon. 1896.

Stettenheim. — Humoresken und Satiren. Von Julius Stettenheim. Berlin, Freund & Jedel. 1896.

Telmann. — Unter römischem Himmel. Roman von Konrad Telmann. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1996.

Tetzlaff. — Die Shakespeare-Bacon-Frage. In ihrer historischen Entwicklung bis zum heutigen Stande populär-wissenschaftlich dargestellt von A. Tetzlaff. Herausgegeben vom studentischen Shakespeare-Verein zu Halle a. S.

Tews. — Der preussische Volksschullehrerstand. Von F. Tews. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung (Hugo Anders).

Trausil. — Die Welt hinter den Coulissen. Indiscretionen aus dem Schauspielerleben von Max Trausil. Leipzig, A. Bleier. 1895.

Thalich. — Eine Reise nach dem Orient. Von Wilhelm Thalich. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1896.

Thirria. — Napoléon III avant l'empire. Par H. Thirria. Tome second. Paris, Librairie Plon. 1895.

Török. — Ein preisgekröntes Unicum. Kritisch beleuchtet von Prof. Arpád v. Török. Budapest, Patria Buchdruckerei A. G. 1896.

Vandal. — Napoléon et Alexandre Ier. L'alliance russe sous le premier empire. III. La rupture. Par Albert Vandal. Paris, Librairie Plon. 1896.

Vetter. — Die moderne Weltanschauung und der Mensch. Sechs öffentliche Vorträge von Benjamin Vetter. Mit einem Vorwort des Herrn Professor Dr. Ernst Haeckel in Jena. Zweite Auflage. Jena, Gustav Fischer. 1896.

Vocke. — Der deutsche Soldat im amerikanischen Bürgerkriege. Vortrag, gehalten von William Vocke. Chicago, Kölling & Klappenbach.

Vögtlin. — Heilige Menschen. Novellen von Adolf Vögtlin. Leipzig, H. Haessel. 1895.

Vormeng. — Auch dabei. Lieder aus der französischen Kriegs- und Occupationszeit 1870—1873 von Dr. Karl Vormeng. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Borstell & Reimarus. 1896.

Weinhold. — Zum Gedächtniss des 18. Januar 1871. Rede, bei der Erinnerungsfeier der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin am 18. Januar 1896 gehalten von Karl Weinhold. Berlin, Julius Becker.

Wichert. — Die Schwestern. Eine litauische Geschichte. Von Ernst Wichert. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1896.

Widmann. — 'Bin, der Schwärmer. Idyll von J. V. Widmann. Mit Zeichnungen von Fritz Widmann. Frauenfeld, J. Huber. 1896.

Widmer. — Unser Lebensgesetz. Von C. Widmer. Frauenfeld, J. Huber. 1896.

Winderlich. — Phryne. Ein Lied aus Alt-Hellas. Von Karl Winderlich. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1896.

Willmann. — Geschichte des Idealismus von Otto Willmann. In drei Bänden. Zweiter Band. Der Idealismus der Kirchenväter und der Realismus der Scholastiker. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1896.

Winter-Wünsche. — Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. Eine prosaische und poetische Anthologie mit biographischen und literargeschichtlichen Einleitungen herausgegeben von J. Winter & August Wünsche. 25. (Schluss-)Lieferung. Trier, Sigmund Mayer. 1896.

Zimmermann. — Bosheit oder Unkenntniß? Eine Entgegnung auf die beiden Flugschriften des ehemaligen bayrischen Premier-Lieutenants Rud. Krafft „Glänzendes Elend" und „Kasernen-Elend" von Max Zimmermann. Berlin, Fußinger's Buchhandlung. 1896.

Zitelmann. — Die Gefahren des bürgerlichen Gesetzbuches für die Rechtswissenschaft. Rede von Ernst Zitelmann. Bonn, Röhrscheid & Ebbecke. 1896.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Pactow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Einklang.

Von

Anselm Heine.

[Nachdruck untersagt.]

Nein, wozu sich Illusionen machen? Mit seiner Künstlerlaufbahn war es zu Ende!

Henrik Gade ließ die Geige sinken und blieb mitten im Zimmer stehen, wie überwältigt von dieser dumpfen, unfaßbaren, unmöglichen Wirklichkeit. Bis jetzt war er immer noch ein wenig darüber hinweg getändelt; an eine ernstliche Gefahr zu glauben hatte er sich nie entschließen können. Nur gelegentlich, auf seinen Concertreisen, consultirte er wohl einmal die europäischen Berühmtheiten. Sein Petersburger Arzt hatte ihn nach dem Kaukasus geschickt, der Pariser Nervenprofessor sprach von den Bädern der Pyrenäen, in Christiania hatte man ihn massirt, in Wien elektrisirt, aber es war nur schlimmer und schlimmer geworden. Heute, hier in Berlin, hatte man es ihm unverhohlen ausgesprochen, seine linke Hand könne nie wieder ihre frühere Beweglichkeit zurück erhalten, die durch Ueberanstrengung hervorgerufene Erschlaffung der Muskeln und Bänder sei nicht mehr zu heben.

Damit war sein Todesurtheil gesprochen. Soeben hatte er wieder einen Versuch gemacht. Anfangs, ja, da war Alles gegangen wie sonst. Da hatte er geschwelgt in diesen kleinen nervösen Tonschattirungen, die er herauszuarbeiten verstand wie kein Anderer. Da hatte er sich hineingerissen gefühlt in die capriciöse prickelnde Tollheit seiner Cadenzen. Aber dann kam eine unbequeme Lage, hier wieder eine Reihe von Doppelgriffen; und dazu seine berühmten rasenden Tempi, die die Schwierigkeiten noch verstärkten. Ja, wenn man abändern wollte, umsetzen, auslassen; aber daran war nicht zu denken. Der „norwegische Hexenmeister", der „Rattenfänger von Bergen" und vernünftige Compromisse? Ein müdes Lächeln ging über sein Gesicht. Er schien in diesem Augenblick ein völlig Anderer als jener Henrik Gade, den man aus dem Concertsaal kannte.

Dort hatte er etwas Uebermüthiges in seinem Lächeln, sein Blick war glänzend und flüchtig, seine Bewegungen voll rhythmischer Kraft.

Aber auch so, wie er jetzt dastand, in sich versunken und gleichsam verblaßt, war er eine anziehende Erscheinung. Groß und geschmeidig, mit schräg abfallenden Schultern, langem Halse, langen Händen und Füßen. Sein Kopf war ein wenig vorgeneigt, so daß das schwere blonde Haar in die Stirne fiel. Darunter ein paar feine, dunkle Brauenstriche, Augen von einem hellen, intensiven Blau, ein Schnurrbart, der über der Oberlippe ganz kurz geschnitten war, und ein festes, längliches Kinn. Alles in Allem ein Mann, an dem man nicht leicht vorbei sah.

Langsam ging er jetzt zum Tische, hob gewohnheitsmäßig, ohne viel daran zu denken, die gestickten Decken des Geigenkastens in die Höhe und bettete das Instrument hinein. Dann schloß er den Deckel. Einen Augenblick blieb sein Blick auf dem länglichen schwarzen Kasten haften. Glich er nicht einem Sarge? Nie früher war ihm das eingefallen. Aber heute freilich, heute!

Er war unfähig, darüber hinaus zu denken. Und doch mußte er das thun. Er mußte versuchen, sich eine Vorstellung davon zu machen, was nun aus ihm werden solle.

Während er auf dem Sopha lag und eine Cigarrette nach der andern rauchte, durchlief er in Gedanken sein ganzes bisheriges Leben. War denn von all' diesem bunten Reichthum nichts zurückgeblieben, das ihm als Stütze dienen konnte? Er dachte an seine vielen Bewunderer, an seine Freunde, seine ausgebreiteten Verbindungen. Auch seine eigenen mannigfachen Talente fielen ihm ein, auf die er immer ein bißchen stolz gewesen war; aber alles das lag vor ihm farblos und fern, wie unter einem grauen Nebelhimmel ohne Horizont und Leitstern. Soweit er auch zurückging in seiner Erinnerung — Nichts, was ihm eigen war. Selbst seine Musik schien ihm nun etwas Fremdes, Angelerntes.

Wenn er recht darüber nachdachte, war er nur durch einen kindlichen Ehrgeiz zur Wahl seines Berufes geführt worden. Er entsann sich noch gut des entscheidenden Abends.

Es war in seinem Elternhause, Ole Bull geigte, und seine Mutter, eine brillante Clavierspielerin, begleitete.

Henrik selbst war damals erst sechs Jahre alt und hörte seinen berühmten Landsmann zum ersten Male.

Weit mehr als der Vortrag selbst ergriff den Knaben die andächtige Bewunderung, die er in allen Blicken las. Es machte einen tiefen Eindruck auf ihn, daß alle Diejenigen, die er bisher als Höchste betrachtet hatte, sich dem Künstler so unbedingt unterordneten, und mit Andacht betrachtete er den unscheinbaren Geigenbogen, der solche Macht verlieh.

Seit jenem Abend war es das Ziel seiner Wünsche, die Geheimnisse dieses Zauberstockes kennen zu lernen.

War dieser Umweg nicht bereits ein Zeichen für die mehr receptive Art seiner Begabung? Er zog nachdenklich ein paar tiefe Züge aus seiner Cigarrette. Wie das Alles jetzt zusammenhängend vor ihm lag — das, was er sein Leben genannt hatte!

Als er elf Jahre alt war, wurde Ole Bull sein Lehrer. Von ihm lernte er die graciöse Sicherheit, mit der er scheinbare Unmöglichkeiten in klingende Tropfen, leuchtende Perlen und weiche, zitternde Wellen verwandelte. Von ihm aber auch die Sucht nach bizarren Effecten.

Oder begegneten sich darin ihre Naturen? Mit sechzehn Jahren begann Henrik seine Virtuosenlaufbahn. Sein Vater hatte durch unglückliche Handelsspeculationen sein ganzes Vermögen verloren. Henrik sollte nun Geld erwerben. Und das that er.

Damals lag die Welt vor ihm wie ein blühender Garten, dessen Rosen und dessen kommende Früchte ihm alle entgegen wuchsen. Von Land zu Land ist er gezogen mit tönenden Saiten und aufmerksamen Sinnen, immer auf dem Beifall des Publicums balancirend. Wohin er kam, war er der Liebling der Frauen. Aber schon früh hinderte ihn die eigenthümlich kritische Anlage seines Charakters daran, unbefangen zu genießen, sich gleiten zu lassen.

Es wurde ihm zum Sport, alle Erscheinungen des Lebens in eine principielle Form zu bringen. Mitten im Erlebniß wurde er objectiv.

Das entblätterte ihm jede Freude.

Die Wellen, die er schöpfen wollte, wichen vor ihm zurück, und sein Faß blieb leer.

Und mit den realen Reichthümern ging es ihm ebenso. Große Summen glitten ihm durch die Hände, ohne daß er Genüsse dafür eingetauscht hatte. Er schöpfte, schöpfte — und sein Faß blieb leer.

Man hielt ihn für blasirt, für hochmüthig. Und doch gab es vielleicht keinen Menschen, der so abhängig war von seinen Nebenmenschen wie Henrik Gade. Er bedurfte einer gewissen Beifallswärme, um seine Gaben zu entwickeln. Er wollte verstanden werden, gelobt für jeden Fortschritt, den er gewann; einen Anderen bereichern mit der Anstrengung, die er machte, und durch dessen Ermunterung wieder bereichert werden. Bis jetzt hatte er das Publicum gehabt. Aber nun?

Welcher neue Beruf konnte ihm das bieten? Und wieder begann er den Kreislauf seiner Pläne.

Ob er Schriftsteller werden sollte? Er hatte Talent zum Schreiben. Seine Beobachtungsgabe war scharf, sein Stil pikant und fesselnd. Ab und zu hatte er wohl schon ein kleines Essay verfaßt, Künstlerbegegnungen, Reiseerlebnisse. Aber seine Leistungen hierin waren doch nur ein Schaffen aus zweiter Hand gewesen. Zu eigener Production fehlte es ihm an saftiger Gestaltungskraft. Und woher neue Stoffe nehmen, jetzt da sein Leben voraussichtlich nicht mehr so voll Abwechslung sein würde wie früher?

Nun dachte er wieder daran, zu componiren. Das würde ihm eine Thätigkeit geben innerhalb seiner Kunst.

Bis jetzt hatte er noch wenig herausgebracht. Als junger Mensch eine brave Sonate, später einige geistreiche Etüden, ein paar Lieder mit dem Text eines französischen Symbolisten, das war Alles.

Einmal freilich, einmal hatte er noch Etwas componirt, ein Notturno — „alla morte“ hatte er's genannt — eine Art Hymnus, ein Gesang ohne

Worte, eine düstere Huldigung dem Tode. Das war in Bergen gewesen, als seine Mutter starb. Und in aller Trauer hatte er es als einen Genuß empfunden, solchen Schaffens fähig zu sein. So complicirt vollzog sich das Einfachste in ihm.

Jetzt sollte das Notturno gedruckt werden. Eine Zeitschrift für moderne Künste hatte es zur Veröffentlichung erworben.

Ja, wenn er mehr in dieser Art schreiben könnte! Aber wie sollte er auf eine Fähigkeit bauen, die nur unter den stärksten Gemüthserschütterungen flüssig wurde? Alle seine Talente waren ja nichts Anderes als ein Product des Verstandes und der Erregung. Wie oft hatte er jene reichen, gesättigten Naturen beneidet, die, aus verborgenen Quellen gespeist, immer nur von ihrer Fülle weiterzugeben trachten! Aber so war es nicht mit ihm.

Es war von Anfang an eine gewisse Müdigkeit in seinem Blute gewesen, jene Müdigkeit, die der geringste Reiz zu ekstatischer Anstrengung aufstachelt.

Auch in seinem Vortrage hatte sich das bemerklich gemacht. Plötzliche Uebergänge von der müden Verfeinerung abgedämpfter Wirkungen zu erhitzter, athemloser Phantastik.

Bisher war ihm das nie recht zum Bewußtsein gekommen, aber heute fühlte er sich unbefriedigt und hülflos.

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach seine trüben Betrachtungen. Ein Kellner brachte Briefe und Zeitungen. Mehrere Stadtbriefe, Gesellschaftseinladungen, die er ohne Weiteres in den Papierkorb warf. Man war es gewöhnt, daß er dergleichen nicht beantwortete und je nach Laune kam oder ausblieb. Eine der Karten hielt er einen Augenblick lächelnd in der Hand. Sollte er sich entschließen, zu heirathen? Reich zu heirathen? Die junge Wittwe, die ihn so dringlich um seinen Besuch bat, war reich, hübsch, sanft, liebenswürdig, und sie vergötterte ihn! Aber sich um des Geldes willen an eine Gleichgültige fesseln? Unmöglich! In weitem Bogen flog die Karte zu den anderen. Nun öffnete er die übrigen Briefe. Ein Schreiben aus Petersburg. Die Anfrage wegen des üblichen Frühlingsconcertes, dann ein Briefchen der Sängerin Sigrid Arnoldson. Sie schlug ihm eine gemeinschaftliche Tournée in Amerika vor. Und hier — nun das hatte gerade noch gefehlt! Die Amati wurde ihm angeboten, die Amati, mit deren Besitzer er seit Jahren vergeblich in Unterhandlungen stand! Das Blut stieg ihm ins Gesicht. War das nicht eine Tücke des Schicksals? Gleich darauf aber lächelte er wieder sein müdes, ironisches Lächeln. Jetzt lernte er eben das andere Gesicht des Lebens kennen, das „Salomegesicht", wie er es mit einer Reminiscenz an Max Klinger's lüstern-grausame Frauengestalt nannte.

Ja, so war es. Gerade so! Ein schadenfroher blutgieriger Dämon.

Die Vorstellung gab ihm fast eine ästhetische Befriedigung.

Einige Stunden später erschien ihm das Leben nicht mehr düster.

Mißmuthig, nur um sich zu zerstreuen, war er ausgegangen. Einige Porträts in Ultramarin und Himbeerfarben, die am Fenster eines Kunst-

salons aushingen, hatten ihn angelockt. Vielleicht gab es da drinnen Etwas, das ihn humoristisch stimmte.

Aber es war nichts. Die meisten Bilder kannte er schon aus Paris und München. Nichts, was ihn interessirte.

Im Vorbeigehen fiel ihm ein Bild auf, weil es zwei Geigende darstellte. Er trat näher, um zu controliren, ob die Finger- und Armbewegung richtig studirt sei, und fand sie correct. Eine Weile blieb er davor stehen. Plötzlich ging ihm mit großer Gewalt die Schönheit des Bildes auf.

Eine blumige Wiese, in der Mitte ein Bach, der auf uns zufließt, zu murmeln scheint. Einige winterbraune junge Eichen, regungslos, wie in Licht getränkt, knospende Büsche neigen sich zum Wasser hinab. Auf der Wiese zwei Menschen, die lächelnd bei einander stehen. Ein junger Knabe und ein schlankes, braunes Mädchen. Ein Liebespaar? Geschwister?

Sie blicken hinaus in die blaue Frühlingsweite und geigen. Eine herbe Frische liegt in der Luft, aber die Sonne brennt heiß, lebenerweckend.

Das Bild strömte eine gesunde Kraft aus, die auf Gade's Stimmung belebend wirkte. Mit vollster Frische vertiefte er sich in den Vorgang dort. Zuerst war es etwas Aeußerliches, das ihn anregte. Er meinte ganz deutlich aus der Arm- und Fingerstellung der Spielenden zu erkennen, daß es der gleiche Ton sei, den sie beide hervorbrachten.

„Und da stehen sie nun und lauschen, mitschaffend und genießend, dem heiligen Accorde, der die Natur durchzieht", dachte er. „Und ihre Töne antworten sich, erwecken sich aufs Neue, stützen und füllen einander, bis sie sich verschmelzen zu dem gleichen einmüthigen Saitenklang."

Mit Freuden constatirte er, daß seine Phantasie wieder zu arbeiten beginne, und er verfolgte nun nachbessernd seinen Gedankengang.

Was ihm hier allegorisch angedeutet schien, war es nicht das Ideal innigster Gemeinschaft, nach dem er sich längst dunkel gesehnt hatte? Eine Vereinigung zwischen Mann und Weib, in der die Intelligenz des Einen die des Anderen stützt, so daß sie nur zusammen ein Vollkommenes ergeben und zusammen Vollkommenes schaffen können? Zwei Seelenhälften, die von Anbeginn für einander bestimmt waren und sich zusammen finden.

Es war nicht das erste Mal, das ihn seine Sucht nach dem Schema zum Fatalismus führte. Dem Forschen nach dem Ursächlichen liegt das Metaphysische sehr nahe.

Gade suchte nun die Nummer des Bildes im Katalog: „Einklang, F. Hölderli, Bern". Das gefiel ihm nicht ganz; „Verschmelzung" sollte es heißen. „Zwei Seelen und ein Gedanke" — oder vielleicht doch „Einklang"? Der Künstler hatte Recht! Es war schöner so, natürlicher.

Während er noch dastand und nachdachte, hörte er, daß sich hinter ihm zwei Herren über das Bild unterhielten. Henrik kannte sie beide flüchtig. Der Eine war ein junger Maler, der Schöpfer verschwommener Farbenphantasien, der Andere der Redacteur des „Musaget", jener Kunstzeitschrift, in welcher Gade's Notturno erscheinen solle. Beide erkannten Henrik nicht,

der ihnen im Pelz und Cylinder den Rücken drehte. „Colossale Frische! Kräftige Naturanschauung," sagte der Redacteur.

„Aber 'n bißchen nüchtern, was? Ich liebe die grünen Wiesen nicht. Man hat die Welt nun lange genug vom Kuhstandpunkt aus betrachtet."

Der Redacteur lachte. „Immerhin ehrliche Arbeit," erwiderte er dann, während er im Katalog nachsuchte.

„Hölderli, da steht's," sagte der Maler und wies mit dem Finger auf die Bildecke mit dem Namenszug. „Man sieht in den Ausstellungen auch einzelne Porträts von ihm."

Der Redacteur hatte inzwischen gefunden. „Aha, Schweizer! Ein Stückchen Gottfried Keller steckt doch in ihnen Allen. — Uebrigens Hölderli? ist das nicht einer unserer Mitarbeiter? Ich muß doch einmal nachsehen."

Damit gingen sie. Auch Gade wandte sich zum Gehen. Er fürchtete weitere Begegnungen und war nicht in der Laune, Rede zu stehen.

Aber diesem Schicksal sollte er nicht entgehen. In dem Augenblick, als er die Thür des kleinen Ausgangsaales von innen öffnen wollte, fühlte er einen Gegendruck von außen, trat zurück und sah sich nun einem untersetzten, freundlichen Herrn mit klugem Blick und raschen, energischen Bewegungen gegenüber, dem er, mit schnell aufgerafftter Liebenswürdigkeit, die Hand schüttelte. Es war der Commercienrath Martin Kühne, der sogenannte König von Elberfeld, einer der bedeutendsten Großindustriellen der Rheinprovinz. Als Landtagsabgeordneter lebte er die Hälfte des Jahres in Berlin, und Henrik war ein intimer Freund des Hauses. Er kannte Frau Astrid Kühne schon seit seiner Kindheit. Sie waren Nachbarskinder gewesen, dort oben in Bergen.

„Das ist ein gescheidter Zufall," sagte Martin Kühne behaglich und legte seinen Arm in den des schlankeren Gefährten. „Ich gebe mir nämlich hier Rendezvous mit Astrid. Ich soll ein Bild kaufen für unsere Villa im Thiergarten. Da können Sie gleich mit Ihrem Rath — — Aber vor allen Dingen, wie geht es Ihnen? Ich las in der Zeitung von Ihrem Unglück. Haben Sie Astrid schon besucht? Sie erzählte mir noch nichts. Freilich sah ich sie kaum eine halbe Stunde. Ich bin heute erst angekommen."

„Sie haben in Berlin ein Haus gekauft?" fragte Henrik, absichtlich die Frage nach seiner Gesundheit überhörend. „Richten Sie sich jetzt hier häuslich ein?"

„Astrid ist mit den Kindern hierher gezogen," erwiderte Kühne. „Sie konnte die Fabrikluft nicht ertragen, wie sie sagt. Und es ist auch praktischer so. Ich muß ohnedies während der Sitzungen hier sein. Das ewige Umziehen ist für die Kinder nicht gut. Hier haben sie ihre Regelmäßigkeit, das kleine Frauchen findet mehr Anregung als in Elberfeld, und ich habe meine Häuslichkeit, wenn ich sie am Nöthigsten brauche."

„Und in Elberfeld?"

„Ach, da vermisse ich nichts. Wenn ich in meiner praktischen Thätigkeit bin, bedarf ich nicht so sehr der Erholung als hier. Das viele Redenhören macht mich verdrießlich. Theoretisiren ist überhaupt nicht mein Geschmack.

Ich dachte früher daran, ganz nach Berlin zu ziehen, aber ich glaube, das hielte ich nicht aus. Und das erlaubt auch das Geschäft nicht. Wenn man nicht selbst an Ort und Stelle ist, geht Alles lässiger. So haben wir uns denn zu dieser Theilung entschlossen."

„Grüßen Sie Astrid sehr von mir, und ich käme in allernächster Zeit zu ihr," sagte Gade mit einem neuen Versuch zum Gehen.

„Aber wollen Sie mir nicht erst sagen, ob Sie glauben, daß ich hier etwas Geeignetes finde? Das Malerehepaar Rezius hat uns hergeschickt, die Neuesten stellen hier aus. Ich verstehe absolut nichts von Malerei, aber so eine japanische Tapete oder eine neumodische Stieglitz-Leinwand ist nicht nach meinem Geschmack. Und da ich das Bild schenken soll."

„Kaufen Sie den ‚Einklang'," sagte Henrik schnell. Es wäre ihm ein angenehmer Gedanke gewesen, das Bild auf diese Weise manchmal sehen zu können. „Das wird Ihnen beiden gefallen," fügte er hinzu. „Sagen Sie Astrid von mir, es sei ein musikalisches Bild, so recht Etwas für Unsereinen! Und Sie — Ihnen wird es gefallen. Das Bild hat etwas Gesundes, Ursprüngliches. Sie haben solchen vernünftigen Abscheu vor allem Verschrobenen. Kaufen Sie es, rathe ich Ihnen." Er grüßte schnell und ging.

Nachts stand er dann in seinem dunklen Zimmer und spielte.

Das Bild verließ ihn nicht.

Immer sah er die blumige Wiese, den gekräuselten Bach, und wenn er die Lampe löschte, war's ihm, als stünde er selbst dort, ein junges, empfindendes Wesen an seiner Seite, die eine Geige in den Händen hielt wie er. Er glaubte, den Ton zu hören, der dem seinen Antwort gab, ihn weckend, unterstützend und füllend, bis sich die beiden Einzelnen verwebten und verschmolzen. Und während er so den selbstgeschaffenen Ton wollüstig wieder einschlürfte, ihm Echo gab und Antwort, verstärkte sich ihm diese phantastische Vorstellung der Gemeinsamkeit fast zum Erlebniß. Daneben aber genoß sein immer waches kritisches Bewußtsein diesen ganzen Zustand als ein ästhetisches Feingericht. Und aus dieser Doppelthätigkeit der erregten Phantasie und des ordnenden Verstandes gestaltete sich ihm eine musikalische Schöpfung, die er beim Morgengrauen und bis tief in den Tag hinein niederschrieb, glücklich, solcher quellenden Inspiration wieder einmal fähig zu sein.

Es war eine alte norwegische Sage, die in ihm auf diese Weise lebendig geworden war, die Sage vom Neck, dem stummen Wassergeiste. Er hat seine Sprache verloren zur Strafe dafür, daß er die Geheimnisse einer Nixe an die Menschen verrieth. Nun sitzt er Abends, wenn sich die Nebel breiten, am Ufer des Meeres und spielt auf seiner Geige, klagend und sehnsüchtig. Die Nixen erheben sich aus dem Wasser und spotten seiner. Die Erlenmädchen singen höhnische Lieder auf ihn.

Die Menschen aber vermeiden den Ort, wo er auftaucht. Denn wer sich von der Geige des Neck zum Mitleid verleiten läßt, wer eine einzige Thräne um ihn weint, der geht seiner ewigen Seligkeit verlustig.

Der Neck aber hört nicht auf mit schluchzenden, verführerischen Klängen, denn er weiß, daß ihm seine Sprache wiedergegeben werden kann, sobald ihn die Thränen einer reinen Jungfrau benetzen.

Und sie kommt, die Erlöserin; in Henrik's Phantasie da kommt sie. Ein Duo erhebt sich zwischen der Geige des Neck's und der tiefen, tröstenden Frauenstimme. Sehnsucht und Mitleid, Klage und Verheißung. Und jetzt hat der Neck seine eigene Stimme zurückbekommen. Die Geige verstummt. Zwei freudige Menschenstimmen vereinigen sich und verschmelzen — ein Klang nur noch, zum jubelnden Einklang. Zum Schluß öffnet sich den Vereinten das goldene Himmelsthor. Die Liebe hat das Gesetz zerschmolzen. Das Ganze endet mit einem Fideliojubel. Henrik spürte Thränen in den Augen, während er schrieb. Ungesucht strömten ihm die musikalischen Gedanken zu, und die Textesworte fügten sich hinein wie von selber. Bis jetzt hatte er nur das große Duo in Angriff genommen, aber es sollte eine Oper werden, das Ganze, seine Oper, nach der er schon immer gesucht hatte. Es war ein romantischer Stoff, er wollte ihn mit modernen Mitteln behandeln. Etwas Geisterverführung und mystische Gluth, Harfensoli und Cymbel. Die Naturstimmen seiner Heimath wollte er da hineinzaubern, das Rauschen der Wellen, Erlengesäusel und klagenden Vogelgesang. An die schönen, traurigen Augen der Seehunde erinnerte er sich, an sonnige Bläue und große Einsamkeiten.

Nie hatte er sich so schaffenskräftig gefühlt wie in diesen Stunden.

Der Winter neigte sich seinem Ende zu, ohne daß Henrik Gade irgend einen Entschluß gefaßt hätte. Seine „Oper" war in ihren Anfängen stecken geblieben. Drei Tage lang hatte er gearbeitet wie ein Wahnsinniger, componirt, gefeilt, umgearbeitet und wieder gefeilt — so lange, bis von der ersten frischen Offenbarung nicht viel mehr übrig blieb. Dann war die Erschlaffung gekommen, ein Bedürfniß nach totaler Trägheit.

Er war noch immer in Berlin — nur weil er nicht Lust hatte, seinen Koffer zu packen. Zudem war ihm die ganze übrige Welt genau ebenso gleichgültig. Warum also fortgehen?

Seine pecuniäre Lage zwang ihn noch nicht zur Initiative. Sein Vater, der inzwischen wieder zu einigem Wohlstande gelangt war, hatte ihm ein kleines Capital geschickt, und zum Ueberfluß war ihm noch eine ansehnliche Summe zurückgezahlt worden, die er vor Jahren verliehen hatte, und die ihm ganz aus dem Gedächtniß geschwunden war.

Auch seiner eigenen Thätigkeit verdankte Henrik einigen Verdienst. Er hatte einen Anlauf genommen zum Unterrichten. Drei junge Geigenspieler waren seine Schüler geworden. Sie wußten im Voraus, daß auf Regelmäßigkeit in Zeit und Methode bei ihm nicht gerechnet werden konnte, aber eine einzige wohlgerathene Gade-Stunde bot ihnen an künstlerischer Anregung und technischer Vervollkommnung soviel, daß sie gern reichlich dafür zahlten. So drohte ihm fürs Erste kein Mangel. Um so mehr quälte ihn die Nutzlosigkeit seines Daseins. Der weiblich liebenswürdige Zug seines Wesens, durch

irgend etwas Persönliches auf Andere zu wirken, wurde zur peinigenden Sehnsucht. Dieser Zustand steigerte sich fast ins Krankhafte. Es gab Tage, an denen er das Bett nicht verließ, nur aus Lebensunlust. Vergebens versuchte er den Begeisterungsquell wieder zu finden, der ihn damals zu jenem Duo angeregt hatte. In ihm blieb Alles stumm.

Ein paarmal dachte er daran, zu Astrid Kühne zu gehen, der er den versprochenen Besuch noch schuldete. Er hatte Lust, den „Einklang" wiederzusehen. Aber er war so weichlich geworden, daß er sich vor der Enttäuschung fürchtete, falls das Mittel fehlschlug oder Kühne's das Bild damals nicht gekauft hatten.

Auch seine Geige gab ihm keinen Trost.

Bisher hatte er immer auf irgend ein Ziel hingeübt, sich Aufgaben gestellt. Geigen, nur zur eigenen Freude, daran konnte er sich nicht gewöhnen.

Von Zeit zu Zeit stürzte er sich in den Gesellschaftstrubel. Er wurde dann für eine Weile wieder das Ereigniß der Saison. Man fand ihn so köstlich pathologisch mit diesem nervösen Haß auf sich selbst und betrachtete den verstummten Musiker als eine ganz besonders pikante Zuthat zum Menü.

So taumelte er nachtwandlerisch in all' dieser Leere umher, und es bedurfte erst einer Stimme, die ihn bei Namen riefe, um ihm die Erinnerung zurückzugeben, daß er lebe.

Das geschah eines Abends, als er mißmuthig von einem Diner zurückkehrte. Beim Lichte der rasch entzündeten elektrischen Flamme sah er etwas Helles auf dem Tische liegen, das Heft jener Kunstzeitschrift, in der sein Notturno „alla morte" abgedruckt war. Man hatte nur die Hälfte des Tonstückes gebracht und ihm eine künstlerische Umrandung beigegeben.

Beides ärgerte ihn. Wie konnte man die Composition auseinander reißen? Und illustriren! Gerade als schriebe man einen Text zu den „Liedern ohne Worte". Nach und nach aber fesselte ihn die Betrachtung der Rahmenzeichnung.

Es war eine Darstellung in Blau und Roth mit aufgehöhten, weißen Lichtern. Eine Frühlingslandschaft, auf die der Rauchreif gefallen ist. Die Zeichnung zierte nur die Randleiste und das Kopfstück, sich unauffällig dem gegebenen Raume einfügend.

Auf einem vorspringenden Felsstück stehen, dicht zusammengedrängt, blüthenbedeckte Obstbäume, von glänzenden Schneenadeln starrend. Am Berghange eine Fülle blühender Rosensträuche, eine Wiese mit Anemonen und Sternblumen. Alle geknickt und niedergesunken; im Vordergrunde die oberen Zweige einer Edelkastanie mit jungen, verkrümmten Blättern, ganz behängt mit dem glitzernden Todesgewande.

Es lag nichts Kleinliches in dieser Schilderung, trotz des Details und, zu Henrik's Erleichterung, auch nichts Sentimentales. Der harte blaue Himmel, die Klarheit der Contouren in der leuchtenden Luft, alles Das hatte eher etwas Erhabenes, Feierliches. Es war vielleicht nicht gerade das, was ihm vorgeschwebt hatte, als er damals in Groll und Bitterkeit die unbarmherzige

Größe des Todes empfand. Hier war nichts von Anklage. Einfach der Tod dargestellt, der in seiner großen Schönheit den jungen Frühling erstickt. Gade fühlte sich erfrischt durch die Schlichtheit dieser Auffassung. Es freute ihn, daß seine musikalische Anregung einer so kräftigen Schöpfung das Leben gegeben hatte. Er bekam wieder Geschmack an sich selbst. Jetzt erst entdeckte er den Namen des Künstlers: F. Hölderli. Also wieder der! War es nicht seltsam, wie sie wechselseitig einander befruchteten? Er bekam Lust, mit irgend Einem über das Blatt zu reden. Dabei trat es ihm wieder so recht ins Bewußtsein, wie isolirt er eigentlich dastand. Keiner, mit dem er theilen konnte. Astrid war noch die Einzige, die ihn verstand. Es war eine gewisse Aehnlichkeit des Temperaments und der Bedürfnisse zwischen ihnen. Aber sie verstand ihn zu gut! Wie oft, wenn er sich bei ihr ausruhen wollte von ermüdender Verstandesarbeit, fand er nur die blassen, spitzen Gedanken wieder, denen er entflohen war! Es gab Zeiten, in denen er ihre Gegenwart nicht ertrug, wie die eines lästigen Spiegelbildes. Er schwankte noch eine Weile. Endlich nahm er aber doch Geige und Notenblatt und fuhr zu Astrid.

Er hätte längst zu ihr gehen sollen.

Mehrere ihrer Briefchen hatte er unbeantwortet gelassen, und noch vor ein paar Tagen hatte sie ihm geschrieben, es harre seiner ein „Neues, Längstbekanntes". Er hatte nicht weiter daran herumrathen mögen. Er kannte ja Astrid's subjectiven Stil. Auch dachte er nicht mehr daran, als er in Astrid's kleines, dämmeriges Schreibcabinet eintrat. Zu seiner Enttäuschung fand er die ganze Zimmerreihe erleuchtet. Im Salon wurde musicirt. Eine Frauenstimme sang. Astrid hatte während der Wintermonate jeden Donnerstag Empfangsabend. Warum hatte er daran nicht gedacht? Leise schlich er zum Fenster, wo neben einem eleganten Drehtischchen Astrid's „Großmutterfessel" stand. Dies war ein guter Schmollwinkel, um die Ausführenden nicht „bei der Arbeit" zu sehen. Mundaufsperren, Armeverrenkungen, alles Das war ihm zuwider. Hier konnte man still und verborgen zuhören.

Vor Henrik lag die Perspective der drei geöffneten Zimmer, deren Abschluß der Salon bildete. Wie leuchtende Riesenblumen standen die hohen, bunt verschleierten Lampen zwischen den rothseidenen Polstern der Möbel. Dort blickte der kluge Kopf der Minerva Medica aus grünen Palmen hervor. Goldene Bilderrahmen blitzten, die Prismen der Glaskrone schwangen leise mit unter den Tönen der ungesehenen Sängerin. Hin und wieder hörte man ein Rascheln weicher Seide. Wahrscheinlich Astrid, die begleitete.

Er sah im Ausschnitt der Thüre einige bekannte Gestalten. „Ah, ist der große Wiener Einacterzüchter wieder in Berlin? Und dort der Legationsrath K. mit seiner Frau. Die gestickte Schleppe sollte ich doch kennen! Ist das nicht? Natürlich, das ist ja Marianna Rezius. Und da drüben sitzt auch ein Stück von ihrem Manne. Ob es wahr ist, daß sie jetzt mehr Porträtaufträge hat, als er? Sehen übrigens erbärmlich elend aus, die Leute! Und da hinten ist meine liebenswürdige Wittwe, ich sehe ihr hübsches Schattenprofil an der Wand. Wenn die wüßte, daß ich hier bin! Ob ich am Ende hinübergehe und ihr ein bißchen den Hof mache?"

„Seht, wie liebten wir uns beide," klang es in tiefen, warmen Tönen herüber — Schubert „Anselmo's Grab". Wie Glockenton drang es in Henrik's spöttische Betrachtungen hinein. Eine herrliche Altstimme! Wer war das nur? Er entsann sich keiner Dame, der er diese Stimme zugetraut hätte.

Daß ich dich verloren habe,
Daß du nicht mehr bist,
Ach, daß hier in diesem Grabe
Mein Anselmo ist!

Es lag eine ungekünstelte Einfachheit in dem Vortrage. Ein Schmerz ohne Prätension, ohne Sentimentalität. Wo hatte er doch kürzlich Aehnliches gehört? Oder gesehen?

Und nun setzte die ernste Stimme wieder ein. Diesmal ein Lied von Brahms:

Es kehrt die dunkle Schwalbe
Aus fernem Land zurück,
Die frommen Störche kehren
Und bringen neues Glück.

Henrik erhob sich und schlich ins zweite Zimmer. Ah! das hatte er nicht erwartet. Es war lange her, daß er den Glauben an solche freudige Schönheit verlernt hatte. Hoch aufgerichtet stand sie da, den Kopf stolz und leidenschaftlich erhoben. Unter den geraden Brauen strahlten zwei dunkle, tiefklare Augen, die weißen Zähne funkelten aus dem gesunden, bräunlichen Blaß des Gesichts heraus. Und über der ganzen Gestalt ein Hauch von Jugendkraft, der auf Henrik's verstaubte Sinne kühlend eindrang. Klar und frisch hob sie sich aus allen den Salonfiguren ihrer Umgebung.

Neben ihr am Clavier die müde, schlanke Astrid in ihrem weißseidenen Kleide von phantastischem Schnitt, und ringsum alle diese träumerisch hingelehnten, übertrieben ausdrucksvollen Frauen!

An diesem Frühlingsabend,
So trüb verhängt und warm,
Ist mir's, als fänd' ich wieder
Den alten Liebesharm.

Nein, das glaubte man ihr nicht. Dazu sah sie viel zu wenig angekränkelt aus. —

Es klopft an meine Thüre
Und ist doch Niemand drauß',
Ich athme Jasmindüfte
Und habe keinen Strauß.

Nein, nein! Das bringt sie nicht heraus. Das klingt Alles viel zu nüchtern. Solche Gabriel Max-Lieder sind nichts für sie. Die sollte sie noch nicht singen.

Noch nicht? War sie denn noch so jung?

Er betrachtete ihre Gestalt. Nun, zweiundzwanzig, vierundzwanzig mußte man ihr geben. Diese erquickliche Sicherheit der Bewegungen kam keinem

früheren Alter zu. Ueberhaupt würde die Charakteristik „junges Mädchen“ für sie kaum bezeichnend gewesen sein. Für diesen Herdenbegriff sprach zu viel Eigenart aus ihr.

Das Lied war zu Ende. Im Salon verschoben sich die Gruppen, man wechselte Stellung und Plätze. Henrik zog sich sachte wieder in den Hintergrund zurück. Er wollte nicht gesehen werden, die ruhsame Empfindung, die über ihn gekommen war, nicht profaniren.

„Sie, Gade?“ Es war Rezius, der herüber kam, um eine verstohlene Cigarrette und ein Rauchplätzchen zu erspähen. „Ah! Sie sind hier incognito? Wollen Sie sich überhaupt nicht zeigen?“

Henrik behauptete, er habe Kopfschmerzen, sei nur im Vorbeigehen einen Augenblick herauf gekommen, um — „Wer ist eigentlich die neue Erscheinung da drüben?“ fragte er.

„Die Schöne? Die ist von Beruf nicht Sängerin, wie Sie vielleicht glauben, sondern Malerin. Eine Collegin aus der Schweiz! Ist sie nicht bezaubernd?“

„Sehr anmuthig,“ bestätigte Henrik. Das Herz begann ihm plötzlich ungestüm zu schlagen.

Er sah drüben im Spiegel ihr Bild, wie sie die Schultern bewegte, den Kopf neigte, ein paar freundliche Worte zu reden schien und sich dann mit einer elastischen Bewegung erhob, aus seinem Gesichtskreise verschwand. — Er kam sich unsäglich lächerlich vor, als er sich dabei betraf, wie er dastand und starrte. Dabei aber hatte er ein so köstlich linderndes Gefühl, als habe er mit müden Augen auf eine grüne Wiese geblickt.

„Die hat eine Zukunft vor sich,“ sagte Rezius mit einem unwillkürlichen Seufzer. „Sie ist eine Art Schülerin von Böcklin, malt wie ein Mann! In der letzten Kunstausstellung hatte sie zwei Porträts. — Aber Sie haben ja wohl den ‚Einklang‘ gesehen, den Kühne's gekauft haben? So ein Hölderli ist in ein paar Jahren das Vierfache werth!“

„Hölderli?“

„Ja, Franka Hölderli.“

Henrik war im ersten Augenblick ganz verwirrt. Dann aber hatte er die seltsame Empfindung, als habe er das die ganze Zeit über erwartet. Sein Herz war ihm auf einmal ganz durchwärmt und fröhlich.

„Lebt sie denn hier?“ fragte er.

„Kühne's haben sie eingeladen. Ich denke mir, sie wollen Frau Astrid oder die Kinder von ihr malen lassen. Es war erst davon die Rede, daß meine Frau — oder ich —! Aber die Sache zerschlug sich wieder. In mancher Beziehung ist solche eheliche Concurrenz unvortheilhaft. Die gemeinschaftlichen Freunde scheuen sich, Einen vor dem Anderen zu bevorzugen, und so entgeht Einem mancher Auftrag.“ Er lachte unmotivirt und laut.

„Ich denke mir ein solches Miteinanderschaffen sehr schön,“ meinte Gade. „Man lebt doch wenigstens auf gemeinsamem Gebiete, man kann sich gegenseitig fördern.“

„Oder hemmen!“ Rezius lachte wieder.

„Manchmal denke ich, ein Künstler thäte am besten, sich irgend ein gefälliges Echo zu erheirathen, das ihm Muth machte — eine Köchin oder ein Modell. Das ist ja natürlich Unsinn, aber ich sage Ihnen, Gade, kein Wettkampf ist so aufreibend wie der zwischen Mann und Frau."

Henrik schwieg. Er sah es dem Maler an, daß er ernstlich litt. Aber begriff er denn nicht, daß es in der Ehe nur Austausch, keine Concurrenz geben durfte? Zwei verschiedene Stimmen und eine Harmonie. „Einklang" sagte seine Erinnerung. Damit war er wieder ganz bei „ihr".

Er spürte eine unwiderstehliche Lust, sich dieser Franka Hölderli zu nähern. Aber nicht so, daß er hinein ginge und sich ihr vorstellen ließe. Nein, so wollte er zu ihr kommen, wie sie bei ihm eingedrungen war!

Rezius sah zu seiner Verwunderung, wie Gade leise seine Geige hervorholte und dann die Lampe löschte.

„Bizarr," sagte er nur. Man war bei Gade an kleine Extravaganzen gewöhnt.

Und nun spielte Henrik seinen Hymnus „alla morte". Unwillkürlich wählte er im Anfang ein ruhigeres Tempo. Etwas von Franka Hölderli's Auffassung spiegelte sich in seinem Vortrage wider. Dann aber, im zweiten Theile, wurde er wieder ganz er selbst. Mystisch unentwirrbar jagten die Tonfolgen heran, dann ein greller Schlag — lautlose Stille — das ist der Tod.

„Himmlisch — entzückend — Gade hoch!" rief man aus dem Nebenzimmer.

Ein kleiner Tumult erhob sich. Jeder wollte hören, reden, sehen. Man stieß einander ins Dunkle hinein, man rief nach Gade. Der aber hatte seine Geige sachte auf Astrid's Schreibtisch gelegt und war hinaus geschlichen. Das Letzte, was er noch sah, war Franka's ernstes, blühendes Gesicht über dem tiefen Weinroth ihres Kleides.

Als Henrik am nächsten Morgen erwachte, fand er in sich ein unbestimmtes Freudengefühl vor, das ihn befremdete. Gewohnheitsgemäß gab er sich ans Seziren, aber schon auf halbem Wege gebot er sich energisch Halt. Er *wollte* noch nicht wissen!

Dagegen empfand er es als eine unabwendbare Pflicht, sich bei Kühne's wegen seiner gestrigen Flucht zu entschuldigen. Und dann war ja auch diese Fremde noch dort. Er mußte ihr doch zeigen, daß er nicht geschmacklos genug sei, sich als typisches Genie zu gebärden.

Ja, diese Fremde! Wie kam es, daß er nie daran gedacht hatte, F. Hölderli könne eine Frau sein? Jetzt wollte er sogar einen Zug weiblicher Pedanterie in ihrer Frühlingslandschaft finden. Keine Spur von Phantasie. Einfach ein Stück Natur nachgezeichnet. Alles Uebrige hatte er selbst hinein empfunden. Aber wenn es so war, warum hatten ihn gerade die Hölderli'schen Bilder aus seiner Lethargie aufrütteln, frische Gedanken in ihm wecken können? Vielleicht gerade, weil es eine Frau war? Vielleicht, weil es seine ihm bestimmte Seelenhälfte war, die er gefunden hatte?

„Kismet," sagte er ganz laut vor sich hin, als wolle er durch ein Gespenst seinen Fürwitz zurückschrecken. Dann machte er sich auf den Weg zu Kühne's.

Dort irrte er erst durch alle Zimmer, ohne Jemanden zu finden. Endlich hörte er Astrid's Stimme aus der Kinderstube. Es war selten, daß sie sich da befand. Gewöhnlich saß sie am Clavier und übte, oder sie schrieb Briefe in ihrem kleinen Arbeitszimmer. Er blieb einen Augenblick stehen und wartete. Ja, sie war es wirklich. Auch der heitere Klang ihrer Stimme war ihm neu. Jetzt lachte sie sogar. Er klopfte und trat ein. Der Anblick des Zimmers versetzte ihn in behaglichste Stimmung. Er war noch nie hier im Reiche der Kleinen gewesen.

Blooker's Cacao-Bilder an der Wand, das Schaukelpferd in der Mitte, der niedere Tisch, die kleinen Schemelchen — Alles das erinnerte ihn an seine eigene Kinderstube. Gerade so hatte es nach gebratenen Aepfeln gerochen, und gerade so hatte man beständig invalide Wagenräder und Glaskugeln, Zinnsoldaten und Bälle unter den Füßen gehabt.

Am Fenster saß Franka Hölderli, die hübsche, goldlockige Gudrun auf dem Schoß, den kleinen Halfdan neben sich. Ihre tadellose Profillinie hob sich dunkel ab vom bethauten Glase. Sie schien Geschichten zu erzählen. Astrid lag auf dem Leinwandstuhle am Kamin und hörte zu. Ihr nervöses, reizendes Gesichtchen bildete einen interessanten Contrast zu der ruhigen Schönheit Franka's. Alle vier wendeten ihm jetzt die Köpfe zu. „Sagt ich's nicht, daß er heute kommen würde?" rief Astrid und streckte ihm die Hand entgegen. So heimathlich war's ihm zu Sinne in dieser Umgebung, daß er auf ihre Begrüßung mit einer norwegischen Redensart antwortete, die er seit seiner Kindheit nicht mehr benutzt hatte.

„Ich danke für gestern," sagte er, und dabei fing er an, über sich selber zu lachen. „Verzeihung für gestern, müßte ich sagen," fügte er hinzu. — „Aber willst Du mich nicht vorstellen, Astrid?"

Franka Hölderli war aufgestanden und hatte Halfdan seinen Baukasten herbei geholt zum Ersatz für die Unterbrechung. Jetzt stand sie vor Henrik. Ihre klaren Augen blickten ihn an, aufmerksam und unbefangen, wie Kinder thun. Astrid trat zwischen die Beiden.

„Menschenkinder, wie seid ihr schön zusammen," sagte sie und drückte beider Hände in den ihrigen auf einander.

„Ist das Deine Vorstellung, Astrid?" fragte Gade etwas mißbilligend. Dem gehaltenen Wesen der Fremden gegenüber berührte ihre gewohnte Exaltation ihn unangenehm.

„Ich kenne Sie schon, Herr Gade," sagte Franka jetzt freundlich und fuhr fort, ihn ruhig anzublicken. Dabei ging ein so helles Lächeln in ihrer dunkeln Augentiefe auf, daß Gade nicht umhin konnte, mitzulächeln und sich selbst dessen schämte.

„Auch ich kenne Sie," erwiderte er halblaut, als spräche er ein wunderliches Geheimniß aus. „Ach ja, der Einklang." Astrid ließ die Beiden endlich

los. „Diese ganze liebe, schöne Person hier verdanke ich eigentlich nur Dir, Henrik. Du warst es, der Martin zuerst auf das Bild aufmerksam machte. Es sei ein ‚musikalisches Bild', hat er mir bestellen lassen? Wie? War es nicht so?"

Henrik nickte. „Und das war es auch für mich", sagte er dann, zu Astrid gewendet, obgleich Alles, was er sagte, für Franka bestimmt war. „Es kam wie eine Erweckung über mich, als ich den Einklang sah, und an jenem Abend — ja Astrid, denke Dir, nun habe ich meine Oper angefangen! Natürlich am Ende."

„Deine Oper? Und das sagst Du mir jetzt erst? Hast Du sie mitgebracht? Ist sie schon aufgeschrieben?"

Sie war ganz Feuer und Flamme.

Franka sagte nichts, aber ihre Augen leuchteten, als begriffe sie, daß es etwas Großes, Rettendes sei, an dem sie Theil hätte.

Und jetzt wendete Henrik sich zu ihr: „Es ist ein Duo für Geige und Alt; darf ich es Ihnen mitbringen, wollen wir es einmal zusammen üben?"

„Recht gern," sagte sie einfach.

„Und was ist der Inhalt?" fragte Astrid eifrig.

Gade lächelte. „Genau der Inhalt des Bildes, das mir die Anregung dafür gab," sagte er zu Astrid, bemüht, die Bewegung zu unterdrücken, die, ohne jede Veranlassung, in ihm aufzusteigen drohte. „Zwei arme Einzelne, die sich zusammen finden, nicht im aufreibenden Wettstreit, sondern zu gemeinsamem Werke. Einer den Andern bereichernd und ergänzend in seiner Eigenart, bis endlich die beiden Seelen sich verschmelzen zur vollkommensten Einheit, zum Einklang! — Nicht wahr, das meinen Sie doch?" fragte er jetzt Franka, die ihn mit großen nachdenklichen Augen ansah.

„Sie legen viel zu viel in mich hinein," sagte sie endlich. „Ich habe nur eine Frühlingslandschaft gemalt, gerade so, wie ich es vor mir sah. Wiese, Bach und die Menschen dazu."

„Standen denn wirklich zwei Geigende am Bache?" fragte Astrid.

„Meine Nichte und mein Neffe. Sie thun das oft, wenn der Frühling sie ins Freie treibt. Das stimmte Alles so schön zusammen, in Linien und in Farben, da habe ich's eben gemalt."

„Und daß die Beiden da den gleichen Ton spielen?"

„Das ist ein ungeschickter Zufall gewesen, auf den ich nicht geachtet habe. Ich sah nur auf das Ganze. Was Sie da für mich gedacht haben — das ist ja Alles viel zu poetisch." Sie brachte das mit einem lieblichen Ernste heraus, dem der leise Schweizer Anklang in der Sprache etwas Treuherziges gab. Auch redete sie langsam und besinnlich. Die Begriffe schienen sich ihr erst zu formen, während sie sprach. Gade studirte an ihr mit gespannter Aufmerksamkeit. Noch gestern ahnte er von ihrem Dasein nichts, und heute schien sie ihm das Wichtigste der Welt.

Zug um Zug fügte er ihrem Bilde ein, und überall, im Seelischen wie in der Erscheinung, traf er auf diese adelige Wahrhaftigkeit, die ihn erbaute. Dabei mußte er ein wenig über sich selbst lächeln. Also nur er hatte Alles

das hinein gedacht in ihr Bild? Immerhin! Sie war es doch, die ihm die Anregung dazu gegeben.

Sie hatten sich jetzt alle drei am Kamin versammelt. Astrid, in ihrem fließenden weißen Kleide, eine Rose ihres Gürtelstraußes zwischen den Lippen, lag mit halbgeschlossenen Augen in ihrem Sessel und wiegte sich leise hin und her. Ihr zu Füßen saß, auf einem niederen Holzschemel, Henrik. Er ließ mit Wohlbehagen die Gluth des Kaminfeuers über sich strömen, während er von unten herauf zu Franka empor sah, die hoch und anmuthig am Marmorpfeiler lehnte. Ihr schönes Gesicht war nachdenklich, aber die Augen lachten, und die Lippen glühten in hellem Roth. Ab und zu kam eines der Kinder von seinem Spieltischchen herbeigelaufen und schmiegte sich zärtlich in ihre Kleider hinein, was sie mit einer liebkosenden Handbewegung erwiderte.

Gade knüpfte nach einer kleinen Pause wieder an seinen Gedankengang an. „Sie meinen, ich deutete Ihr Bild zu poetisch? Daran eben erkennt man den wahren Poeten, daß er Andere zwingt, ihm seine eigenen Räthsel zu deuten."

Franka schwieg. Sie dachte lange nach. „Wie der Schauspieler dem Dichter?" fragte sie dann. „Oft verdirbt er es auch! Gelt, meine Zeichnung hat Sie verdrossen?" fuhr sie fort. „Ich kann mir's gut denken. Gestern erst habe ich verstanden, wie Sie es gemeint haben. Viel zu hausbacken ist's ausgefallen. Ich glaube, das nächste Mal wird's schon eher recht sein. Ich hab's ganz deutlich vor mir gesehen gestern Abend, als Sie spielten. Und als dann alle zusammen Ihren Namen riefen, da war ich nicht einmal erstaunt. Ich habe gemeint, ich wüßt' es schon."

Henrik erlebte heute nichts als Ueberraschungen an sich selbst. Woher kam ihm nur dieses unbequeme Rührungswürgen in die Kehle?

„Was haben Sie gesagt, daß ich Ihre Musik so verdünnt habe?" fügte Franka hinzu.

„Vereinfacht haben sie die Composition, veredelt," sagte Gade. „Und daß mein Werk so gesunde Empfindungen erwecken konnte, das hat mir ordentlich Muth gemacht."

„Sprecht ihr von dem Notturno?" fragte Astrid. „Wie seltsam das ist! Ihr beide seid ja beständige Mitarbeiter, Einer regt den Anderen an!"

„So ist es!" Gade war es zu Muthe, als hätte Astrid eine Indiscretion begangen mit ihrer Aeußerung. „Niemand kann verstehen, wie wohl mir das thut," fuhr er halblaut fort. „Ich bin darin wie ein Kind. Ich brauche immer einen Menschen, für den ich arbeite, ich muß gelobt und getadelt werden, sonst versiegt meine Lust zur Thätigkeit. Ich glaube, Jeder von uns hat so seine eigenen Productionsgeheimnisse," fügte er lauter hinzu.

Astrid nickte. „Ein capriciöses Völkchen, diese Künstler. Ich kannte einen Claviervirtuosen, der nur spielen konnte, wenn Orangenduft im Zimmer war, und Frau Rezius zum Beispiel kann nichts fertig bringen, wenn sie nicht bei der Arbeit laut reden darf, oder singen."

„Sind Sie auch beim Produciren solchen Stimmungen unterworfen, Fräulein Hölderli?" fragte Henrik.

„Ich? O nein! Solche Bedingungen kommen mir so künstlich vor, so ängstlich.“

„Und Sie selbst, wie arbeiten Sie?“

„Das — daran habe ich noch nie so im Zusammenhang gedacht! Ich habe kein Recept. — Ich meine aber, mit ehrlichem Willen an ein Stück Natur herangehen und ihm so lange nicht von der Seite weichen, bis man es wirklich kennt, das müßte jederzeit gelingen. Und wenn man dann so ganz gefüllt ist von dem Bilde, dann trägt man es in sich herum, bis es sich von selber loslöst. Man gibt es wieder. Hat man's aber nicht erst in sich aufgenommen, wie kann man's wiedergeben? Ich meine, da nützt auch keine künstlich gemachte Stimmung.“

„Ist sie nicht eine Prachtnatur?“ rief Astrid. „Du glaubst gar nicht, Henrik, wie gut sie mir bekommt. Alle Nervosität hat sie mir abgewöhnt. Und ihr gutes Beispiel macht mich ordentlich unheimlich thätig.“

So unheimlich thätig erschien sie nicht gerade in ihrer nachlässigen Grazie da auf dem Sessel hingelagert, aber zufriedener als gewöhnlich. Der gespannte kritische Ausdruck war aus ihrem weißen Sphinxgesichtchen gewichen. Sie schien mit sich und aller Welt zufrieden.

„Sind Sie so fleißig?“ fragte Henrik.

Franka lachte statt aller Antwort. Ein herzliches tiefes Lachen. „Hoffentlich bald,“ fügte sie dann hinzu. „Ich soll Frau Astrid malen, aber ich komme immer so langsam hinein in die Arbeit. Bis jetzt habe ich noch keine richtige Anschauung gewonnen. Ich muß eine Stellung finden, die ein rechtes Bild gäbe.“

„Ja, hilf ihr doch, Henrik,“ fiel Astrid ein, „Du kennst mich ja gut genug. Sage ihr doch, was charakteristisch für mich ist.“

„Soll ich Ihnen ein Privatissimum über Astrid's Eigenthümlichkeiten lesen?“ fragte er.

Sie schüttelte lebhaft den Kopf. „Ich käme mir vor wie eine Wahrsagerin, die sich vorher bei fremden Leuten erkundigt, wie ihre Kunden zu fassen seien. Nein, sehen muß ich es. Frau Kühne ist für mich schwer. Sehr schwer!“

„Sie haben Recht. Astrid gehört zu den interessanten Frauen, die hübscher aussehen als sie sind.“

„Sehr gut,“ lachte diese.

„Und außerdem ist sie Ihr Gegensatz!“

„Weißt Du das schon so genau?“

Franka hatte inzwischen unverwandt nach Astrid hingesehen. „Dieses bläuliche Schneelicht! Es ist Alles zu scharf, zu hart,“ meinte sie.

Henrik hatte einen Einfall. „Malen Sie sie doch Abends bei Kerzenlicht, Astrid brennt immer Kerzen. Sie sitzt in ihrem weißen Kleide — Astrid trägt nämlich immer weiße Kleider — am Clavier, vielleicht in der Art, daß — Ach bitte, Astrid, komm einmal mit hinüber. Sehen Sie hier! Da haben Sie auch das charakteristische Milieu, die Raffinements der Farben in der Umgebung. Astrid sitzt am Flügel. Sie hat sich lebhaft umgedreht,

um zu irgend Jemandem zu sprechen, der am Fenster sitzt, sehen Sie, so! Dabei hält sie vielleicht eine Rose in der Hand, die sie zerpflückt. Die rothen Blätter liegen auf dem weichen weißen Kleide, die schönen Hände kommen zur Geltung — ja, so ist es gut! Sehr, — sehr gut."

Franka's Gesicht nahm einen tief gesammelten Ausdruck an. Sie ließ Astrid nicht aus den Augen, die, Henrik's Weisung folgend, ihre Stellung gefunden hatte.

„Nun habe ich mir doch erst fremde Augen borgen müssen," sagte sie, endlich erwachend, als Astrid sich erhob.

„Fremde? Ihr seid ja Verbündete," erwiderte Astrid. Ueber ihnen hing der „Einklang". Franka und Henrik sahen zu gleicher Zeit hinauf und lächelten.

Als Gade ging, begleitete ihn Astrid bis zur Thüre. Er gab ihr die Hand, dann blieb er einen Augenblick vor ihr stehen und sah sie mit glücklichem Lächeln an. „Sie ist es," sagte er im Tone freudiger Bestimmtheit.

„Wer?" fragte Astrid.

Er antwortete nicht.

Und „Sie ist es" klang es in ihm nach, als er durch den schmelzenden Schnee hindurch schritt, ganz gleich wohin. Sein Verstand hatte es ihm vorgezeichnet, und sein Herz bestätigend nachgehämmert. Sie war es, seine Seelenhälfte, seine Ergänzung. Alle Erlebnisse der letzten Zeit hatten ihm ihr Erscheinen vorgedeutet, alle hatten an ihm gearbeitet zu diesem Ziele. Jetzt war er vorbereitet genug, um sein Glück durch alle jene Klippen hindurch zu schiffen, an denen er Andere scheitern sah. Die Gleichgültigkeit, wie sie zwischen Kühne's herrschte, der Wettkampf, unter dem die beiden Rezius litten, alles Das waren Unmöglichkeiten für sie beide, wenn sie nur fest beisammen blieben.

Mitten im raschen Gehen blieb er stehen. Er war wieder einmal mit sich selber durchgegangen. Nun galt es kalt und klar zu überlegen. Vor allen Dingen: was wollte er? Heirathen? Konnte er denn? Was hatte er zu bieten? Und wollte denn Franka? Die letzte Frage ließ er vorläufig noch außer Acht. Wenn „sie es ist", dann wäre es undenkbar, daß sie nicht wollte! — Langsam ging er nach Hause, in tiefes Grübeln versenkt. Endlich hatte er einen halben Entschluß gefaßt. Er wollte seine Energie auf die Probe stellen. Wie hatte doch Franka gesagt? „Mit ehrlichem Bemühen an eine Arbeit herangehen und ihr nicht von der Seite weichen." Das wollte er versuchen. Gelang es, dann hatte er sich den Beweis geliefert, daß er im Stande sei, zu erwerben — zu heirathen.

Die kleine silberne Kaminuhr in Astrid's Salon hob zum Schlagen aus. Eins, zwei — Nichts weiter? Franka seufzte. Sie fühlte sich heute so unruhig, so abgespannt, daß sie am liebsten aufgehört hätte. Sonst hatte nur die Ermüdung ihrer Modelle sie veranlaßt, zu rasten; heute war sie die Er-

holungsbedürftige, und Astrid hielt aus. Frau Kühne ließ sich von ihrem Kinderfräulein irgend eine Novelle vorlesen, die sie fesselte. Beim Zuhören waren ihr die gegebene Stellung und der gewünschte Ausdruck ganz natürlich. An ihr also lag es nicht, wenn das Porträt heute nicht weiter rückte.

Vielleicht hielten die künstliche Beleuchtung, die dicht verhängten Fenster und der intensive Heliotropgeruch, den Astrid's Kleider ausströmten, diese Aufregung in Franka wach. Oder spürte sie nur die Folgen der schlaflosen Nacht? Sie war es nicht gewöhnt, körperlich behindert zu sein. Die Stunden vor dem Mittagsessen waren sonst ihre ausgiebigsten. Heute war das Alles aus dem Geleise gerückt. Sie selbst am meisten, die mitten in der Nacht sich erhebt, zum Koffer geht, Bleistift und Skizzenbuch hervor holt und zu zeichnen beginnt. Zeichnet, zeichnet Stunde für Stunde, als hätte es eine fremde Macht ihr befohlen. Nie vorher war ihr das in den Sinn gekommen. Nie vorher hatte sie sich so gedrängt gefühlt von einer inneren Eingebung. Eingebung? Es ist Erinnerung gewesen, Erinnerung an jenes wundersame Geigenspiel. Sie athmete tief. Ein heftiges Herzklopfen hatte sie unvermuthet überfallen. Gerade so wie heute Nacht, während sie zeichnete. Sie empfand eine eigenthümliche Erregung, halb Glück, halb Trotz, als müsse sie sich wehren gegen irgend ein Fremdes, Eindringendes, das alles Eigenste in ihr auflöste.

Das vorletzte Capitel der Novelle war beendet. Astrid corrigirte ihre Haltung. „Bin ich nicht ein wenig zu weit nach rechts gerathen?"

„Einen Fingerbreit vielleicht. Quälen Sie sich heute nicht, ich bin mit der Contour im Klaren!"

Wie reizvoll die Stellung war! Wie charakteristisch für Astrid's lebhafte Art! Es wird das beste Bild werden, das Franka je gemalt hat. Und das verdankt sie Herrn Gade. Nie wäre sie von selber auf diese Auffassung gekommen. Wenn sie ihn doch manchmal um Rath fragen könnte. Bis jetzt hatte sie nie dieses Bedürfniß empfunden. Sie war sich immer klar gewesen über das, was sie wollte und konnte, hatte einfach derb zugegriffen, wo sich ihr irgend ein malerisches Motiv bot, ohne weiter in die Tiefe zu denken, sich Rechenschaft zu geben über Ausdehnung und Folge. Herr Gade aber hatte das für sie gethan. Er verstand es, Ideen zu erwecken, Stimmungen zu erklären. Da, wo sie nur eine Fläche sah, erkannte sein scharfes Auge Höhen und Tiefen, und seine Phantasie bevölkerte sie.

Sie hörte plötzlich ganz deutlich seine leise, einschmeichelnde Stimme, „zwei Seelen und ein Gedanke, nicht wahr? Das war es doch, was Sie meinten?" Wie armselig sie vor ihm gestanden hatte. Plump und alltäglich. Ihre ganze Art zu arbeiten hatte etwas Handwerksmäßiges gehabt bis jetzt. Er hatte ganz recht, man braucht Stimmung, um Etwas zu schaffen, was des Schaffens werth ist. Der einfache Wille thut's nicht, der läßt Einen im Stich auf den Höhepunkten des Lebens — da wo sie jetzt steht!

Ein Schauer der Freude überrieselt sie. Am liebsten hätte sie den Pinsel aus der Hand geworfen und wäre hinaus gelaufen in den weichen, verheißungsvollen Märztag, irgend wohin, wo es frei ist und einsam, und die Luft er-

füllt vom Dufte der feuchten, besonnten Bäume. Da sich hinstellen und laut aufjubeln vor namenloser Seligkeit! — Warum nur? Was machte sie so glücklich? Eben noch matt und verdrossen, und nun wieder fast ausgelassen vergnügt? Sie schalt sich selbst und mühte sich mit doppeltem Eifer. Eine Weile malte sie ruhig fort und kam immer besser hinein in die Arbeit. Mit Gewalt lenkte sie ihre Gedanken auf Bekanntes, um nicht abgezogen zu werden. Wie mochte es jetzt zu Hause gehen? Aber auch dieses Zurückdenken war heute anders als sonst. Gleichsam als wäre ihre ganze kleine Welt bereits ein fernes, abgeschlossenes Erinnerungsbild für sie, als sähe sie darüber hin mit den Augen eines Unbetheiligten, dem Jetziges und Vergangenes in gleicher Reihe auf die Fläche tritt. So sah sie jetzt die frühverstorbenen Eltern, wie sie in dem langgestreckten, ländlichen Hause friedlich dahinlebten, behaglich und zufrieden, Freude um sich verbreitend.

Der Vater war Musikdirector gewesen, ein geselliger, fröhlicher Mann mit bescheidenem Wesen, die Mutter ihm ähnlich an Temperament und Anschauung. Und nun hausten dort die Geschwister. Sie selbst, Schwester Thilde mit ihrer unverwüstlichen Frische und der liebenswürdige Professor, ihr Schwager, dessen feines Gelehrtenprofil dem vergangenen Jahrhundert anzugehören schien. Auch sie wie die Eltern glücklich in friedlicher Eintracht und gemeinsamem Streben nach Allem, was vorwärts und aufwärts geht. Nach des Tages vielfältiger Geschäftigkeit saß man Abends beisammen. Der Schwager holte seine Flöte vor, die er erst als Verheiratheter zu spielen gelernt hatte, die beiden Aeltesten geigten, und Thilde begleitete. Der älteste Bub spielte schon recht brav. War Franka zu Hause, dann sang sie zu des Schwagers Flöte oder zur Geige, trug auch wohl eine Arie vor, ein Lied. Die musikalische Begabung war ihnen allen angeboren. Franka selbst hatte, neben der Malkunst, immer mit Eifer Musik getrieben. Jetzt kam ihr das zu statten. Wie hätte sie sonst Gade's „Notturno" verstehen können?

Wieder dieses thörichte, unbegreifliche Herzklopfen! Mit einem Gedankensprunge, den sie selbst nicht verstand, erinnerte sie sich nun auch des „Onkel Rudi", ein junger Baumeister und Bruder ihres Schwagers, der häufig nach Bern kam. Um ihretwillen, wie sie wußte! Er hatte um sie angehalten, als sie erst siebzehn Jahre alt war. Die Geschwister, in deren Hause sie schon damals lebte, hatten ihn auf später vertröstet.

Nun wartete er nur auf ein Zeichen von ihr, um zu sprechen. Sie hatte das Alles so läßlich angesehen, wie etwas, das man thun könne oder auch lassen. Heute zum ersten Mal empfand sie das Bedürfniß, hier Klarheit zu schaffen, ihm zu sagen, daß er nicht länger an sie denken möchte, weil — Warum nicht? Eine glühende Röthe stieg ihr ins Gesicht. Sie zwang sich jetzt, Fräulein Adele's Vorlesen zuzuhören. Man war fast zum Ende der Erzählung gelangt. Die Heldin, die man durch mancherlei Verwirrung hindurch begleitet hatte, war glücklich zur Erkenntniß gelangt, daß nicht das Leben, daß *sie* allein die Schuldige war, wenn sie das erträumte Glück nicht fand. „Und so ging sie nun freudigen Herzens neuen Aufgaben, neuen Irrthümern

entgegen," hieß es am Schlusse; „denn Alles im Leben fließt und kämpft, und wer den Stillstand will, der will nicht leben."

Einige Tage später stand Gade vor der Thüre der Kühne'schen Villa. Man sagte ihm, die Damen seien im Eßzimmer, aber als er eintrat, fand er nur Franka, die im Begriff war, eine große silberne Schale mit Aepfel zu füllen und dunkles Blattwerk zierlich dazwischen zu fügen.

Astrid sei von einem Besuche noch nicht heimgekehrt, sagte sie ihm, ohne sich durch seinen Eintritt in ihrem Werke stören zu lassen. Er setzte sich still auf einen der hochlehnigen Stühle am Tische und sah ihr zu.

Müde von dem Zwange, den er sich selbst auferlegt hatte, war er gekommen. Seine Pensum war gethan, zwei Anfangsscenen der Oper geschrieben. Er verhehlte es sich nicht, daß sie nicht auf der Höhe des Schluß-Duo's standen, sie waren leer, correct und capellmeisterlich, aber er hatte sich doch bewiesen, daß er könnte, wenn er wollte und daß seine Oper ein Ding war, mit dem er rechnen durfte. Zur Belohnung war er hierher gekommen. Nun saß er da, zufrieden wie ein artiges Kind, das Lob erwartet, und ließ geruhig den sanften Reiz seiner Umgebung auf sich wirken. Kerzenschein und wohlige Wärme umhüllten ihn. Weich zitterte der Schein der Kronenlichter über das grün-weiße Gläsergewirr der gedeckten Tafel. Durch die Glaswand, die den erleuchteten Wintergarten begrenzte, schimmerten smaragdne Büsche und blühende Gewächse herüber. Und inmitten all' dieser gedämpften Buntheit stand „sie", die heit're, ordnende Gestalt, die für ihn der Inbegriff alles Labenden war.

Sie hatte den Kopf ein wenig gesenkt, auf die kluge Stirn schien das volle Licht, und aus dem durchsichtigen Schlagschatten, der ihr auf Brust und Hände fiel, glänzte ihr helles Gesicht sanft hervor. Jetzt war sie fertig. Und mit einer Bewegung, die in ihrer schönen Kräftigkeit etwas Jubelndes hatte, hob sie die schwere Schale mit beiden Händen hoch empor und setzte sie in der Mitte der Tafel nieder.

„Erwarten Sie Besuch?" fragte Gade, bereits ein wenig unruhig.

„Herr Kühne kommt auf einen Tag. Er hat hier in der Nähe zu thun."

„Ich bin fleißig gewesen," fing er nun an. „Zwei Opernscenen fertig. Sie hatten Recht! Man kann sich ohne Stimmung behelfen, wenn es sein muß! — Ist es nicht brav von mir, daß ich noch auf meine alten Tage an meiner Erziehung arbeite?"

„Sehr brav" — wie entzückend sie lachte!

„Und das haben Sie aus mir gemacht! Wissen Sie das auch? Fräulein Franka, wissen Sie, daß Sie im Stande sind, Alles aus mir zu machen, was Sie wollen?"

Sie war unter seinen letzten Worten, die er in einem heißen Flüstertone gesprochen hatte, tief erröthet.

„Auch ich bin fleißig gewesen," erwiderte sie, ohne ihm zu antworten. Er fühlte sich zurückgestoßen, tief verletzt. Es gab ihm einen Schmerz, vor

dem er selbst erschrak. Er fühlte, daß er blaß wurde und stand auf. „Haben Sie Astrid's Bild angefangen? Wird es gut? Nahmen Sie die Stellung, die wir neulich verabredeten? Sitzt Astrid leidlich still?“ Er fragte das Alles schnell, geschäftsmäßig, noch mit seiner Enttäuschung ringend.

„Es ist die Zeichnung zum Schlusse Ihres Notturno. Ich möchte sie Ihnen zeigen, ehe ich das Blatt ausgebe.“

Sie verließ das Zimmer. Ohne Besinnen folgte ihr Gade. Er wußte selbst nicht weshalb. Einfach ihr Gehen zog ihn nach. Sie ging ihm voran über den Corridor und öffnete, dem Speisezimmer gegenüber, ihr eigenes Zimmer. Er kam nach. Unbefangen ließ sie ihn gewähren. Es war ein Zimmerchen mit Alkoven, Kühne's Gastzimmer. Zu den zierlichen Rococomöbeln paßte Franka's bejahrter Lederkoffer wenig. Noch weniger aber die Reihe der Familienbilder, die auf dem Aufsatz des Schreibcommödchens aufgestellt waren. Lauter liebe altmodische Gesichter, schöne Frauen und Kinder in schlichter Kleidung, selbstbewußte Männer mit weitläufigem Untergesicht unter breiten Stirnen.

Franka selbst, wenn er sie so mit ihrem Kreise verglich, hatte Etwas von dieser schlichten Sicherheit in sich. Er betrachtete sie, wie sie in ihrem einfachen, grünen Tuchkleide ruhig und vornehm durchs Zimmer ging, die verhüllenden Spitzenstore's vom Fenster zurückzog und ihm das Reißbrett brachte, das auf der geschweiften Commode lag.

Sie hielt es ihm hin und gewährte ihm schweigend Einblick. Es war eine einfache Linienzeichnung, die Gade sah, wieder in denselben Dimensionen gedacht, wie die vorige Umrandung.

Wortlos vertiefte er sich hinein. Schwere, dunstige Verschleierung. Eine schwülbange Stimmung. Da sitzt in furchtbarer Herrschergestalt der Tod. Ein verheißungsvolles Königslächeln spielt um die schmalen Lippen. Nicht das traditionelle Gerippe, ein fanatischer Selbstanbeter, der sich an immer neuen Opfern berauscht.

Und von unten strebt's empor, zwei einzelne Gestalten nur, aber ausdrucksvoll genug in ihrem somnambulen Aufwärtsschreiten der Macht entgegen, die sie ruft. Die Frau in schwerem, schleppendem Gewande, wie festgehalten noch vom Schlaf der Erde. Ihr Gefährte aber reißt sie mit sich fort. Das hagere Gesicht ist mit verzweifelter Energie emporgerichtet, mit rücksichtslosem Griff umklammert er das Handgelenk der Gefährtin. Wie trunken taumelt er hinauf zum Herrscher der Vernichtung. Weit unter ihnen liegt das friedliche Dorf, das Meeresufer mit seinen tanzenden, sonnenbeglänzten Wellen. —

Henrik war ganz beschäftigt mit dem, was er sah. Die mystische Lockung des Todes, so dargestellt, erregte ihn in tiefster Seele. Das war sein Eigenthum, in fremdem Geiste wiedergeboren und ihm geschenkt. Er, der sonst so Redegewandte, wußte jetzt nichts zu sagen als ein nachdenkliches „Ja, ja . . . Sie haben da etwas Wunderbares geschaffen,“ sagte er endlich.

„Und doch hatte ich kein völlig gutes Gewissen,“ entgegnete Franka. „Zum ersten Mal habe ich ein Phantasiebild darzustellen versucht. Bis jetzt hatte ich nie Anderes gethan, als die Natur betrachtet. Nun war's mir ganz, als

ob ich auf verbotenen Wegen ginge. Und ärger noch, als hätte ich's Ihnen gestohlen."

Er achtete kaum auf das, was sie sagte. Der Gedanke an die geheimnißvolle Wechselwirkung, die unausgesetzt zwischen ihnen bestand, verdrängte jeden anderen.

Mit sanfter Gewalt nahm er ihr das Reißbrett fort und legte es auf den Tisch; dann faßte er sie an den Händen und betrachtete sie liebevoll, sie sein Eigenthum. Immer näher zog er sie zu sich heran. Ihre Augen wurden schwarz und leuchtend. Sie erblaßte, aber sie wich ihm nicht aus. Er sah tief in ihre Augen hinein. Vom Perlmutterglanz des Augapfels hob sich dieses sanfte durchsichtige Schwarz; kaum daß sich die Pupille unterschied. Da aber strahlte ihm sein eigenes Bild entgegen. Ganz nahe neigten sich die beiden Gesichter nun entgegen. Gade fühlte den warmen Duft ihrer Wangen an seinem Munde. Er beugte sich herab und küßte sie. Zwei große schwere Thränen lösten sich von ihren Wimpern und rollten ihr über das Gesicht.

„Warum weinen Sie?" fragte er sanft. Sie lächelte ihn an. „Ich weiß es nicht!"

„Hast Du mich lieb?" — „Sehr," und sie drückte ihr Gesicht von Neuem an das Seinige.

Es durchströmte ihn wie neue Jugend. Nie hatte er gewünscht, sie zu berühren, nie daran gedacht, daß es süß sein müsse, ihre Lippen zu küssen — er war ja so alt gewesen, so wunschlos, jetzt auf einmal erblühte das Alles in ihm, die jugendliche Sehnsucht und das reifere Verlangen.

So blieb er ihr nahe, ganz nahe und sog am Hauche ihrer Schönheit. Und, als hätten sie sich schon Alles gesagt, fragte er: „Seit wann weißt Du es?"

„Von Dir oder von mir?"

„Von Dir."

Sie sah ihn an, voll Seligkeit und tiefen Vertrauens. „Es war gleich Anfangs da, aber ich verstand es nicht," sagte sie. Dann löste sie sich lieblich von ihm los und strich sich ordnend über Haar und Aermel. „Es ist wie ein Traum," sagte sie leise.

„Tante Franka, Du möchtest zu Tische kommen." — „Tante Franka, sieh, was mir Papa mitgebracht hat!" Halfdan und Gudrun schauten zur Thüre herein. Jetzt kamen sie und gaben Gade die Hand.

„Sieh mal, was Papa mir mitgebracht hat," wiederholte Halfdan. „Für seine Frisirmaschine", fügte Gudrun hinzu, worauf Halfdan wichtig erklärte, „Unsinn, Elektrisir—" dabei setzte er behutsam den ganzen Apparat mit seinen Anhängseln, den er auf einem Servirbrett trug, nieder. Es waren ein Paar possirliche, mechanische Spielereien. Ein lächelnder rother Kupferkopf, dessen schönes Gelock von gelblichem feinen Seidenpapier sich sträubte, sobald man ihn mit der Maschine in Verbindung setzte, und ein hübsches kleines Glockenspiel. An einem zierlich geschnitzten Querbrettchen waren kleine Mädchen mit winzigen Köpfchen und großen, kupfernen Glockenkleidern aufgehängt. Das mittlere derselben erhielt ein ansehnlicheres Gepräge, da es an einem Messing-

drahte hing, der, durch das Brettchen hindurchragend, in einem hübschen, glänzenden Knopfe endete, während die seitlichen Schwestern in ihren Glasstäbchen leichtfertiger erschienen. Dafür hingen aus ihrem Glockeninnern zwei Ketten herab, die eine Art Courschleppe ersetzen mochten. Zwischen diesen drei heiteren Gebilden bewegten sich nun glänzende Kugeln hin und her, die, gleichfalls vom Brettchen herabhängend, an seidenen Fädchen befestigt waren und, von Glocke zu Glocke pendelnd, ein lustiges Geklingel hervorbrachten, sobald die kleine Elektrisirmaschine in Bewegung gesetzt wurde.

Franka blickte zerstreut auf das Wunder, lobte es, wie das Kind wünschte, und nahm dann Halfdan und die kleine Gudrun an die Hand, um hinüber zu gehen zu Astrid.

„Tante Franka hat geweint," flüsterte Gudrun wichtig.

Henrik wehrte ab. „Bewahre, es ist ihr nur etwas ins Auge gekommen, ein Bildchen! Gucke nur mal hinein, vielleicht siehst Du es noch!" —

„Ah, da bist Du ja," rief ihm Astrid entgegen. „Ich dachte schon, Du wärest wieder verschwunden. Wo steckteſt Du denn? Wir haben Dich im ganzen Hause gesucht."

„Fräulein Hölderli zeigte mir ihre Zeichnung."

„Ergreifend, nicht wahr? Paß auf, das wird eine Größe ersten Ranges! Sie entwickelt sich zusehends! Aber Du bleibst doch zu Tisch?" fragte Astrid dann, als Gade gehen wollte. „Martin ist eben angekommen, Du mußt ihn doch begrüßen."

Henrik blieb.

Bei Tische saß er zwischen Astrid und Kühne, durch die ganze Länge des Tisches von Franka getrennt, aber ihre Augen fanden sich doch. Und jeder von ihnen that, ohne nachzudenken, was der Andere seinerseits geboten fand, er wahrte sorgfältig das junge, kaum geborene Geheimniß.

Es fiel nicht auf, daß sie so schweigsam da saßen.

Martin Kühne war heute sehr gesprächig. Er erzählte die Veranlassung seiner kleinen Reise. Es galt eine Ziegelei zu besichtigen, auf der er eine Hypothek hatte. Die Zinsen blieben Jahr und Tag aus. Der Besitzer war zahlungsunfähig geworden, weil die Ziegelei nicht mehr rentirte. Kühne sah sich genöthigt, die Besitzung zu kaufen. Er schilderte die Lage des Grundstücks auf das Anheimelndste. „Weißt Du, daß ich daran gedacht habe, es zu einem Erholungsplätzchen für Dich und die Kinder einzurichten?" sagte er zu Astrid. „Es ist ganz bequem zu erreichen. Von Station Zoologischer Garten etwa zwei Stunden mit der Bahn, bis Station Wiesenburg an der Berlin-Sangerhauser Strecke. Die langsamen Züge halten dort. Dann bis zur Ziegelei Klein-Selchow noch etwa 1½ Stunde mit dem Wagen. Das ist bei schönem Wetter keine Strapaze. Das Ding liegt reizend, mitten im Walde. Ein hübsches Wohnhaus mit Garten, in der Nähe ein See. Das Dorf ist fast eine Stunde entfernt, vollständige Ruhe und reine Luft. Kurz und gut, ein wahres Idyll! Was meinst Du dazu?"

Astrid zuckte die Achseln. „Du weißt, ich liebe die natürliche Natur nicht besonders. Die heiße, verbrauchte Luft eines Theaters oder die Eiseskälte in

italienischen Kirchen thut mir wohler als alle Landluft. Wenn ich schon Natur genießen will, dann muß sie zugleich künstlerisch abgerundet sein, ein Typus, ein Bild. „Sie werden das begreifen?“ wandte sie sich jetzt an Franka, die, ohne einen Bissen zu genießen, mit Gabel und Messer hantirte.

Franka schüttelte den Kopf. „Doch nicht! Wenn ich zum Beispiel denke, wie unglücklich ich mich immer am Genfer See fühle! Ich habe da nichts zu thun, als zu bewundern, jeden Tag wieder bewundern. Für einen thatkräftigen Menschen aber — ich kann das nicht so recht ausdrücken — ich meine nur, mir sind die bescheidenen Schönheiten lieber, zu denen der Mensch ein Verhältniß gewinnen kann.“

Gade nickte ihr strahlend zu. „Genau meine Ansicht, wenn auch unsere Motive verschieden sind. Etwas unabänderlich Vollkommenes lähmt den Genießenden. Ich will angeregt werden, nicht erdrückt. Man muß eine Lücke finden, die man auszufüllen hat. Es soll ein Nehmen und Geben sein“ — ‚wie zwischen uns beiden,‘ sagten seine Blicke.

„Also Du meinst, ich soll Klein-Selchow nicht behalten?“ fragte Kühne, der gerne zum Concreten zurückkehrte. Astrid faltete die Hände hinter ihrem Kopf und bog sich, sammt ihrem Stuhle, hintenüber. „Ach, Bär,“ sagte sie gelangweilt, „Du weißt doch, daß ich von Geschäften nichts verstehe.“

Sie sah sehr reizend aus in ihrer nachlässigen Stellung, die schlanken Arme hoch emporgereckt, ein Spitzenchaos um die mageren Schultern. Henrik betrachtete sie aufmerksam, als sähe er sie zum ersten Male. Ein neuer Gedanke tauchte in ihm auf. Warum waren sie nie auf den Einfall gekommen, sich zu lieben? Und sein Verstand antwortete sogleich mit der fertigen Formel: „Das wäre Verdoppelung gewesen, nicht Ergänzung. So etwas will die Natur nicht.“ Und dann blickte er wieder zu Franka. Jedes Mal, wenn er das that, empfand er es wie einen Strom von Lebensfreude, die von ihr zu ihm herüberfluthete. Wie schön sie war in ihrer geraden, gehaltenen Anmuth! Sie schien ganz ruhig zuzuhören, nur unter den gesenkten Wimpern stahl sich ein verrätherischer Augenglanz hervor.

„Vermiethen Sie Klein-Selchow an mich,“ sagte Henrik aus tiefen Gedanken heraus an Kühne.

„An Sie? Was wollen Sie damit? Nicht einen Tag halten Sie es da in der Einsamkeit aus.“

„Ich könnte mich ja verheirathen,“ erwiderte Henrik und nahm sich in zerstreuter Seligkeit zum dritten Mal ein Riesenstück des Bratens. Er hatte bemerkt, daß Franka erröthete.

„Ach so.“ Kühne war nicht sonderlich erschüttert durch diese Antwort. Gade und heirathen! Der Gedanke erschien ihm sehr unwahrscheinlich. Astrid dagegen wurde aufmerksam. Sie beobachtete Franka, deren gesunder Appetit sonst unanfechtbar war, die heute aber fastete, und Gade, der sonst Alles verschmähte, was nicht Paprika und Champagner war, und heute wahllos große Portionen verschlang.

Franka fühlte diese forschenden Blicke und wollte ablenken. „Wohin gehen denn Sie, wenn Sie einmal Ferien machen?“ sagte sie zu Kühne, „Berlin ist doch für Sie nur neue Arbeit, keine Erholung.“

„Ich? Wer soviel Anregung und Abwechslung in seiner Thätigkeit hat wie ich, der bedarf der Ferien nicht. Krank bin ich nur, wo ich mich nicht am Platze fühle, und gesund überall da, wo man mich braucht.“

Franka fühlte sich heimathlich berührt von der gesunden Tüchtigkeit dieses Mannes. Aehnliche Aeußerungen hatte sie in ihrem Schweizer Freundeskreise oft gehört; hier in Berlin, wo es Mode war, lieber egoistisch als selbstlos zu erscheinen, wirkte das ehrliche Bekenntniß doppelt angenehm auf sie. Auch Henrik empfand ein gewisses ästhetisches Wohlgefallen, und Astrid nickte ihrem Manne beifällig zu, als er weiter ausführte.

„Wie Sie mich hier in Berlin sehen, bin ich eigentlich nur ein halber Mensch. Wenn man so gewöhnt ist, direct in die Lebensschicksale einiger Tausende einzugreifen und soll nun dasitzen, Tag für Tag, und Reden hören oder seine eigene Weisheit in zwei Worten zum Besten geben — das befriedigt nicht. In Elberfeld dagegen, ich wollte, ich könnte Sie einmal da herumführen, Ihnen zeigen, wie folgerichtig da Alles in einander eingreift, wie das Unbedeutendste seine Wirkung in die Ferne hat und nicht ungethan bleiben darf, ohne Verwirrung anzurichten. Ich sage Ihnen, wenn man das einmal ordentlich begriffen hat, da kennt man nichts Interessanteres mehr auf der ganzen Welt.“

„Sie versenden auch Ihre Maschinen nach Afrika?“ sagte Gade, mehr um sich an dem Gespräch zu betheiligen, das an Franka gerichtet war, als um eine Antwort zu erhalten.

„Noch nicht. Ich habe bis jetzt nur einige Plantagen dort anbauen lassen, um später die Extractions-Maschinen dort einführen zu können. In Java haben wir auf dieselbe Art ein großes Absatzgebiet eröffnet.“

„Waren Sie selbst schon drüben?“ fragte Franka interessirt. „Ich habe es mir immer so schön gedacht, große Reisen zu unternehmen und dabei etwas zu fördern, nicht zum Vergnügen, sondern eines sichern Zweckes wegen unterwegs zu sein. Man findet dann auch leichter den ruhigen Standpunkt allen neuen Dingen gegenüber.“

„Wenn ich doch Ihre verständigen Neigungen hätte,“ sagte Astrid drollig-kindlich und blickte Franka voll Bewunderung an. „Für mich ist das Wort Geschäft und Alles, was damit zusammenhängt, das Signal zum Gähnen. Und so lange ich in Elberfeld lebte, war ich immer so übellaunig, so unausstehlich, daß ich meinem guten alten Martin da das Leben schwer machte. ‚Ich kann nur hier — er dort nur wohnen.‘ Ist es nicht so, Bär? Wir sind eigentlich erst glücklich verheirathet, seitdem wir nicht mehr beständig bei einander sind.“

Sie äußerte das Alles mit leiser, ein wenig müder Stimme, während sie träumerisch eine rothe Rose ihres Gürtelstraußes zerpflückte und die dunklen Sammetblätter in ihr halbgefülltes Weinglas warf. Die purpurnen Schalen schifften sachte rundwärts in der goldenen Fluth, und Astrid steckte den schlanken Finger hinein, um die rothen Kähne zu lenken. Martin Kühne sah sie an und nickte behaglich. Astrid amüsirte ihn, wie ein hübsches, vorlautes Kind einen Erwachsenen amüsirt.

„Wir haben endlich eingesehen," fuhr Astrid in ihrem kleinen Monologe fort, „daß man viel liebenswürdiger ist, wenn man sich nicht beständig mit dem Kleinkram des Lebens ermüdet. Man glaubt sich in einander einzuleben, und man lebt sich dabei nur aus einander."

„Oho," riefen beide Männer.

Sie aber redete unbeirrt weiter. „Das Institut der Ehe ist so eng — zwei ausgewachsene Individualitäten haben kaum darin Platz. Daher kommt der Künstler zum Beispiel meist zu dem Grundsatz: Sich zusammenthun, so lange Einer noch dem Andern zu geben hat, und — hat man ausgeschöpft, dann weiter ziehen!"

Sie hatte zuletzt nicht ohne Absicht gesprochen, die Wahrnehmung, die sie gemacht zu haben glaubte, beunruhigte sie. Sie hielt Gade einer dauernden Neigung nicht für fähig und wünschte Franka vor Enttäuschung zu bewahren. Auch schien sie verstanden zu werden, denn Franka sandte einen ungewissen Blick zu Henrik hinüber, den er mit einem beruhigenden Lächeln erwiderte.

„Du scheinst es für die Regel zu halten, daß Ehepaare sich aus einander leben?" sagte er zu Astrid, den hingeworfenen Handschuh aufnehmend. „Ich glaube, man darf das nicht so allgemein fassen. Ich kenne gerade unter den Künstlerehen, die Du zum Unglück für prädestinirt halten möchtest, eine große Anzahl, in denen die innigste Gemeinschaft herrscht."

„Meinst Du vielleicht die Rezius mit ihrer bewaffneten Kameradschaft?" warf Astrid gereizt ein. Sie vertrug es nicht, wenn man ihr widersprach. „Findest Du darin Dein Ideal?"

„Immer noch eher, als im gleichgültigen Nebeneinander," sagte Gade unbedacht, nun auch sich ereifernd.

„Wollen wir uns nicht auch ein bißchen streiten?" fragte Kühne gemüthlich, zu Franka gewendet. „Was denken Sie über Ehegemeinschaft im Speciellen? Sollten Sie noch nie darüber nachgedacht haben?"

„Bisher nicht viel," antwortete Franka tapfer. „Ich kann nur sagen, was ich im Allgemeinen beobachtet habe. Ich glaube nämlich, daß im Handwerkerstande zum Beispiel, überhaupt da, wo die Frau mit erwirbt, eine größere Gemeinschaft der Interessen herrscht. Es kommt mir so natürlich vor, daß beide arbeiten und beide genießen, wie es sich bietet. Das ist vielleicht prosaisch gedacht — und paßt wohl auch nicht auf alle Verhältnisse — ich denke mir, es ist —". Sie schwieg in großer Verlegenheit. Das, was sie Gade in dieser Weise mittheilen wollte, daß sie gewillt sei, ihr Theil beizutragen zu Arbeit und Gewinnst, das war gesagt. Das Principielle interessirte sie nicht weiter.

Astrid und Gade dagegen waren in ihrem Fahrwasser. Letzterer hatte sich mit Rührung Franka's Worte im richtigen Sinne gedeutet, und war so einen Augenblick Astrid's Erörterungen entschlüpft. Als er sich mit seinen Gedanken wieder bei ihr einfand, traf er sie, mit vollen Segeln im Paradoxen schiffend.

„So zeige mir doch die beiden Menschen, die wirklich ganz und gar in einander aufgehen," sagte sie. „Die meisten Ehen werden zwischen einem Starken und einem Schwachen geschlossen. Der Schwächere lebt das Leben des Stärkeren mit, er wird von ihm allmälig aufgesogen. Das nennt man dann Uebereinstimmung. Man kann schließlich auch zwischen Herrn und Sclaven von Uebereinstimmung reden."

„Wir sprachen aber von Gleichberechtigten, von Individualitäten," mahnte Gade. „Und da glaube ich doch." —

„Da glaube ich eben, im glücklichsten Falle gibt es ein Toleranz-Verhältniß, wie zwischen Martin und mir," fiel ihm Astrid ins Wort. „Ja, warum soll man nicht darüber reden? Wir haben uns herzlich lieb, Jeder hat seine eigene Welt, in der er lebt und sich wohl fühlt, daneben als Treffpunkt die Ehe. Wenn man nicht mehr sechzehn Jahre ist und Utopien leben will, ist dies das einzig Mögliche. Also nicht *gegen* einander, nicht *über* oder *unter* einander, sondern *neben* einander," formulirte sie.

„Zusammen," ergänzte Gade.

„Wenn Astrid philosophirt, ist sie entsetzlich," sagte der Commercienrath ergeben und stand auf, um seine kurze Pfeife anzuzünden. „Die Damen erlauben doch? Nehmen Sie nur Gade, Importirte!"

Die Kaffeetassen wurden herumgereicht, es entstand eine kleine Pause.

„Wir wollen uns wieder versöhnen," sagte Henrik endlich, ein wenig reuig wegen seines Ausfalls vorhin, und hielt Astrid die Hand hin.

Sie lachte. „Als ob es mir darum zu thun wäre, Recht zu haben! Nur das Schematisiren macht Spaß. Ist es nicht merkwürdig, daß wir Unberechenbaren uns am liebsten hinter mathematische Formen stellen möchten!" fügte sie hinzu.

„Jeder Impulsive sucht sein Maß am Gesetzlichen," erwiderte Gade. „Das ist eine ähnliche Erscheinung wie jenes nervöse Symmetriebedürfniß, das mich Unordentlichen zwingt, die Bilder an der Wand zu richten und die Lampe in die Mitte des Tisches zu rücken."

Franka hatte stillschweigend nachgedacht. Jetzt sagte sie: „Gerade so hat die Malerei die Perspective, die die Anschauung corrigirt."

Gade vermied es, sie anzusehen, um sich den Uebrigen nicht völlig zu verrathen. Jede ihrer Aeußerungen zeigte ihm aufs Neue, wie völlig sie sein war und wie sie sich beide aus ihrer so verschiedenen Gedankenwelt heraus Fühlfäden entgegenstreckten, die sich in einander saugten und vereinigten.

„Jede Kunst ist ihrer Natur nach selbst Gesetz," erwiderte er und setzte mit einem herausfordernden Seitenblick hinzu: „Daher sind auch die Künstler nicht die Ungebundenen, als die man sie gerne darstellt. Was für die Malerei die Perspective, für die Musik der Generalbaß, das suchen gerade wir sogenannten denkenden Künstler auch im Leben, und da finden wir eben das Ideal, das Paradigma."

„Und das lautet? Dein Eheparadigma, meine ich."

„Das lautet" — Henrik hatte sich seinen Lehrsatz längst im Stillen formulirt: „Gleichwerthig, verschiedenartig, in gleichem Streben sich einander ergänzend bis zum Ein — — zur Einheit," verbesserte er sich.

„Gott sei Dank, daß jetzt die Kinder kommen," sagte Kühne und stand auf. „Wir hätten sonst so lange rubricirt und abstrahirt, bis uns das ganze Leben keine Freude mehr gemacht hätte. Was existirt, ist schon bewiesen, einfach dadurch, daß es da ist. Wozu muß man es noch durch Formeln stützen?"

Die Kinder kamen betrübt mit ihrem Spielzeug, das „nicht mehr gehen wollte". Sie legten es Franka auf den Schoß, sie möchte Küßchen darauf geben.

Franka besah theilnehmend das Unglück. Wirklich schien dort in der metallenen kleinen Welt ein bedauerlicher Stillstand eingetreten zu sein. Die kleinen Bälle schaukelten wohl noch ein wenig hin und her von der Bewegung des Tragens, bald aber geriethen sie auch in Ruhestand, und die ganze Gesellschaft verharrte unbeweglich an ihren Fädchen, so daß das Ganze nunmehr das Ansehen eines betrüblichen Galgens angenommen hatte.

Kühne nahm das Spielzeug in die Hand und betrachtete das stumme Unwesen. „Wo ist denn die Kette?" fragte er sogleich.

„Die baumelte so unnütz herunter, da habe ich sie abgeknipst," erklärte Halfdan selbstgefällig.

„Und hast damit das Ganze verdorben." Kühne runzelte die Stirn und seufzte. Es war ihm schmerzlich, daß sein Sohn in so vielen Beziehungen, anstatt seiner eigenen geduldigen Beobachtung, Astrid's Voreiligkeit zeigte. In väterlichem Voreifer hätte er schon jetzt bei dem Neunjährigen Interesse und Verständniß für technische Begriffe gewünscht. So begann er denn auch jetzt — kaum hatte Halfdan die nothwendigen Ableitungsketten herbeigeschafft, und er sie wieder befestigt — eine Erklärung, bei der übrigens nur Franka eine aufmerksame Zuhörerin abgab. Henrik sah und hörte nur sie, wie sie mit vorgeneigtem Kopfe dasaß, ab und zu eine verständige Frage in Kühne's Vortrag hineinwerfend; Astrid hatte sich mit einer raschen Entschuldigung in den Wintergarten zurückgezogen, um dort „ein amüsantes Buch zu beenden".

„Kommt nach, wenn ihr fertig seid," sagte sie. „Von solchen Dingen verstehe ich nichts, da klappt sich mir das Gehirn zu."

„Und wenn die Ketten fehlen, hört die Bewegung auf?" fragte Franka.

„Ganz richtig. Die positive Ladung der Mittelglocke durch die Maschine bewirkt, daß auf den Seitenglocken die dort vorhandene neutrale Elektricität zerlegt wird; es bleibt dann auf letzteren negative Elektricität, aber nur dann, wenn die aus der Zerlegung der neutralen mit hervorgegangene positive durch die Kettchen abgeleitet wird. Die Kugeln werden erst von der Mittelglocke angezogen und erhalten von ihr positive Elektricität. Dadurch sind sie gleichnamig geworden, werden daher abgestoßen und gelangen nun zu den negativen Seitenglocken; hier wiederholt sich dasselbe, und so geht das Spiel immer weiter. So lange nun die Mittelglocken immer neue positive, die Seitenglocken immer neue negative Elektricität erhalten, dauert die Bewegung, das Tönen des Glockenspiels, fort. Hört die Arbeit der Maschine auf oder entfernt man die Kettchen, so wird die Zufuhr von außen unterbrochen, die Wechselwirkung der Anziehung zerstört. Sie sehen also hier nichts weiter als ein Spielzeug,

daß auf dem Satze beruht: ‚Ungleichnamige Elektricitäten ziehen sich an, gleichnamige (hier also gleichnamig gewordene) stoßen sich ab'. Ohne beständige Zufuhr positiver und negativer Elektricität hört die Bewegung, das Leben auf. — Aber nun habe ich Sie genügend gelangweilt mit meinem physikalischen Vortrage und bitte um Verzeihung."

Mit diesen Worten erhob er sich zum zweiten Male und zeigte dadurch, daß die Sitzung beendet sei. Viel zu früh für Henrik, dem inzwischen die unbehagliche Erwägung aufgetaucht war, es sei nun Zeit für ihn, aufzubrechen. Und doch schien es ihm unmöglich, fortzugehen, ohne einen vertrauteren Gruß, eine Verheißung von Franka mit fortzunehmen. Mißmuthig folgte er in den Wintergarten. Im Begriff, seine Handschuhe hervorzuholen, fühlte er in der inneren Brusttasche das Notenheftchen, welches er für Franka mitgebracht und nur im Wirbel der Empfindungen vergessen hatte: eine Copie des Duetts aus seiner künftigen Oper. Ohne weitere Erklärung übergab er es Franka.

„Da ist es, wollen Sie es einmal durchsehen?" Sie nickte leise bejahend und sah von unten herauf fragend in sein Gesicht. Auch sie litt unter der erzwungenen Fremdheit.

„Du wirst doch nicht gehen wollen, ohne mein Porträt anzusehen?" rief Astrid aus ihrem Schaukelstuhl herüber. „Sie erlauben es doch, Fräulein Hölderli?"

„Recht gern," erwiderte Franka befangen. Sie erinnerte sich, daß sie vor wenigen Tagen die erste Bitte, die er an sie richtete, mit den gleichen Worten beantwortet hatte. Welche Welt lag zwischen damals und heute! Auch Gade dachte an jene Begegnung. Im Salon blieb er überrascht stehen. Ihn frappirte die Bestimmtheit des Ausdruckes, die schon jetzt das Bild zu einer genialen Schöpfung machte.

„Ich finde, es muthet förmlich pariserisch an," meinte Astrid.

„Vielleicht dürften Sie noch etwas mehr stilisiren," sagte Henrik, der noch vor der Staffelei stand, „einen Typus formen; Astrid reizt dazu. Nicht zu viel Natur — möchte ich sagen. Verstehen Sie mich? Sie dürfen dreist übertreiben, einzelne Besonderheiten heraus holen und dafür Uninteressanteres fahren lassen. Astrid hat verschieden geformte Augen — davon sehe ich hier nicht genug; wenn sie spricht, bilden sich zwischen Mund und Nase zwei sehr beredte Fältchen, die vermisse ich —"

„Besonderheiten und dabei stilisiren?" fragte Franka; „ich begreife das nicht."

„Gerade durch die Betonung werden sie generell, wie mir scheint, ein Beispiel der Gattung."

„Welcher?" fragte Astrid.

„Mondaine," erwiderte er lachend.

Astrid drohte ihm mit dem Finger.

„Sie werden singen?" fragte jetzt Kühne, der sich von den Kindern losgemacht hatte, um zuzuhören. Er liebte Franka's Stimme, ihren Gesang.

„Eigentlich sollte ein wenig geübt werden," entgegnete Franka, „aber wenn es Sie freut, singe ich auch ein Lied."

„Das von heute früh!“ rief Astrid, „hier liegt noch der Schumann.“ Sie setzte sich ans Clavier, Franka sang — „Du meine Seele, Du mein Herz,“ kam es in jauchzenden Klängen aus ihrer Brust. Man sah es ihr an, mit welcher Lust sie die Töne ausströmen ließ, wie es ihr ein physisches Bedürfniß war, zu singen. Kühne hatte die Augen geschlossen und nickte befriedigt vor sich hin. „Bravo, bravo,“ sagte er ein paarmal leise.

„Mein guter Geist, mein beff'res Ich,“ sang Franka. Sie sah Gade nicht an, aber er wußte es doch, ihm sagte sie das Alles. Nun hatte er Gruß und Verheißung, die er ersehnt hatte, nun konnte er gehen.

Aber Astrid hatte schon die Abschrift der Duetts aus seiner Oper vorgenommen. „Das scheint ja himmlisch zu sein,“ rief sie und schlug mitten daraus eine Stelle an. Franka stand hinter ihr und summte halblaut die Singstimme. Gade bückte sich und holte unter dem Flügel den Geigenkasten hervor, der „seine zweite Garnitur“ enthielt und seit einiger Zeit hier in Pension war. Er stimmte leise und setzte ein, wo Franka gerade summend weiter sang. Allmälig wurde sie sicherer, gestützt durch die Begleitung der Geige, und bei der Wiederholung einer der schönsten Stellen gab sie mit voller Stimme an und zwang so auch Henrik zu kräftigerem Spiel. Astrid hörte mit weit geöffneten Augen zu, ihre Finger flogen über die Tasten, sie glühte vor Begeisterung.

Flehend klang die Geige, lockend, verheißungsvoll und klagend um die Wette mit Franka's dunklen, leidenschaftlichen Tönen.

Es lockt mich der Töne zehrende Gluth,
Es lockt mich des Meeres kosende Fluth,
Es zieht mich der Liebe allmächt'ge Gewalt,
Ich komme, ich folge —

Jetzt sollte eine Pause kommen und dann ein flehend gebietendes „Halt“ aus dem Chore der Erlenmädchen. Aber Astrid ließ die Hände sinken. Große Thränen tropften ihr auf die glänzenden, weißen Finger. „Kinder, glaubt doch nicht, daß ihr euch verstellen könnt,“ sagte sie fast schluchzend. „Henrik, Franka! Gott im Himmel, wie ihr euch liebt.“

„Ja, das thun wir wirklich,“ sagte Franka innig und reichte Gade die Hand. Er zog sie in seine Arme.

Kühne war aufgesprungen, als wäre er Zeuge eines Unglücks. „Nann? Seit wann ist denn das?“ rief er komisch entsetzt.

„Seit immer,“ antworteten beide wie aus einem Munde.

Auch Astrid war erstaunt. „Also schon Alles besprochen und vollendet?“ sagte sie etwas schmollend; „wie in aller Welt habt ihr denn das fertig gebracht!“

Kühne war ernst geworden. Er winkte Henrik bei Seite. „Das ist ja Alles recht gut,“ sagte er und legte ihm liebenswürdig, wie in halber Abbitte, den Arm auf die Schulter; „aber nehmen Sie mir's nicht übel — das junge Mädchen steht als Gast meines Hauses unter meinem Schutze — wie denken Sie sich eigentlich die Sache? Wollen Sie wirklich ans Heirathen gehen, so ohne alle Aussichten, ohne — seien Sie mir nicht böse — ohne jede Garantie,

daß Sie erwerbsfähig sind?" Henrik antwortete nur mit einem strahlenden Gesicht, das Kühne fast schon überzeugt hätte. Zur weiteren Befestigung aber legte er noch einen Brief in seine Hand, das Schreiben eines rheinischen Musikverlegers.

„Hochgeehrter Herr!" las Kühne. „Ihr geschätztes Anerbieten hat uns freudig überrascht. Bei dem glänzenden Klange Ihres Namens als Virtuose und nach Kenntnißnahme Ihrer beigefügten Talentprobe —"

„Ich hatte mein Duo hingeschickt und das Libretto," fiel Gade ein.

„Glauben wir bereitwillig Ihrem Wunsche entsprechen und Ihnen für die Dauer Ihrer Arbeitszeit monatlich eine Summe von 500 Mark bis zu zwei Jahren gewähren zu können. Hierfür werden wir Eigenthümer der Partitur, sowie des einzelnen Notenmaterials und des Textbuches in deutscher und jeglicher fremden Ausgabe. Von den Ihnen aus den Aufführungen zukommenden Tantièmen verbleiben zwei Drittel Ihr Eigenthum, während ein Drittel an uns fällt. Gleichzeitig sind Sie verpflichtet, alle Ihre ferneren Werke uns zu den gleichen Bedingungen zuerst zum Verlage anzubieten —"

„Ein Anfang," sagte Gade, „und jedenfalls eine Garantie."

Jetzt erst schüttelte ihm Kühne die Hand. „Na, dann war's also wirklich Ernst heute Mittag mit Klein-Selchow?" fragte er; „das wäre mir nie eingefallen. Zwei so grundverschiedene Menschen!"

„Ungleiche Pole," sagte Astrid.

Franka sah sich betroffen um. Das Gleichniß erweckte eine unangenehme Empfindung in ihr. Sie konnte sich nicht Rechenschaft geben, warum.

Es war für Franka und Henrik eine Zeit ungetrübter Seligkeit, die nun folgte. Während der ersten Tage waren sie unausgesetzt beisammen. Sie hatten das Gefühl, sie müßten jetzt nachholen, was sie in all' den Jahren entbehrt hatten, da sie sich nicht kannten. „Daß ich so lange leben konnte ohne Dich!" klagte Henrik. „Ich bin eifersüchtig auf jede Stunde Deiner Vergangenheit, möchte Dir Rechenschaft geben über jeden Tag, den ich verbracht habe, ehe ich Dich wußte."

Und Franka wunderte sich jeden Tag aufs Neue, daß sie bisher in einer Welt glücklich gewesen sei, die er nicht kannte. Sie wurden nicht müde, einander in alles Größte und Kleinste ihres vergangenen Lebens einzuweihen. Franka nahm Theil an den Erregungen der bunten Welt, die er vor ihr entrollte, und Henrik vertiefte sich mit Rührung in das Idyll ihrer heimathlichen Tage.

Sie machten lange Spaziergänge mit einander, tauschten ihre Beobachtungen aus und freuten sich ihrer verschiedenen Auffassungen. Gade sah gleichsam feuilletonistisch. Bei jedem interessanteren Gesicht, aus jedem Begegniß fand er kleine Zufälligkeiten heraus, die er combinirte und in seiner Phantasie zu einer Art satirischen Studie abrundete; Franka sah mehr impressionistisch. Sie ging selten ins Einzelne, verallgemeinerte auch nicht. Ein schönes Gesicht machte sie fröhlich, ein knospender Zweig, gegen den glasgrauen Himmel gesehen, war ihr ein Bild. Mit offenen Blicken betrachtete sie das ihr un-

gewohnte Treiben der Großstadt; und ihre Fragen machten für Gade alles Das wieder neu, was ihm längst gleichgültig geworden war.

So gingen sie mit leuchtenden Augen und lächelndem Munde umher. Mancher blieb stehen und sah ihnen nach, so unverhohlen glücklich erschienen sie, so zusammengehörig in der Vereinigung ihrer contrastirenden Schönheit.

Als sie zum ersten Male mit einander ausgingen, Franka's Arm in Henrik's gelegt, wollte es zu keinem rechten Miteinander-Wandeln gedeihen. Henrik ging stets ein wenig wiegend. Bei jedem seiner langen Schritte pflegte er eine kleine, elastische Verbeugung zu machen, Franka dagegen ging immer sehr gerade dahin, in sich geschlossen, mit kurzen, kräftigen Schritten. Nach und nach aber stimmte es besser. Jeder gab sich Mühe, man paßte sich einander an und gewöhnte sich.

Wenn sie jetzt zusammen dahin schritten, hatte ihr Gang etwas von verhaltener Tanzlust. Das Wiegende Gade's und das Kräftige Franka's hatte ein drittes Neues geschaffen.

Aehnlich erging es ihnen im Sprechen. Henrik ertappte sich oft auf einem nachdenklichen „aebben aebben" oder auf einem „rachtschaffen gern", und Franka flocht in ihre Redeweise eine von Henrik's pointirten Wendungen ein oder brauchte wie er ein Zeitwort als Substantiv.

Jede solcher Wahrnehmungen war ein Fest für sie beide. Sie sahen darin jedesmal einen neuen Beweis ihrer Wirkung auf einander. Aber mitten im Rausche ihres Glückes behielt Franka ihren gesunden Instinct, der ihr immer das Richtige zur richtigen Stunde eingab.

„Glaube mir, Henrik," sagte sie an einem Abende ihres beständigen Beisammenseins zu ihm, als er im Wintergarten von ihr Abschied nahm, „ich bin beinahe müde vom Nichtsthun. Es wird mir eine wahre Erleichterung sein, wenn ich wieder arbeite. Man kann nicht immer nur aufnehmen, ohne am Ueberfluß zu ersticken . . . Du darfst mir das nicht übel nehmen," fuhr sie fort, da sie seine enttäuschte Miene sah; „denke doch, daß ich hier bin, um Frau Kühne zu malen. Und Du weißt doch, wenn das Bild fertig ist, dann gehe ich heim, und dann — und dann —"

Sie hatte das Letzte in leise singendem Tone gesprochen wie eine Mutter, die ihrem Kinde Etwas abschlagen muß und zugleich Anderes verspricht. Er schloß sie voll Zärtlichkeit in seine Arme. „Dann hole ich Dich mir, und dann bist Du bei mir daheim! Gelt? Ist es nicht so, mein süßes Eigenthum?"

Sie lachte ihn an und küßte ihn.

„Ich werde auch arbeiten," sagte er nach einer Weile, „meine Oper muß fertig werden. Und ich habe jetzt so viel Musik in mir wie noch nie. Deine Lebensfreude ist's, die in mir strömt. Du hast mir mein Leben so reich gemacht, wie sollte ich da nicht weiter geben können?"

(Schluß folgt.)

Die älteste Culturepoche Griechenlands.

Von

Georg Busolt.

[Nachdruck untersagt.]

Eng begrenzt war unsere Kenntniß der hoch entwickelten Cultur, die man nach ihrem Hauptsitze die mykenische nennt, als im Jahre 1881 die „Deutsche Rundschau" Milchhöfer's Aufsatz über Schliemann veröffentlichte[1]). Die von Letzterem in Mykene vorgenommenen Ausgrabungen hatten eben den ersten näheren Einblick in dieselbe eröffnet und erwiesen, daß Homer's „goldreiches" Mykene nicht bloß in der Phantasie des Dichters existirte. Seitdem ist ununterbrochen neues Material zu Tage gefördert worden. In den Jahren 1884 und 1885 deckten Schliemann und Dörpfeld den Palast von Tiryns auf. Die griechische archäologische Gesellschaft ließ die Akropolis von Athen aufräumen, das Kuppelgrab bei Vaphio in Lakonien frei legen und die Ausgrabungen in Mykene mit großem Erfolge fortsetzen. In Attika, Böotien und Thessalien, auf Kreta und anderen Inseln entdeckte man mehr oder minder bedeutende Denkmäler der mykenischen Epoche. Auch in Troja stieß Schliemann im Jahre 1890 bei seinen letzten Ausgrabungen auf stattliche, dieser Zeit angehörende Baulichkeiten. Mit den von seiner Wittwe und vom Kaiser aus dem allerhöchsten Dispositionsfonds zur Verfügung gestellten Mitteln grub Dörpfeld im Jahre 1893 weiter und legte die Ringmauer, sowie einen Theil der Gebäude des Homerischen Troja bloß, das der Dahingeschiedene gesucht und bereits vor zwanzig Jahren in einer älteren Schicht gefunden zu haben glaubte. Zugleich traten bei der Trockenlegung des Kopaïs-Sees in Böotien die Deichbauten des sagenumwobenen Volkes der Minyer zu Tage. Bald darauf wurde auf der Gla oder Gha genannten Seeinsel von Noack und de Ridder eine cyklopische Festungsanlage genauer untersucht und eine große mykenische Burg entdeckt, deren ausgedehnten Palast Letzterer ausgegraben und beschrieben hat.

---

[1]) Bd. XXVIII, S. 392 ff.

Die fortdauernden Ausgrabungen werden das Material gewiß noch erheblich vermehren und vervollständigen; aber schon jetzt liegt eine nicht leicht übersehbare Fülle von Funden und Forschungen vor, die über wesentliche Züge der mykenischen Cultur, der ersten geschichtlichen auf griechischem Boden, Klarheit verschafft haben. Die Ansichten der Forscher, die anfänglich weit auseinander gingen, haben sich in Hauptpunkten geeinigt; indessen wichtige Probleme harren noch der Lösung, und immer enger verknüpft sich mit der mykenischen Frage die Homerische.

I.

Königsburgen mit kyklopischen Mauern und ausgedehnten Palästen, Kammer- und Kuppelgräber mit reichem Schmuck und Geräth sind die am meisten in die Augen fallenden Denkmäler der mykenischen Cultur. Verbreitet war sie über die östlichen Küstenlandschaften Griechenlands vom Golfe von Pagasae (Volo) bis zum östlichen Messenien, dann von Argolis über die südlichen Kykladen und Kreta bis nach Rhodos und Kypros hin. Auf dem Festlande von Kleinasien hat sie nach dem bisherigen Stande unserer Kenntniß nur in Troja Fuß gefaßt. Ebenso wenig findet sie sich auf der Westseite der griechischen Halbinsel. Spärliche Ueberreste eines Kuppelgrabes und einige Kammergräber auf der Insel Kephallenia sind die einzigen Spuren, die sie dort hinterlassen hat. In Mittelhellas bezeichnet ein kleines Kuppelgrab in Delphi ihre westliche Marke. Zwischen dem Osten und Westen Griechenlands bestand also in jener Epoche ein scharfer cultureller und in Folge davon auch socialer und politischer Gegensatz. Die westlichen Landschaften blieben von der östlichen Culturströmung im Ganzen unberührt.

Hauptsächlich entwickelte sich die mykenische Cultur auf und an den fruchtbaren Ebenen, sowie an den tief einschneidenden Golfen, in denen das griechische Festland, den Seefahrer einladend, sich nach Südosten öffnet. Freilich standen die mykenischen Königsburgen nicht unmittelbar am Meere, weil das zu unsicher gewesen wäre, aber sie lagen in möglichster Nähe desselben auf natürlich geschützten, mäßigen Anhöhen, von denen aus die Ebene beherrscht werden konnte. Es waren keine auf steilen Höhen erbaute und isolirte Ritterschlösser, sondern Sitze von Fürsten, die über ein mehr oder minder ausgedehntes Landgebiet herrschten und, wie ihre kostbaren Leichenausstattungen und großartigen Bauten zeigen, nicht bloß bedeutenden Reichthum besaßen, sondern auch über die Kräfte ihrer Unterthanen in der Weise orientalischer Großherren verfügten.

Die Cultur trägt einen prunkliebenden, dynastischen Charakter. Landschaftliche Unterschiede treten nur in Einzelheiten hervor. Ueberall finden sich dieselben kyklopischen Mauern und Grabanlagen mit gleichartigem Aufbau, Grundriß und Inhalt. Den Mittelpunkt bildete Argolis mit Mykene und Tiryns, ein anderes Centrum entwickelte sich im Gebiete des Kopaïs-Sees mit Orchomenos und Gha, ein drittes wahrscheinlich in Kreta.

Die Burg von Tiryns liegt, 2 Kilometer vom Strande entfernt, auf einem etwa 270 Meter langen und 65—70 Meter breiten Kalksteinhügel, der

sich nur 10—18 Meter über der Ebene erhebt. Seine Fläche theilt sich in zwei Hälften. Auf der etwas höheren und geräumigeren Südhälfte befindet sich die Hochburg mit dem Palast, auf der niedrigeren und schmäleren, noch nicht aufgedeckten Nordhälfte die durch eine Quermauer abgeschlossene Unterburg. Die Burgmauer besteht aus ziemlich regelmäßigen Lagen von gewaltigen, durch kleine Steine verbundenen Kalksteinblöcken, deren Lager- und bisweilen auch Außenfläche nur roh mit dem Spitzhammer bearbeitet ist. Eine einfache, 7—8 Meter dicke, noch bis zur Höhe von reichlich 7 Meter erhaltene Ringmauer umgibt die Unterburg. Weit stärker war die Oberburg befestigt. Ihre Mauer gliedert sich in ein- und ausspringende Ecken und war mit Thürmen bewehrt. Bei einer muthmaßlichen Höhe von einst 20 Metern und einer durchschnittlichen Stärke von 7,50 Metern ist sie an zwei Stellen im Süden und Südosten nicht weniger als 17,50 Meter dick. An diesen Stellen wird sie von langen Gängen durchzogen, aus denen spitz zulaufende Thüren in eine Reihe von Kammern führen, die sich an die äußere Langseite der Gänge anschließen und wohl als Magazine dienten. Vorkragende Steine bilden die Ueberdachung der Gänge und Kammern.

Der Haupteingang der Burg befand sich in der Mitte der Ostseite und war durch einen starken Thurm gedeckt. Wenn man ihn durchschritten hatte, betrat man einen links von der Burgmauer, rechts von einer inneren Mauer eingeschlossenen Gang, auf dem man erst durch ein zweites Thor zur Oberburg gelangte. Feinde, die in diesen Mauergang eingedrungen und zusammengedrängt waren, konnten von allen Seiten wirksam beschossen und in dem engen Raume bei der Schwerfälligkeit der damaligen Bewaffnung wie in einer Sackgasse abgefangen werden. Außer dem Haupteingange hatte die Burg nur noch eine für Fußgänger passirbare Pforte an der nach dem Meere hin gewandten Westseite. Dieselbe liegt in einem halbkreisförmigen Mauervorsprunge, der eine steinerne Treppe schützte, auf welcher man von der Pforte zu dem Hinterhofe des Palastes aufstieg. Bei einer Belagerung konnte man durch die Pforte rasch aus dem Palaste in die Niederung gelangen, sei es, um einen plötzlichen Ausfall zu machen, sei es, um ins Freie zu entkommen.

Während Tiryns den unteren Theil der argolischen Ebene beherrscht, liegt Mykene etwa 15 Kilometer landeinwärts am nordöstlichen Kopfende derselben und in der Nähe der Paßübergänge, welche den Verkehr zwischen Argolis und dem Isthmos vermitteln. Die Burg, an die sich eine ausgedehnte Unterstadt anschloß, krönt eine Höhe, die in die Thalschlucht zwischen den Bergen Hagios Elias und Zara eingebettet ist. Sie bildete den Kern eines umfangreichen Befestigungssystems, an das sich ein für die Verbindung mit dem Isthmos bestimmtes Straßennetz anschloß. Die Straßen sind entweder in den Felsen gehauen oder durch Mauerwerk aus großen Blöcken gestützt und durch Thürme und andere Festungswerke gesichert. Ueber die Bäche führen steinerne Brücken mit spitzbogenförmigen, durch Ueberkragung der Steine hergestellten Wasserdurchlässen. Bei einer Breite von 3,58 Meter waren die Straßen nicht bloß für Fußgänger und Saumthiere, sondern auch für die zweiräderigen Kriegswagen passirbar.

Der Grundriß der Burg von Mykene stellt ein spitzwinkeliges, mit der Basis und Hauptfront nach Südwesten und der Ebene gerichtetes Dreieck dar. Die Burgmauer folgt mit ein- und ausspringenden Ecken und einzelnen vorgelegten Thürmen dem Höhenrande. Ihre Bauart ist zum größten Theile der tirynthischen ähnlich, nur sind den im Ganzen kleineren Kalksteinblöcken stellenweise Quadern beigemischt. Durchweg aus langen, viereckigen und sorgfältig behauenen Quadern bestehen die Thore und die sie flankirenden Thürme. Das stellenweise auftretende Mauerwerk aus polygonalen Quadern gehört einer etwas späteren Zeit an. Im Durchschnitt war die Mauer 3—7 Meter dick, an einigen Stellen jedoch nicht weniger als 14 Meter. Sichere Spuren von casemattenartigen Räumen, wie sie in Tiryns vorkommen, sind noch nicht entdeckt. Ein spitzbogenartiger Gang in der Mauer nahe der Nordostecke diente zu einem anderen Zwecke. Er setzte sich nämlich außerhalb der Mauer unter der Erde bis zu einem Brunnen fort und sollte im Kriegsfalle die Versorgung mit Wasser sichern. Da das Terrain abfällt, so befindet sich in dem 40 Meter langen Gange eine 99 Stufen zählende Treppenanlage, auf der man zu dem am Ende des Ganges belegenen Brunnen herabstieg. Die Burg hatte, wie die von Tiryns, nur ein Hauptthor, außerdem ein erheblich kleineres Nebenthor und an der abgelegenen Ostspitze eine Mauerpforte. Das Hauptthor liegt in einem einspringenden Winkel der Südwestmauer. Ein zur rechten Seite vorgeschobener, länglicher Thurmbau bildet mit dem Mauerzuge einen auf beiden Seiten von Mauern eingefaßten Gang, den der Angreifer durchschreiten mußte, ehe er an das Thor gelangte. Es ist dasselbe Princip der Thorvertheidigung, das uns in Tiryns begegnete. Die 3 Meter breite und 3,25 Meter hohe Thoröffnung wird durch zwei monolithe Pfosten gebildet, über denen als Thürsturz ein gewaltiger, 5 Meter langer Stein ruht. Ueber dem Thürsturze ist, wie bei anderen mykenischen Thüren und Thoren, zur Entlastung eine dreieckige Maueröffnung ausgesparrt und mit einer steinernen Reliefplatte ausgefüllt. Das Reliefbild stellt zwei Löwinnen dar, die sich mit den Vordertatzen auf den Unterbau einer Säule stützen und aufgerichtet in wappenartiger Composition einander gegenüber stehen. Augenscheinlich ist das Bildwerk nicht nach frischer, unmittelbarer Naturanschauung gearbeitet, sondern nach einem schematischen Typus. Anstatt alterthümlicher Härte und Schärfe zeigt es eine gewisse Fülle und Weichheit der Formen, die für die asiatische Kunst charakteristisch war.

Eine mykenische Burg lag auch auf dem Akropolis-Felsen von Athen. Zur Befestigung derselben genügte eine Abschroffung der Felswände und die Aufführung einer aus fast rohen Blöcken erbauten Randmauer an den von Natur zugänglicheren Stellen. Die Athener schrieben die Erbauung der Pelargikon genannten Burgveste dem Urvolke der Pelasger zu. Im engeren Sinne verstand man unter Pelargikon ein zum Schutze des Burgaufganges an der Westseite angelegtes Befestigungswerk, das nach seinen neun ganz oder theilweise hinter einander liegenden Thoren auch „Neunthor" hieß. Außer dem Hauptaufgange besaß die Burg an der Nordseite zwei, wie in Tiryns, über Felstreppen führende Nebenaufgänge, die eine unmittelbare, aber abseits

gelegene und den Blicken des Feindes mehr entrückte Verbindung des Palastes mit der Ebene ermöglichten. Wie ferner die Burg von Mykene durch einen unterirdischen Stufengang mit einem außerhalb der Mauer befindlichen Brunnen verbunden war, so führte auch von der Burgfläche der Akropolis ein Treppenweg in gewundener Linie zur Burgquelle Klepsydra herab.

Zu den hervorragendsten Plätzen der mykenischen Epoche gehörte die Minyerstadt Orchomenos, die in der Ilias an Reichthum dem ägyptischen Theben an die Seite gestellt wird. Nach der Sage unterlag Orchomenos den böotischen Thebanern, als Herakles den unterirdischen Abfluß des Kephisos verstopft und dadurch die orchomenische Ebene überschwemmt hatte. Strabon sagt, man erzähle, daß die vom See bedeckte Ebene früher einmal ganz trocken gewesen und von den Orchomeniern in mannigfacher Art bebaut worden sei. In der That muß die Blüthe und Macht der Minyerstadt auf der fruchtbaren Seebene beruht haben. Bei der im letzten Jahrzehnt von einer Gesellschaft erfolgreich unternommenen Trockenlegung des Kopaïs-Sees trat ein uraltes, einheitliches System von Canälen und Deichen zu Tage, das einst die Entwässerung des weitaus größten Theiles des Seebeckens bewirkt hat. Gebildet und gespeist wurde der See durch den winterlichen Wasserüberschuß seiner Zuflüsse. Vom Westen her nahm er namentlich den Kephisos und Melas auf, vom Süden mehrere kleine Flüsse und Bäche. Nur der östliche, von Bergen abgeschlossene Theil des Sees hatte fest begrenzte Ufer, im Westen wechselte der Stand des Wassers je nach der Witterung und Jahreszeit. Den Abfluß nach dem Meere vermittelten etwa dreiundzwanzig unterirdische Spalten (Katawothren) in den Kalksteinmassen des östlich vorgelagerten Ptoongebirges. Diesen natürlichen Verhältnissen und der Uferbildung ist das Deichsystem der Minyer in meisterhafter Weise angepaßt. Drei große Canäle nahmen das Wasser der einzelnen Zuflüsse bei ihrem Eintritte in das Seebecken auf und führten es nach Nordosten den Katawothren zu. Die ausgehobene Erde war an den Seiten der Canäle zu hohen Dämmen aufgeschüttet. Wo die Uferfelsen als Gegendamm dienen konnten, und da, wo es galt, noch weitere Gewässer aufzunehmen, ist der äußere Damm fortgelassen und nur auf der Innenseite, nach dem See zu, ein Damm aufgeschüttet. Der eine Canal folgte dem Südufer, der zweite durchzog die Mitte des Sees, der dritte hielt sich am Nordrande. Etwa in der Mitte des Ostufers vereinigten sich der Süd- und Mittelcanal, bei der nordöstlichen Ausbuchtung des Sees beide mit dem die starke Wassermasse des Melas mitführenden Nordcanal. In einem mächtigen, gemeinsamen Canale strömten nun die Gewässer den Katawothren zu. Der Canal reichte nicht bis zu ihren Felseneingängen, sondern endigte gegenüber der vordersten Katawothre, so daß sich von dort das Wasser fächerförmig in die einzelnen Katawothren ergoß. In einfacher und sinnreicher Weise sind die Canäle so angelegt, daß möglichst alle Katawothren benutzt wurden. Durchweg hat man, so weit es irgend anging, die natürlichen Verhältnisse herangezogen und zur technischen Aushülfe nur gegriffen, wo jene nicht mehr mitwirken konnten. Dieses große Werk wurde durch eine gewaltige Ueberschwemmung zerstört, welche die Deiche brach, die Fluren der Seebene ver-

wüstete und blühende Städte vernichtete. Jahrhunderte hindurch blieb die Katastrophe in lebendiger Erinnerung.

Anderthalb Kilometer vom alten Kopae, dem heutigen Topolia, erhebt sich aus der Seeebene nahe dem Ostufer eine Felsinsel, die von den Bewohnern Gha (Gla) genannt wird. Im westlichen Theile der Nordseite, wo die Felswände senkrecht abfallen, erreicht sie auf einer kleinen Strecke eine Höhe von 70 Metern über der Ebene. Von dort senkt sich das von den Felsrändern getragene Terrain nach Westen und Süden bis zur halben Höhe, nach Osten hin bis zu 12 Meter. Ein niedriger Sattel verbindet die westliche Hauptmasse der Insel mit ihrer bis zu 43 Meter aufsteigenden Ostspitze. Die ganze Fläche der Insel wird von einer auf den äußersten Felsrändern erbauten, fast 6 Meter dicken Ringmauer umschlossen. Alle Burgen der mykenischen Epoche werden von dieser an Ausdehnung weit übertroffen. Es war, wie auch die Fundamente zahlreicher Gebäude zeigen, nicht sowohl eine Burg im engeren Sinne, als eine ganze Stadtanlage. Auf der höchsten Erhebung lag der Palast, dessen Nordseite sich über der Burgmauer erhob und diese als Fundament benutzte. Eine etwa 1,20 Meter dicke Mauer umschloß den Palast und einen wohl als Agora benutzten Platz, der von jenem wiederum durch eine Quermauer getrennt war. Die Ringmauer ist in dem kyklopischen Stile von Mykene und Tiryns erbaut. Große und kleine, rohe oder wenig behauene Blöcke sind größten Theils ohne Rücksicht auf ihren Kantenschluß aufgeschichtet und mit Lehmmörtel verbunden. Die Thorthürme und der Unterbau des Palastes bestehen dagegen aus oblongen, in regelmäßigen Lagen geschichteten Quadern. Auch in Mykene zeichnen sich die Thore und ihre Thürme durch diese sorgfältigere Bauart aus. Die Mauer von Gha hat jedoch eine Eigenthümlichkeit. In bestimmten, zwischen 6 und 12 Meter schwankenden Zwischenräumen ist ihre Fluchtlinie von kleinen Absätzen unterbrochen, die dem Grundrisse ein säge- oder treppenförmiges Aussehen verleihen. Bei jedem Absatze endigt die Mauer mit einer Ecke aus horizontal geschichteten Blöcken. An die einspringende Seite der Ecke setzt ein wenig zurücktretend das folgende Mauerstück an. Diese kleinen Ein- und Ausspränge treten zwar hier und da auch in Tiryns auf, durchweg jedoch nur noch in Troja.

Von den vier Thoren der Burg ist ein Hauptthor in der Südmauer am stärksten befestigt. Sowohl bei diesem als bei dem Nordthore schützten zwei mächtige Thurmbauten den offenen Thoreingang, hinter dem, wie beim mykenischen „Löwenthore", ein von dünneren Mauern umgebener Thorhof mit dem Thorverschlusse lag. Ein flankirender Thurm und ein Thorhof verstärkten auch das Westthor und zweite Südthor. Letzteres befand sich gerade an der Stelle, wo eine Quermauer die östliche Erhebung der Burgfläche von dem Haupttheile derselben abschloß und hatte zwei neben einander liegende Eingänge; der rechte führte zu dem östlichen, der linke zu dem westlichen Theile der Burg.

Die ganze Anlage der Burg mit ihren starken, für Wagen passirbaren Thoren gibt deutlich zu erkennen, daß sie auf ein ringsum trockenes, gangbares Gelände berechnet war, mit anderen Worten, daß sie in enger Verbindung

mit der entwässerten Seeebene stand. Ihre Erbauer und Beherrscher müssen weithin über das umliegende Land geboten haben. Als aber die Wasser des Sees von den plötzlich verstopften Katawothren zurückgefluthet waren und das Werk der Minyer vernichtet hatten, während zugleich fremde Stämme in das Land eindrangen und es unter mannigfachen Kämpfen in Besitz nahmen, da verdunkelte sich das Bild der glänzenden Vergangenheit. Nur in alten Sagen erhielt sich einige Kunde von ihr. Die überschwemmte Ebene, in deren Mitte die Inselburg lag, hieß das athamantische Gefilde. Athamas erscheint in der Sage als Bruder des Kretheus, welcher der Großvater des Argonautenführers Jason und König von Jolkos war. Dort, am pagasäischen Golfe, breitete sich bei der Stadt Halos ebenfalls eine athamantische Ebene aus. Ein Geschlecht, das den Athamas als Ahnherrn verehrte, gab es in Halos noch zur Zeit Herodot's. Es war dieser Heros ebenso in Thessalien wie in Böotien heimisch. Er heißt auch König der Minyer-Stadt Orchomenos; durch seine Kinder Phrixos und Helle steht er mit der Argonautensage in Verbindung. Seine Burg Arne in Böotien konnte nur in der Gegend des athamantischen Gefildes gestanden haben. Man suchte sie in dem eine Strecke südöstlich davon belegenen Akraiphia. Das war nur möglich, weil man von der verschollenen Inselburg nichts mehr wußte, welche die natürliche Burg des Beherrschers der athamantischen Ebene war.

Der Wohlstand der Bevölkerung des entwässerten Seegebietes hing davon ab, daß der Bestand der Deiche und der Abfluß des Wassers nach den Katawothren und durch dieselben nach den Buchten von Scroponeri und Larymna, dem natürlichen Hafenplatze des Seegebietes, gesichert war. Den Anfang der Deiche im Westen schützte Orchomenos; eine Reihe von Burgen und Festungswerken, deren Mittelpunkt Gha bildete, umzog im Bogen den Nordosten des Sees und deckte den unteren Theil des Deichsystems, sowie die Einflüsse des Wassers in die Katawothren. Ueberall tritt uns eine mit großen Mitteln und zugleich ökonomisch arbeitende Macht entgegen, die umsichtig und weitblickend die Grundlagen ihres Gedeihens dauernd zu sichern sucht.

II.

Wie die Befestigung der mykenischen Burgen einen gleichartigen Charakter zeigt, so weist auch der Grundriß der Baulichkeiten im Inneren gemeinsame Züge auf. Tiryns ist in dieser Hinsicht am besten bekannt. Ein großes Thorgebäude vermittelte die Verbindung zwischen einem Vorplatze und dem Burghofe. Dasselbe bestand aus der eigentlichen Thorwand und einer durch je zwei Säulen zwischen Steinpfeilern (Anten) sich öffnenden Vorder- und Hinterhalle. An der rechten Seite des Burghofes lag die Front des Palastes mit einem in kleineren Maßen erbauten Doppelhallenthore. Dasselbe vermittelte den Eingang zu dem von Säulenhallen umgebenen Hofe der Männerwohnung. Den Fußboden des Hofes bedeckte ein Estrich, dessen Oberfläche so gestaltet war, daß das Regenwasser an einer Stelle zusammenfließen mußte, wo es in einen mit einer Steinplatte abgedeckten Schacht fiel. Genau in der Mittelachse, rechts vom Eingange, stand ein großer, viereckiger Brandopferaltar.

Diesem gegenüber lag die aus zwei Säulen zwischen Eckpfeilern gebildete Vorhalle des Männersaales. Drei zweiflügelige Thüren verbanden die Vorhalle mit einem Vorsaale, aus dem man durch eine 2 Meter breite, wahrscheinlich mit einem Teppich verhängte Thüre in den fast 12 Meter langen und 10 Meter breiten Saal gelangte. Während vom Vorsaale noch eine Seitenthür zu anderen Räumlichkeiten (darunter ein interessantes Badezimmer) führte, hatte der Hauptsaal nur einen einzigen Ein- und Ausgang. In der Mitte standen als Träger des Dachgebälkes vier Säulen. Wahrscheinlich überragte dieser Mittelbau das Dach des Saales, so daß man in den vertikalen Wänden des Aufbaues Oeffnungen zum Einlassen des Lichtes und zum Abzuge des Rauches anbringen konnte. Zwischen den Säulen befand sich ein runder Herd, der Mittelpunkt des Hauses.

Rechts von den Räumen der Männerwohnung lag der Theil des Palastes, der wahrscheinlich als Frauenwohnung diente. Zwischen beiden Theilen des Palastes bestand keine unmittelbare Verbindung. Die Frauenwohnung hatte vom großen Hofthore aus einen besonderen Eingang, vom Männersaale war sie nur auf einem weiten Umwege durch Nebenräume und lange Corridore zu erreichen. Den Kern dieses Palastflügels bildeten zwei Höfe und ein Saal mit einer Vorhalle. In dem Saale stand ebenfalls ein Herd; derselbe war jedoch viereckig und nicht von Säulen umgeben.

Vier charakteristische Hauptbestandtheile treten in dem reichgegliederten Grundrisse des Palastes hervor: rechtwinkelige Höfe und Vorhöfe mit Säulen- und Thorhallen, dann die beiden Hauptsäle mit ihren Vorhallen, Gruppen von Nebengemächern, endlich lange, die Verbindung vermittelnde Corridore.

In Mykene lag der Palast auf einer Erhebung in der Mitte der Burgfläche. Auf einer steinernen Treppe stieg man zu dem mit einem Kalkestrich bedeckten Palasthofe empor. Wie in Tiryns, lag an der rechten Seite desselben das sich in Vorhalle, Vorsaal und Männersaal gliedernde Hauptgebäude, an welches sich zahlreiche Nebenräume und Corridore anschlossen. Die Vorhalle öffnete sich ebenfalls nach dem Hofe hin durch zwei Säulen zwischen Anten. Ferner finden wir in dem fast 13 Meter langen und $11^1/_2$ Meter breiten Männersaale auch den runden Herd zwischen vier Säulen. Es hat sich an demselben noch die Bemalung mit Streifen, Spiralen und Zacken in Blau, Roth und Weiß erhalten.

Der Palast von Gha bildet nicht wie der von Tiryns im Grundriß ein unregelmäßiges Viereck, sondern gliedert sich in Folge der Eigenthümlichkeit des Terrains in zwei lange, schmale Flügel, die in einem rechten Winkel zusammenstoßen. Bei dieser Anlage fielen naturgemäß die innern Palasthöfe fort, es fehlen aber auch die Säulen, Hallenthore und Vorhallen. Andererseits befindet sich, wie in Tiryns, auf jedem Flügel ein großer Saal mit einem Vorsaale, und das System von Corridoren, das die verschiedenen Räume mit einander verbindet, gleicht völlig dem tirynthischen und mykenischen.

Die Fundamente sämmtlicher Hausmauern sind in Tiryns aus Bruchsteinen und Lehmmörtel erbaut, die aufgehenden Mauern theils in derselben Weise, theils aus getrockneten Lehmziegeln. In Gha besteht der Unterbau der

Umfassungsmauer des Palastes aus sorgfältig behauenen, ziemlich regelmäßig geschichteten Blöcken, während bei den inneren Zwischenwänden der Bruchsteinbau wiederkehrt. Zum Schutze gegen die Witterung und zur Ausgleichung der Unebenheiten waren bei allen Palästen die Wände mit einer geglätteten Kalksteinschicht verputzt, die man vielfach mit Malereien bedeckte.

Die Wandmalereien sind in Tiryns und Mykene mit freier Hand ausgeführt und in den fünf Farben: blau, roth, gelb, schwarz und weiß gehalten. In Gha hat man nur in zwei Zimmern geringe Spuren von Frescomalerei gefunden. Vorwiegend bestehen die Malereien aus Spiralgeschlingen, Blumenkelchen und Blättern, netz- und zahnschnittartigen Mustern im Stile der im ganzen Bereiche der mykenischen Kultur auftretenden Ornamentik, insbesondere der Bemalung der entwickelten Firnißvasen. Daneben kommen, häufiger in Mykene als in Tiryns, figürliche Darstellungen vor: Krieger mit ihren Rossen, eine Sphinx mit weit ausgebreiteten Flügeln und als Hauptstück der in dem Tirynther Palast erhaltenen Malereien: ein nach links hin stürmender Stier, auf dessen Rücken sich ein Mann befindet, der von ihm zurückgeworfen wird und, in der Luft schwebend, kaum noch seinen Halt zu behaupten vermag. Da die ganze mykenische Kunst einen profanen Charakter trägt, so handelt es sich gewiß nicht um eine mythologische Darstellung, sondern um das Einfangen eines wilden Stieres. Aus dieser Fangart entwickelten sich späterhin in Thessalien und anderwärts Stierfangfeste, die als eine Art Sport betrieben wurden. Man sprang auf die durch längeres Umherjagen ermüdeten Thiere vom Pferde herüber und suchte sie durch das Gewicht des an den Hörnern hängenden oder auf dem Nacken lastenden Körpers zu Falle zu bringen.

Außer den theilweise mit geringer Sorgfalt ausgeführten Malereien schmückte die Wand bisweilen noch ein in dieselbe eingelassener Fries. In der Vorhalle des Männersaales von Tiryns lag ein Fries aus sculpirten Alabasterplatten. Die Mittelstücke der ihn zierenden Rosetten, Spiralen und Reihen von kleinen Rechtecken waren aus anderem Material eingelegt und bestanden ohne Zweifel aus Pasten von blauem Glasfluß. Das Muster kehrt der Hauptsache nach auch bei Friesstücken aus Mykene wieder.

Da die Hausmauern nur aus Bruchsteinen oder Luftziegeln aufgeführt waren, so stützte man namentlich die der Beschädigung leicht ausgesetzten Mauerecken bei den Vorhallen und Thüröffnungen durch hölzerne, auf einem Steinsockel ruhende Parastaden oder Anten. Diese dienten also nicht, wie beim späteren griechischen Tempel, zum architektonischen Schmuck, sondern erfüllten einen constructiven Zweck. Aus Holz bestanden auch die Schäfte und Capitäle der Säulen, welche die Hallen und den Mittelbau des Männersaales stützten und aus bautechnischen Gründen ebenfalls nicht unmittelbar auf dem Fußboden, sondern auf niedrigen Fundamentsteinen ruhten.

Die Zimmerdecken waren theils aus dicht neben einander liegenden Balken hergestellt, theils aus einzelnen, von Säule zu Säule oder von Wand zu Wand reichenden Balken und quer darüber gelegten Deckhölzern aus dünneren, runden Stämmen. Es sind nämlich die von außen sichtbaren Kopfenden der letzteren bei der Säule am „Löwenthor“ und an der Façade eines mykenischen Grabes

nachgebildet. Da sich Dachziegel nirgends gefunden haben, so war die flache Decke wahrscheinlich nur mit einer Lehmschicht belegt.

Den Fußboden bedeckte in allen Palästen ein schöner, dauerhafter Kalkestrich. In den beiden Sälen des Tirynther Palastes, sowie in dem Vorsaale und Saale des mykenischen, war derselbe durch eingeritzte, gerade Linien mit einem quadratischen Muster verziert. Im Männersaale zu Tiryns haben sich noch Spuren von blauer Farbe in den Linien und von einer rothen Bemalung der Quadrate erhalten. Die Haupträume der Paläste prangten also mit ihren Wandmalereien, Friesen und buntgemusterten Fußböden im lebhaftesten Farbenschmucke.

III.

Den gewaltigen Burgen und reichgeschmückten Palästen der mykenischen Fürsten entspricht die glänzende Ausstattung ihrer Gräber. Viel Zeit und Arbeit erforderte namentlich die Erbauung der eigenartigen Kuppelgräber, die ohne Zweifel Grabstätten der königlichen Familien oder fürstlichen Geschlechter waren. Man kennt jetzt etwa sieben kleinere und fünfzehn große Kuppelgräber, von denen acht in und bei Mykene liegen. An Großartigkeit und Sorgfalt der Ausführung überragt alle andern das sogenannte „Schatzhaus des Atreus" in Mykene, ihm zunächst steht das „Schatzhaus des Minyas" in Orchomenos und ein Kuppelgrab westlich vom Löwenthore. Durch den Werth der Leichenausstattung zeichnet sich das im Inneren unversehrt erhaltene Grab bei Vaphio (Amyklae) in Lakonien aus. Das Kuppelgrab bei Menidi (Acharnai) in Attika ist vom deutschen archäologischen Institut ausgegraben und in einer durch Sorgfalt und Zuverlässigkeit mustergültigen Publication beschrieben worden.

Jedes Kuppelgrab weist drei Theile auf: einen langen Zugang (Dromos), den kurzen Thürgang (Stomion) und den innern Gewölberaum (Tholos). Zur Anlage eines solchen Grabes benutzte man eine wellenförmige oder einfach geneigte Ebene. Man hob eine kreisförmige Grube aus, deren Tiefe und Durchmesser der beabsichtigten Tholoshöhe und Weite annähernd gleichkam. Ein seitlicher, von der Richtung des abfallenden Terrains aus geführter Einschnitt diente zunächst zur Fortschaffung der Erde und dann zum Eingange. Der Boden der Grube wurde sorgfältig geglättet und auf demselben der erste Steinring gelegt. Mit der wachsenden Höhe und der allmäligen Verengerung der Steinringe ging die Hinterfüllung derselben mit festgestampfter Erde Hand in Hand, denn nur durch den gleichmäßigen Druck von außen wurde für die Mauer die nöthige Festigkeit gewonnen.

Die Länge des Dromos schwankt je nach der Größe des Grabes und der Neigung des Terrains zwischen 37 und 13 Metern, die Breite zwischen 6 und 2 Metern. Da derselbe einen in den Abhang eindringenden, horizontalen oder allmälig sich senkenden Einschnitt bildet, so werden seine mit starken Futtermauern eingefaßten Seitenwände nach dem Inneren zu allmälig höher. Bei einigen geringeren Gräbern waren Dromos und Stomion durch rohe Quermauern verschlossen und ersterer seiner ganzen Länge nach verschüttet. Im Falle einer neuen Bestattung wurde dieser Verschluß beseitigt und wieder

erneuert. Die hervorragendsten Kuppelgräber: „das Schatzhaus des Atreus", das des Minyas und das Grab westlich vom Löwenthore, hatten am Stomion eine verschließbare Flügelthüre, so daß der Dromos offen bleiben und das Stomion eine sichtbare architektonische Ausschmückung erhalten konnte.

Die Façade des Stomions beim „Schatzhause des Atreus" bestand aus polirten Quadern und war mit wirkungsvollen Ornamenten prächtig ausgestattet. Zwei sich nach unten verjüngende, mit Zickzackstreifen und Spiralen geschmückte Halbsäulen aus dunkelgrauem Alabaster, die ein über dem Thürsturze vorgelegtes Gesimse trugen, bildeten das Portal. Mit Spiralreihen verzierte Platten aus rothem Porphyr verschlossen das über der Thüre ausgesparrte Entlastungsdreieck. Die übrige Fläche des oberen Theiles der Façade war mit sculpirten Platten aus rothem, grünem und weißem Marmor bekleidet. Einen hohen Begriff von der bautechnischen Leistungsfähigkeit der Erbauer des Grabes erhält man bei der Betrachtung des Thürsturzes, der aus zwei fein bearbeiteten und sorgfältig gelagerten Steinen besteht, von denen der innere nicht weniger als 9 Meter lang, 3 Meter tief und 1 Meter dick ist. Man schätzt sein Gewicht auf 1220 Doppelcentner. In ähnlicher Weise wie die Façade „des Schatzhauses des Atreus" war nach den erhaltenen Ueberresten die des Grabes westlich vom „Löwenthore" gegliedert und verziert.

Der Kern der Kuppelgräber, die Tholos, stellt einen gewöhnlich bienenkorbartigen, beim Grabe westlich vom „Löwenthore" durchaus kegelförmigen Raum dar. Ihre Höhe beträgt beim „Schatzhause des Atreus" 15 Meter, bei den Gräbern zu Menidi in Attika und Dimini (Volo) in Thessalien 9 Meter. Sie ist entweder aus Kalkbruchsteinen oder aus Quadern erbaut. Beim „Schatzhause des Atreus" baut sich der Kuppelraum aus 33 Ringen von sorgfältig bearbeiteten, nach oben hin kleiner werdenden Quadern und einem Decksteine auf. Die Wände waren mit einzelnen, in Fünfsterne gruppirten Bronce-Rosetten geschmückt, so daß die Kuppel bei Beleuchtung wie ein Sternenhimmel funkelte. Dieselbe Verzierung hatten die aus Quadern von bläulichem Marmor erbauten Tholoswände des Kuppelgrabes von Orchomenos.

Bei den „Schatzhäusern des Atreus" und „Minyas" führt von der Tholos aus eine Thür in eine aus dem Felsen gehauene, rechteckige Seitenkammer. Die Wände derselben waren mit Bruchsteinmauern und diese wiederum mit sculpirten Alabasterplatten verkleidet. Vier Platten aus grünlichem Kalkschiefer schmückten die Decke der Kammer des „Schatzhauses des Minyas". Ihre in zartem Relief ausgeführte Verzierung war als einheitliches Ganzes behandelt. Sie gleicht einem Teppich mit Mittelstück und breiten Rändern. Ein Geschlinge von Spiralen, aus deren Ecken stilisirte Palmbüschel hervorwachsen, bildet das Hauptmuster, eine doppelte Reihe von Rosetten umsäumt das Mittelstück, eine einfache das Ganze.

Die Kuppelgräber waren Familiengrabstätten, die man bei der jedesmaligen Bestattung öffnete und wieder verschloß. Die Leichen wurden in der Tholos oder, wo sich eine solche befand, in der Seitenkammer beigesetzt, und zwar gewöhnlich auf dem bloßen Boden, bisweilen in besonderen Gruben oder Schachten. Eine mit Steinplatten ausgelegte Grube fand sich in dem Kuppel-

grabe zu Vaphio. Aus der symmetrischen Anordnung und der Art der dem Verstorbenen mitgegebenen Gegenstände, die in der Grube unverrückt an ihrem ursprünglichen Platze lagen, hat man mit Recht geschlossen, daß die Beisetzung, wie in anderen mykenischen Gräbern in sitzender Stellung erfolgte.

Die meisten Kuppelgräber sind schon im Alterthum oder in neuerer Zeit geplündert worden. Was sich von der Leichenausstattung erhalten hat, bildet sowohl in Bezug auf die Zusammensetzung der Gegenstände, als auch in Bezug auf Material, Technik und Ornamentik eine im Wesentlichen gleichartige Masse. Natürlich richtete sich, wie die Ausführung des Grabes selbst, auch der Werth der Beigaben nach dem Range und Reichthume des Verstorbenen. In den prunklosen Gräbern zu Menidi und Dimini besteht die Leichenausstattung der Hauptsache nach aus Thongefäßen, zahlreichen kleinen Schmucksachen aus Gold, Bronze, Glasfluß, Stein und Knochen, ferner aus bronzenen Pfeilspitzen und natürlichen Meerschnecken. Im Grabe von Menidi fand man außerdem noch einige silberne Armspangen, geschnittene Steine, Schmucksachen aus Elfenbein, eine Anzahl Eberzähne und etwas Bernstein.

Eine weit reichere Ausstattung zeigte das Kuppelgrab zu Vaphio. Es gehörten zu derselben zwei kostbare goldene Becher mit Darstellungen in getriebener Arbeit, zwei silberne Becher, eine silberne Schale, zahlreiche kleine Schmucksachen aus Gold, ein silberner Schöpflöffel, dann Messer, Lanzenspitzen, Beile und andere Geräthschaften aus Bronze, ein bronzenes Schwert mit goldenen Nägeln am Griffansatz, zwei bronzene Dolche mit eingelegter Goldarbeit, ferner Gefäße aus Alabaster, Stein und Thon, endlich Perlen von Bernstein, Amethyst und Krystall, 38 geschnittene Steine mit figürlichen Darstellungen, Bruchstücke von Elfenbein und ein eiserner Fingerring. Die hervorragendsten Fundstücke sind die beiden goldenen Becher, welche sich in Bezug auf Technik und Ornamentik zwar durchaus im Rahmen der übrigen mykenischen Kunst halten, aber in künstlerischer Hinsicht alle bisher bekannten Erzeugnisse derselben weit übertreffen. Sie sind aus zwei Lagen von Goldblech hergestellt, die äußere ist mit der figürlichen Ornamentik bedeckt, die innere überzieht die Innenseite der getriebenen Arbeit. Die dargestellten Scenen betreffen das Einfangen halbwilder Stiere mittelst ausgespannter Netze. Eine reiche Vegetation belebt die Gegend. Der Baumwuchs besteht auf dem einen Becher aus Palmen, auf dem andern aus Bäumen mit knorrigen Stämmen, die sich nach oben weit verästeln und dicke Büsche von aufwärtsstrebendem Blattwerk tragen. Anscheinend handelt es sich um Oelbäume, doch schwerlich um cultivirte. Die ganze Darstellung athmet Frische, Lebendigkeit und Natürlichkeit. Es überrascht das Bestreben, bei den Bäumen Stämme, Aeste und Laub in fast landschaftlicher Erscheinung wiederzugeben. Bei den Thieren hat der Meister die an die Oberfläche tretenden Formen, besonders auch die Falten der Haut, scharf betont, bei den menschlichen Gestalten den Nachdruck auf die Musculatur gelegt. Aber trotz des Reichthums an treffenden einzelnen Beobachtungen ist das innere Verständniß der Formen in ihrem Zusammenhange, in der Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, nur mangelhaft ausgebildet. Ein in das Fangnetz gestürzter Stier zeigt eine unmögliche Verdrehung.

Bei der Darstellung eines laufenden Stieres folgte der Meister mehr einer allgemeinen Vorstellung, die er sich von dem Begriffe des schnellsten Laufens gebildet hatte, als unmittelbarer Naturbeobachtung. Auf allen mykenischen Bildwerken laufen Löwen, Rehe, Pferde und andere Thiere nicht in der ihnen charakteristischen Weise, sondern unterschiedslos mit vorgestreckten Vorder- und nach rückwärts geworfenen Hinterbeinen. Immerhin verrathen die Goldbecher eine rege Einbildungskraft, die sich von den Dingen in der Gesammtheit ihrer Erscheinung eine lebendige Vorstellung gebildet hat.

IV.

Weit zahlreicher als die Kuppelgräber sind im Bereiche der mykenischen Kultur die Schacht- und Kammergräber. Unter den verticalen Schachtgräbern erregen das höchste Interesse die sechs, welche in der mykenischen Burg rechts vom Löwenthore aufgedeckt sind. Sie liegen innerhalb eines runden Platzes, den eine niedrige, mit Steinplatten verkleidete Ringmauer umschließt. Auf der dem Löwenthore zugewandten Seite befindet sich der Eingang. Die Anlage diente keineswegs, wie Schliemann ursprünglich vermuthete, als Agora, sondern als Einhegung des Begräbnißplatzes. In der Schuttschicht über den Gräbern kamen zahlreiche Ueberreste von Thieren, vereinzelt auch menschliche Schädel und Gebeine zum Vorschein. Ueber dem vierten Grabe stand ein runder Altar mit einem Loche in der Mitte, durch das offenbar den Bestatteten das Opferblut zufließen sollte.

Die Gräber bestehen aus senkrecht in den Felsen getriebenen, viereckigen Schachten. Auf dem mit Kieselsteinen bedeckten Boden des Schachtes waren die Leichen (eine bis fünf) mit überaus reicher Ausstattung beigesetzt. Ueberreste von Asche und Brandspuren rühren wahrscheinlich von Todtenopfern her, denn die Skelette waren gut erhalten und bei einer Leiche, die gewiß einbalsamirt war, fanden sich sogar vertrocknete Haut- und Fleischtheile. Nach einer Bestattung wurde nicht der ganze Schacht mit Erde zugeschüttet, sondern über den Leichen ein Hohlraum hergestellt, indem man auf Futtermauern an den Seiten des Schachtes Deckbalken und dann Steinplatten herauf legte. Man konnte so das Grab ohne Durchwühlung der Gebeine und Todtenbeigaben zu wiederholten Bestattungen benutzen. Ueber den Gräbern standen Grabsteine aus graubraunem Kalkstein. Drei Grabsteine über dem fünften und zweiten Grabe, in denen nur Männer ruhten, sind mit einem Relief verziert, das aus Spiralornamenten und einer figürlichen Darstellung, nämlich einem Krieger auf einem Streitwagen, besteht. Einen Grabstein schmückt nur ein runder Mäanderrelief, die übrigen Steine sind unsculpirt.

Die Todtenausstattung des ersten und dritten Grabes, in denen je drei Frauen, im letzteren außerdem zwei Kinder bestattet waren, zeigt große Aehnlichkeit. Von Waffen findet sich keine Spur, desto mehr an Schmucksachen und anderen Gegenständen, die im Leben der Frauen eine Rolle spielten. Zu den hervorragendsten Schmuckstücken gehören länglich-ovale Diademe aus Goldblech, die in getriebener Arbeit mit Buckeln und Kreisornamenten verziert sind. Genau die den Diademen entsprechende Verzierung haben Goldbleche in der

Form halber Ovale. Wahrscheinlich wurden sie mit der Spitze nach unten als Gürtelgehänge getragen. Dazu kommen kreuzförmige Goldbleche, über 700 zum Gewandschmuck bestimmte Goldblech-Scheiben, die meist rund und mit Spiralen oder Tintenfischen verziert, zum Theil als Blatt gestaltet sind. Andere zum Anheften mit Löchern versehene Goldplättchen haben figürliche Ornamente. Darunter befinden sich wappenartig, wie beim Löwenthore, gegenüber gestellte Thiere, namentlich Hirsche, Katzen, Schwäne und Adler, dann einzelne Thiere, als Löwen, Schakale, Füchse, Tintenfische, Greife und eine geflügelte Sphinx. Zwei Goldbleche stellen eine Frau mit Tauben auf Kopf und Schultern dar, drei andere eine Tempelfaçade. Auf einem Fundament von Quadern erhebt sich ein dreischiffiger Holzbau mit erhöhtem Mittelschiff, Säulenstellung und Tauben auf den Ecken. Daran schließen sich andere Schmucksachen: eine große goldene Haarnadel, goldene Ohrringe und durchbohrte, zum Aneinanderreihen bestimmte Goldornamente. Einer dieser Schieber ist höchst kunstvoll in Intaglio-Arbeit mit der Darstellung eines Zweikampfes, ein anderer mit der Erlegung eines Löwen, ein dritter mit einem laufenden Löwen verziert. Endlich wurden zahlreiche Perlen aus blauem Glasfluß und Bernstein gefunden. Letzterer ist seiner chemischen Zusammensetzung nach mit dem Ostsee-Bernstein am nächsten verwandt.

Neben den Schmucksachen enthielt das dritte Grab eine Anzahl von Gegenständen, die zur häuslichen Wirthschaft oder Toilette gehörten: z. B. zwei kleine Waagen aus Gold, einen Alabasterlöffel, einen kleinen, in getriebener Arbeit mit Fischen verzierten Goldbecher, verschiedene ganz kleine Gefäße und Dosen aus Gold, mehrere Vasen aus Silber und kupferne Kessel. Den letzten Bestandtheil unter den Beigaben bilden Thongefäße und weibliche Thonidole.

Aehnlicher Art war die Todtenausstattung in den übrigen Gräbern, nur daß sie den daselbst beigesetzten Männern angepaßt war. Außer im vierten Grabe, wo neben drei Männern zwei Frauen bestattet waren, fehlen in ihnen die weiblichen Schmucksachen. Den Männern legte man zahlreiche Waffen ins Grab: broncene, theilweise prachtvoll mit Gold verzierte Schwerter und Dolche, broncene Lanzenspitzen und Pfeilspitzen aus Obsidian. Die bis zu einem Meter langen Schwertklingen sind zweischneidig, setzen breit an, laufen dann aber lang und schmal in die Spitze aus. Es waren Stoßdegen, wie man sie in den Kampfscenen auf Goldsachen und Gemmen sieht. Außerordentlich kunstvoll sind mehrere Dolchklingen mit Spiralen und figürlichen Darstellungen in eingelegter Arbeit aus verschiedenfarbigem Golde, Silber und dunkelm Schmelz verziert. Auf einer Klinge ist eine Löwenjagd dargestellt, auf einer anderen verfolgen Löwen gazellenartige Thiere, auf einer dritten wird von katzenähnlichen Thieren auf Enten an einem mit Papyrusstauden bewachsenen Flusse Jagd gemacht.

Während man die Stirn der bestatteten Frauen meist mit einem Diadem schmückte, war das ganze Gesicht zweier Männerleichen im fünften Grabe und aller drei im vierten mit einer porträtähnlichen Maske aus dickem Goldblech in getriebener Arbeit bedeckt. Drei Masken jüngerer Männer zeigen regelmäßige, ovale Gesichtszüge, eine hohe, freie Stirn, schön geschwungene dichte

Brauen und eine feine regelmäßige Nase. Das Gesicht ist von einem Vollbart umrahmt. Von den beiden anderen, wenig geschickt gearbeiteten Masken bringt die eine das bartlose, fast kugelrunde Gesicht eines älteren Mannes zum Ausdruck. Die Augen sind mandelförmig, die Lippen schmal, die Nase erscheint kurz und breit. Auch die Gesichter der beiden Kinderleichen im dritten Grabe waren mit Masken aus dünnerem Goldblech bedeckt, die man über dem Antlitz selbst mit der Hand zurecht gebogen hatte. Ebenso hatte man die Hände und Füße der Kinder so mit Goldblech umwickelt, daß noch die Abdrücke der Finger und Zehen zu sehen sind.

Auf der Brust der Männerleichen im vierten und fünften Grabe lagen goldene Platten, die theils unverziert, theils mit Spiralen und Kreisornamenten geschmückt waren. Zur Ausstattung der Männer gehörten ferner goldene Schwertbänder und zahlreiche goldene Knöpfe mit Knochenunterlage, die wahrscheinlich als Schildverzierung dienten, dann goldene und silberne Becher und Kannen, Gefäße aus Kupfer, eine Alabastervase, ein großer silberner Stierkopf mit goldenen Hörnern, 56 kleine Stierköpfe aus Goldblech mit einer Doppelaxt zwischen den Hörnern, zwei sechseckige Kästchen aus ornamentirtem Goldblech, viele Bernsteinperlen, ein Straußenei, Eberzähne und eine Menge Austernmuscheln.

Unter diesen Funden verdient das Bruchstück eines silbernen Gefäßes mit eingelegter Goldarbeit besondere Beachtung. Es ist nämlich auf demselben ein Kampf vor den Mauern einer auf einer Höhe liegenden Burg dargestellt. Leider hat sich nur die vertheidigende, aber nicht die angreifende Partei erhalten. Der Kampf steht sichtlich auf dem Höhepunkte. Auf der Burgmauer befinden sich Frauen, welche nach den Kämpfern hinblicken und sie aufmunternd die Hände erheben. Oben links von der Burg ist Baumwuchs angegeben, anscheinend ein mit wilden Oelbäumen bestandenes Terrain. Die Vertheidiger gliedern sich in zwei Gruppen. Die eine besteht aus ziemlich unbekleideten, mit Bogen und Schleuder kämpfenden Männern, die andere, nur zum kleinen Theil erhaltene aus Kriegern, die ein spitzes Schwert führen, einen Helm mit Busch tragen und mit einem kurzärmeligen Rocke bekleidet sind. Hinter den Kämpfern stehen zwei, den Verlauf des Gefechtes beobachtende Männer. Sie haben keine Kopfbedeckung, halten einen großen, viereckigen Schild vor und tragen in der Rechten einen langen Speer. Die ganze mit großer Lebendigkeit und Naturfrische ausgeführte Scene erinnert vielfach an eine Schilderung in dem „der Schild des Herakles" genannten hesiodischen Gedicht.

Einen Hauptbestandtheil der Funde in den Burggräbern und in anderen mykenischen Grabanlagen und Baulichkeiten bilden die Thongefäße. Sie zerfallen in Vasen mit Firnißmalerei und Vasen mit Mattmalerei. Die ersteren sind durchweg auf der Töpferscheibe gearbeitet, hart gebrannt und mit einem schwarzbraunen, bisweilen gelbrothen Glanzfirniß bemalt. Es lassen sich unter ihnen vier Gattungen oder Stilarten unterscheiden. Die beiden ersten grobthonigen Gattungen bilden die Vorstufe zur dritten, die den Höhepunkt der mykenischen Vasenfabrikation bezeichnet.

Die aus feinem, gereinigten Thon hergestellten Vasen dieser Gattung haben eine glatte, glänzende Oberfläche von warmer, gelblicher Farbe. Die Firnißfarbe, mit der die Malereien aufgetragen sind, durchläuft alle Töne von Gelb bis Schwarzbraun und ist bei manchen Gefäßen von besonders schöner Technik durch starkes Brennen in Hochroth verwandelt. Im vollendeten dritten Stil tritt zuerst die charakteristische „Bügelkanne" auf, ein Gefäß mit schmalem Ausgusse und kleinen Henkeln an den Schultern. Mit der vierten Gattung beginnt der Verfall.

Die Verzierungen der Firnißvasen stellen namentlich Seepflanzen und Seethiere dar, insbesondere Algen, Polypen, Fische, Quallen, Seesterne und Muscheln. Daneben kommen Lilienblüthen, Epheublätter und Palmen vor. Von technischen Ornamenten wird ursprünglich nur die Spirale verwandt. Der Kreis der Ornamente erweitert sich dann durch Hinzuziehung von Kriegern, Pferden, Kühen, Vögeln und textilen Mustern, aber nie finden sich Greife, Sphinxe, Löwen, Papyrusblüthen und andere orientalische Motive. Im vierten Stil treten phantastische Linearornamente auf.

Die Vasen mit Mattmalerei zerfallen in roththonige und blaßthonige. Vielfach schließt sich die Verzierung dieser Classe an die Ornamentik der im orientalischen Stile gearbeiteten Goldsachen an. Sie besteht vorwiegend aus Linearornamenten, namentlich Spiralen; doch begegnen auch Thiergestalten, besonders Vögel.

Aus den Vasenfunden lassen sich wichtige chronologische Schlüsse ziehen. Matt bemalte Vasen fanden sich außer in den Burggräbern, wo sie stark vertreten sind, nur noch in den tiefsten Fundschichten Mykenes, ferner vereinzelt in Mittelhellas und auf einigen Inseln. In den Burggräbern fehlt dagegen die in den Kuppelgräbern vorkommende „Bügelkanne", in diesen wiederum die älteste, dort auftretende Gattung der Firnißvasen. Die Kuppelgräber sind also jünger als die Burggräber. Später als diese ist auch der Palast von Tiryns erbaut worden, denn die Wandmalereien stimmen mit dem dritten Vasenstil überein, und die in demselben gefundenen Vasen gehören ebenfalls zur dritten und vierten Gattung.

Ein Mittelglied zwischen den Burg- und Kuppelgräbern bilden die horizontalen Schachtgräber. Zahlreiche Gräber dieser Art sind in der Unterstadt von Mykene aufgedeckt worden. Bei ihrer Menge und verhältnißmäßig einfachen Ausstattung müssen es Begräbnißstätten des Volkes gewesen sein. Wie die Kuppelgräber gliedern sie sich in Dromos, Stomion und Grabkammer. Der Dromos ist ein in den Felsen gehauener Gang, der entweder horizontal oder sich etwas senkend in die Erde eindringt und in das Stomion oder den Thürgang mündet. Der Grundriß der Grabkammer bildet ein 2,50—6,50 Meter breites und etwa ebenso tiefes Rechteck. Oefter ist die Grabkammer formlos, wie eine natürliche Höhle, ausgearbeitet, meist hat sie ein giebelförmiges Dach. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die vom Volke bewohnten Häuser mit einem Giebeldache als Vorbild für die Gestalt der Grabkammer dienten.

Die Verstorbenen wurden ohne Orientirung nach einer bestimmten Himmelsrichtung, vermuthlich in sitzender Stellung, beigesetzt. Nach jeder Bestattung versetzte man das Stomion bis auf eine kleine Oeffnung mit einer rohen Steinmauer und verschüttete den Dromos mit Steinen und Erde. Die Beigaben, mit denen man die Leichen beisetzte, können sich zwar an Umfang und Kostbarkeit lange nicht mit den in den Burggräbern und im Grabe zu Vaphio gefundenen messen, sie gleichen ihnen aber in Bezug auf die Art der Gegenstände und deren Ornamentik. Unter den Thongefäßen herrscht die Bügelkanne vor, woraus sich ergibt, daß die Hauptmasse der Gräber, ebenso wie die Erbauung der Kuppelgräber, in die jüngere Epoche der mykenischen Cultur fällt. Damit stimmt auch der Umstand überein, daß die Pfeilspitzen aus Bronce bestehen, während in den Burggräbern noch Pfeilspitzen aus Obsidian vorkommen, und daß ferner, wie in dem Kuppelgrabe zu Vaphio, die ersten Spuren von Eisen in der Gestalt von Fingerringen auftreten.

Die Gräber bilden keine geschlossene Nekropole, sondern sind in einzelnen Gruppen durch die ganze Unterstadt zerstreut. Zwischen den Gräbern einer jeden Gruppe bestehen hinsichtlich der Bauart und des Inhaltes bemerkenswerthe Uebereinstimmungen. Wahrscheinlich ist also jede Gruppe als der Kirchhof eines Geschlechtsverbandes oder einer Gemeinde zu betrachten, und es liegt die Annahme nahe, daß die Mykenäer, wie späterhin die Spartaner, ihre Todten zwischen den einzelnen Gemeinden, aus denen sich die Stadt zusammensetzte, begraben haben.

Aehnliche Gräber hat man am Berge Palamidi bei Nauphia und an verschiedenen Orten Attika's aufgedeckt. Es finden sich aber auch mykenische Gräber und Vasen auf Kreta, den südlichen Kykladen, besonders auf Amorgos und auf Rhodos.

V.

Auf den Inseln hatte sich zunächst selbständig eine primitive Cultur entwickelt, die eine gewisse Verwandtschaft mit der ältesten kyprischen und den vormykenischen Funden in Troja und Tiryns zeigt. Geraume Zeit bestand sie neben der mykenischen, bis sie von dieser beeinflußt und verdrängt wurde. Bemerkenswerth sind namentlich die Ueberreste von Wohnstätten auf Thera und Therasia, die unter einer 20—30 Meter tiefen, durch einen vulcanischen Ausbruch abgelagerten Bimssteinschicht liegen. Neben roh aus Steinen erbauten Hütten finden sich Hausmauern, deren Wände mit reinem Kalk sorgfältig verputzt und mit Streifen und Pflanzenornamenten bemalt waren. Die Hauptmasse der in den Baulichkeiten gefundenen Scherben rührt von einheimischen Vasen her, die mit den mykenischen verwandt sind und eine Art Vorstufe zu ihnen bilden. Es kommen jedoch auch Scherben von mykenischen Vasen mit Matt- und Firnißmalerei vor. Letztere gehören dem ersten und zweiten Stil an; Ueberreste der späteren, gewöhnlich vertretenen Gattungen fehlen. Offenbar verschüttete die Eruption die Ansiedelungen, bevor die Mykenäer Vasen des dritten Stils anzufertigen und auszuführen begannen. Von Bedeutung ist der Umstand, daß sich von phönikischem Wesen keine Spur zeigt.

Ein wichtiges Bindeglied zwischen der Peloponnesos und dem Orient war in mykenischer Zeit Kreta. Mehr und mehr treten dort mykenische Ueberreste zu Tage, die theilweise recht eigenartig sind. Ein kleines Kuppelgrab zu Messara enthielt vier große, mit Gebeinen angefüllte Thonvasen in der Form eines mit einem Giebeldache gedeckten Hauses. In einem anderen Grabe kamen zwei große Vasen in der Gestalt von Badewannen zum Vorschein. Der Stil der Malereien, mit denen die Vasen geschmückt sind, steht auf der Stufe des Ueberganges vom dritten zum vierten Stil, doch sind sie in matten Farben ausgeführt, und die Hausform steht bisher innerhalb der mykenischen Vasen ganz für sich da.

Eine größere Anzahl horizontaler Schachtgräber mit der gewöhnlichen Gliederung in Dromos, Stomion und viereckige Grabkammer ist bei Jalysos auf Rhodos aufgedeckt worden. Nach dem durchaus einheitlichen Charakter der in den Gräbern gefundenen Vasen kann die Nekropole nur wenige Generationen hindurch benutzt worden sein. Wie die Vasen schon dem Uebergange zum vierten Stil angehören, so vertreten auch die Schwerter mit einer giebel- oder kuppelartigen Form des Knaufes eine Gattung, die in Mykene erst außerhalb der Burggräber vorkommt. Die mykenische Ansiedelung auf Rhodos ist also in der jüngeren Epoche der Cultur entstanden.

Auch Kypros, wo sich bei der Lage der Insel naturgemäß seit alter Zeit die verschiedensten Einflüsse kreuzten, ist von der mykenischen Cultur berührt worden. Man unterscheidet auf der Insel eine Kupferbroncezeit und eine gräkophönikische Eisenzeit. In dem ersten Abschnitte der Broncezeit, in dem die Bemalung von Thongefäßen unbekannt war und semitische Spuren fehlen, berühren sich die Funde vielfach mit den ältesten troischen. Im zweiten Abschnitte treten bemalte Vasen auf, und zugleich machen sich uralte babylonische Einflüsse geltend, denen dann nach der Eroberung Syriens durch die Aegypter ägyptische, mykenische und schließlich chetitische folgen. In den namentlich im Innern und Südosten der Insel belegenen vorphönikischen Nekropolen fanden sich mykenische Vasen des dritten und vereinzelt auch des vierten Stils, die sich durch Thon und Bemalung deutlich von den einheimischen Thongefäßen unterscheiden. Wir begegnen damit importirten mykenischen Vasen an der Schwelle von Syrien.

Nach der Festlandsküste Kleinasiens hat die mykenische Cultur, so viel wir bisher wissen, nur an einer Stelle hinüber gegriffen, nämlich nach der Troas. Auf dem Burghügel von Hissarlik-Troja lagern die Schichten von neun Ansiedelungen über einander. Die oberste und neunte Schicht rührt von der Akropolis des römischen Ilion her, die achte und siebente von griechischen Ansiedelungen. In den Ueberresten der zweiten, durch einen großen Brand zerstörten Ansiedelung glaubte Schliemann das Homerische Troja gefunden zu haben. Allein schon die Cultur, die uns in dieser Schicht entgegen tritt, ist eine weit primitivere als die homerische. Sie steht noch auf dem Uebergange von der Steinzeit zur Broncezeit. „Der Schatz des Priamos" und die übrigen Goldsachen sind eingeführt und beweisen nur die Anknüpfung von Handelsbeziehungen zur damaligen Culturwelt. Aber diese Goldsachen verdienen auch

insofern Beachtung, als sie in Bezug auf Technik und Ornamentik eine unmittelbare Vorstufe der mykenischen bilden. Dasselbe gilt von den aus der jüngeren Epoche der zweiten „Stadt" stammenden Thorbauten und dem Grundrisse der Hauptgebäude. Auf die Trümmer der zweiten „Stadt" folgen drei ärmliche, dorfähnliche Ansiedelungen, dann kommt erst die sechste Schicht, die der mykenischen Epoche, dem Boden der homerischen Sage, angehört. Man schätzt die Zeit, welche von der Zerstörung der zweiten bis zur Entstehung der weit größeren sechsten Ansiedelung verstrich, auf etwa fünfhundert Jahre. Jene war eine „Lehmburg", d. h. ihre Mauern und Gebäude bestanden theils aus Bruchsteinen mit Lehmverband, theils aus großen, mit Lehmmörtel und Balkeneinlagen verbundenen Luftziegeln. Diese war dagegen eine Steinburg. Ihre etwa 500 Meter lange Ringmauer setzt sich aus einem gegen 5 Meter dicken, geböschten Unterbau und einer etwa 2 Meter starken Obermauer zusammen. Sie ist aus großen, flachen, an der Außenseite mehr oder minder glatt bearbeiteten Steinen erbaut. Bei der am besten erbauten Südmauer sind die bis anderthalb Meter langen Steine durchweg bearbeitet und zeigen eine so gute Fugenbildung, daß man ein griechisches Quadernmauerwerk vor sich zu haben glaubt. Im Grundriß bildet die Mauer ein Polygon von geraden Linien, dessen Ecken überall einen sorgfältig ausgeführten kleinen Vorsprung, wie er bei der Mauer von Gha vorkommt, wirkungsvoll hervortreten lassen. An Stärke und Festigkeit kann sie sich mit den Mauern anderer mykenischer Burgen messen, an Sorgfalt der Ausführung steht sie oben an.

Das mykenische Troja hatte zwei Thore, nachdem ein drittes zugemauert worden war. Die Befestigung derselben war eine durchaus mykenische. Der Zugang zu dem einen war durch einen großen flankirenden Thurm geschützt, der zu dem anderen durch einen Thorweg, den die im Bogen um die Thoröffnung vorgezogene Mauer bildete. Eine Pforte führte außerdem durch einen mächtigen, 18 Meter breiten und 9 Meter tiefen Thurm an der Nordostecke, in dem sich der Hauptbrunnen der Burg befand.

Das Innere der Burg war in Terrassen aufgebaut, die nach der Mitte anstiegen, wo leider alle Bauten der sechsten Schicht zerstört sind. Das Mauerwerk der Gebäude besteht theils aus ziemlich rohen und mit Lehmmörtel verbundenen Steinen, theils aus gut bearbeiteten und ohne Bindemittel sorgfältig auf einander geschichteten. Bei einem Gebäude ist die auf einem steinernen Fundamente von einfacher kyklopischer Bauart ruhende Obermauer aus Steinen erbaut, die meist in Gestalt vierseitiger Prismen bearbeitet und mit der Längsachse quer zur Mauer gelegt sind, so daß sie an der Außenseite als kleine Quadrate erscheinen. Die Häuser waren also erheblich besser als in Mykene und Tiryns gebaut, aber es fehlen, wie in Gha, die Säulen zwischen den Anten der Vorhallen. Mehrere Gebäude gliedern sich gleichmäßig in eine Vorhalle und einen Saal. Ihr Grundriß zeigt große Aehnlichkeit mit den mykenischen Saalgebäuden und dem einfachen griechischen Tempel. Die Säle haben einen bedeutenden Umfang. In Tiryns gab es nur einen großen Saal von 116 Quadratmetern Flächeninhalt, in Mykene ist ebenfalls

nur ein solcher von 149 Quadratmetern bekannt, in Troja sind bereits drei von 105, 125 und 175 Quadratmetern aufgedeckt worden, obwohl sich die Gebäude in der Mitte der Burg nicht erhalten haben. Die Decke des einen Saales wurde von drei, auf steinerner Basis ruhenden Holzsäulen gestützt, doch gruppirten sich dieselben nicht, wie in Mykene und Tiryns, um einen Herd in der Mitte, sondern sie standen in einer Reihe und theilten den Saal in zwei Schiffe.

Zwischen dem mykenischen und homerischen Ilion besteht in mancherlei Hinsicht eine unverkennbare Aehnlichkeit. Ebenso wie jenes, hatte dieses keine ebene Burgfläche, denn es heißt, daß ein Altar des Zeus auf der höchsten Erhebung der Burg lag. Die Ilias erwähnt in Troja auch Gebäude aus geglätteten Steinen. Ferner hatte das Haus des Paris außer einem offenen Hofraum eine Empfangshalle und ein dahinter liegendes Gemach, das den Innenraum der Wohnung bildete.

In zwei wesentlichen Punkten, in der Profilirung der Ringmauer und in dem Mangel der Säulenhallen, zeigt das mykenische Troja eine Verwandtschaft mit der Burg von Gha. Wie die äolische Colonisation des nördlichen Theiles der Westküste Kleinasiens von Böotien und Thessalien ausging, so wurde wahrscheinlich von diesen Landschaften aus auch die mykenische Cultur nach der Troas gebracht. Der von den Aeoliern geschaffene Grundstock des homerischen Epos steht mit Thessalien in engster Verbindung.

Andererseits verbreitete sich von der Peloponnesos die mykenische Cultur über Kreta und die südlichen Kykladen bis nach Rhodos und Kypros. Von dieser vordorischen Colonisation haben sich auch in Sagen und Culten deutliche Spuren erhalten. Mykenische Vasen des ersten und zweiten Stils sind nur auf dem griechischen Festlande und den der argolischen Küste näher gelegenen Inseln gefunden worden, während auf den anderen Inseln bis Karpathos, Rhodos und Kypros, dann auf Lesbos und in Troja die Vasenfunde dem dritten und theilweise dem vierten Stil angehören. Das Centrum der Vasenfabrikation lag also in Argos, von wo sich die Vasen allmälig über das ägäische Meer und dann auch darüber hinaus nach Aegypten, Italien und Sicilien verbreiteten. Die Vasenausfuhr begann bereits mit den älteren Stilarten, also zur Zeit der Burggräber, erreichte aber ihren Höhepunkt mit der Entwicklung des vollendeten dritten Stils, die mit der Blüthe Mykene's und der Erbauung der Kuppelgräber zusammenfällt.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Der Tunnel über der Spree.

Aus dem Berliner literarischen Leben der vierziger und fünfziger Jahre.

Von

Th. Fontane.

[Nachdruck untersagt.]

Viertes Capitel.

Theodor Storm.

Storm kam Weihnachten 1852 von Husum nach Berlin, um sich hier, behufs Eintritts in den preußischen Dienst, dem Justizminister vorzustellen. Er sah sich im Ministerium wohlwollend und entgegenkommend, in literarischen Kreisen aber mit einer Auszeichnung empfangen, die zunächst dem Dichter und beinahe mehr noch dem Patrioten galt. Denn alle anständigen Menschen in Preußen hatten damals jedem Schleswig-Holsteiner gegenüber ein gewisses Schuld- und Schamgefühl. In unserem Rütlikreise — „Rütli" war eine Abzweigung des Tunnels — wurden die Storm zu Theil werdenden Huldigungen allerdings noch durch etwas Egoistisches unterstützt. Wir gingen nämlich gerade damals mit dem Gedanken um, ein belletristisches Jahrbuch, die „Argo", herauszugeben und wünschten uns zu diesem Zwecke hervorragender Mitarbeiter zu versichern. Dazu paßte denn Niemand besser als Storm, der auch wirklich ins Netz ging und uns eine Novelle zusagte. Wir sahen uns dadurch in der angenehmen Lage, zum Weihnachtsfeste 1853 Storm's Erzählung „Ein grünes Blatt" — die neben der gleichzeitig in unserem Jahrbuche erscheinenden Heyse'schen „L'Arrabbiata" kaum zurück stand — bringen zu können. Die Zusage zu diesem Beitrage hatten wir schon bei des Dichters Anwesenheit in Berlin empfangen, aber das Nähere war einer Correspondenz vorbehalten worden, die sich dann auch bald nach seiner Rückkehr in die Heimath (Husum) entspann. Aus dieser Correspondenz gebe ich hier Einiges.

Husum, 23. März 1853.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, für Ihre Mittheilungen und vor Allem für den guten Glauben an mich. Ob ich ihn diesmal rechtfertigen werde, weiß ich nicht. Glauben Sie, daß das beifolgende „Grüne Blatt" eine Stelle in

Ihrem Jahrbuch verdient, so stelle ich es zur Disposition. Ich war damit beschäftigt, es in Hexameter umzuschreiben und habe bei diesem schließlich wieder aufgegebenen Umarbeitungsversuch alles Urtheil über meine Arbeit verloren; gefällt sie Ihnen daher nicht, so lassen Sie mich nur den darüber gezogenen Strich getrost in seiner ganzen Dicke sehen. Ueberhaupt darf ich nach bündigster Erfahrung bemerken, daß ein Verwerfen einzelner Arbeiten mich auch nicht einmal unangenehm berührt; ich muß vielleicht dabei sagen, daß es mir mit Sachen, die mir wirklich am Herzen lagen, noch nicht passirt ist. Also lassen Sie der weißen und der schwarzen Kugel ihren ungenirten Lauf.

Klaus Groth kenne ich nicht; allein, da er mir sein Buch unbekannter Weise geschickt und ich es in hiesigen Blättern empfohlen habe, so kann ich in Ihrer Angelegenheit sehr wohl an ihn schreiben, was denn allernächstens geschehen soll.

Ob ich bei Ihnen in Berlin meine Probezeit bestehen werde, ist sehr fraglich; denn da meine demnächstige Anstellung doch wohl in einem kleinen Städtchen Neuvorpommerns (wegen der dortigen Geltung des gemeinen Rechts) sein wird, so wäre es am Ende nicht wohl gethan, meine Vorschule im Gebiete des preußischen Landrechts zu machen. Eine kurze Reise werde ich indessen jedenfalls nach Berlin zu machen haben.

Das Berliner Wesen in seinen unbequemen Eigenschaften habe ich bei meinem letzten Aufenthalte nicht empfinden können; man hat sich fast überall, und namentlich im Kreise Ihrer Bekannten, des Fremden mehr als gastfreundlich angenommen. Gleichwohl ist in der Berliner Luft etwas, was meinem Wesen widersteht, und was ich auch bis zu einem gewissen Grade zu erkennen glaube. Es ist, meine ich, das, daß man auch in den gebildeten Kreisen Berlins den Schwerpunkt nicht in die Persönlichkeit, sondern in Rang, Titel, Orden und dergleichen Nipps legt, für deren auch nur verhältnißmäßige Würdigung mir, wie wohl den meisten meiner Landsleute, jedes Organ abgeht. Es scheint mir im *Ganzen* „die goldene Rücksichtslosigkeit" zu fehlen, die allein den Menschen innerlich frei macht und die nach meiner Ansicht das letzte und höchste Resultat jeder Bildung sein muß. Man scheint sich, nach den Eindrücken, die ich empfangen, in Berlin mit der *Geschmacks*bildung zu begnügen, mit der die Rücksichtnahme auf alle Factoren eines bequemen Lebens ungestört bestehen kann, während die Vollendung der sittlichen, der Gemüthsbildung in einer Zeit wie die unsere, jeden Augenblick das Opfer aller Lebensverhältnisse und Güter verlangen kann.

Diesem ersten Briefe folgte sehr bald ein zweiter.

Husum, Ostermontag 1853.

Ich will's dem erwarteten Frühling zuschreiben, daß das erste „Grüne Blatt" Ihnen so viel abgewonnen. Aber beim zweiten Lesen, beim Vorlesen, haben Sie schon gefühlt, es sei nicht so ganz richtig damit — es liegt nämlich über dem Ganzen eine gar zu einförmige Stille, die einen beim Vorlesen fast ungeduldig machen kann; doch ich will Ihnen das Stück jetzt nicht durch meine eigenen Aussetzungen verleiden. Sie haben es auch, so wie es ist, für gut befunden, und so möge es denn auch so gedruckt werden . . . Ihre Freunde haben recht, wenn sie davon ausgehen, daß die Verantwortlichkeit des Redacteurs nicht so weit reiche, daß er en detail corrigiren müßte; dafür ist der Dichter, unter dessen Namen es erscheint, verantwortlich.

Augenblicklich bin ich bei Paul Heyse's „*Francesca von Rimini*", und zwar im dritten Act. Ich glaube indeß auch hier wie bei allen derartigen jetzigen Leistungen, trotz aller Feinheit des Geistes und aller Kraftanstrengung, einen Mangel an Frische, an nothwendigem Zusammenhang des Dichters mit seinem Werke zu empfinden. Es scheint mir mehr ein Product der Bildung und der Wahl zu sein. Doch ich habe noch nicht ausgelesen. Viel Schönes, Poetisches, Interessantes ist darin.

Auf Roquette's Lustspiel bin ich recht begierig und werde ja auch wohl, wenn ich im Sommer nach Berlin komme, Gelegenheit finden, es zu hören, oder noch lieber zu sehen. Ein so heiterer, jugendlicher Geist, wenn er den rechten Inhalt gewinnt, könnte vielleicht einmal ein wirklich erfreuliches Lustspiel liefern. Bis jetzt kenne ich noch keins. Denn Kleist's „Zerbrochener Krug", das einzige deutsche Lustspiel, was mir ganz gefällt, ist dessen ungeachtet doch nicht heiter.

Diese Correspondenz setzte sich noch durch Juni und Juli hin fort. Ich gebe daraus das Folgende.

Husum, 5. Juni 1853.

Wollen Sie vor allen Dingen einige Nachsicht mit mir haben, wo es sich um Dinge der Politik handelt (über welche ich nur dem Gefühle nach mitsprechen kann) und das Pflanzenartige in meiner Natur nicht verkennen, für das ich im Uebrigen eben keine besondere Berechtigung in Anspruch nehmen darf.

Jene Aeußerung meines Briefes über die Berliner Luft war, wofür ich sie auch nur ausgab, eine lediglich durch den augenblicklichen oberflächlichen Eindruck hervorgerufene — und durch den „Kladderadatsch". Die eigentliche Carricatur, sofern sie nicht wieder ins Phantastische hinauf steigt — z. B. in der Poesie des „Kaliban" — ist mir so zuwider, daß sie mir beinahe körperliches Unwohlsein erregt. Aber ad vocem „Nivellement"! Fragen Sie Ihren Grafen Arnim doch einmal, ob er dem Professor Dove oder dem Maschinenbauer Borsig auch seine Tochter zur Ehe geben wolle! Ich verlange das keineswegs unbedingt von dem Grafen Arnim, aber es ist jedenfalls ein Probirstein für das „Nivellement". Ich habe es mir oft selber vorgesprochen und lassen Sie mich's hier — ich weiß gerade nicht in welchem näheren Zusammenhange mit unserer Correspondenz — einmal niederschreiben: ein junger Mann sollte zu stolz sein, in einem Hause zu verkehren, wovon er bestimmt weiß, daß man ihm die Tochter nicht zur Frau geben würde. (Ich weiche hier ganz und gar von Storm ab; ich finde solche Wichtigkeitsgefühle philiströs.) Am 8. oder 9. Juli denke ich in Berlin zu sein, um womöglich von dort ohne Weiteres an meinen demnächstigen Bestimmungsort zu gehen; werde mich aber doch wohl eine Woche oder länger in Berlin aufhalten müssen.

Husum, 25. Juli 1853.

Meinem Versprechen gemäß schicke ich Ihnen in der Anlage noch ein paar Verse für die Argo, falls Sie sie der Aufnahme werth halten sollten. Gern hätte ich noch den etwas argen Hiatus in Strophe 1, Vers 2 („die ich") entfernt, doch hat es mir, ohne der Richtigkeit und Simplicität des Gedankens oder des Ausdruckes zu schaden, nicht gelingen wollen. So etwas will aus dem Vollen und nicht im Einzelnen geändert werden. Freilich könnte ich den Singular setzen, aber ich will doch meinen zweiten Jungen nicht verleugnen. So muß ich denn mit Goethe sagen: „Lassen wir das Ungeheuer stehen!" Theilen Sie aber Ihren Mitredacteuren diese Bedenklichkeiten erst nach der Lectüre mit; es stört doch.

Es hat übrigens schwer genug gehalten, daß ich Ihnen überhaupt nur diese Kleinigkeit anzubieten vermochte; denn dieser Mittelzustand, in dem ich mich noch immer befinde, ist der Productionsfähigkeit nicht eben zuträglich. Man hat mir nämlich noch immer nicht erlaubt, meine Probezeit anzutreten. Nach Privatmittheilung ist auch dazu erst eine Vorlage im Cabinet des Königs nöthig, und die armen schleswig-holsteinischen Expeditionen sollen oft lange liegen. Daß mein Gesuch vom Cabinetssecretär dem Ministerium überreicht worden, scheint die Sache nicht zu beschleunigen.

Es ist heute der Jahrestag der Idstedter Schlacht, der auch diesmal von Militär und Polizei wegen feierlich begangen wird; die dänische Regimentsmusik

mit den „tappern Landsoldaten" zieht durch die Gassen, Jungens und Gesindel hinter drein; allen Gastwirthen ist bei Strafe, daß sonst nicht länger als 6 Uhr geschenkt werden dürfe, geboten, Tanz zu halten. Viele finden sich dazu freilich nicht ein; aber man weiß, wie es geht; der Eine fürchtet, die Kundschaft der flott lebenden dänischen Beamtenschaft zu verlieren, der Andere hat die Furcht im Allgemeinen, der Dritte will den befreundeten Wirth nicht stecken lassen. Und zuletzt ist zuzugestehen, keine Bevölkerung im Großen und Ganzen hat auf die Dauer Lust, für ihre Ueberzeugung zum Märtyrer zu werden. So machen sie denn ihren Bückling und knirschen heimlich mit den Zähnen.

So dankbar man im Grunde der dänischen Regierung sein sollte, daß sie durch diese Brutalität das Gedächtniß unserer historischen Unglückstage so unauslöschlich den Herzen der besseren deutschen Bevölkerung einätzt, so ist es doch ein Gefühl zum Ersticken, ohnmächtig und stumm dies gegen die Bevölkerung angewandte Demoralisationssystem mit ansehen zu müssen.

Doch wie geht es Ihnen? Sie sind krank, nicht in Berlin. Hoffentlich werde ich, falls ich im August dorthin kommen sollte, Sie sehen! — Der Artikel in der „Preußischen Zeitung" ist mir durch den Drucker zugegangen, und ich sage Ihnen meinen aufrichtigen Dank, daß Sie sich die Mühe gemacht haben, das, was Sie über meine Sachen denken, auch einmal schriftlich und öffentlich auszusprechen. Mörike, dem ich seiner Zeit meine „Sommergeschichten" geschickt hatte, erwiderte dies neulich durch Zusendung seines „Hutzelmännleins" und schrieb mir bei der Gelegenheit, das „Von den Katzen" habe er bald auswendig gewußt und schon Manchen damit ergötzt. Neulich habe er Jemanden gefragt: „Von wem ist das?" und darauf, als verstünde es sich von selbst: „Nu, von Dir!" zur Antwort erhalten[1]). Merkwürdiger Weise erhielt ich diese Antwort um nur zwei Tage später als Ihren Artikel, worin Sie meine Muse aus Mörike's Pfarrhause kommen lassen. Gewiß haben Sie Recht, wenn Sie mich — im Uebrigen sans comparaison mit diesen beiden großen Lyrikern — zwischen Mörike und Heine stellen, denn wenn ich auch mit Mörike die Freude am Stillleben und Humor, mit Beiden annäherungsweise die Simplicität des Ausdruckes gemein habe, so rückt mich doch die große Reizbarkeit meiner Empfindung wieder näher an Heine.

Dies war sein letzter Brief aus Husum, kurz vor seiner Uebersiedlung nach Preußen. Ehe er aufbrach, schrieb er noch eines seiner schönsten Gedichte „Abschied".

Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen,
Es ist die Fahrt der Heimath abgekehrt.

Er führt das weiter aus, wendet sich dem und jenem zu und schließt dann:

Wir scheiden jetzt, bis dieser Zeit Beschwerde
Ein and'rer Tag, ein besserer, gesühnt,
Denn Raum ist auf der heimathlichen Erde
Für Fremde nur und was dem Fremden dient.

---

[1]) Man vergl. den „Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Eduard Mörike", mitgetheilt von Jakob Baechtold, „Deutsche Rundschau", 1889, Bd. LVIII, S. 40 ff., wo der oben erwähnte Brief (Mörike an Storm. Stuttgart, 26. Mai 1853) sich abgedruckt findet (Nr. 2, S. 44).

Die Redaction.

Und Du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem theuren Boden stand,
Hör' mich, denn alles Andere ist Lüge,
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland.

Kannst Du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit Deiner Kinderseele nicht versteh'n,
So soll er wie ein Schauer Dich berühren
Und wie ein Pulsschlag in Dein Leben geh'n.

Es steht das Alles auf vollkommen dichterischer Höhe. Man hat sich daran gewöhnt, ihn immer nur als Erotiker anzusehen; aber seine vaterländischen Dichtungen stehen ganz ebenbürtig neben seiner Liebeslyrik, wenn nicht noch höher. Alles hat was zu Herzen Gehendes, überall das Gegentheil von Phrase, jede Zeile voll Kraft und Nerv.

* * *

Storm, als er Husum schon verlassen, nahm — wie wenn er sich von seiner heimathlichen Erde nicht habe losreißen können — noch eine mehrmonatliche Rast in Altona, was veranlaßte, daß er erst im Spätherbst in Potsdam eintraf, wohin man ihn, statt nach Schwedisch-Pommern, installirt hatte. Hier in Potsdam fand er eine gute Wohnung und gute Beziehungen. Die Damen schwärmten ihn an, und die Männer, wie gewöhnlich, mußten mit. Er hätte zufrieden sein können, aber er war es nicht und zog es vor, obschon er ganz unpolitisch war, mehr oder weniger den politischen Ankläger zu machen. Mit seiner kleinen, feinen Stimme ließ er sich über das Inferiore preußischen Wesens ganz unbefangen aus und sah einen dabei halb gutmüthig, halb listig an, immer als ob er fragen wolle: „Hab' ich nicht recht?" — Was wir Altpreußen uns auf diesem Gebiete gefallen lassen müssen und thatsächlich beständig gefallen lassen, spottet jeder Beschreibung. Storm war einer der Schlimmsten. Er blieb, aller auch von ihm anerkannten Gutthaten ungeachtet, antipreußisch, und eine Stelle, die sich in Dr. Paul Schütze's hübschem Buche: „Theodor Storm, sein Leben und seine Dichtung", vorfindet, wird wohl ziemlich richtig aussprechen, woran Storm damals krankte. „Nicht leicht war es für eine Natur wie die seine, sich fremden Verhältnissen anzupassen. Er hatte den altgermanischen Zug, das Leben in der Heimath als Glück, das Leben in der Fremde als ‚Elend' anzusehen. Heimisch hat er sich in dem ‚großen Militär-Casino' Potsdam nie gefühlt, und so gastlich man ihn auch aufnahm, die Potsdamer Jahre waren eine trübe Zeit für ihn. In den geschniegelten, überall eine künstlich ordnende Menschenhand verrathenden Parks, empfand er ein Verlangen nach dem Anblick eines ‚ehrlichen Kartoffelfeldes, das mit Menschenleben und Geschick in unmittelbarem Zusammenhange steht'."

Diese gesperrt und mit Anführungszeichen gedruckten Worte sind sehr wahrscheinlich ein Citat aus einem Storm'schen Briefe. Sie haben für einen Märker etwas wehmüthig Komisches. Denn wenn es überhaupt eine Sehnsucht gibt, die hier Landes leicht befriedigt werden kann, so ist es die Sehnsucht

nach einem ehrlichen Kartoffelfelde. Storm war aber nicht zufrieden zu stellen, was nicht an den „geschniegelten Parks“ (es gibt für jeden vernünftigen Menschen kaum etwas Entzückenderes als Sanssouci), sondern einfach in seiner Abneigung gegen alles Preußische lag. Preußen wird von sehr Vielen als ein Schreckniß empfunden, aber Storm empfand dieses Schreckniß ganz besonders stark. Ich habe zahllose Gespräche mit ihm über dies difficile Thema gehabt und bin seinen Auseinandersetzungen jeder Zeit mit sehr gemischten Gefühlen gefolgt, mit Zustimmung und mit Ungeduld. Mit Zustimmung, weil ich das, was man Preußen vorwirft, oft so gerechtfertigt finde, daß ich die Vorwürfe womöglich noch überbieten möchte; mit Ungeduld, weil sich in dieser ewigen Verkleinerung Preußens eine ganz unerträgliche Anmaßung und Ueberheblichkeit ausspricht, also genau das, was man uns vorwirft. In Selbstgerechtigkeit sind die deutschen Volksschaften unter einander dermaßen gleichartig und ebenbürtig, daß, wenn schließlich zwischen ihnen abgerechnet werden soll, kein anderer Maßstab übrig bleibt als der, den uns ihre, das ganze Gebiet des Lebens umfassenden Thaten an die Hand geben. Und wenn diese Thaten zum Maßstab genommen werden sollen, wer will da so leichten Spieles mit uns fertig werden! Vieles in „Berlin und Potsdam“ war immer sehr ledern und ist es noch; wenn's aber zum Letzten und Eigentlichsten kommt, was ist dann, um nur ein halbes Jahrhundert heraus zu greifen, die ganze schleswig-holsteinische Geschichte neben der Geschichte des Alten Fritzen! Allen möglichen Balladenrespect vor König Erich und Herzog Abel, vor Bornhöved und Hemmingstedt; aber neben Hochkirch und Kunersdorf (ich nehme mit Absicht Unglücksschlachten, weil wir uns diesen Luxus leisten können) geht doch dieser ganze Kleinkram in die Luft. Diesen Satz will ich vor Gott und Menschen vertreten. Es liegt nun einmal so. Für Alles das aber hatte der von mir als Mensch und Dichter, als Dichter nun schon ganz gewiß, so sehr geliebte Storm nicht das geringste Verständniß, und daß er dies Einsehen nicht hatte, lag nicht an „Potsdam und seinen geschniegelten Parks“, das lag an seiner das richtige Maß überschreitenden, localpatriotischen Husumerei, die sich durch seine ganze Production — auch selbst seine schönsten politischen Gedichte nicht ausgeschlossen — hindurch zieht. Er hatte für die Dänen dieselbe Geringschätzung wie für die Preußen. Dies aber sich selber immer „Norm“ sein, ist ein Unsinn, abgesehen davon, daß es Andere, das Mindeste zu sagen, verdrießlich stimmt. Ich rufe Mommsen, einen echten Schleswig-Holsteiner und Freund Storm's, der aber freilich in der angenehmen Situation ist, einen palatinischen Cäsar von einem eiderstädtischen Deichgrafen unterscheiden zu können, zum Zeugen auf, ob ich in dieser Frage recht habe oder nicht. Leider gibt es politisch immer noch viele Storme; Hannover, Hamburg und — horribile dictu — Mecklenburg stellen unentwegt ihr Contingent.

* * *

Storm, gleich nach seinem Eintreffen in Potsdam, hatte sich natürlich mit den ihn schon früher in Berlin bekannt gewordenen literarischen Persönlich-

keiten in Verbindung gesetzt und sah sich wenige Wochen später auch in den Tunnel eingeführt. Er wurde hier (zunächst als Gast) aufs Freundlichste begrüßt und erhielt bei seiner bald darauf erfolgenden Aufnahme den Tunnelnamen „Tannhäuser". Als Liebesdichter hatte er einen gewissen Anspruch darauf, aber auch nur als solcher; im Uebrigen verknüpfen wir jetzt mit dem Namen „Tannhäuser" eine gewisse Niemann-Vorstellung, von der Storm so ziemlich das Gegentheil war, ein Mann wie ein Eichkätzchen, nur nicht so springelustig.

Wie mit mancher Berühmtheit, die dem Tunnel zugeführt wurde, wollte es auch mit Storm nicht recht gehen. Um so ohne Weiteres an ihn zu glauben, dazu reichte das damalige Maß seiner Berühmtheit nicht aus, und um sich die Herzen im Fluge zu erobern, dazu war weder seine Persönlichkeit noch seine Dichtung angethan. Der Tunnel, so viel ich ihm nachzurühmen habe, war doch an sehr vielen Sonntagen nichts weiter als ein Rauch- und Kaffeesalon, darin, während Kellner auf- und abgingen, etwas Beliebiges vorgelesen wurde. War es nun eine Schreckensballade, drin Darnley in die Luft flog oder Maria Stuart enthauptet wurde, so ging die Sache; setzte sich aber ein Liebeslieddichter hin, um mit seiner vielleicht pimprigen Stimme zwei kleine Strophen vorzulesen, so traf es sich nicht selten, daß der Vorlesende mit seinem Liede schon wieder zu Ende war, ehe noch der Kaffeekellner auf das ihm eingehändigte Viergroschenstück sein schlechtes Zweigroschenstück (mit dem Braunschweiger Pferde oben) herausgegeben hatte. Darunter hatte denn auch Storm zu leiden; er kam zu keiner Geltung, weil er sowohl wie das, was er vortrug, für Local und Menschen nicht kräftig genug gestimmt war. Er fühlte das auch und nahm einen Anlauf, sich à tout prix zur Geltung zu bringen, versah es aber damit gänzlich. Er hatte kein rechtes Glück bei uns. Irgend wer hatte ein Gedicht vorgelesen, in dem eine verbrecherische Liebe zwischen Bruder und Schwester behandelt wurde. Wer der Verfasser war, habe ich vergessen. Man fand es verfehlt, am verfehltesten aber fand es der mitkritisirende Storm, der, als er sein Urtheil abgeben sollte, des Weiteren ausführte, daß vor Allem „die schwüle Stimmung" darin fehle. „Nun, Tannhäuser," so rief man ihm zu, „dann machen Sie's doch." Und Storm war auch wirklich dazu bereit und erschien vierzehn Tage später mit dem von ihm zugesagten Gedicht „Geschwisterliebe", aber nur, um einen totalen Abfall zu erleben. „Ja," hieß es, „Ihr Gedicht ist freilich besser, aber zugleich auch viel schlechter; die ‚schwüle Stimmung', von der Sie sprachen, die haben Sie herausgebracht; aber es wird einem ganz himmelangst dabei." Dies Urtheil war, glaub' ich, richtig; Storm selbst empfand auch etwas der Art und bastelte noch daran herum, suchte sich sogar in Gesprächen und Briefen zu vertheidigen. Aber ohne rechten Erfolg. Einer dieser Briefe richtete sich an mich.

„Erschrecken Sie nicht," so schrieb er mir, „daß ich noch einmal auf meine Ballada incestuosa zurückkomme.

Jede Sitte, worunter wir an sich nur ein äußerlich allgemein Geltendes und Beobachtetes verstehen, hat ein inneres, reelles Fundament, wodurch die-

selbe ihre Berechtigung erhält. Die Sitte (denn mit den rechtlichen Verboten in dieser Beziehung haben wir es hier nicht zu thun), daß Schwester und Bruder sich nicht vereinigen dürfen, beruht auf der damit übereinstimmenden Naturreinrichtung, welche in der Regel diesen Trieb versagt hat. — Wo nun aber, im einzelnen Falle, dieser Trieb vorhanden ist, da fehlt auch, eben für diesen einzelnen Fall, der Sitte das Fundament, und der Einzelne kann sich der allgemeinen Sitte gegenüber, oder vielmehr ihr entgegen, zu einem Ausnahmefall berechtigt fühlen. Daß er nun sein natürliches Recht, nachdem er es vergebens mit der Sitte in Einklang zu bringen versucht hat, kühn gegen all' das Verderben eintauscht, was der Brauch und das Allgemeingültige über ihn bringen muß, das ist das, was ich als den poetischen Schwerpunkt empfunden habe. Gleichwohl habe ich für Sie einen neuen Schluß zurecht gemacht, der freilich christlich ebenso wenig passiren darf wie der andere. Hier ist er . . ."

Storm ließ diesen neuen Schluß nun folgen, und in dieser etwas veränderten Gestalt ist die Ballada incestuosa auch in seine Gedichte übergegangen. Es ist aber, trotz all' dieser Mühen, eine vergleichsweise schwache Leistung geblieben, wie sich Jeder, der die Gedichte zur Hand hat, leicht überzeugen kann.

Storm blieb Mitglied. Aber er kam nicht mehr oder sehr selten. Er mußte sich gesellschaftlich von vornherein geborgen fühlen, sonst schwenkte er ab.

Seine Tunnelschicksale hatten sich nicht sehr günstig gestaltet, freilich auch nicht schlimm. Schlimmer war es, daß es auch mit Kugler zu einer Verstimmung kam. Ohne rechte Schuld auf der einen und der anderen Seite. Wir saßen eines Tages zu Vier oder Fünf in einem Thiergartenlocal, in einem von Pfeifenkraut und Jelängerjelieber umrankten Pavillon, und da sich's fügte, daß kurz vorher ein neues Buch von Geibel erschienen war, so nahm Storm Veranlassung, über seinen Concurrenten Geibel sein Herz auszuschütten. „Ja, Geibel. Das ist Alles ganz gut. Aber was haben wir schließlich? Wohlklang, Geschmack, gefällige Reime — von eigentlicher Lyrik aber kann kaum die Rede sein und von Liebeslyrik nun schon ganz gewiß nicht. Liebeslyrik, da muß Alles latente Leidenschaft sein, Alles nur angedeutet und doch machtvoll, Alles in einem Dunkel, und mit einem Mal ein uns blendender Blitz, der uns, je nachdem, erschreckt oder entzückt." Kugler wurde unruhig. Zum Unglück fuhr Storm fort: „In zwei Strophen von mir . . ." und nun wollte er an einem seiner eigenen Gedichte zeigen, wie echte Liebeslyrik beschaffen sein müsse. Aber er kam nicht dazu. „Nein, lieber Storm," unterbrach Kugler, „nicht so. Geibel ist unser Aller Freund, und wie ich bisher annahm, auch der Ihrige, und einen Anderen tadeln, bloß weil er's anders macht als man selber, das geht nicht." Wir kamen sämmtlich in eine große Verlegenheit. Natürlich, so viel mußte man Kugler zugestehen, hatte Storm, wenn auch nicht direct, so doch unmißverständlich ausgesprochen: „Meine Gedichte sind besser als Geibel's." Aber wenn dergleichen artig gesagt wird, so darf man um solches Ausspruches willen nicht reprimandirt werden, auch dann nicht, wenn man Unrecht hat. Hier aber darf doch wohl gesagt werden: Storm hatte Recht. Geibel war ein entzückender Mensch und dazu ein liebenswürdiger, ebenso dem Ohr wie den Anschauungen einer

Publicumsmajorität sich einschmeichelnder Dichter. Aber als Liebeslieddichter steht Storm hoch über ihm.

Der ganze Zwischenfall, von dem ich damals einen starken Eindruck empfing, ist mir nie wieder aus dem Gedächtniß geschwunden und hat mich jeder Zeit zu vorsichtiger Haltung gemahnt. Aber freilich, dieser Mahnung immer zu gehorchen, ist nicht leicht. Oft liegt es so, daß man ein Lob, das gespendet wird, zwar nicht theilt, aber doch begreift. In solchem Falle zu schweigen, ist kein Kunststück. Aber überall da, wo man nicht bloß seine dichterische Ueberlegenheit über einen Mitbewerber, sondern viel, viel mehr noch seine kritische Ueberlegenheit über die mit Kennermiene sich gerirenden Urtheilsabgeber fühlt — in solchen Momenten immer zurückzuhalten, ist mir oft recht schwer geworden. Wenn ich dann aber Storm und Kugler und die Jelängerjelieber-Laube vor mir aufsteigen sah, gelang es mir doch so leidlich.

* * *

Der über Geibel's Werthschätzung als Liebeslieddichter entstandene Streit war für alle Theile sehr peinlich, es kam aber schließlich zum Friedensschluß, und man war allerseits bemüht, die Sache vergessen zu machen. Was denn auch glückte. Storm sah sich nicht bloß in das Kugler'sche Haus eingeführt, sondern eben daselbst auch mit Auszeichnungen überhäuft, und die damals mit erlebten „Storm-Abende" zählen zu meinen liebsten Erinnerungen. Es mag übrigens schon hier erwähnt sein, daß Storm, nach Art so vieler lyrischer Dichter (und nun gar lyrischer Dichter aus kleinen Städten) der Träger von allerhand gesellschaftlichen Befremdlichkeiten war, die, je nach ihrer Art, einer lächelnden oder auch wohl halb entsetzten Aufnahme begegneten. Manches so grotesk, daß es sich hier der Möglichkeit des Erzähltwerdens entzieht. Aber seine mit dem Charme des Naiven ausgerüstete Persönlichkeit blieb am Ende doch immer siegreich, und selbst „Frau Clara", so gut sie sonst die Geheimräthin zu betonen wußte, sah und hörte schließlich drüber hin.

Diese Storm-Abende waren, ehe man zu Tisch ging und der Fidelitas ihr Recht gönnte, meist Vorlesungs-Abende, bei denen man es zunächst mit Lyrik versuchte. Sehr bald aber zeigte sich's, wie vorher im Tunnel, daß Lyrik für einen größeren Kreis nicht passe, weshalb Storm, sein Programm rasch wechselnd, statt der kleinen „Erotika" Märchenhaftes und Phantastisches vorzulesen begann. Von der Märchendichtung, wie sie damals in Jugendschriften betrieben wurde, hielt er an und für sich sehr wenig. „Das Märchen hat seinen Credit verloren; es ist die Werkstatt des Dilettantismus geworden, der nun mit seiner Pfuscherarbeit einen lebhaften Markt eröffnet." So schrieb er einmal. Er war sich dem gegenüber eines besonderen Berufes wohl bewußt, zugleich auch einer eigenthümlichen Märchen-Vortragskunst, wobei kleine Mittel, die mitunter das Komische streiften, seinerseits nicht verschmäht wurden.

So entsinne ich mich eines Abends, wo er das Gedicht „In Bulemann's Haus" vorlas. Eine zierliche Kleine, die gern tanzt, geht bei Mondenschein in ein verfallenes Haus, darin nur die Mäuse heimisch sind. Und auch ein hoher Spiegel ist da zurückgeblieben. Vor den tritt sie hin, grüßt in ihm ihr Bild und das Bild grüßt wieder, und nun beginnen beide zu tanzen, sie

und ihr Bild, bis der Tag anbricht und die „zierliche Kleine" niedersinkt und einschläft. Dieser phantastische Tanz im Mondenschein bildet den Hauptinhalt und ist ein Meisterstück in Form und Klang. Ich sehe noch, wie wir um den großen, runden Tisch, den ich schon in einem früheren Capitel beschrieben, herum saßen, die Damen bei ihrer Handarbeit, wir „von Fach" die Blicke erwartungsvoll auf Storm selbst gerichtet. Aber statt anzufangen, erhob er sich erst, machte eine entschuldigende Verbeugung gegen Frau Kugler und ging dann auf die Thür zu, um diese zuzuriegeln. Der Gedanke, daß der Diener mit den Theetassen kommen könne, war ihm unerträglich. Dann schraubte er die Lampe, die schon einen für Halbdunkel sorgenden grünen Schirm hatte, ganz erheblich herunter, und nun erst fing er an: „Es klippt auf den Gassen im Mondenschein, das ist die zierliche Kleine . . ." Er war ganz bei der Sache, sang es mehr als er es las, und während seine Augen wie die eines kleinen Hexenmeisters leuchteten, verfolgten sie uns doch zugleich, um in jedem Augenblicke das Maß und auch die Art der Wirkung bemessen zu können. Wir sollten von dem Halbgespenstischen gebannt, von dem Humoristischen erheitert, von dem Melodischen lächelnd eingewiegt werden — das Alles wollte er auf unseren Gesichtern lesen, und ich glaube fast, daß ihm diese Genugthuung auch zu Theil wurde.

Denselben Abend erzählte er auch Spukgeschichten, was er ganz vorzüglich verstand, weil es immer klang, als würde das, was er vortrug, aus der Ferne von einer leisen Violine begleitet. Die Geschichten an und für sich waren meist unbedeutend und unfertig, und wenn wir ihm das sagten, so wurde sein Gesicht nur noch spitzer, und mit schlauem Lächeln erwiderte er: „Ja, das ist das Wahre; daran können Sie die Echtheit erkennen; solche Geschichte muß immer ganz wenig sein und unbefriedigt lassen; aus dem Unbefriedigten ergibt sich zuletzt die höchste künstlerische Befriedigung." Er hatte uns nämlich gerade von einem unbewohnten Spukhause erzählt, drin die Nachbarsleute Nachts ein Tanzen gehört und durch das Schlüsselloch geguckt hatten. Und da hätten sie vier Paar zierliche Füße gesehen mit Schnürstiefelchen und nur gerade die Knöchel darüber, und die vier Paar Füße hätten getanzt und mit den Hacken zusammengeschlagen. Einige Damen lachten, aber er sah sie so an, daß sie zuletzt doch in einen Gruseln kamen.

* * *

Storm war oft in Berlin, aber wir waren doch auch gelegentlich zu ihm geladen und fuhren dann in corpore — meist Kugler, Merckel, Eggers, Blomberg, ich — nach Potsdam hinüber, um unsere sogenannte „Rütlisitzung" in Storm's Wohnung abzuhalten. Rütli, wie schon an anderer Stelle hervorgehoben, war eine Art Nebentunnel, eine Art Extract der Sache. Storm war ein sehr liebenswürdiger Wirth, sehr gastlich, und seine Frau, die schöne „Frau Constanze", fast noch mehr. Wir blieben Nachmittag und Abend und fuhren erst spät zurück. Je kleiner der Kreis war, je netter war es; er sprach dann, was er in größerer Gesellschaft vermied, über dichterisches Schaffen überhaupt und speciell auch über sein eigenes. Ich habe, bei Behandlung solcher Themata, keinen Anderen so Wahres und so Tiefes sagen hören. In neuester

Zeit sind Tagebücher der Gebrüder Goncourt erschienen, die sich auch über derlei Dinge verbreiten und mich mehr als einmal ausrufen ließen: „Ja, wenn wir doch die gleiche, jedes Wort zur Rechenschaft ziehende Gewissenhaftigkeit hätten.“ In der That, wir haben nur ganz wenige Schriftsteller, die wie die Goncourt's verfahren, und unter diesen Wenigen steht Storm oben an. Er ließ das zunächst schnell Geschriebene Wochen lang ruhen, und nun erst begann — zumeist auf Spaziergängen auf seinem Husumer Deich — das Verbessern, Feilen und Glätten, auch wohl, wie Lindau einmal sehr witzig gesagt hat, das „Wiederdrübergehen mit der Raspel“, um dadurch die beim Feilen entstandene zu große Glätte wieder kräftig und natürlich zu machen.

Unter seinen kleinen Gedichten sind viele, daran er ein halbes Jahr und länger gearbeitet hat. Deshalb erfüllen sie denn auch den Kenner mit so hoher Befriedigung. Er hat viel Freunde gefunden, aber zu voller Würdigung ist er doch immer noch nicht gelangt. Denn seine höchste Vorzüglichkeit ruht nicht in seinen vergleichsweise viel gelesenen und bewunderten Novellen, sondern in seiner Lyrik.

Noch einmal, diese Reunions in unseres Storm's Potsdamer Hause waren sehr angenehm, lehrreich und fördernd, weit über das hinaus, was man sonst wohl bei solchen Gelegenheiten einheimst; aber sie litten doch auch an jenen kleinen Sonderbarkeiten, die nun einmal alles Storm'sche begleiteten und ein Resultat seines weltfremden Lebens und eines gewissen Jean Paulismus waren. Es wird von Jean Paul erzählt, daß er sich, einmal auf Besuch in Berlin, in einer größeren Gesellschaft ins „Kartoffelschälen auf Vorrath“ vertieft habe, was dann schließlich bei dem inzwischen vorgerückten Souper zu einer Art Verzweiflungskampf zwischen ihm und dem die Teller rasch wechseln wollenden Diener geführt hätte. Ganz dasselbe hätte Storm passiren können, oder wenn nicht dasselbe, so doch sehr Aehnliches. Ich habe manches der Art mit ihm erlebt. Er hatte, wie so viele lyrische Poeten, eine Neigung, Alles aufs Idyll zu stellen und sich statt mit der Frage: „Thut man das?“ oder: „Ist das convenable?“ nur mit der Frage zu beschäftigen: „Entspricht das Vossens Luise oder dem redlichen Thamm oder irgend einer Scene aus Mörike's ‚Maler Nolten‘ oder aus Arnim's ‚Kronenwächtern‘?“ Ja, ich fürchte, daß er noch einen Schritt weiter ging und seine Lebensvorbilder in seinen eigenen, vielfach auf Tradition sich stützenden Schöpfungen suchte. Man kann dies nun sicherlich reizend finden, auch ich kann es, aber trotzdem bin ich der Ansicht, daß diesem Verfahren ein Hauptirrthum zu Grunde liegt. Es soll sich die Dichtung nach dem Leben richten, an das Leben sich anschließen, aber umgekehrt eine der Zeit nach weit zurückliegende Dichtung als Norm für modernes Leben zu nehmen, erscheint mir durchaus falsch. In Storm's Potsdamer Hause ging es her wie in dem öfters von ihm beschriebenen Hause seiner Husumer Großmutter, und was das Schlimmste war, er war sehr stolz darauf und sah in dem, was er einem als Bild und Scene gab, etwas ein für allemal „poetisch Abgestempeltes“. Das Lämpchen, der Theekessel, dessen Deckel klapperte, die holländische Theekanne daneben — das Alles waren Dinge, darauf nicht bloß sein Blick andächtig ruhte (das hätte man ihm gönnen können), nein, es

waren auch Dinge, die gleiche Würdigung von denen erwarteten, die, weil anders geartet, nicht viel davon machen konnten und durch das Absichtliche darin ein wenig verstimmt wurden. Wie mir einmal ein Hamburger erzählte: „Ja, da war ja nun letzten Sommer Ihr Kronprinz bei uns, und da wird er wohl mal gesehen haben, was ein richtiges Mittagessen ist" — so glaubte Storm ganz ernsthaft, daß eine wirkliche Tasse Thee nur aus seiner Husumer Kanne kommen könne. Die Provinzialsimpelei steigert sich mitunter bis zum Großartigen.

In einem gewissen Zusammenhange damit stand die Kindererziehung. Auch hier nahm Storm einen etwas abweichenden Standpunkt ein und sah mit überlegenem Lächeln auf Pedantismus und preußischen Drill hernieder. Er war eben für Individualität und Freiheit, beides „ungedeelt". Eines Abends saßen wir munter zu Tisch, und die Bowle, die den Schluß machen sollte, war eben aufgetragen, als ich mit einem Male wahrnahm, daß sich unser Freund Merckel nicht nur verfärbte, sondern auch ziemlich erregt unter dem Tisch recherchirte. Richtig, da hockte noch der Uebelthäter: einer der kleineren Storm'schen Söhne, der sich heimlich unter das Tischtuch verkrochen und hier unseren kleinen Kammergerichtsrath, vor dem wir alle einen heillosen Respect hatten, in die Wade gebissen hatte. Storm mißbilligte diesen Act, hielt seine Mißbilligung aber doch in ganz eigenthümlich gemäßigten Grenzen, was dann, auf der Rückfahrt, einen unerschöpflichen Stoff für unsere Coupéunterhaltung abgab. Schließlich, so viel ist gewiß, werden die Menschen das, was sie werden sollen, und so darf man an derlei Dinge nicht allzu ernste Betrachtungen knüpfen; aber das hab' ich doch immer wieder und wieder gefunden, daß Lyriker, und ganz besonders Romantiker, durch erzieherische Gaben nur sehr ausnahmsweise glänzen.

* * *

Drei Jahre, bis Herbst 56, blieb Storm in Potsdam; dann ward er nach Heiligenstadt im Eichsfelde versetzt. „Hier in diesem mehr abseits gelegenen, von Waldbergen umkränzten thüringischen Städtchen, gewissermaßen einem Pendant zu seinem schleswigschen Husum, gestaltete sich ihm das Leben wieder innerlicher, traulicher, befriedigender." So heißt es in Paul Schütze's schon Eingangs citirtem Buche. Desgleichen hat L. Pietsch im zweiten Theile seiner „Lebenserinnerungen" sehr anziehend über diese Heiligenstädter Tage berichtet. Ein Kreis froher theilnehmender Menschen sammelte sich hier um Storm, unter ihnen in erster Reihe Landrath v. Wussow und Staatsanwalt Delius.

Fast alljährlich unternahm Storm von Heiligenstadt aus Reisen in die Heimath, entweder nach Husum, wo ihm noch die Eltern lebten, oder nach Segeberg, dem Geburtsort seiner Frau. Mehrmals war er auch in Berlin, aber nur eines dieser Besuche (fast um dieselbe Zeit, wo Storm nach Heiligenstadt ging, ging ich nach London) erinnere ich mich. Das war bald nach meiner Rückkehr aus England, also wahrscheinlich im Jahr 62. Alles, als er eintraf, freute sich, ihn wiederzusehen, aber dies „Alles" hatte sich, wenigstens so weit

unser Kreis in Betracht kam, seit jenem Winter 52, wo wir zuerst miteinander bekannt wurden, sehr verändert. Kugler und Merckel waren todt, „Frau Clara“ und Heyse nach München übersiedelt, Roquette in Dresden; so fand er nur noch Zöllner, Eggers und mich. Er blieb denn auch nicht lange. Mit Zöllner und Eggers, die ganz vorzüglich zu ihm paßten, war er sehr intim, während sich ein gleich herzliches Verhältniß, trotz beiderseitig besten Willens, zwischen ihm und mir nicht herstellen lassen wollte. Wir waren zu verschieden. Er war für den Husumer Deich, ich war für die Londonbrücke; sein Ideal war die schleswigsche Haide mit den rothen Ericabüscheln, mein Ideal war die Haide von Culloden mit den Gräbern der Camerons und Mac Intosh. Er steckte mir zu tief in Literatur, Kunst und Gesang, und was ein Spötter 'mal von dem Kugler'schen Hause gesagt hatte, „man beurtheile da die Menschen lediglich im Hinblick darauf, ob sie schon einen Band Gedichte herausgegeben hätten oder nicht“ — dieser Satz paßte sehr gut auch auf Storm. Aber was unserer Intimität und zwar viel, viel mehr als das verschiedene Maß unseres Interesses an künstlerischen Dingen im Wege stand, das war das, daß wir auch den Dingen des alltäglichen Lebens gegenüber gar so sehr verschieden empfanden. Ums kurz zu machen, er hielt mich und meine Betrachtung der Dinge für „frivol“. Und das ärgerte mich ein bißchen, trotzdem es mir zugleich eine beständige Quelle der Erheiterung war. Man wolle mich hier nicht mißverstehen. Ich habe nichts dagegen, auch jetzt noch nicht, für frivol gehalten zu werden. Meinetwegen. Aber ich sehe mir die Leute, die mit solchem Urtheil um sich werfen, einigermaßen ernsthaft an. Wenn Kleist-Retzow oder noch besser der von mir hochverehrte Pastor Müllensiefen, der mir immer als das Ideal eines evangelischen Geistlichen erschienen ist — wenn mir der jemals gesagt hätte: „Lieber F., Sie sind frivol,“ so hätt' ich mir das gesagt sein lassen, wenn auch ohne die geringste Lust, mich irgendwie zu ändern. Aber gerade von Personen, die vielleicht zu solchem Ausspruche berechtigt gewesen wären, sind mir derlei Dinge nie gesagt worden, sondern immer nur von solchen, die, meiner Meinung nach, in ihrer literarischen Production um vieles mehr auf der Kippe standen als ich selbst. Und zwar waren es immer Erotiker, Generalpächter der großen Liebesweltdomäne. Diesen Zweig meiner Collegenschaft auf ihrem vorgeblichen Unschulds- und Moralgebiet zu beobachten, ist mir immer ein besonderes Gaudium gewesen. Die hier in Frage Kommenden unterscheiden nämlich zwei Küsse: den Himmelskuß und den Höllenkuß, eine Scheidung, die ich gelten lassen will. Aber was ich nicht gelten lassen kann, ist der diesen Erotikern eigene Zug, den von ihnen applicirten Kuß, er sei wie er sei, immer als einen „Kuß von oben“, den Kuß ihrer lyrischen oder novellistischen Concurrenten aber immer als einen Kuß aus der entgegengesetzten Richtung anzusehen. Sie schlagen mit ihrem „Bauer, dat's wat anners“ selbst den vollwichtigsten Agrarier aus dem Felde. Zu dieser Gruppe der Weihekußmonopolisten gehörte nun Storm im höchsten Maße, trotzdem er Dinge geschrieben und Situationen geschildert hat, die mir viel bedenklicher erscheinen wollen, als beispielsweise Heine's berühmte Schilderung von einer decolletirt auf einem Ball erscheinenden Embonpoint-

Madame, hinsichtlich deren er versicherte, „nicht nur das rothe Meer, sondern auch noch ganz Arabien, Syrien und Mesopotamien" gesehen zu haben. Solche Verquickung von Uebermuth und Komik hebt Schilderungen der Art, in meinen Augen wenigstens, auf eine künstlerische Hochstufe, neben der die saubertuenden Wendungen der angeblichen Unschuldserotiker auch moralisch versinken.

Ich traf in jenen zweiundsechziger Tagen Storm meist im Zöllner'schen Hause, das, in Bezug auf Gastlichkeit, die Kugler-Merckel'sche Erbschaft angetreten hatte; noch öfter aber flanirten wir in der Stadt umher, und an einem mir lebhaft in Erinnerung gebliebenen Tage machten wir einen Spaziergang in den Thiergarten, natürlich immer im Gespräch über Rückert und Uhland, über Lenau und Mörike und „wie seine Lyrik eigentlich sein müsse". Denn das war sein Lieblingsthema geblieben. Es mochte zwölf Uhr sein, als wir durchs Brandenburgerthor zurückkamen und beide das Verlangen nach einem Frühstück verspürten. Ich schlug ihm meine Wohnung vor, die nicht allzuweit ablag; er entschied sich aber für Kranzler. Ich bekenne, daß ich ein wenig erschrak. Storm war wie geschaffen für einen Thiergartenspaziergang an dichtbelaubten Stellen, aber für Kranzler war er nicht geschaffen. Ich seh' ihn noch deutlich vor mir. Er trug leinene Beinkleider und leinene Weste von jenem sonderbaren Stoff, der wie gelbe Seide glänzt und sehr leicht furchtbare Falten schlägt, darüber ein grünes Röckchen, Reisehut und einen Shawl. Nun weiß ich sehr wohl, daß gerade ich vielleicht derjenige deutsche Schriftsteller bin, der in Sachen gestrickter Wolle zur höchsten Toleranz verpflichtet ist, denn ich trage selber dergleichen. Aber zu so viel Bescheidenheit ich auch verpflichtet sein mag, zwischen Shawl und Shawl ist doch immer noch ein Unterschied. Wer ein Mitleidender ist, weiß, daß im Leben eines solchen Products aus der Textilindustrie zwei Stadien zu beobachten sind: ein Jugendstadium, wo das Gewebe mehr in die Breite geht und noch Elasticität, ich möchte sagen, Leben hat, und ein Altersstadium, wo der Shawl nur noch eine endlose Länge darstellt, ohne jede zurückschnellende Federkraft. So war der Storm'sche. Storm trug ihn rund um den Hals herum, trotzdem hing er noch in zwei Strippen vorn herunter, in einer kurzen und einer ganz langen. An jeder befand sich eine Puschel, die hin und her pendelte. So marschirten wir die Linden herunter, bis an die berühmte Ecke. Vorne saßen gerade Gardecürassiere, die uns anlächelten, weil wir ihnen ein nicht gewöhnliches Straßenbild gewährten. Ich sah es und kam unter dem Eindruck davon noch einmal auf meinen Vorschlag zurück. „Könnten wir nicht lieber zu Schilling gehen; da sind wir allein, ganz stille Zimmer." Aber mit der Ruhe des guten Gewissens bestand er auf Kranzler. En avant denn, wobei ich immer noch hoffte, durch gute Directiven Einiges ausrichten zu können. Aber Storm machte jede kleinste Hoffnung zu Schanden. Er trat zu der brunhildenhaften Comptoirdame, die selber bei der Garde gedient haben konnte, sofort in ein lyrisches Verhältniß und erkundigte sich nach den Einzelheiten des Büffets, alle reichlich gestellten Fragen bis ins Detail erschöpfend. Die Dame bewahrte gute Haltung. Aber Storm auch. Er pflanzte sich, dem Verkaufstisch gegenüber, an einem der Vorderfenster auf, in das zwei Stühle

tief eingerückt waren. „Hier wird er Platz nehmen," an diesem Anker hielt ich mich. Aber nein, er wies auch hier wieder das sich ihm darbietende Refugium ab, und den schmalen Weg, der zwischen Fenster und Büffet lief, absperrend, nahm er unser Gespräch über Mörike wieder auf, und je lebhafter es wurde, je mächtiger pendelte der Shawl mit den zwei Puscheln hin und her. Ich war froh, als wir nach einer halben Stunde wieder heil heraus waren.

Täuscht mich nicht Alles, so kann dergleichen heutzutage kaum noch vorkommen. Und das ist ein wahres Glück. Es hing das Alles — weshalb ich es hier mit allem Vorbedacht erzählt habe — doch mit einer colossal hohen Selbsteinschätzung (nur nicht im Geldpunkt) zusammen und einer gleichzeitigen Unterschätzung des Alltagsmenschen, des Philisters, des Nichtdichters oder Nichtkünstlers. Einer der herrlichsten und gefeiertsten Poeten der romantischen Schule hat ein Gedicht geschrieben unter dem Titel: „Engel und Bengel", und wenn man solchen Shawl trug und dabei dichtete, so war man eben ein „Engel", und wenn man bloß Gardecürassier war, nun so war man eben das Andere. Das ist nun Gott sei Dank überwunden, und gerade wir Leute von Fach dürfen uns gratuliren, solchen Wandel der Zeiten noch erlebt zu haben. Denn jene sonderbare „Engelschaft" hat unser ganzes Metier — ich denke dabei nicht weiter an Storm, dem es, wenn es zum Eigentlichsten kam, an einer wirklichen Legitimation nicht fehlte — doch schließlich nur lächerlich gemacht.

Im Sommer 64, kurz nach der Befreiung des Landes, kehrte Storm nach elfjähriger Abwesenheit in seine geliebte Heimath zurück. Er war nun wieder Landvogt in Husum. Aber im selben Augenblicke fast, wo seine Hand all' das liebe Alte wieder in Besitz nahm, nahm eine wohlverständliche Schwermuth von ihm Besitz. Er schrieb an einen Freund: „O, meine Muse, war das der Weg, den Du mich führen wolltest! Die sommerlichen Haiden, deren heilige Einsamkeit ich sonst an Deiner Hand durchstreifte, bis durch den braunen Abendduft die Sterne schienen, sind sie denn alle, alle abgeblüht? Es ist ein melancholisches Lied, das Lied von der Heimkehr." Wundervolle Worte, wie sie nur Storm schreiben konnte, voll jenes eigenthümlichen Zaubers, den fast Alles hat, das aus seiner Feder kam. In etwas specifisch Poetischem steht er ganz einzig da.

„Wen von euch soll ich nun dafür hingeben?" so frug er, als er sich bald danach an der alten Stelle wieder eingerichtet hatte. Er hatte nicht lange auf Antwort zu warten. Ein Jahr nach der Rückkehr starb Frau Constanze, jene schöne, frische, anmuthige Frau, an die er, als er ihr 1852 von Berlin aus den beschlossenen Eintritt in den preußischen Dienst meldete, die Worte gerichtet hatte:

So komm denn, was da kommen mag,
So lang' Du lebest, ist es Tag,

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo Du mir bist, bin ich zu Haus,

Ich seh' Dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht; —

Worte, wie sie kein Dichter je schöner geschrieben hat.

* * *

Storm, einer jener vielen Hülflosen, die wie der Liebe so der Dienste einer Frau nicht wohl entbehren können, verheirathete sich wieder und zwar mit Dorothea Jensen, einer durch Klugheit, Charakter und Ordnungssinn ausgezeichneten Dame. Wie seine erste Ehe sehr glücklich gewesen war, so war es seine zweite. Die erste Frau hatte ganz ihm gelebt, die zweite — es war die schönste Aufgabe, die sie sich stellen konnte — lebte dem Haus und den Kindern.

1880 nahm er den Abschied aus seinem Amt und schuf sich ein neues Heim in dem zwischen Neumünster und Heide gelegenen Kirchdorfe Hademarschen. Während er hier im Sommer genannten Jahres den Hausbau überwachte, schrieb er an Erich Schmidt die für Storm's Denk- und Gefühlsweise charakteristischen Zeilen: „Gestern in der einsamen Mittagsstunde ging ich nach meinem Grundstücke und konnte mich nicht enthalten, in meinem Bau herumzuklettern; auf langer Leiter nach oben, wo nur noch die etwas dünnen Verschalungsbretter lose zwischen den Balken liegen und wo die Luft frei durch die Fensterhöhlen zieht. Ich blieb lange in meiner Zukunftsstube und webte mir Zukunftsträume, indem ich in das sonnige, weithin unter mir ausgebreitete Land hinausschaute. Wie köstlich ist es zu leben! Wie schmerzlich, daß die Kräfte rückwärts gehen und ans baldige Ende mahnen. Einmal dachte ich, wenn nun die Bretter brächen oder die Sicherheit Deiner Hände oder Augen einen Augenblick versagte, und man fände den Bauherrn unten liegen als einen stillen Mann. Ich ging recht behutsam nur von einem festen Balken zu dem andern; und draußen flimmerte die Welt im mittagstillen Sonnenschein. Sehen Sie, so schön erscheint noch heute im dreiundsechzigsten Jahre trotz alledem mir Welt und Leben."

In diesem seinem Hause zu Hademarschen verlebte Storm noch glückliche Tage; mehrere seiner glänzendsten Erzählungen: „Zur Chronik von Grieshuus" und „Ein Fest auf Haderslevhuus" sind hier entstanden.

Als er siebzig wurde, ward ihm von allen Seiten her gehuldigt, und auch Berlin, als er es im selben Jahre noch besuchte, veranstaltete ihm eine Feier. Die Besten nahmen Theil, an ihrer Spitze sein Landsmann und Freund Theodor Mommsen. Man empfing von ihm einen reinen, schönen Poteneindruck. In allem Guten war er der Alte geblieben, und was von kleinen Schwächen ihm angehangen, das war abgefallen. Alt und Jung hatten eine herzliche Freude an ihm und bezeugten ihm die Verehrung, auf die er so reichen Anspruch hatte. Als Lyriker ist er, das Mindeste zu sagen, unter den drei, vier Besten, die nach Goethe kommen. Dem Menschen aber, trotz Allem, was uns trennte, durch Jahre hin nahe gestanden zu haben, zählt zu den glücklichsten Fügungen meines Lebens.

Zwei asiatische Staatsmänner.

Von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

Unter den Namen, die während des chinesisch-japanischen Conflicts am häufigsten genannt worden sind, haben keine wohl einen Anspruch auf größeres Interesse, als die der beiden hauptsächlichsten Unterhändler des Friedens von Shimonoseki, des japanischen Premierministers Ito Hirobumi und des General-Gouverneurs von Chili, Li Hung Chang. Beide Männer, aus Nichts hervorgegangen, haben es verstanden, die höchsten Würden und einflußreichsten Aemter zu erringen, und beide sind, wenn auch in verschiedenem Sinne, typische Repräsentanten der neuesten Entwicklung ihrer Heimathländer. Eine Skizze ihrer Laufbahn wird daher besser als andere Auseinandersetzungen gestatten, die Bahnen zu beurtheilen und zu vergleichen, in welchen sich nicht allein diese beiden Persönlichkeiten, sondern auch die innere und äußere Politik Japans und China's während der letzten dreißig Jahre bewegt haben.

I. Marquis Ito Hirobumi.

Das Jahr 1863 war ein ganz besonders ereignißreiches für die Beziehungen Japans zum Auslande. Am 14. September 1862 hatten Leute aus dem Gefolge Shimadzu Saburo's, dessen Sohn der Fürst von Satzuma war, den Engländer Richardson ermordet. Während die Forderungen, welche die britische Regierung aus dieser Veranlassung an die Regierung des Shioguns gerichtet hatte, noch erfolglos geblieben waren, verübten die Schiffe und Batterien eines anderen großen Landesfürsten, des Daimios von Nagato oder von Choshiu, wie er gewöhnlich genannt wurde, im Juni und Juli 1863 eine Anzahl von Angriffen auf fremde Handels- und Kriegsschiffe, welche im tiefsten Frieden die Straße von Shimonoseki zu passiren versuchten. Daß dies in Folge des von dem Mikado an den Shiogun gerichteten Befehls, die „häßlichen Barbaren" auszutreiben, geschah, wurde zur Zeit der That als wahrscheinlich angenommen und später durch die Erklärungen des Fürsten von Choshiu selbst bestätigt. Die Lage der Fremden wurde dadurch nicht

leichter, daß die Regierung des Shioguns, unfähig, offen für die Erhaltung freundschaftlicher Beziehungen zum Auslande einzutreten, Zeit zu gewinnen suchte und amtlich wenigstens die Räumung Yokohama's von den fremden Mächten verlangte.

In dieser gefahrdrohenden Lage war die Beschießung von Kagoshima, der Hauptstadt des Fürsten von Satzuma, durch ein britisches Geschwader, am 15. August 1863, zur Erzwingung der von der englischen Regierung gestellten Forderungen der Wendepunkt zum Besseren. Als ein militärischer Erfolg konnten die englischen Operationen allerdings kaum angesehen werden; das englische Geschwader, das, trotzdem es drei japanische Handelsdampfer als Pfand für die Erfüllung der gestellten Forderungen genommen hatte, unvorbereitet im Schußbereich der japanischen Batterien vor Anker lag, wurde bei einem plötzlich ausbrechenden Taifuhn von den letzteren heftig beschossen, und obgleich das Feuer, nachdem die Schiffe Ankerauf gegangen waren, von denselben in der kräftigsten Weise erwidert wurde, wobei ein großer Theil der hinter den japanischen Batterien gelegenen Stadt in Flammen aufging, muß es doch dahin gestellt bleiben, welche von den beiden Parteien die größeren Verluste zu erleiden gehabt hatte. Jedenfalls waren die Japaner um so mehr geneigt, sich den Sieg zuzuschreiben, als das britische Geschwader am nächsten Morgen nach einer kurzen Erneuerung des Kampfes die Bai von Kagoshima verließ, ohne einen einzigen Punkt des Ultimatums durchgesetzt zu haben. Trotzdem war der moralische Erfolg des Kampfes ein durchschlagender. Die zweischwertigen Leute von Satzuma waren, wie Mr. Adams, der Verfasser der „History of Japan" anführt, zum ersten Male zu der Ueberzeugung gekommen, daß Japan nicht das stärkste Land der Welt sei, und daß es andere, mächtigere und civilisirtere Völker gebe. Von dieser Zeit an war es, daß sie aufhörten, auf die Fremden mit Verachtung herabzublicken, und daß, wie sie selbst sagen, ihr Fürstenthum „geöffnet" wurde.

Dieser Umschlag machte sich zunächst darin bemerkbar, daß der Fürst von Satzuma einige Monate später die von England geforderte Entschädigungssumme wirklich bezahlte; aber auch seine Leute waren davon berührt worden und trugen, als die Choshiu-Leute im August 1864 sich der Person des Mikado's in Kioto bemächtigen wollten, sehr wesentlich zu bei, daß dieser Versuch mißlang, und der Kampf, der sich in den Straßen der Stadt und um den Palast des Mikado's entspann, zu Gunsten seiner Vertheidiger, d. h. der Regierung des Shioguns, entschieden wurde. — Trotzdem diese somit Siegerin geblieben war, ihr heftigster Gegner, der Fürst von Choshiu, und seine Anhänger in den Bann des Reiches gethan wurden, und auch am Hofe des Mikado's eine dem Shiogun weniger feindliche Gesinnung Platz griff, wagte die Regierung doch nicht, die Wiedereröffnung der bis dahin immer noch dem Fremdenverkehr geschlossenen Straße von Shimonoseki in die Hand zu nehmen oder auch nur ein von ihrem Gesandten in Paris gegebenes Versprechen, daß dies innerhalb dreier Monate erfolgen solle, zu ratificiren. Den Vertretern der Vertragsmächte — damals unterhielten nur England, Frankreich, die Niederlande und die Vereinigten Staaten von Amerika diplomatische Agenten in

Yedo — blieb daher nichts Anderes übrig, als die Eröffnung der Shimonoseki-Straße in die Hand zu nehmen; ehe aber das zu diesem Zwecke zusammengezogene Geschwader Yokohama verließ, wurde noch ein Versuch gemacht, mit dem Fürsten von Choshiu in Verbindung zu treten, und es war bei dieser Gelegenheit, daß der Name Ito Shunskés, wie er damals hieß, zum ersten Male den Fremden bekannt wurde.

Im Jahre 1863 hatte der Fürst von Choshiu, ohne die Erlaubniß der Regierung des Shioguns dazu einzuholen, fünf junge Samurais seines Clans nach England gesendet, um dort erzogen zu werden. Als die Nachricht von den Vorgängen in der Shimonoseki-Straße nach Europa gelangte, kehrten zwei derselben, Ito Shunské und Inouyé Bunda nach Yokohama zurück, um womöglich von dort nach dem Gebiete ihres Fürsten zu gelangen, den sie von der Nutzlosigkeit seines Widerstandes gegen die fremden Forderungen überzeugen zu können glaubten. Sie setzten sich mit der englischen Gesandtschaft in Verbindung, und der damalige Chef derselben, Mr., später Sir Rutherford Alcock, ließ sie auf zwei englischen Kriegsschiffen, begleitet von Officieren und Beamten der vier Vertragsmächte, als Träger von Schreiben der Vertreter derselben nach der Straße von Shimonoseki befördern. Wie sich hatte voraussehen lassen, waren die Bemühungen Ito's und Inouyé's vergeblich; der Fürst von Choshiu bestand auf seinem Entschlusse, die Schiffahrt durch die Straße nicht freizugeben, und die englischen Schiffe kehrten unverrichteter Sache nach Yokohama zurück. Wenige Tage später, am 29. August, verließ das vereinigte Geschwader, bei dem die Engländer durch neun, die Franzosen durch drei, die Niederländer durch vier Kriegsschiffe, die Amerikaner durch einen gemietheten Handelsdampfer vertreten waren, die Rhede dieses Platzes, um sich nach der Inlandsee zu begeben. Es mag hier bemerkt werden, daß, entgegen der allgemeinen Auffassung, nicht der englische Vertreter und Admiral es waren, welche die Expedition ins Werk setzten, sondern der französische Gesandte, M. Lion Roches, und der Contreadmiral Jaurès, und daß der Zweite noch im letzten Augenblick die Bedenken des englischen Admirals in Betreff der Sicherheit der Fremdenniederlassung in Yokohama durch die Erklärung beruhigte, er wolle persönlich die Verantwortung für dieselbe übernehmen.

Ein kurzes Gefecht am 5. September genügte, die Batterien des Fürsten von Choshiu zum Schweigen und den Herrn derselben zur Vernunft zu bringen; der Fürst versprach, in Zukunft der freien Schiffahrt durch die Straße keine weiteren Hindernisse in den Weg zu legen, die zerstörten Batterien nicht wieder herzustellen oder neu zu armiren und alle Kosten der Expedition zu ersetzen.

Der Eindruck, den die Beschießung von Kagoshima gemacht hatte, wurde durch das Gefecht von Shimonoseki vervollständigt, und man kann mit Recht behaupten, daß, wenn der Haß gegen die Fremden auch fortfuhr, das leitende Motiv vieler der Führer der nun beginnenden japanischen Bewegung zu sein, die Verständigeren unter ihnen sich seit dieser Zeit darüber klar wurden, daß es zur Vertreibung der Fremden anderer Mittel als der bisher angewandten bedürfe, und daß man, vorläufig wenigstens, mit denselben einen modus vivendi herzustellen bemüht sein müsse.

Ito, wiewohl einer unbedeutenden Samurai-, d. h. zum niedrigen Adel gehörigen, Familie in Choshiu entsprossen, war durch seine natürliche Begabung dem Vater Kido Taka's, des vielleicht bedeutendsten Leiters der Reformbewegung, aufgefallen; und durch seinen Aufenthalt in Europa und die Kenntniß der dortigen Verhältnisse von einem weit über seine Jahre und seine sociale Stellung hinausgehenden Einfluß auf seine Genossen, bemühte er sich unablässig nach dieser Richtung hin, und trug nicht am wenigsten dazu bei, daß es zwischen den Fürsten von Choshiu, Satzuma, Tosa, Hizen, Owari und Echizen zu einer Verständigung kam, deren Spitze sich in erster Linie gegen das Shiogunat richtete. Träger dieser Bürde war seit 1866 Prinz Hitotsbashi, von seinen Gegnern auch Kicki genannt, nach der chinesischen Aussprache seines japanischen Namens Yoshinobu. Unzuverlässiger und wankelmüthiger als der Unzuverlässigste und Wankelmüthigste seiner Landsleute, hatte er sich während einer Reihe von Jahren als Werkzeug gegen das Shiogunat gebrauchen lassen und am meisten dazu beigetragen, die Befugnisse und die Macht desselben zu schmälern; es war eine Ironie des Schicksals, daß er, selbst zum Shiogun gewählt, an der Aufgabe, es zu erhalten, zu Grunde gehen mußte und in den Augen seiner Landsleute nicht einmal die eigene Ehre durch den selbstgewählten Tod zu wahren verstand.

Auf welchen Grundlagen die Verständigung zwischen den Führern der verschiedenen Clans zu Stande kam, ist schwer zu sagen; in dem Gewirr der japanischen inneren Politik und Intriguen kann sich kein Fremder zurecht finden, und zuverlässige einheimische Berichte fehlen. Aber man wird wohl nicht irren, wenn man annimmt, daß die Aufhebung des Shiogunats, die Wiederherstellung der Herrschaft des Mikado's, die Vertreibung der Fremden, resp. die Beschränkung des Verkehrs mit ihnen auf das geringste Maß, trotz der 1865 durch den Mikado erfolgten Ratification der Verträge, und die Schaffung einer gewissen öffentlichen Vertretung der Interessen der Clans die Hauptpunkte des Uebereinkommens bildeten. Die Vertretung der Clan-Interessen wurde, nachdem 1868 das Shiogunat gestürzt und der Mikado wieder zur Macht gelangt war, sofort in der Weise ins Leben gerufen, daß neben den Verwaltungs-Ministerien berathende Versammlungen, die Chôshi und Kôshi, eingesetzt wurden. Die Vertreter der ersteren, für vier Jahre gewählt, sollten in unbegrenzter Anzahl aus allgemeiner Wahl hervorgehen, die letzteren aus 312, im Verhältniß zu der Größe der einzelnen Lehnsfürstenthümer oder Daimiate aus den Samurai gewählten Delegirten bestehen. — Eine längst bei der Regierung des Shioguns wie bei den einzelnen Daimiaten bestehende Einrichtung, in wichtigeren Fragen die Fürsten und anderen Lehnsträger, sowie die höheren und niederen Beamten zu Rathe zu ziehen, sollte somit auf weitere, gewissermaßen parlamentarische Basis gestellt werden.

Nachdem die Armee des Shioguns bei Fushimi besiegt worden war, trat zuerst das fremdenfeindliche Element des Bundes in den Vordergrund; die tumultuarischen Auftritte in Kobé, die Ermordung der französischen Matrosen bei Sakai und der Angriff auf Sir Harry Parkes' Escorte in Kioto, die in der Zeit von kaum sieben Wochen auf einander folgten, waren Ausbrüche dieses Gefühls;

aber die Leiter der Bewegung waren sich des Einflusses, welchen eine durch solche Ausschreitungen hervorgerufene Parteinahme der Fremden gegen den Mikado auf den Ausfall des noch zu entscheidenden endgültigen Kampfes mit den Anhängern des Shioguns haben konnte, zu wohl bewußt, um nicht Alles daran zu setzen, wenn nicht die Unterstützung, so doch wenigstens die wohlwollende Neutralität der Vertragsmächte sich zu sichern. Den Angriffen und Mordthaten folgte die Bestrafung auf dem Fuße, und der Mikado erkannte in öffentlicher Proclamation die mit dem Auslande abgeschlossenen Verträge als zu Recht bestehend an, allerdings mit dem Zusatz, daß dieselben einer späteren Revision unterworfen werden sollten.

Von ebenso großer, für die innere Entwicklung Japans vielleicht von noch durchgreifenderer Bedeutung war der am 6. April 1868 vor einer Versammlung des Hofadels (der Kugé) und der Lehnsfürsten abgelegte Eid des Mikado's, daß eine berathende Versammlung einberufen und alle Regierungsmaßregeln durch die öffentliche Meinung bestimmt werden sollten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Schritt des Kaisers von den intellectuellen Führern der Bewegung, die ihm die thatsächliche Herrschaft wiedergegeben hatte, in der Absicht angerathen und durchgesetzt worden war, den Eifersüchteleien der verschiedenen Clans untereinander die Spitze abzubrechen und in einer, freilich mehr fremden als japanischen Form eine dauernde Verständigung zwischen allen Elementen herbeizuführen, die sich zum Sturz des Shiogunats zusammengefunden hatten. Diese letzteren waren allerdings sehr verschiedener und widersprechender Art. Der Hofadel, reich an Rang und äußeren Ehren, arm an Geld und wirklichem Einfluß, erhoffte beides vom Sturz des Shioguns; seine intelligentesten Mitglieder waren bittere Fremdenhasser: sieben von ihnen, darunter Sandjo, der spätere Premierminister, Higashikuzé und Sawa, alle drei berufen, eine politische Rolle zu spielen, hatten 1863 zum Fürsten von Choshin flüchten müssen und waren erst kurz vor der Vertreibung des Shioguns aus Kioto an den Hof des Mikado zurückgekehrt. Die Mehrzahl ihrer Standesgenossen waren unfähige, nur in Hofintriguen niedrigster Art sich bewegende Wollüstlinge, auf die für eine durchgreifende Reform nach irgend einer Richtung hin nicht gerechnet werden konnte. Was den Schwertadel, die Lehnsfürsten und ihre Vasallen anbetraf, so hatten die Erblichkeit, das Leben in den Frauengemächern, dem sie sich hingaben, und die Abgeschlossenheit, in der sie sich befanden, nicht nur bei den Landesfürsten, sondern auch bei ihren Räthen, den Karo's, den Erfolg gehabt, ein fast durchweg körperlich und geistig verkommenes Geschlecht zu schaffen. Wo eine Ausnahme stattfand, beeilte sich der Träger der erblichen Stellung und Gewalt, derselben zu entsagen, um als Fürst oder Rath außer Dienst einen im Allgemeinen viel bedeutenderen Einfluß auszuüben, als er im Besitz der früheren Würde besessen hatte. Im Allgemeinen lag die wirkliche Macht in den Händen fähiger Mitglieder der Samurai-Familien; sie zogen die Fäden, welche Fürsten und Räthe bewegten. Dies erklärt die demagogische Richtung, die sehr bald das charakteristische Kennzeichen der Bewegung wurde. Unter diesen Leuten, zu denen auch Ito gehörte, befanden sich, mit wenigen Ausnahmen, die intellectuellen Urheber und Leiter der Revolution von 1868.

So lange der Kampf gegen das Shiogunat und die mit demselben verbündeten Landesfürsten dauerte, d. h. bis Ende Mai 1869, hatten die Regierung des Mikado's und die Anhänger derselben die Hände zu voll, um an etwas Anderes als die Besiegung ihrer Gegner zu denken; dennoch wußte die fremdenfeindliche Partei die Erneuerung der Verbote gegen die Ausübung des Christenthums durchzusetzen und dem Widerstand der fremden Vertreter zum Trotz wenigstens theilweise zur Ausführung zu bringen. Mit der Niederwerfung der als Rebellen gegen den Mikado bezeichneten Fürsten von Aidzu und Shendui und der Wiedereroberung der Insel Yezo, auf welcher der auch später oft genannte Capitän Enomoto, augenblicklich Minister im Cabinet Ito, eine freilich sehr kurzlebige Republik gegründet hatte, trat aber die fremdenfeindliche Richtung eines großen Theils der Anhänger der Reformpartei stärker hervor. Die Angriffe und Insulten gegen Fremde mehrten sich, in öffentlichen Anschlägen wurde zum Kampfe gegen sie und zu ihrer Vertreibung aufgefordert, zwei Minister des Mikado's, Yokoi Heishiro und Omura Masajiro, wurden als fremdenfeindlicher Sympathien verdächtig ermordet, und während einiger Zeit befand sich sogar der auf der Reise von Kioto nach Yedo begriffene Mikado in den Händen einer Bande von „Fremdenvertreibern". Es bedurfte der ganzen Entschiedenheit der Anhänger einer auf den Frieden mit dem Auslande gerichteten Politik, um dem wilden Drängen und Treiben dieser Energumenen zu widerstehen.

Zu gleicher Zeit geschah Seitens einiger der mächtigsten Bundesfürsten ein Schritt, der von weitgreifenden Folgen sein sollte. Im Februar 1869 erklärten die Fürsten von Satzuma, Choshiu, Tosa und Hizen, daß sie ihre Besitzungen und Unterthanen dem Mikado zur Verfügung stellten; nur ein Wille und ein Gesetz, der des Mikado, dürfe hinfort in Japan herrschen. Wenn dann die inneren Angelegenheiten des Reiches auf der richtigen Grundlage geregelt worden, werde dasselbe im Stande sein, den ihm gebührenden Platz neben den anderen Ländern der Welt einzunehmen.

Die große Mehrzahl der Landesfürsten, 241 von 276, folgten schnell dem ihnen gegebenen Beispiel; der Mikado nahm die Aufgabe der Feudalrechte Seitens seiner Lehnsträger an, und die früheren Landesherren kehrten als kaiserliche Gouverneure in ihre Territorien zurück. Von ihren früheren Einkünften wurde ein Zehntel ihnen für ihre persönlichen Ausgaben überwiesen, während der Rest für staatliche Zwecke Verwendung finden sollte. Gleichzeitig wurde durch kaiserliches Edict der Unterschied zwischen den Kugé, dem Hofadel, und den Landesfürsten für aufgehoben erklärt und die Ernennung aller Beamten in den früheren Daimiaten für den Kaiser in Anspruch genommen.

Fragt man sich, welche Gründe den hohen Adel Japans zum Verzicht auf seine historische Stellung, seine Vorrechte und seinen Besitz veranlaßt haben können, so geben die japanischen Quellen darauf die Antwort, die Betreffenden seien Puppen in der Hand einiger ihrer Clansleute gewesen und hätten nicht gewußt, was sie thäten. Diese Erklärung ist wahrscheinlich die richtige; der Einfluß der Leute hinter den Coulissen erscheint aber um so

bemerkenswerther, als die große Mehrzahl ihrer Standesgenossen, der Samurai, weit entfernt davon war, ihre Auffassung zu theilen. So stimmte in einem im April 1869 in Yedo eröffneten sogenannten Parlament von 276 Mitgliedern die überwiegende Majorität gegen die Abschaffung des Bauchaufschlitzens oder Harakiri und des Tragens der zwei Schwerter, gegen die Duldung der christlichen Religion und die Erweiterung der Handelsbeziehungen. Ein anderes Zeichen für das Vorhandensein dieser conservativen, fremdenfeindlichen Richtung war die verstärkte, heftigere Verfolgung der eingeborenen Christen, die 1870, trotz des Protestes der fremden Vertreter, ihren Höhepunkt erreichte, da die japanische Regierung erklärte, die von ihr angeordneten Maßregeln zur Unterdrückung des Christenthums unter der eingeborenen Bevölkerung nicht zurücknehmen zu können, weil sie ihre eigene Existenz dadurch auf das Spiel setzen würde.

Diese Befürchtung war nicht unbegründet. Ein zweites, im Juni 1870 einberufenes, ausschließlich aus Samurai der verschiedenen Clans bestehendes Parlament mußte wieder nach Hause geschickt werden, da die Mitglieder sich als ganz unerfahren in allen praktischen Fragen erwiesen und ihre Zeit in nutzlosen Debatten vergeudeten, während die Zusammensetzung des Daijokan, des Staatsministeriums, wenn man will, das aus drei früheren Kugé, drei Hizenleuten, zwei Choshiuleuten und nur je einem Satzuma- und Tosamann bestand, zu Empfindlichkeiten namentlich unter den Leitern und Angehörigen der beiden letzteren Clans Veranlassung gab, die bald eine solche Ausdehnung annahmen, daß der Fortbestand der Regierung des Mikado's und selbst die Herrschaft des letzteren ernsthaft gefährdet erschienen. Im Januar 1871 wurde daher der Energischste und Intelligenteste unter den Kugé, Iwakura, in Begleitung von dem Satzumamann Okubo nach Kagoshima geschickt, während Kido, selbst ein Choshiumann, in seine Heimathprovinz ging, um eine Verständigung zwischen den Clans herbeizuführen, die den größten Antheil an der Wiederherstellung der Herrschaft des Mikado's gehabt hatten. Dies gelang auch in der Form, daß die Clans von Satzuma, Choshiu und Tosa gemeinschaftlich dem Mikado eine Anzahl von Truppen zur Verfügung stellten, die ihm zum Schutz in einer neuen Residenz, Yedo oder Tokio, wie es jetzt genannt wurde, dienen, und das Staatsministerium in der Weise reconstruirt werden sollte, daß dasselbe in Zukunft aus zwei Kugé, Sandjo und Iwakura und je einem Vertreter der Clans von Satzuma, Choshiu, Tosa und Hizen, d. h. Saigo, Kido, Itagaki und Okuma, bestehe. Aber bevor diese Maßregeln ins Leben gerufen werden konnten, brachen Aufstände an verschiedenen Stellen des Reiches aus, hauptsächlich in Folge der localen Ausgabe von Papiergeld, das später den Bauern nur mit einem bedeutenden Disconto abgenommen wurde. Ein anderer Minister des Mikado, Hirozawa Hioske, wurde ermordet und eine weit verzweigte Verschwörung entdeckt, an deren Spitze zwei Kugé standen, und deren Mitglieder nichts weniger beabsichtigten, als die hauptsächlichsten Räthe des Mikado's aus dem Wege zu räumen und die Fremden zu vertreiben oder zu ermorden. Um der Wiederkehr ähnlicher Bestrebungen vorzubeugen, entschloß sich die Regierung, eine möglichst große

Anzahl junger Leute nach Europa und Amerika zu entsenden. Aber auch diese Maßregel erwies sich nicht allein als nutzlos, sondern als gefährlich, denn es stellte sich bald heraus, daß es den zu Erziehenden sowohl an den erforderlichen Vorkenntnissen wie an der nöthigen Charakterstärke fehlte, um einerseits mit Erfolg lernen und andererseits den geistigen Versuchungen einer fremden, höheren Civilisation widerstehen zu können. So griff man denn wieder auf innere Reformen zurück und beschloß, um die Verwaltung einheitlich zu machen und der Wiederholung der Mißbräuche, die sich in den Clans gezeigt hatten, für die Zukunft vorzubeugen, die letzteren ganz aufzuheben und ihr Gebiet in Provinzen umzuwandeln. Die früheren Landesfürsten, jetzigen Gouverneure der Clans, wurden nach Tokio berufen und durch kaiserliches Edict vom 29. August 1871 die Umwandlung angeordnet; die Maßregel war eine gewagte, aber sie gelang wenigstens für den Augenblick überraschend gut. Der Bauer war seit Jahrhunderten an passiven Gehorsam gewöhnt, auf die Loyalität des niederen Schwertadels glaubte man rechnen zu können, täuschte sich auch nicht in dieser Erwartung, und die früheren Landesherren gewannen an Unabhängigkeit und Selbständigkeit, was sie vielleicht an äußerem Glanz und Schein der Macht einbüßten. Eine wichtige Frage, wie nämlich das erbliche Einkommen der Samurai aus Land oder baaren Bezügen abgelöst und in welcher Weise lebenslängliche Pensionen capitalisirt werden sollten, blieb allerdings für den Augenblick unerledigt, da der Vorschlag der Capitalisirung der lebenslänglichen Pensionen in der vierfachen Höhe des Jahresbetrages und der Ablösung der üblichen Einkommen durch die Auszahlung des sechsfachen Jahresbetrages, der ersteren in achtprocentigen Staatsschuldscheinen, der letzteren halb in baarem Gelde, halb in eben solchen Staatsschuldscheinen, die Zustimmung der Betheiligten nicht fand.

Die Verwaltung wurde nach der Aufhebung der Clans aufs Neue organisirt. Was früher der Daijokan, das Staatsministerium, gewesen war, wurde jetzt das Sei-in, der Staatsrath, der aus denselben Mitgliedern wie die frühere Behörde bestand und auch dieselben Functionen ausübte; an Stelle des wiederholt mißglückten Versuchs einer parlamentarischen Repräsentation trat das Sa-in, eine Art berathender Versammlung, deren Mitglieder und Vorsitzende von dem Kaiser ernannt wurden.

Wichtiger aber als diese inneren Wandlungen erschien den an der Spitze befindlichen Männern das Verhältniß zum Auslande und die wenigstens theilweise Befriedigung der nationalen Partei, welche unter Anderem Beseitigung der exterritorialen Gerichtsbarkeit der Fremden forderte, um Japan den auswärtigen Mächten ebenbürtig erscheinen zu lassen. Die Revision der Verträge war für den Juli 1872 in Aussicht genommen, und die Regierung des Mikado's wünschte und hoffte vor diesem Termin die Zustimmung der Vertragsmächte zu der Aufhebung der ihr unbequemen Bestimmungen erlangen zu können. Neben diesem Wunsche machte sich auch der geltend, die Einrichtungen der verschiedenen Mächte genauer, namentlich auch mit Bezug auf ihre Anwendbarkeit auf Japan, zu studiren, und so kam es, daß, als die Mission im December 1871 Japan verließ, sie aus einem ersten Botschafter, Iwakura,

vier Vicebotschaftern, Kido, Okubo, Ito und Yamagutchi, und einigen vierzig anderen Beamten bestand, also in sich selbst den Keim der Discussion und des Widerspruches tragen mußte.

Der Name Ito's ist in der vorhergehenden Skizze der Entwicklung des japanischen Staatswesens seit der Wiederherstellung der Herrschaft des Mikado's nicht oft erwähnt worden; nicht als ob er nicht einen für seine Jugend und seine Stellung verhältnißmäßig großen Antheil an derselben gehabt hätte: aber er mußte hinter älteren, einflußreicheren Persönlichkeiten zurückstehen. Man wird wohl nicht irren, wenn man die Zeit von 1868—1871 als seine politischen Lehrjahre bezeichnet. Als Gouverneur von Hiogo vereinbarte er mit Sir Harry Parkes und dem Schreiber dieser Zeilen die Bestimmungen, die aus der Fremdenniederlassung in Kobé ein Vorbild für alle ähnlichen Gemeinwesen gemacht haben; er bekleidete dann einen Posten im Finanzministerium, in welcher Stellung er die erste auswärtige Anleihe zum Zweck des Baues der Eisenbahnstrecke Yokohama-Yedo abschloß, und wurde später im Ministerium des Innern verwendet. Im Jahre 1870 besuchte er für kurze Zeit die Vereinigten Staaten, um das Finanzministerium derselben kennen zu lernen, und wurde bei seiner Rückkehr Chef des Bureaus der Abgaben und bald darauf Viceminister der öffentlichen Arbeiten.

Unter den Botschaftern mußte ihm seine Vertrautheit mit der englischen Sprache einen hervorragenden Platz sichern, und er benutzte die erste sich darbietende Gelegenheit, bei einem der Mission in San Francisco gegebenen Feste, um in einer längeren Rede das Programm der Regierung zu entwickeln. Dasselbe ließ sich in den Worten: „Fortschritt und Annahme aller fremden, vortheilhaft scheinenden Einrichtungen" zusammenfassen; der Wunsch nach Aufhebung der einschränkenden Bestimmungen der Verträge fand Ausdruck in der vorsichtigen Phrase, „daß es die Pflicht der Botschafter sei, die Rechte und Privilegien ihres Volkes zu schützen." Mit brausendem Beifall wurde der Schluß seiner Rede aufgenommen, dahin lautend, „daß der rothe Kreis in der japanischen Nationalflagge nicht länger als ein Siegel über einem verschlossenen Reiche, sondern als das erscheinen solle, was es wirklich sei: das Bild der aufgehenden Sonne, die hinauf und vorwärts strebe, inmitten der civilisirten Nationen der Welt" — eine Voraussage, die, wenigstens was die Eröffnung Japans anbetrifft, bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen ist.

Die japanischen Botschafter sollten sich bald in ihren Erwartungen getäuscht sehen; überall freundlich aufgenommen, konnten ihnen die Regierungen der Vertragsmächte doch keinen Zweifel darüber lassen, daß es, um ihre Zustimmung zur Aufhebung der exterritorialen Gerichtsbarkeit zu erlangen, mehr bedürfe, als bloßer Aspirationen und Versprechungen. Während so die Aussichten auf eine Befriedigung der nationalen Eitelkeit und des Ehrgeizes auf dem Wege der Vertragsrevision mehr und mehr schwanden, wurde die Lage der Japaner selbst eine immer schwierigere. Es fehlte an Geld, um die nothwendigsten Ausgaben, vor allen Dingen die Einkommen und Pensionen der Samurai, zu bestreiten, und in vielen der Provinzen begann sich der Wunsch nach einer Rückkehr zum Feudalwesen bemerkbar zu machen. Die an der

Spitze der Regierung befindlichen Minister, der ältere Saigo, Soyeshima, Yeto Shimpei, Yoto Shogiro und Itagaki, waren wohlwollende, aber zum Theil wenigstens in doctrinären Auffassungen befangene Männer; während die Einen, besondes Soyeshima und Itagaki, in der baldigen Erfüllung der Versprechung des Mikado's, eine parlamentarische Versammlung einzuberufen, das Heil erblickten, verlangten die Anderen, namentlich Saigo, den Krieg gegen Korea als ein Mittel, die unruhigen Samurai zu beschäftigen und zu befriedigen; Alle aber zeigten sich einer Eröffnung des ganzen Landes für die Fremden nicht abgeneigt. In Japan eintreffende fremde Prinzen wurden mit allen Ehren, in einer dem europäischen Ceremonial sich annähernden Weise empfangen, und im August des Jahres 1872 unternahm der Mikado eine Reise in die südlichen Provinzen seines Reiches. Bei dieser Gelegenheit überreichte der schon früher genannte Vater des letzten Landesfürsten von Satzuma, Shimadzu Saburo, ihm eine Denkschrift, die in energischen Ausdrücken die für nöthig gehaltenen Reformen, unter anderen auch die Feststellung eines klaren Unterschiedes zwischen den Rechten der Japaner und denen der Fremden, forderte. Es mag hier gleich bemerkt werden, daß die über diesen Schritt sehr entrüstete Regierung im nächsten Jahre den Verfasser der Denkschrift nöthigte, sich nach Yedo zu begeben und dort eine Stelle im Staatsrathe anzunehmen.

Die Vorgänge im Vaterlande erregten die Besorgnisse der in Europa sich aufhaltenden Botschafter. Okubo und Ito eilten nach Japan zurück, und letzterer unterbreitete, nach japanischen Quellen, dem Cabinet den Vorschlag, die Fremden der japanischen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen und dagegen das Verbot des Christenthums in Japan aufzuheben. Als er mit diesem Vorschlage nicht durchdrang, schloß er sich wieder der Mission Iwakura's an und kehrte zusammen mit dieser erst im September 1873 nach Japan zurück, wo es sehr bald zwischen den Mitgliedern des bisherigen Cabinets und denen der Botschaft zu so ernsten Zwistigkeiten kam, daß die ersteren sämmtlich demissionirten, und Iwakura, Terashima (ein Satzumamann), Okubo, Ito und Katé Awanokami, ein Lehnsträger des früheren Shioguns, an ihre Stelle traten. Die Richtung des neuen Cabinets, vielleicht durch die in Europa erlittenen Enttäuschungen verursacht, war unzweifelhaft eine den Fremden wenig günstige; aber die Ereignisse im Lande selbst nahmen bald eine solche Form an, daß von einem Zerwürfniß mit den europäischen Mächten keine Rede mehr sein konnte. Im Januar 1874 wurde Iwakura das Opfer eines gegen ihn gerichteten Attentats, schwer verwundet, entrann er nur mit Mühe seinen Angreifern; kurze Zeit darauf brach, unter der Führung des früheren Justizministers Yeto Shimpei, ein Aufstand in Hizen auf Kiushiu aus, der, nach anfänglichen Erfolgen der Rebellen, nur mit großen Opfern unterdrückt werden konnte, und einige Monate später fand sich die Regierung vor einem ernsten Conflict mit China, mit dem eben erst ein Handels- und Schiffahrtsvertrag abgeschlossen worden war. Um dem Drängen der Samurai auf eine auswärtige Expedition wenigstens in etwas nachzukommen, hatte die Regierung sich zu einer solchen gegen die unabhängigen eingeborenen Stämme in Südformosa entschlossen; im letzten Augenblicke sollten die eingeleiteten Maßregeln

rückgängig gemacht werden, aber die Führer des in Nagasaki liegenden Geschwaders wagten nicht, den Befehlen der Regierung nachzukommen, und gingen vor. Der militärische und diplomatische Erfolg, den die Regierung bei dieser Gelegenheit davon trug, gab ihr einen gewissen Grad von Popularität, der ihr erlaubte, an die Regelung innerer Angelegenheiten zu gehen. Das Sa-in wurde abgeschafft, und an seine Stelle trat das Genro-in, das Vorbild des noch heute bestehenden Senats; zugleich berief man eine Versammlung der Präfecten, der Ito vorsaß, und der gewisse Verwaltungsreformen zur Begutachtung vorgelegt wurden. Aber dies Einverständniß im Schoße des Cabinets selbst dauerte nicht lange; Shimadzu Saburo und Itagaki schieden unter dem Vorwande aus, daß ihrem Vorschlag, nach dem künftig kein Mitglied des Staatsrathes einen Ministerposten bekleiden dürfe, nicht Folge gegeben worden sei, in Wirklichkeit aber, weil sie, namentlich der Erstere, mit dem neuen Zustande der Dinge unzufrieden waren und eine Rückkehr zum alten Feudalsystem wünschten. Im Süden gährte es heftig; in Kumamoto auf Kiusiu brach im October 1876 ein Aufstand der Samurai aus, der allerdings mit leichter Mühe niedergeschlagen wurde; aber im Januar 1877 erhob der ältere Saigo, der Abgott aller japanischen Samurai in Satzuma, die Fahne der Rebellion, und es kostete der Regierung nach ihren eigenen Angaben 180 Millionen Mark und 17 000 Todte und Verwundete, denselben zu unterdrücken, während die Verluste der Rebellen auf 7000 Todte und 11 000 Verwundete angegeben wurden.

Aber der Erfolg der Regierung war nur ein oberflächlicher; unter der Asche fuhr das Feuer fort zu glimmen. Am 14. Mai 1878 unterlag der Staatsrath Okubo, der als der erbittertste Gegner Saigo's und der Urheber von dessen Tode angesehen wurde, den Streichen einer Bande von Mördern, die sich nach der That den Behörden stellten und erklärten, nur einen Verräther bestraft zu haben, und die Samurai von Tosa richteten an die Regierung eine Denkschrift, in der sie ihr unter Anderem vorwarfen, daß die Rathgeber der Krone bisher die Ausführung des von dem Mikado gegebenen Versprechens einer Constitution hintertrieben, daß die mit den fremden Mächten abgeschlossenen Verträge noch nicht revidirt worden seien, und daß die Regierung in Betreff Sachalini's (dasselbe war an Rußland abgetreten worden), Korea's und Formosa's die Ehre des Landes preisgegeben hätte. Diesen Symptomen der Unzufriedenheit gegenüber verstand sich der Mikado 1881 dazu, für das Jahr 1890 die Ertheilung einer Verfassung zuzusagen. Zugleich wurden, dem früheren Vorschlage Itagaki's gemäß, die Aemter der Staatsräthe und Minister von einander getrennt, und kurze Zeit darauf Ito zum stellvertretenden Präsidenten des Staatsrathes ernannt. Mit dieser Zusage des Mikado trat in den inneren Zuständen des Landes eine Pause der Ruhe ein, und die Aufmerksamkeit der Politiker wie der verschiedenen Parteien wendete sich nunmehr fast ausschließlich der Frage der Revision der Verträge zu. Schon im Jahre 1877 hatten die Japaner zu diesem Zweck versucht, den Weg der Sonderverhandlungen mit den einzelnen Mächten einzuschlagen, aber nur bei den Vereinigten Staaten einen Erfolg erzielt; der mit diesen im Juli 1878

abgeschlossene Vertrag hatte indessen keinen praktischen Erfolg, da er nach einer in demselben enthaltenen Bestimmung erst in Kraft treten sollte, wenn die anderen Mächte sich zu den gleichen Concessionen verstanden haben würden, die man in Washington gemacht hatte. Ebenso erfolglos blieb 1879 ein weiterer Versuch der Japaner, auf Grund eines den Mächten vorgelegten Tarifs zu einer Verständigung in der Zollfrage zu gelangen; er scheiterte daran, daß die Japaner aufs Neue versuchten, mit einzelnen Mächten hinter dem Rücken der anderen einen Abschluß herbeizuführen. Die in Tokio 1882 aufgenommenen gemeinsamen Berathungen der fremden Vertreter und japanischen Bevollmächtigten verliefen ebenfalls ohne Resultat, und die Frage ruhte, bis 1886 Deutschland und England gemeinschaftlich den Entwurf eines die Frage der Gerichtsbarkeit regelnden Vertrages vorlegten, der nach einigen Verhandlungen und Abänderungen von dem japanischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Inouyé, im April 1887 als annehmbar bezeichnet wurde. Aber innerhalb des japanischen Cabinets selbst erhoben sich Stimmen gegen die Unterzeichnung des Vertrages; es ist charakteristisch für japanische Verhältnisse, daß der damalige Minister für Handel und Landwirthschaft, Vicomte Tani Tatéki, der sich am schärfsten gegen die in dem Vertrage vorgesehene Berufung fremder Richter aussprach, derselbe ist, der im März vorigen Jahres die Petition für die Errichtung von Ehrendenkmälern für die Mörder der französischen Matrosen bei Sakai im Senat einbrachte und befürwortete. Nach ihm bemächtigten sich die Presse und die Feinde Inouyé's der Sache, und die Verhandlungen endigten nicht mit der Unterzeichnung der Verträge, sondern mit dem Sturz des Ministers. Erst ein Jahr später nahm ein liberales Ministerium, in dem Okuma die Stelle des Ministers des Auswärtigen bekleidete, die Verhandlungen wieder auf, die diesmal nach weiteren Zugeständnissen seitens der betheiligten fremden Mächte zu dem Abschluß und der Unterzeichnung von Verträgen mit Deutschland und den Vereinigten Staaten führten. Aber auch diesem unzweifelhaften Erfolge der japanischen Politik gegenüber dauerte der ursprüngliche Jubel der Presse und der öffentlichen Meinung nicht lange; die Opposition gegen die Anstellung fremder Richter, die in diesen Verträgen zeitweilig gewährleistet war, machte sich in erhöhtem Maße geltend, und als Okuma trotzdem fortfuhr, auf derselben Grundlage mit anderen Vertragsmächten zu verhandeln, wurde er im October 1889 das Opfer eines Dynamitattentats, das ihm eine schwere Verwundung beibrachte und die japanische Regierung veranlaßte, von der Ratification der bereits abgeschlossenen Verträge Abstand zu nehmen.

An allen diesen Verhandlungen nahm Ito keinen äußerlich hervorragenden Antheil, obgleich er in dem Getriebe japanischer Parteiintriguen, deren Mittelpunkt die Frage der Vertragsrevision war, keine unbedeutende Rolle gespielt haben wird. Ihm war die Aufgabe zugefallen, die japanische Verfassung auszuarbeiten, deren Verkündigung der Mikado für das Jahr 1890 in Aussicht gestellt, und er hatte sich dafür durch das Studium der europäischen Verfassungen während einer neuen Reise nach Europa 1882—83 vorzubereiten gesucht. Man kann nicht in Abrede stellen, daß die hauptsächlich auf Grund

deutscher Verfassungen zusammengestellte, im Februar 1889 verkündete japanische Verfassung eine sehr tüchtige Arbeit ist, die dem politischen Geist und Verständniß ihres hauptsächlichsten Urhebers alle Ehre macht. In dieser jüngsten aller Constitutionen ist versucht worden, die Ursachen der nach den, in anderen Ländern gemachten Erfahrungen häufigsten Conflicte zwischen Krone und Volksvertretung dadurch zu vermeiden, daß die bei Weitem größte Mehrzahl aller jährlichen Ausgaben der Bewilligung durch die Volksvertretung nicht bedarf, und eine Verfassungsveränderung nur der Initiative der Krone entspringen kann; aber auch diese Vorsichtsmaßregeln haben sich als ungenügend erwiesen, und die kurze Geschichte des japanischen Parlaments ist voll von Conflicten der bittersten Art, von gegenseitigen Anklagen und Beschuldigungen, von gestürzten Ministern und aufgelösten Kammern, so daß Jung-Japan in dieser Beziehung dem älteren Europa nichts zu beneiden hat. Ist es doch die Haltung der, die Mehrheit in der zweimal aufgelösten Kammer besitzenden radicalen Partei und die Besorgniß vor den Folgen der durch dieselbe geforderten Kündigung der Verträge, welche die Regierung zu dem durch keinen äußeren Grund gerechtfertigten Krieg mit China getrieben hat. Als Vorwand für denselben mußte ein Abkommen dienen, welches Ito mit Li Hung Chang im Frühjahr 1885 als Specialgesandter Japans in Tientsin abgeschlossen hatte, und in dem vereinbart worden war, daß jeder der beiden contrahirenden Theile seine augenblicklich in Korea befindlichen Truppen zurückziehen und, wenn er sich später genöthigt sähe, wieder Truppen nach dort zu entsenden, den anderen Theil davon benachrichtigen solle, dem dann freistehe, ein Gleiches zu thun.

Die Ereignisse, welche zu dem Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges geführt haben, sind noch zu neu, als daß es nöthig wäre, näher darauf einzugehen; es ist dem japanischen Unterhändler der Convention von Tientsin vorbehalten gewesen, als Premierminister seines Landes aus dem von ihm abgeschlossenen Uebereinkommen die politischen Consequenzen zu ziehen, die zu dem militärischen Siege Japans über China geführt haben. Aber wenn es für ihn auch eine Genugthuung gewesen sein mag, dem Mitunterzeichner des Abkommens in Shimonoseki den Frieden zu dictiren, so ist er doch ein zu gewiegter Politiker, um nicht in ihrem vollen Umfange die inneren und äußeren Gefahren zu würdigen, die der ihm aufgedrängte Versuch, die Interessen dritter Mächte denen Japans gegenüber zu ignoriren, für sein Land mit sich führen muß. Seine politische Vergangenheit spricht dafür, daß Graf Ito nur Erreichbares erstreben wird; aber die vorhergegangene Erörterung der Zustände, die zu der Revolution von 1868 geführt, und derer, die sich daraus entwickelt haben, läßt leider kaum erwarten, daß er in den vorhandenen Parteien und bei der Mehrzahl der maßgebenden Politiker eine genügende Unterstützung für eine gemäßigte Politik finden wird.

In der Geschichte Japans haben Zwistigkeiten zwischen den verschiedenen Clans nur zu oft einen bestimmenden Einfluß ausgeübt, und der Menchelmord ist zu sehr eine politische Institution geworden, als daß es Wunder nehmen kann, beiden Elementen auch in der neuesten Geschichte Japans auf jedem

Schritt zu begegnen. Die innere Lage Japans wird dadurch zu einer gespannteren, daß eine wirkliche Versöhnung zwischen den Siegern und den Besiegten von 1868, d. h. den südlichen und nördlichen Clans, nicht stattgefunden hat, und daß heute noch, mit wenigen, verschwindenden Ausnahmen, alle bedeutenderen Stellungen in der Regierung, der Verwaltung, der Armee und der Marine sich in den Händen von Südlichen befinden. Und selbst zwischen den Angehörigen der südlichen Clans, Choshiu, Hizen, Satzuma, Tosa, bestehen die alten Eifersüchteleien und Zerwürfnisse bis auf den heutigen Tag und bei allen Intriguen und allen politischen Combinationen spielt die Clanangehörigkeit der in Frage kommenden Persönlichkeiten eine wichtige, wenn nicht die ausschlaggebende Rolle. Auch die Samurai sind weit entfernt davon, von ihrer jetzigen Lage befriedigt zu sein, und wenngleich nur ein Theil von ihnen als Shoshi zum politischen Rowdyismus und zum rabbiaten, radicalsten Journalismus übergegangen ist, so dürfte die Zahl Derer, die von einer politischen Umwälzung oder einem äußeren Conflict eine Verbesserung erwarten, nicht gering sein und daher ein Contingent bilden, auf das politische Agitatoren immer zählen können. Ob Ito allen diesen Schwierigkeiten gegenüber die bisher mit vielem Geschick befolgte Politik der Mäßigung wird weiter durchführen können, scheint mehr als zweifelhaft; im Interesse seines Landes wäre ihm voller Erfolg zu wünschen. Der kleine, untersetzte, durch seine Persönlichkeit nichts weniger als imponirende Samurai ist eine typische Figur für das moderne Japan; aus unbedeutenden Verhältnissen hervorgegangen, hat er das höchste Ziel erreicht, und wenn eine Anzahl von Prinzen und Grafen in dem Verzeichniß der Pairs ihm, dem neuerdings zum Marquis erhobenen, immer noch vorgehen, gibt es keinen derselben, der seinem Vaterlande ähnliche Dienste geleistet oder einen ähnlichen Einfluß zu erringen gewußt hätte. Wie seine Landsleute über ihn denken, mag aus der nachfolgenden Stelle einer von Ikeda Chugoro 1887 veröffentlichten Biographie einiger japanischer Staatsmänner hervorgehen: „Graf Ito Hirobumi ist von hoher Gesinnung und besitzt einen weiten und ausharrenden Geist, der sich nie mit Kleinigkeiten abgibt. Diese großen Eigenschaften haben die Herzen vieler bedeutender Leute gewonnen. Der verstorbene Minister Kido sagte einmal, daß Ito der bedeutendste Mann unter den Choshiuleuten sei. Der Schreiber dieser Zeilen neigt aber zu der Ansicht, daß er vielmehr der fähigste Mann im ganzen Lande sei.“ Vielleicht hat der Schreiber mit diesem Schlusse nicht Unrecht.

(Ein zweiter Artikel: Li Hung Chang, folgt.)

Das zweihundertjährige Bestehen der königlichen Akademie der Künste zu Berlin.

Kunsthistorische Betrachtungen

von

Herman Grimm.

[Nachdruck untersagt.]

I. Griechische Schönheit.

Unsere Akademien der Künste sind keine dem deutschen Volksleben entwachsene Institute, die sich, gleich den Universitäten, in freiwilligem Wachsthum entwickelten, sondern sind nach fremdem Muster durch die freundliche Willkür von Fürsten eingerichtet worden.

Gleichzeitig etwa mit der Berliner Kunstakademie wurden in Dresden und Wien Akademien gegründet. Vorbild war die ein halbes Jahrhundert früher entstandene französische Akademie der Künste zu Paris.

Akademie ist ein athenischer Begriff. Eine Stelle hieß so, wo Männer und Jünglinge sich zu geistiger Arbeit zusammenfanden. Erst zweitausend Jahre nach der Platonischen Akademie zu Athen errichteten die Italiener des Cinquecento Akademien der schönen Künste als Lehranstalten, zu einer Zeit aber, wo Raphael und Lionardo schon vorübergegangen waren. Michelangelo wurde im hohen Alter angetragen, Director der neuen florentinischen Kunstakademie Herzog Cosimo's zu werden. Er lehnte die Ehre ab. Hundert Jahre später erst empfingen Wort und Begriff den heutigen officiellen Stempel durch das von Ludwig XIV. errichtete Institut.

Die französische königliche Akademie ist das letzte Glied einer Entwicklungskette, die in verfolgbarer Linie auf die altgriechische Kunst zurückgeht. Die Bildwerke der Griechen waren für die Pariser Akademie die höchsten Aeußerungen künstlerischen Könnens.

Die Griechen sind das älteste Volk, dessen intimes Gedankenleben wir kennen. Sie sind unsere geistigen Ureltern. Ihre Würde als solcher ist anerkannt. Nur die, denen der Sinn der Ehrfurcht überhaupt mangelt (oder unwissende Leute, die auf Nachsicht Anspruch haben), werden griechische Kunst

und Wissenschaft zu verehren heute ablehnen. Unser deutsches geistiges Dasein wäre ohne das der Griechen nicht zu denken.

Vor siebzig Jahren war die Befreiung Griechenlands das große Wort in Europa. Wilhelm Müller, der Dichter des Griechenliedes, sang:

Ohne Freiheit, was wärest du, Hellas?
Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?
Kommt, ihr Völker aller Zonen,
Seht die Brüste, die euch säugten
Mit der reinen Milch der Weisheit!
Sollen Barbaren sie zerfleischen?
Seht die Augen, die euch erleuchteten
Mit dem himmlischen Strahle der Schönheit! —
Sollen Barbaren sie blenden?
Seht die Flamme, die euch wärmte
Durch und durch im tiefen Busen,
Daß ihr fühltet, wer ihr seid,
Was ihr wollt, was ihr sollt,
Eurer Menschheit hohen Adel, eure
Freiheit! — Sollen Barbaren sie ersticken?
Ohne Freiheit, was wärest du, Hellas?
Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?

Der letzte Widerhall der Gefühle Winckelmanns. Die Griechen waren damals noch die Lieblinge des europäischen Publicums. Die Griechen von heute sind es längst nicht mehr. Diese winden sich, frei geworden, aus der Verderbniß der tief eingewurzelten Unterjochung, der sie verfallen waren, mühsam wieder empor. Immer aber noch beruht auf dem Studium der von ihren Vorfahren hinterlassenen Werke — deren wenige nur auf uns gekommen sind — der Jugendunterricht der leitenden Classen bei uns und bei den übrigen den Fortschritt der Menschheit vermittelnden Völkern. Bewunderungswerth ist die Energie, mit der die Amerikaner die classische Bildung der Griechen in ihr Unterrichtswesen hineinbringen, kraftlos die gegen die Griechen des Alterthums heute hier und da zur Schau getragene Abneigung abgelebter Europäer.

Die Griechen der alten Welt haben ein Gefühl ihres geistigen Vermögens gehabt. Ein stärkeres als andere Völker. Als wir zum Beispiel. Ein Bewußtsein ihres Werthes, aber ohne Hochmuth. Sie nannten die anderen Völker Barbaren. Nicht jedoch um sie auszuschließen, sondern nur um ihre eigene geistige Uebermacht zu constatiren, auf der ihre Einheit, die politisch niemals perfect geworden ist, beruhte.

Den höchsten Rang künstlerischen Adels haben bei den Griechen die Dichter empfangen. Auf ihre Person kommt es mehr an als auf ihre Werke. Homer wird genannt, Ilias und Odyssee gemeint. Bei Sculptur und Architektur werden eher die Urheber zu den Werken nur hinzugedacht. Der Zeus von Olympia und die aufragende Athene der Akropolis gelten fast als Geschöpfe von Gold und Elfenbein, die aus eigener Macht entstanden waren, Phidias' Name läuft nur mit. Bei den sieben Wunderwerken der alten Welt werden die Künstlernamen ausgelassen. So nennen auch die Italiener, Deutschen und

Engländer Dante, Goethe und Shakespeare, und in den drei Namen sind die Dichtungen mitenthalten. Disputa und Schule von Athen dagegen, die sixtinische Madonna und die della Sedia, die Mediceergräber, die Decke der Sixtina und die Cena im Kloster Santa Maria delle Grazie zu Mailand haben sich von ihren Meistern gleichsam losgelöst, und Raphael und die anderen Namen werden still hinzugedacht.

Der größte Grieche war ein Dichter. Homer stand über Achill und Alexander. Homer bildete das geistige Centrum der griechischen Welt. Griechische Erde und griechisches Meer sind die Scenerie seiner Dichtungen gewesen. So war Italien die Heimath der Dichtungen Dante's, England derer Shakespeare's, Deutschland derer Goethe's. Die landschaftliche Schönheit ihres Vaterlandes und die angeborenen Eigenschaften ihrer Völker bilden für diese drei einen Vorrath gleichsam, aus dem durch sie eine neue Welt entsteht. Die Ilias erwächst aus der Bethätigung der Charaktere, die immer die Typen des historischen griechischen Volkes ausmachten. Bis zum Aeußersten ihrer Kraft entfalten sich diese Männer im Gedicht, und wo die irdische aufhört, tritt die der Götter ein, um das Unmögliche doch menschenmöglich erscheinen zu lassen. Jeder von den Mitspielern, Götter und Griechen, kennt die Stelle, bis zu der seine Kraft reicht, und das ist ein Zeichen der anders gearteten Trojaner, daß Klarheit in Abschätzung ihrer Persönlichkeit ihnen abgeht. Hektor täuscht sich über seine Zukunft, Achill nicht. Unbarmherzig auch ist die Selbstkritik der griechischen Götter, nur dem troischen Apoll fehlt sie. Die Griechen führen eine ewige Rechnung: wem sie etwas schuldeten und wer ihnen etwas schuldig sei. Sie sind von zartester Empfindung bei diesen Abschätzungen. Von den wenigen Tragödien des Sophokles, die uns erhalten blieben, rührt mich am meisten Philoktet. In dem sittlichen Zweifel des Neoptolemos, ob er Philoktet zum Besten der vaterländischen Sache um seine Waffen betrügen dürfe, erweist er sich als den Sohn seines Vaters, dessen von ewigen Erwägungen solcher Art gepeinigte Natur in der seinen wieder auflebt. Den Ausschlag gibt das Vertrauen, das Philoktet in Neoptolemos' Ehrenhaftigkeit setzt. Dies täuschen zu sollen, ist mehr als der Sohn Achill's ertragen kann[1]).

Darin ist Goethe der moderne Grieche, wie er Iphigenie in Conflicte mit ihrer edlen Natur bringt. Darin werden die alten Griechen auch den zukünftigen Zeiten als ewig modern erscheinen, daß sie inneren Streit edler Charaktere, das höchste Problem der Dichtkunst, wahrer und eindringlicher darstellen, als jemals auch in späteren Zeiten vielleicht vermocht werden wird. Dies und die beruhigende Gewalt ihrer Bildwerke werden sie aller Zukunft als unverwüstlich mitlebend erscheinen lassen. Zerstreute Bruchstücke aus dem ehemaligen Reichthum der griechischen Blüthetage werden nie aufhören als die edelsten Fundstücke der die Gräber durchforschenden Menschen zu gelten. Wo sie wieder auftauchen, wird ihre jugendliche Schönheit uns begeistern. Vielleicht

[1]) Wir dürfen Sophokles als dramatischen Dichter nicht nach dem Wenigen zu ermessen glauben, was von seinen Werken erhalten blieb.

ist unter all' den Stücken, die wir heute besitzen, keines, das die Hände der größten Meister wahrhaftig selbst berührten; doch es bedarf dessen nicht, denn gerade, daß die schönsten heutigen Ueberbleibsel der griechischen Kunst vielleicht nur Durchschnittswaare gewesen sind, bestätigt unsere Meinung. Anzunehmen hätten wir, die Arbeiten des Phidias selber seien von noch überschwänglicherer Schönheit gewesen, als was wir noch besitzen. Ich weise hin auf ein neuerdings in Berlin erworbenes attisches Grabdenkmal. Offenbar einstmals nur ein Werkstück mittleren Werthes. Ueberall mag dergleichen zu Tage gestanden haben. Mit welcher Zartheit ist das Scheiden des dem Tode verfallenen Mannes von den Seinigen hier dargestellt! Oder auf einem unserer Todtenkrüge der Abschied einer Familie von dem auf der Bahre liegenden Jüngling! Das kann seiner Zeit nichts Hervorragendes gewesen sein. Und wie schön sind diese Bilder! Wie gehören sie auch unserer Gegenwart noch an.

Auf Musik lauschende Menschen darzustellen, ist eine der Aufgaben, die jedem Volke und jeder Zeit sich darbieten. Ein bekanntes Gemälde, das den Namen ‚Sappho' trägt, von Alma Tadema, zeigt eine Scene dieses Inhaltes. Auf einer Höhe, hinter der das blaue Meer grenzenlos sich ausbreitet, als fiele sie hinter unseren Blicken steil zu ihm ab, sitzt im durchsichtigen Schatten von Oliven Phaon, so versenkt in sein Saitenspiel, daß er die Mädchen und Frauen gar nicht zu gewahren scheint, die auf den Stufen einer sanft geschweiften Marmorbank ihm nahe gegenüber, athemlos schweigend den Wohlklang bis in seine Tiefe zu erhorchen suchen. Der Gegensatz ihrer inbrünstigen Aufmerksamkeit und des im Spiel und Gesang wie in sich selbst hinein erstarrten Jünglings, der Gegensatz auch der dicht vor uns sich aufbauenden Marmorsitze und des die Ferne beherrschenden Meeres versetzen uns in eine Stimmung, als läsen wir Verse Theokrit's, die diese Scene schildern, Verse, so lieblich klingend, als ob die griechische Sprache heute noch die einzig lebendige sei, in der Augenblicke wie dieser sich schildern ließen. Fünf jugendliche Frauengestalten bilden Phaon's Auditorium. Die eine, die uns am nächsten sitzt beugt sich vor. Sie hat die mit gefalteten Fingern in einander gelegten Hände auf einen kleinen, einfüßigen Tisch vor sich gelegt und läßt, tief nieder- und vorgebeugt, ihre Kehle auf ihnen ruhen. Neben ihr die schlank aufragende Gestalt eines jüngeren Mädchens: es hat ihr die Hand, um die viele Armbänder sich ringeln, auf den Nacken gelegt. Eine Stufe höher hinter diesen Beiden sitzt eine Andere, die das Kinn in die aufgestützte Hand schmiegt! Wieder eine Andere hat die Arme, nach beiden Seiten ausgestreckt rückwärts auf die hohe Lehne der Marmorbank gelegt. Man könnte wohl denken, ein Maler der Alexandrinischen Zeit könne das gemalt haben. Sofort aber empfinden wir doch, daß ein Element moderner Künstlichkeit diese Annahme wieder verbietet. Alma Tadema's Phantasie versenkt sich in die vergangenen Jahrtausende hinein. Er erräth und verräth die Geheimnisse zufälliger Momente, als habe er sie wahrhaftig miterlebt. Aber es sind doch nur Träume. Er hat diese Scene nicht miterlebt, er führt sie uns nur vor die Augen wie ein Spiegel Dinge auf seiner Fläche trägt, ohne eine Seele zu haben, die von ihnen berührt werden kann. Alle Gemälde Alma

Tadema's zeigen diese Verbindung gleichgültiger Theilnahmlosigkeit, bei genauester Tageshelle in der Spiegelung der Ereignisse. Ich beschreibe gerade dieses, weil es unter den modernen vielfachen Schöpfungen dieser Art mir als das Beste erscheint. Denn die Darstellungen solcher Scenen sind heute beliebt. Da haben wir Goethe, Schiller, Shakespeare, die vor vornehmen Gesellschaften ihre Verse sagen, Beethoven, Mozart, Haydn, die die gleichen Kreise durch ihr Spiel in Extase setzen. An den Schaufenstern bewundert das Publicum dergleichen Scenen, weil der seelische Vorgang ihm verständlich ist und es anzieht. Ich nenne noch Cornelius' herrliches Gemälde, wie Orpheus in der Unterwelt durch Gesang Euridice zurückgewinnt, oder Carstens' schöne Composition der Argonauten, die Orpheus' Gesange lauschen, oder der Griechen, denen Homer zur Leier singt. Alle aber werden durch die Figuren überboten, die ein namenloser griechischer Künstler in leichten Umrissen auf den Bauch einer Vase zeichnete.

Im Profil nach rechts gewandt sitzt Orpheus da. Ein zarter Epheuzweig umkränzt sein Haar, er hat den Kopf zurückgebeugt und blickt über sich empor. Mit geöffneten Lippen begleitet er die Töne der Leier, die auf seinem Schoße steht und in die er mit der Linken, mit weit ausgebreiteten Fingern, hineingreift. Mit sich allein scheint er nichts von denen zu ahnen, die ihm nahe stehen. Der Eine so nahe, daß er den einen Fuß auf den unteren Theil der Erhöhung, welche Orpheus' Sitz bildet, aufgesetzt hat. Vorgebeugt lauschend stützt er sich auf eine Lanze. Den anderen Arm hat er ruhend auf die Hüfte gestemmt, wo Oberkörper und Hüfte zusammen stoßen. Er blickt auf den Singenden hin, als solle der scharfe Blick dem Gehör zu Hülfe kommen. Es ist als könne er so zu Stein werden. Die neben ihm stehende andere Gestalt, nach rechts zugleich hin die letzte der Composition, ein bärtiger Mann, hatte sich zum Fortgehen angeschickt, wie der schon abgewandte Körper und die Fußstellung bezeugen. Er hat den fast bis auf die Knöchel herabgehenden, faltenlos anliegenden Mantel dicht um sich gezogen, so daß die beiden schlanken Lanzen, die er trägt, von der den Mantel vorn zusammennehmenden und dadurch verhüllten Hand zugleich gefaßt werden[1]). Im Begriff aber, zu gehen, wendet er den Kopf noch einmal über die Schulter zum Sänger zurück, und fühlt sich gegen seinen Willen festgehalten. Wie eingewurzelt steht er da. Die beiden Figuren auf der anderen Seite, denen Orpheus den Rücken zuwendet, bilden eine Gruppe. Der ihm zunächst stehende junge Mann wendet sich uns gerade entgegen. Der Mantel hängt ihm im Rücken. Mit beiden Händen emporgreifend, hat er die Doppellanze gefaßt und hält sich an ihr aufrecht, als wolle er den Körper verhindern, auch nicht die leiseste, den Genuß störende Bewegung zu machen. Dabei steht die Doppellanze so, daß ihre obere Länge, auf der Schulter anliegend, dem Kopfe des Jünglings gestattet, mit geschlossenen Augen zur Seite geneigt sich an sie anzulehnen als sollte die Bewegungslosigkeit

[1]) Furtwängler, der dieses Werk in einer der letzten Winckelmann-Festschriften veröffentlicht und erklärt hat, theilt dem Mantel noch mehr zu: Orpheus' Musik hat den Krieger so sehr bewegt, daß ihn ein Frösteln überkommt und er ihn enger um sich zieht.

dadurch noch einen Zuwachs empfangen. Und endlich, dicht neben ihm und im Profil sichtbar, der vierte Jüngling, ohne Helm auf dem Kopfe, während die drei anderen das Haupt bedeckt tragen, sondern nur mit einem dünnen Olivenreise bekränzt. Vorgebeugt lehnt er Kinn und Lanze auf die Schulter des Genossen, das Auge nicht geschlossen, sondern zu Boden gerichtet, den einen uns fernerstehenden Fuß so hinter dem anderen Fuße, daß er, an der Ferse um diesen umgelegt, mit den Zehen uns näher kommt. Sei als letzte Feinheit dieser bewunderungswürdigen Zusammenstellung noch erwähnt, daß die Figuren, obgleich sie scheinbar eine glatte Fronte bilden, bei näherer Betrachtung drei verschiedene Standpunkte innehalten. Orpheus sitzt in der Mitte, die beiden zuerst geschilderten Zuhörer stehen etwas weiter dem Hintergrunde zu, die zwei zuletzt beschriebenen etwas näher uns entgegen im Vordergrunde. Diese Feinheit läßt den erfahrenen Künstler erkennen, der die Gestalten ordnete. Von wessen Hand auch das ursprüngliche Gemälde herrühren mochte, das dieser einfachen Wiederholung auf dem Bauche einer Vase zum Muster diente, nur ein Meister ersten Ranges konnte es hervorgebracht haben. „Ich glaube kaum, sagt Furtwängler, daß sich innerhalb der ganzen erhaltenen Vasenmalerei eine Gruppe findet, welche diese an Schönheit der Umrisse wie an Stimmung und Ausdruck überträfe". Ich theile diese Meinung nicht. Eine Fülle solcher Bilder kann es gegeben haben, alle von diesem innersten Leben bewegt. Der Reichthum, der in Werken jeder Art Griechenland einst erfüllt haben muß, übersteigt das Maß dessen, was wir uns vorzustellen wissen. Wollen wir nichts als die Anfertigung der Todtenkrüge allein und der in die Gräber mit hineingelegten thönernen kleinen Figuren in Betracht ziehen, die neuerdings so reichlich und so gut erhalten zum Vorschein kamen, so dehnt sich in diesen beiden Richtungen allein schon eine Production vor uns aus, deren Umfang wir nicht zu ermessen vermögen. Nehmen wir aber den möglichen Bestand der anderen Kunstwerke hinzu, so breitet sich ein dicht gedrängtes Fruchtfeld in unendlicher Fläche vor uns aus, jede einzelne Aehre voll von goldenen Körnern.

Die Gabe, das Reinnatürliche unschuldig heraus zu finden und mit den einfachsten Mitteln zu gestalten, war den Griechen von der Natur als ein Vorzug verliehen worden, den keine Lehre auf andere Völker fortzupflanzen vermochte. Kennen aber müssen wir diese Werke. Was uns bei ihnen entzückt, ist der Mangel der schmückenden Zuthat. Alles verdanken die Griechen sich selbst. Sie schöpfen aus ihrer eigenen Sage und Geschichte. Sie stellen sich selbst dar: so standen und gingen sie. Und in der Sprache, die ihre Dichter sie reden lassen, gaben sie zu erkennen, was in ihrer Seele lag. Sie lernten keine fremde Sprache, um ihre eigene besser zu gebrauchen.

II. Französische Eleganz.

Die Bürger der alten römischen Republik und des Kaiserreiches haben eine nationale Kunst und Dichtung aus sich nicht hervorgebracht, niemals das den Griechen eingeborene Streben nach Harmonie in sich gespürt. Das Herstellen von Kunstwerken war ihrem Urtheile nach Sclavenarbeit. Aber sie

bezahlten große Preise dafür. Sie verachteten die Griechen, die gens laeta antiquitatibus. Oft wiederholte Stellen römischer Schriftsteller und Dichter bezeugen diese Anschauung. Die Römer der Republik und des Kaiserreiches sind Soldaten, Politiker, Juristen und Beamte gewesen, und so ist die nach Italien importirte griechische Bildung mit dem Untergange des römischen Kaiserthumes wieder verschwunden. Nach dem Zusammenbruche erst der römischen internationalen Centralmacht kamen die uralten Städte in Italien neu empor, und in ihnen entstand eine eigene italienische Kunst, die Dante's und Raphael's. Die Geschichte Italiens muß in Cultur und Politik von ihren Anfängen bis heute als eine einheitliche gefaßt werden. Die Roms, von der Gründung der Stadt bis zum Untergang des Kaiserreiches unter Theodorich, ist nur ein in die allgemeine Geschichte der Halbinsel eingesprengtes, 1200 Jahre dauerndes Abenteuer, eine Episode innerhalb der allgemeinen nationalen Entwicklung, deren Träger ein im Charakter sich gleich bleibendes Volk war. Erst gegen Ende der römischen Republik war die in Unteritalien herrschende griechische Kunst durch erbeutete Werke sowie durch arbeitende Künstler nach dem mittleren und nördlichen Theile der Halbinsel gebracht worden.

Der Anbruch des Jahrtausends, in dessen Verlaufe Italien, nun erfüllt von dem, alle Theile des die Halbinsel bewohnenden Volkes verbindenden Nationalgefühl zu einem geistigen Ganzen ward, wird durch Dante's Gedicht erst bezeichnet. Die Griechen hatten alles Fremde einst als barbarisch angesehen: bei den Italienern keimt die gleiche Empfindung jetzt! Die innerste Natur des italienischen Volkes kommt nun erst zur Erscheinung: das Streben nach jener Harmonie eigenen Daseins, das die Griechen hegten. Auch das Streben, sich selbst zu betrachten, beginnt mit Dante. Gleich der Ilias ist die Divina Commedia ein Compendium italienischer Charaktere. Die äußere Aehnlichkeit des Volkslebens sogar ist nun auffallend. Gleiche innere und äußere Erlebnisse scheinen den Physiognomien beider Völker den gleichen Stempel aufzudrücken.

Gewisse Eigenthümlichkeiten der Kunst des alten Italiens aber legen wir im Hinblick auf die neuere italienische Kunst nachträglich heute als national aus. Das Streben nachrealistischer Wirklichkeit zeigen die Porträtbüsten des beginnenden (julischen) Kaiserreiches schon, noch mehr die des späteren, die pompejanischen zum Beispiel. Das erscheint als italische Anschauung der Natur, die dem Alles vereinfachenden Blicke der Griechen fremd war. Die Römer wollen den bürgerlichen Charakter ihrer Mitbürger darstellen. Die Büste des jungen Augustus, die im Vatikan steht, hat einen gewissen modern Napoleonischen Anflug, und den nackten, colossalen Napoleon von Bronce wiederum, den Canova arbeitete, der heute in Mailand steht, bringt unsere Phantasie ohne Mühe in die Reihe der römischen Imperatoren hinein. Und wie sehr gleichen die auf dem Capitol in Masse stehenden altrömischen Porträtbüsten der beiden ersten Jahrhunderte der römischen Weltherrschaft den Büsten italischer Bürger des Quattrocento! Man zweifelt zuweilen, wohin sie gehören. Dies ist der eigentliche Sinn des Wortes Renaissance: Wiederinslebenzurückkehren uralt nationaler Kunstanschauung, die an griechische erinnert. Im neueren Italien

nehmen die Dichter auch eine höhere persönliche Stellung ein, wie im Alterthume. Wenn Griechenland einst seine besten Männer nennen wollte, hatte Homer an der Spitze gestanden: bei den Italienern jetzt Dante.

Diese neue italienische Kunst ist exportirt worden: sie brachte die spanische hervor, an deren Spitze Murillo steht (den ich höher schätze als Velasquez). Sie brachte Rubens hervor. Sie ist auch Schülern gelehrt worden. Aber aus diesen Schulen, auch wenn sie Akademien hießen, sind die Institute in natürlicher Entwicklung nicht hervorgegangen, die als Akademien in Frankreich und Deutschland heute so bedeutenden Raum einnehmen.

Um einen neuen Begriff handelt es sich bei diesen. Der Begriff ‚Eleganz' tritt mit ein. Die alten Griechen hatten ihn nicht, die Kunst des alten römischen Reiches aber weist ihn schon auf! In den griechischen Städten und an den Höfen griechischer Fürsten hatten die Künstler für ein Publicum gearbeitet, das sie genau kannten: in Rom dagegen saßen die reichen Leute zusammen, deren Geschmack zweifelhaft war. Die Rücksicht auf ein zufällig entstandenes, unabhängig urtheilendes Publicum, dessen Gunst zu erwerben war, hat die Eleganz hervorgerufen. Auch die italienische städtische Kunst von Dante bis Michelangelo kannte die Eleganz nicht, auch die der deutschen Städte und der Niederländer sie nicht: die Franzosen aus Paris brachten die Eleganz auf, und sie beherrscht uns.

Auch Frankreichs historischer Werth in der Reihe der Völker kann nur voll gewürdigt werden, wenn wir es von seinen ersten Zeiten ab als ein in der Naturanlage sich gleich bleibendes Individuum ansehen. Den alten Galliern Cäsar's würden die Franzosen von heute vielleicht entsprechen, wenn ein Politiker, Feldherr und Schriftsteller wie Cäsar ihr Wesen in seinen Grundzügen jetzt darstellen wollte. Gleich den Bewohnern Italiens haben die Gallier Einmischungen fremder Volkselemente erlitten, ertragen und durch ihr angeborenes Wesen in sich hineingearbeitet. Als erster, echter Franzose tritt uns Abälard entgegen, in dessen Naturell die Anfänge der christlichen theologischen Kritik liegen. Abälard ist der früheste Vorgänger Voltaire's. Es mag noch ältere Voltaires gegeben haben. Denn daß die Bewohner Frankreichs frühe schon die geistige Schärfe und kritische Begabung Voltaire's hatten, darf angenommen werden. Goethe erkannte, daß in Voltaire der Urtypus des französischen Geistes verkörpert sei.

Frankreich hat niemals rein aus sich producirt, aufgenommenes Material aber durch Bearbeitung dermaßen französirt, daß es den Stempel eigenen Wachsthums empfing. Wie die Franzosen die italienische Kunst unter Ludwig XIV. französirten, hatten die Römer die griechische Kunst in großen Zügen einstmals eingeschluckt. Wir verfolgen, wie in den Zeiten der carolingischen Monarchie die letzten Reste dieser kaiserlich römischen Kunst aufgezehrt waren. Wie in Italien dann, da das italische Volk zum ersten Male sich selbst überlassen war, in autochthoner Fruchtbarkeit eine eingeborene Kunst erblühte und Früchte trug. Wie diese über das übrige Europa sich ausdehnte, überwuchernd, was in diesen Ländern an einheimischer, andersgearteter Kunstübung vorhanden war, und wie, als diese neue italische Kunst, gleich der griechischen von ehedem, nirgends

mehr Widerstand fand, Ludwig XIV., um 1650 etwa, durch die Bildung seiner Sammlungen und durch die gleichzeitigen Gründungen der Akademie in Paris und der Académie de France in Rom den Grund zu der französischen künstlerischen Arbeit legte, die auf das Kunsttreiben der heutigen Welt immer noch entscheidenden Einfluß hat. Die Franzosen blieben, wie die Römer, ohne eigene Kunst und haben überhaupt keinen bildenden Künstler ersten Ranges hervorgebracht. Die Regierung Ludwig's XIV. vermochte nur die Idee eines von Beamten geleiteten Institutes zu fassen, dessen Aufgabe wäre, eine nationale französische Kunst herbeizuführen. Nicht eine Schöpfung, bei der man von vorhandenen großen Künstlern ausging, die in Frankreich lebten und deren Werke man mit Autorität zu bekleiden wünschte, sondern eine amtlich eingerichtete, amtlich verwaltete Kunstschule, von deren Stiftung man Erwartungen hegte, die mit Kunst im höchsten Sinne nichts zu thun hatten, Erwartungen aber, denen das Institut entsprach! Nicht von der Kunst, sondern von der Industrie wurde ausgegangen; nicht die Freude an den Kunstwerken, sondern merkantile Erwägungen brachten die französische Malerei, Sculptur, Architektur und Musik hervor. Nicht durch Schönheit sollte die Liebe des Volkes, sondern durch bezaubernde, zugleich aber geldeinbringende Eleganz die Gunst des Publicums erzwungen werden.

Es wohnt den Völkern das Bestreben inne, vor ihren eigenen Augen sich so zu beleuchten, daß sie in günstiges Licht gerathen: man nennt das nationales Geschichtsstudium. Die Franzosen fin du siècle werden, wenn sie das Inventar ihrer großen Männer aufstellen, nicht umhin können, Ludwig XIV. als den Urheber ihrer geistigen und politischen Blüthe anzusehen, als den Schöpfer des nationalen Bewußtseins, das sie beseelt, als den Schöpfer der Probleme, in deren Lösung sie sich abmühen. Die Blüthe von Nationen tritt dann ein, wenn kraftvolle Repräsentanten ihrer positiven Eigenschaften auftreten, und das Gegentheil dieser vortheilhaften Lage erscheint dann, wenn die Schwächen des Volkes durch talentvolle Männer als Mittel benutzt werden, sich selbst empor zu bringen. Ludwig XIV. erkannte, daß mit äußeren Zeichen der Macht aufzustachelnder Ehrgeiz und die Gabe, fremde Gedanken und Manieren sich eigen zu machen, als hätte man sie selber hervorgebracht, zu den Grundeigenheiten des französischen Charakters gehörten. Ohne Geschmack und ohne Vorliebe für die Kunst schuf der König eine Anstalt, in der Schüler, die der Staat überwachte, gereizt durch äußere Auszeichnungen, mit Hülfe fremder Muster französische Künstler würden. Das Experiment gelang. Zugleich mit den Akademien zu Paris und Rom wurden in Paris dann auch öffentliche Kunstsammlungen, nicht des Königs, sondern des Staates gegründet, und es entstand das Pariser Publicum von Kunstkennern und die Pariser Kunstkritik. Die größte Folge dieser Organisation aber war ihr Erfolg außerhalb Frankreichs.

Man kann von einer französischen Akademisirung der europäischen Kunst von der Mitte des 17. Jahrhunderts ab reden. Mit dem nationalen Wachsthum der griechischen Kunst hat das der akademisch-französischen Kunst keine Aehnlichkeit. Es handelte sich im höheren Sinne nur um ein als Kunst be-

handeltes höheres Handwerk. Niemals würde Ludwig XIV. Institute zu gründen unternommen haben, aus der Männer, wie Homer und Phidias, Dante und Michelangelo hervorgingen. Die Künstler, die aus der Hand des Königs ihre Belohnungen nahmen, der sie nährte und ehrte, sollten nicht etwa den Anspruch erheben dürfen, sich über die Gedanken seiner Monarchie zu erheben, wie jene hohen Geister über Griechenland und Italien sich erhaben fühlten. So hohe Ziele hatte sich auch Richelieu nicht gesteckt, als er unter Ludwig XIII. schon die französische Tragödie emporbrachte. Ludwig XIV. und sein Minister Colbert faßten die bildende Kunst nur als höchste Form industrieller Fähigkeit ins Auge. Frankreich sollte Geld verdienen. Die Rechnung war einfach und ist unsrer Zeit zumal vertraut. Allen Völkern, so tief sie auch immer stehen, ist der künstlerische Trieb eigen, sich zu schmücken und den Gegenständen des Gebrauchs eine die Augen erfreuende Gestalt zu geben. Ihre Häuser, ihre Schiffe, ihre Waffen, ihr Hausrath und die Abzeichen ihrer Herrscher sollen schön sein. Die Form soll die Kostbarkeit und die Verkäuflichkeit des Stoffes erhöhen. Der Waare diese Reize zu geben jedoch, ist nicht jedes Arbeiters Sache. Die Hände müssen geübt werden, die Waare muß in die Augen fallen. Diese Schönheit hat nichts mit jener anderen Schönheit zu thun, die als Resultat des die höchsten Ansprüche machenden Urtheiles zum Lobe eines Kunstwerkes proclamirt wird, sondern um eine Schönheit niederen Grades handelt es sich, die zu bestimmen Jeder, der Geld hat, seine begutachtende Stimme mitabgibt.

Das künstlerische Handwerk also wollte Ludwig fördern, und die höchsten Leistungen seiner Akademie liegen auf dem Gebiete der Technik. So hoch sollte das Handwerk gesteigert werden, daß es mit Kunst verwechselt würde. Bis ins Einzelne zu verfolgen, wie der König das französische Kunstgewerbe zur Beherrscherin des europäischen Geschmackes machte, ist kein erhebendes, wohl aber ein erfreuliches Studium. Von der französischen Anschauung der bildenden Künste, daß nicht der Ausdruck von Ideen, sondern nur die auf die letzte Stufe der Verfeinerung erhobene Decoration des täglichen Daseins von ihnen verlangt werde, müssen wir ausgehen. Nicht den Beifall der Jahrhunderte sollen die Werke allmälig erringen, sondern den Beifall des Tages sofort erzwingen. Die Aufgabe ist, ältere Muster zu studiren, aber nur um sie für den Moment zu überbieten. So gelangen wir zum Begriffe des künstlerischen Fortschrittes. Fürsten, Adel, Volk und Geistlichkeit stellen diesen Anspruch. So gelangen wir weiter zum Begriffe Concurrenz, zum Begriffe Ueberdruß und so endlich zu der Erfahrung, daß das Geschmacklose das Publicum entzückt, wenn es, des Wechsels bedürftig, sich am Guten satt gesehen hat. Der Begriff der Mode! All diesem fluctuirenden Wesen gegenüber soll nun trotzdem aber ein unbeeinflußtes Urtheil bestehen! Die höchste Autorität, der Staat, bestimmt die Personen, von denen es ausgeht: die Mitglieder der Akademie der Künste. Der Begriff von der Nothwendigkeit einer Fürsorge des Staates auch für die freie Kritik erwächst daraus. Das Bedenken dagegen, es werde durch den akademischen Unterricht eigentlich etwas erstrebt, das zum Wesen der Kunst im Widerspruche steht, wird nicht geltend gemacht.

Diese neue officielle Kunst ist für Frankreich durchaus maßgebend geworden. Ihre Erzeugnisse haben den Hof und das Volk befriedigt. Die politischen Erfolge des Königs haben sie, zugleich mit der französischen Literatur, über Europa verbreitet. Die französische Kunstakademie mit dem Pariser Publicum wurde zu einer internationalen Börse, auf der die ästhetischen Werthe gehandelt werden. Aus italienischen und niederländischen Elementen, verbunden mit der antiken Sculptur, bildete sich ein in Paris verwalteter allgemeiner Schatz künstlerischen Könnens, dessen Producten eine Fülle vorzüglicher Eigenschaften innewohnte, in deren Reihe nur die eine fehlt, daß sie ungeeignet war, den freien Anschauungen eines nur auf sich beruhenden Genius Ausdruck zu geben. Mit seiner Akademie als leitende Macht an der Spitze hat Frankreich ausgezeichnete Geister jeder Richtung ausgebildet, keinen Mann höchsten Ranges aber, dessen Werke gleichsam Offenbarungen waren. Allen mangelt, was Goethe ‚die Tiefe' nennt. In ihrer Oberflächlichkeit aber sind sie oft entzückend. Bildnisse zumal sind in reizender Frische hervorgebracht worden. Der gesellschaftliche Glanz, der fast 150 Jahre hindurch vom Schlusse des dreißigjährigen Krieges bis zur französischen Revolution über dem geistigen Leben Europa's gelegen hat, findet in den Porträts der französischen Weltkunst seine dauernde Bestätigung. Ja sogar den Anschein monumentaler Größe hat man einzelnen Werken verliehen. Ich erinnere an das Grabmal Richelieu's, an das des Marschalls von Sachsen (Pigalle's Werk zu Straßburg): was wir hier vor uns haben, erfüllt uns zum Theil mit dem Gefühl historischer Würde, während Houdon's Colossalstatue des heiligen Bruno in Santa Maria degli Angeli in Rom sogar groß und ergreifend ist. Und wie lebendig und liebenswürdig wirken Houdon's Büsten! Und wie anziehend und fein sind die Pastellbildnisse Fragonard's! Innerhalb ihrer eigenen Zeiten wurden diese akademischen Werke rückhaltslos bewundert. Das siebzehnte und zumal das achtzehnte Jahrhundert, das der Uebermacht des französischen Geistes, sind, was die gesammte geistige Arbeit anlangt, erfüllt von Zufriedenheit mit sich selbst. Das der in Paris domicilirten Kunst Widersprechende erschien Jedermann als veraltet. Man ignorirte es.

Zu den Werken nun aber, die man ignorirte, gehörten auch die des Quattrocento! Es ist um einen hohen Preis dieser Tage in Berlin das lebensgroße Porträt eines französischen hohen Herrn, gemalt von Foucquet, dem Meister der Brentano'schen Miniaturen, angekauft worden. Man erkennt in der Malweise den Einfluß der Van Eyck's und des Melozzo da Forli, eines der außerflorentinischen Meister des Quattrocento. Welcher Ernst, welche Ruhe, welche Schicksalslinien auf diesem Antlitz! Ein Mann, ganz auf sich gestellt, und auch der Meister ganz auf sich gestellt. Wir bewundern das Werk und empfinden seinen Werth, obgleich es mit noch bedeutenderen Porträts von Memling oder gar von Van Eyck nicht zu vergleichen ist. Der Hauch des Lebens, der über diesem Gemälde liegt, war der französischen akademischen Kunst Ludwig's XIV. nicht mehr verständlich. Sie hat nichts so rein Menschliches hervorgebracht; hätte sie es aber gethan, so wäre das Publicum daran vorübergegangen. Das ist heute anders. Eine so große Menge von der

akademischen französischen Malerei angehörigen Werke ich kenne: würde verlangt, daß ich aus dieser Masse ein so recht von Grund aus befriedigendes Gemälde nennte, eins, dessen Besitz mich stets von Neuem beglücken, dessen Verlust mir als ein unwiderbringlicher erschiene, so würde ich in meinen Gedanken vergebens umhersuchen. Weder Lebrun noch Watteau, noch David oder Ingres oder Horace Vernet haben uns heute noch in Erstaunen Versetzendes hervorgebracht. Trotzdem aber: die französischen Akademien zu Paris und Rom sind in das Leben Frankreichs tief eingewurzelt, die Preise, die von ihnen ertheilt werden, auch für den französischen Staatsbetrieb unentbehrlich. Die zeitweilige Aufhebung der Akademien während der französischen Revolution erwies sich für die Dauer als unmöglich, und auch heute denkt Niemand daran, der Regierung und den von ihr bestellten Beamten die höchste Entscheidung in ästhetischen Dingen entwinden zu wollen.

III. Die heutige Deutsche Kunst.

Schon der Große Kurfürst hatte Künstler nach dem aller eigenen Kunstübung entbehrenden Berlin geholt. Meist aus den Niederlanden bezog er seine Leute. Von unserem ersten Könige wurde die Königliche Akademie gegründet. Was im vorigen Jahrhundert in Berlin entstand, trägt den Stempel großartig angelegter, für die Könige bestimmter Arbeit. Bis zum Untergange Preußens, zuletzt unter Schadow, ging das so vorwärts, und auch Rauch und später Schinkel bildeten nur eine Continuität. Die Berliner künstlerische Bewegung stand in Verbindung mit der französischen, und David sollte um 1817 noch zu uns berufen werden. Nach Frankreich wandten sich bewunderungsvoll unsere Blicke, das auch in Rom maßgebend das große Wort führte. Da ward von Friedrich Wilhelm IV. Cornelius nach Berlin gebracht, und die Frage wurde plötzlich erhoben: was denn eigentlich gemalt werden solle.

Bis zur Gründung der Pariser Akademie war die europäische Kunst vorzugsweise für den Dienst der Kirche bestimmt gewesen; dann trat die Uebermacht der antiken Mythologie ein, die anderthalbhundert Jahre dauerte. Noch David und Canova haben so gut wie keine kirchlichen Werke geschaffen. Cornelius kehrte zur Gestaltung christlicher Anschauungen zurück, er ist der Erste gewesen, der von der französischen akademischen Kunst absah. Man mag Cornelius heute verehren oder gleichgültig an ihm vorüber gehen: leben thut er und überleben wird er Viele noch. Er hat aus sich heraus dargestellt, was die Bibel und was die Nibelungen und Goethe's Faust enthalten. Er suchte eine neue, nationale Vereinigung des Realen und Idealen. Ob er seine Gedanken in Farben auf Leinwand oder mit bloßen Kohlenstrichen auf Papier zur Anschauung brachte, ist gleichgültig. Auch ob er heute dem Publicum zusagt. In seiner Art zu arbeiten, hat Cornelius keine Nachfolge gefunden, wohl aber darin, daß er die geistige Souveränität des bildenden Künstlers verfocht, welche als das Lebensprincip der heutigen Kunst gilt und der Herrschaft der akademischen ein Ende bereitete. Der Grundgedanke der heutigen Künstlergeneration ist, von den älteren Künstlern nichts mehr lernen zu wollen, da sich überhaupt nichts

lernen lasse: der wahre Weg, Großes zu erreichen, sei, sich rücksichtslos dem eigenen Gefühl hinzugeben. Davon war Cornelius innig überzeugt. Die Alleinherrschaft dieses Gefühls darf heute als das Herrschende bezeichnet werden. Die Zeit der unbegrenzten Einflüsse hat begonnen. Ueberall sind Allen, welche lernen wollen, die besten Werke aller Zeiten in den öffentlichen Sammlungen zugänglich, an denen Auge und Hand sich bilden. Der talentvolle Anfänger sucht heutigen Tages den todten oder lebenden Meister in eigner Wahl sich aus, dem er nachgeht, oder erfindet sich eine eigene Methode. Ein zwingendes Bedürfniß, nur aus sich heraus darzustellen, was nach Gestaltung in der Phantasie ringt, zieht ihn dahin oder dorthin und läßt ihn auch den Werken der die Ausstellungen bevölkernden Maler und Bildhauer als freien Vorbildern folgen. Dieser Zustand der bildenden Kunst ist ein unerhörter. Es scheint Niemand zu wissen, wohin er wolle. Und doch entspricht die Lage der Dinge in natürlicher Weise dem allgemeinen Zuschnitte unseres Daseins. Es darf nicht gesagt werden, daß Jemand dieser Verwirrung überdrüssig sei, aber freilich auch nicht, daß Jemand die Straße wisse, die aus ihr herausführe. Es ist eben keine besondere Straße offen, weil alle sich aufthun. Die denkende und bildende große Menschheit hat sich in zahllose einzelne Individuen aufgelöst, denen aber inmitten dieser Auflösung wohl ist.

Es hat Jemand diesen Zustand fanatischen Unabhängigkeitsbedürfnisses vorausgesehen und sogar symbolisch dargestellt, fünfzig Jahre ehe er eintrat: Goethe im zweiten Theile des Faust. Auch die beherrscht Goethe heute, die nichts von ihm wissen.

Goethe ist die Gnade zu Theil geworden, daß er niemals elegant war. Was heutige Schriftsteller von sich streifen möchten, den falschen Wortglanz, den wir hassen, hat er nie gekannt. Das Zeichen seiner Uebermacht. Für alle Zeiten wird dieser Adel über ihm liegen. Ueber ihm und Schiller. Auch dessen große Worte sind durch keine Eleganz jemals entweiht worden.

Goethe hat im ersten und zweiten Theile des Faust geschildert, was innerhalb der inneren und der äußeren Erfahrungen eines kraftvollen Mannes liegen kann. Das Gedicht ist in den ersten Jahrzehnten nach Goethe's Tode noch nicht verstanden worden. Der zweite Theil gehörte lange Zeit nicht zu dem, was in der Reihe von Goethe's Dichtungen für unentbehrlich galt. In den siebziger Jahren erst fing man an, ohne sich Rechenschaft zu geben weshalb, ihn intensiver zu lesen; die Versuche, ihn zu erklären, mehrten sich, und es wurde Anstalt gemacht, ihn auf die Bühne zu bringen. Goethe löst in dem Drama ein Problem, das uns immer mehr beunruhigt. Das Vergangene sehen wir durch die Geschichtschreibung heute uns so nahe gebracht, daß es den Anblick einer künstlich reproducirten Gegenwart annimmt. Wir erleben, was von Andern vor uns erlebt worden war, selbst. Abgestorbene Zustände und Personen dringen auf uns ein und reißen uns in ihre Schicksale hinein. Wir haben Maler, die das Jahrtausende Zurückliegende darstellen, als wären Photographien ausgegraben worden, die es verrathen, als hätten wir es vor Augen. Jener Alma Tadema, von dessen Sappho vorhin die Rede war, malt so.

Auf der Bühne hätten wir das ja immer schon erfahren, könnte gesagt werden. Da aber bleiben uns die Dinge doch ferner: wir sehen zu sehr den Schauspieler, wie wir in der Oper mehr den Sänger hören. Auf dem Theater verlangen wir Faust heute nicht zu sehen: viel unmittelbarer umgibt die gelesene Dichtung uns. Faust als Geliebter und Gatte der uralten homerischen Helena, die Goethe ins moderne Dasein bringt, hat nichts Seltsames mehr für uns. Wir vermöchten uns an seine Stelle zu versetzen. Die alte griechische Welt umgibt ihn und uns. Wir haben einen Maler heute, der in diese Zauberwelt ebenso unmittelbar uns hineinweist: Böcklin. Böcklin wäre des zweiten Fausttheiles geborener Illustrator. Seine mythologischen Phantasien muthen mich zuweilen an, als ob es Scenen daraus seien.

Auch Böcklin ist nicht elegant. Das ist der Jammer seiner unfruchtbaren Nachahmer. Seine Unschuld ist die eines Kindes. Jedes seiner Gemälde ist wie eine Wasserperle, die aus unentweihtem strömenden Quellwasser im Walde aufsteigt. Sie nehmen kein Ende. Die heutigen verschrobenen Mythenfabrikanten, die dem Publicum einreden, ihr Unsinn hege geheimen Sinn, werden vielleicht einmal sich zusammenthun und Böcklin für einen abgethanen Mann erklären, von dem das Publicum sich doch nicht länger etwas vormachen lassen solle. Wie die Germanisten einmal Jacob Grimm in Verruf thun wollten, weil er ihnen den Handwerksbetrieb verdarb. Böcklin ist der echte, wahrhaftige Romantiker der Gegenwart.

Goethe und Böcklin stehen nicht einsam da in dem Beginnen, den Mythenvorrath aller Völker und aller Zeiten neu aufzufrischen und zu vermehren. In England sahen wir Browning dasselbe unternehmen mit gleichem Erfolge scheinbar, und eine ganze Schule von Malern sich ähnlicher Phantasieproduction hingeben: Rosetti, Leighton, Burne-Jones. Ihr Begehren ist, das scheinbar ewig Versiegte wiederaufzugraben und zu einem Ocean der Phantasie zusammenzugießen, dessen Wogen ein halb Götter-, halb Gespenstergeschlecht entsteigt, uns zu erfreuen und zu beängstigen. Schon Lord Byron hatte dergleichen gewollt, aber seine Zeiten waren noch nicht die rechten. Jene Romantiker, die von 1800—1830 Europa überwältigten, waren noch zu aristokratisch gesinnt. Sehr wenige ausgenommen, sind sie auch elegant gewesen. Es braucht zu vieler Kenntnisse, um ihrer froh zu werden, oder, da Frohwerden nicht immer das rechte Wort hier ist, um sie in sich aufzunehmen. Auch Lamartine war ein zu vornehmer Herr, um Frankreich so voll mit seinen Versen zu erfüllen wie Victor Hugo nach ihm gethan hat, der, im Glanze demokratischen Feuers glühend, den Franzosen verständlichere Bilder emporsteigen ließ. Lamartine, Chateaubriand, Alfred de Musset strebten immer auch heimlich danach, es den alten Akademikern recht zu machen und würden sich ohne ihre applaudissements unglücklich gefühlt haben, ebensogut wie Heine, indem er Goethe scheinbar verspottet, doch nach dem Beifalle derer hungerte, die Goethe verehrten: sie sollten sich nur ihm zuwenden, aber dieselben Leute bleiben. Dagegen Victor Hugo's Légende des siècles (auf die mich zuerst ein Pole hinwies, während kein Deutscher, soweit ich herumfragte, das Buch gelesen hatte): Bände voll wildphantastischen tollen Aufwuchses aus einem Gehirn, dem, man möchte so denken,

hundert Bände gleichen Inhaltes noch hätten entströmen können, werfen uns, wie der zweite Theil des Faust, Ausgeburten der Phantasie des neunzehnten Jahrhunderts wie goldene Aepfel entgegen. Leise rollen sie uns vor die Füße wie aus unerschöpflichem Vorrathe. Das griechische Götterdasein und die Arbeiterwelt des neuesten Tages vermählend, läßt Victor Hugo ein Geschlecht von Phantasiegeschöpfen daraus entspringen: todte Körper, in deren Adern das Blut der Gegenwart aber nun wieder fließt. Nichts, wonach er nicht griffe. Goldene Aepfel sagte ich, ebensogut aber ließe sich sagen, ein mit rohen Händen zusammengerissener Raub aus allen irdischen Jahrtausenden werde uns von dem französischen Dichter zugeworfen, wie glühende Bälle eines neuen, ungeahnten Metalls. Ich habe einen Schauder davor, aber ich empfinde, warum die Franzosen von heute in ihm ihren größten Dichter verehren. Der erste französische Künstler ist er. Brauchte man in Frankreich jetzt eine frische Marseillaise, so würde man sie bei Victor Hugo bestellen, lebte er noch.

Die bildenden Künste und Dichtung bedürfen, um in lebendige Bethätigung zu gerathen, nationaler Erwartung. Sie sollen sich nicht hochmüthig-bettelhaft anbieten, man soll gierig nach ihnen greifen. Die Völker müssen von ihren Dichtern, Bildhauern und Malern begehren, das sichtbar werden zu lassen, was die Gemüther erfüllt. Dante gab in dem colossalen Durcheinander von Vergangenheit und Gegenwart seines Gedichtes den Mitlebenden, was sie beunruhigte und beruhigte, wofür man eine Form suchte. Er fand sie. Wir sehen, wie zu Dante's Zeit das toscanische Volk auch auf dem Felde der bildenden Kunst das Neue begehrt und das Alte verläßt. Neues Gefühl der Begebenheiten des Neuen Testamentes und der christlichen Legende verlangt neue Formen dafür. Man will die Gegenwart und zugleich die Geheimnisse der alten Welt vor Augen haben. So ist es heute wieder, die Umschwünge wiederholen sich. Wunderbar muthet uns an, was die heutige Gegenwart, von gleichen Trieben überwältigt, zu vollbringen im Begriffe ist. Das Chaos sehen wir hereinbrechen, und es ist doch nichts als die Wiederholung der Dante'schen Revolution. Dante greift den Inhalt alles historischen Werdens früherer Zeiten in Thaten und Gedanken zusammen, knetet es zu gleichmäßigem Teige in neue Gestalt und verschafft seinen Gebilden Glauben. Die Romantische Schule unseres Jahrhunderts repräsentirt die ersten Versuche der um 1800 neuaufkommenden Jugend, die Aehnliches zu unternehmen versuchte. Ich komme noch einmal darauf zurück. Byron's Don Juan und Childe Harold, obgleich Vergänglichkeit ihnen innewohnt, sind die ersten wahrhaft modernen Dichtungen. Heine will Byron nach, aber seine Erfindungsgabe reicht nicht aus. Goethe's zweiter Theil des Faust aber wurde, weil Goethe wußte, daß er nun zu alt sei, um den Erfolg dieses seines größten Werkes zu erleben, von ihm zurückgehalten: nach seinem Tode erst kam es ganz heraus, denn da erst brach die wirkliche Gegenwart an. Den Romantikern um Goethe her fehlte der rechte Hauch der rohen Natur. Man schnauft heute mit dem zarten Duft der Rose den vollen Gestank des Gemüsekellers zugleich ein, in dem Zwiebeln und Käse nebeneinander liegen. Ein altes Weib will man sehen, das eine Ziege am Strick durch eine Sanddüne sich nachzerrt. Und doch wird zugleich das Bild

einer abendlichen Flur tief empfunden, über die aus dem fernen Dorfe der Glockenklang des Ave Maria herüberschwimmt, während ein arbeitender Knecht und eine Magd ihr Thun unterbrechen, um das Gebet herzusagen. Millet ist der einzige wirkliche Maler, den Frankreich hervorgebracht hat. So eingeübt war man in Paris, nur das zu bewundern, was im Sinne der vom Staate approbirten akademischen Kunst gemalt und gemeißelt wurde, daß ein Mann wie Millet in Hunger und Elend absterben mußte, ehe man ihn verstand. Ich habe auch Böcklin's Laufbahn von seinen Anfängen an miterlebt und weiß, wie gleichgültig oder bedauernd man an seinen ersten Arbeiten vorüberging. Heute könnte sogar von ihm verlangt werden, daß er das Geheimniß seiner Erfolge enthülle. Wurde einst doch für Neid und Mißgunst angesehen, daß Michelangelo keine Schüler züchtete. Böcklin hat keine Geheimnisse. Er ist ein, wie sie alle sind, schmuckloser Schweizer; aber er empfindet den Hauch des Frühlings und malt ihn wie kein Mensch auf Erden sonst. Er ist tief in die Geheimnisse des Gebirges und der Jahreszeiten eingeweiht. An den Staat wird immer wieder das heimliche Ansinnen gestellt, er solle eine öffentliche Schule einrichten, auf der auch die Kunst gelehrt werde, Erfolg zu haben. Und in der That, man eröffnet bei uns halb und halb den Schülern die Aussicht, es werde dem, der sich durch Fleiß auszeichnete, ein Weg zu innerer Befriedigung und auskömmlicher Existenz durch sie aufgethan. Früher vielleicht durfte der preisgekrönte Schüler einer Kunstakademie annehmen, er habe eine Erfolg versprechende Laufbahn vor sich. Von wem aber soll ihm diese heute garantirt werden? Weder unsere Fürsten, noch die Regierungen, noch die reichen Leute wenden sich vorzugsweise an examengekrönte Akademiker, sondern suchen sich für ihre Ideen die Künstler aus, die ihnen genehm sind. Mit vollem Rechte. Fabrikation und Handwerk bedürfen zuverlässig künstlerischer Arbeiter, aber auch diesem Bedarfe genügen, scheint es, die Schüler der Akademien in vielen Fällen nicht. Interesse flößt uns der Künstler heute erst ein, der, seinen Weg sich selbst suchend, eine kräftige Individualität enthüllt. Vorbilder weiß ihm Niemand zu geben. Es ward oben bemerkt: was bei der Begründung der Pariser Akademien gleichsam abseits des Weges gestellt worden war: die Kunst des Quattrocento und die der Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts, ist in die Gunst des Publicums zurückgekehrt. Wir haben von Ruhm und Nachahmung umgebene Meister, deren Formgebung auf der Nachempfindung dieser wiederauflebenden Manieren beruht. Schon Rembrandt hat die Scenen der Bibel ohne Rücksicht auf das scheinbar historische Costüm der Italiener des Cinquecento so dargestellt wie seine Phantasie, die von keiner Schranke gehemmt war, sie ihm vorspielte. Er hat das Seelische stets mit so überwältigender Kraft betont, daß der Rest Nebensache war. Dennoch eigneten seine Werke sich nicht zur Nachahmung, denn nur Rembrandt sah die Natur so, kein Andrer darf sie so sehen, und selbst Rembrandt's nächsten Schülern gelingt es nicht, ihm nachzuthun. So ergeht es uns mit Böcklin. Er bringt Frisches. Das Publicum will nichts Altes, es empfindet nur die Gegenwart; wie aller Jugend ist der neueste Frühling ihm der schönste, und ein neues Bild von Böcklin ihm interessanter als

selbst Rembrandt's genialste Leistungen. Rembrandt's Erfindungsgabe war unerschöpflich, seine Hand wußte für jede Seelenstimmung den richtigen Ausdruck zu finden, für die Pariser Akademie aber existirte er nicht und auch für die unsrige darf er kein Muster sein. Auch Neuere haben ihm nachgeahmt, seine Art, die Dinge darzustellen, ist irgend wie über sie mächtig geworden, aber diese Anschauungen haben sich erschöpft, und das ist der Grund, daß man heute schon wieder daran genug hat. Rembrandt war eine Mode. Rembrandt stellt in einer großen Radirung die Abnahme Christi vom Kreuze dar. Die italienischen Meister lassen den Todten majestätisch sich niedersenken, nicht als machtlose Masse, sondern von gleichsam höherem Leben noch erfüllt, wie sie das eben geborene Christkind, das der Natur zufolge form- und willenlos daliegen müßte, in freier Bewegung bereits darstellen, mit ausgebildeten kindlichen, aber kräftigen Gliedern, als sei es schon im Besitz voller geistiger Beweglichkeit. Rembrandt gibt dem vom Kreuze heruntergelassenen Körper den furchtbaren Anblick abgestorbener Gliedmaßen, die den inneren Zusammenhang verloren haben, die, wenn man sie los- und fallen ließe, zu einem unförmlichen Klumpen auf dem Boden zusammen stürzten. Nur ein Meister wie er konnte dergleichen darstellen, kein Schüler aber darf es nachahmen. Neuere Nachahmer gehen vergeblich so der Gestaltung des Ungestalten nach. Die neutestamentarischen Scenen eines der modernen Nachahmer Rembrandt's stellen die ersten Anhänger Christi wie Sectirer der Reformationszeit dar: aufgeregte Bauern, deren heiße Stirnen und geballten Fäuste eine Rolle spielen. Und wie werden von vielen Seiten überhaupt im Anklang an Rembrandt Scenen der Evangelien heute mißbraucht. Es überbieten sich talentvolle Maler in der Auswahl des Grauenhaften. Das Erhebende, Beruhigende vermeiden sie, das in Rembrandt's idealer Farbentiefe liegt. Das Krankhafte, Fürchterliche scheint den Hauptinhalt dieser Malereien auszumachen. Mindestens das Bedrängende. Das heutige Streben nach theatralischer Sensation gilt als Befriedigung des Triebes nach Wahrheit. Die gesammte Geschichte der Menschheit wird auf Effecte dieser Art zugespitzt. All das aber hat den Reiz der Neuheit auch bereits wieder hinter sich, und man wird diese Herzerrungen des Heiligen bald nicht mehr ertragen.

IV. Die Zukunft.

Auch die Hochschule für Musik bildet einen Theil der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin.

Als ein wunderbarer Gegensatz zu dem Absehen von den Leistungen der Griechen beim Studium der Malerei und Sculptur erscheint das Verhalten der heute lernenden Jugend zur Musik. Sie soll uns immer noch nur beglücken wie ehedem. Selbst die neueste Schule verlangt das. Sie soll nur schön sein. Bei ihr ist das Verständniß der Werke der ehemaligen großen Meister unerläßlich für jeden eigenen Fortschritt. Das Publicum begleitet diese Studien mit Ehrfurcht. Lehrer und Schüler verstehen sich. Malerei und Sculptur müssen dieselben Ansprüche wieder erheben und dieselben Wege wieder beschreiten.

Bei der bildenden Kunst hat sich die Meinung verbreitet, nicht das Schöne, sondern das Charakteristische sei das Wahre. Das Antlitz eines jungen Mannes, der, freundlichen Gedanken sich überlassend, ruhevoll vor sich hinsieht, sei weniger wahr, als wenn er erschüttert uns anstarrte. Seelische gewaltsame Bewegung plötzlich vorbrechend, sei echter als Stille der Empfindung. Leidenschaft, innerer Schmerz, oder mindestens hochgradige Unbehaglichkeit wahres Dasein. Als halte man es für zu wenig, eine Gestalt zu schaffen, die nichts weiter als ein schönes, junges Mädchen sei, etwa wie wir eine Julia, eine Imogen, eine Cordelia, eine Iphigenie empfinden. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß, wo nach dem lebenden Modell gezeichnet oder gemalt wird, vom Leben ruinirte, sogar von der Natur vernachlässigte Gesichter gern zum Vorbild gewählt werden, und daß das Widerwärtige sogar in bewunderungswürdiger Technik dargestellt wird. Dies beruht auf einer verdorbenen Grundanschauung. Das Gesunde, Frische, Kraftvolle soll als Vorbild dastehen. Niemals hatte die Kunst der großen Meister es gewagt, die Ureltern der Menschheit anders als umfangen vom Adel unberührter Schönheit und Kraft zu malen oder zu meißeln: Rembrandt zuerst stellte Adam und Eva als plumpe, nackte Bauern neben einander, die in blöder Verlegenheit vor sich hinsehen, und diese Anschauung ist in die Kunst der neuesten Zeit eingedrungen. Fast auf keiner der vielen Ausstellungen, die überall jetzt abgehalten werden, fehlen die Paradiesbewohner, so oder so zu körperlicher Erniedrigung herabgezogen. Zwar haben unsere öffentlichen Kunstschulen vor Dingen dieser Art weder zu warnen noch die Schüler auf das Geistlose darin auch nur hinzuweisen; wohl aber sollte diesen gezeigt werden, worin die Schönheit früherer Auffassungen und zumal die tragische Macht der Gemälde besteht, die Michelangelo dem Kreise der Mythen, die das Paradies umgeben, entnommen hat. Und dann auch könnte den Schülern gesagt werden, wie Milton im Verlorenen Paradiese und im Wiedergewonnenen Paradiese unsterbliche Dichtungen schuf.

Ließe man die Schüler neuerer Kunstschulen dabei, ihre Kenntniß erhabener Dichtungen nur aus den Atelierwitzen geistig verkrüppelter Existenzen etwa zu schöpfen, aus den Verhöhnungen des Erhabenen, aus einer Weltanschauung, der die Ausmalung von Künstlerkneipen als letztes Ziel der Betrachtung der Dinge gilt, so müsse Raphael's Darstellung des Sündenfalles: wie Eva in lächelnder Schönheit Adam die Frucht darreicht, ja selbst seine sixtinische Madonna als veraltet gelten. Man erinnere sich unserer Ausstellungen: auch Bildnisse junger Mädchen und Frauen, die nur durch vollendeten Liebreiz entzücken sollen, gehören kaum noch zu dem, was Künstler schaffen möchten. Denen des Cinquecento war dies zu erreichen das höchste Ziel, und auch die französische Akademie strebte danach. Das Verlangen nach Eleganz beeinträchtigte hier ihre Arbeit nicht. Auch Schadow, Canova und Rauch strebten danach. Nach ihnen aber verschwindet bei den Künstlern die Lust, die Blüthe des menschlichen Daseins darzustellen, mehr und mehr. Die bloße Freude am Dasein scheint uns, wenn wir den Gesammteindruck unserer Ausstellungen überschlagen, beinahe abhanden gekommen zu sein. Es ist als lastete etwas auf der Menschheit.

Die Arbeiten der Griechen zeigen eine durchdringende Kenntniß der natürlichen Formen in ihrem normalen Wachsthum. Die neuere akademische Kunst hat sie niemals erreicht, in der Anlehnung an sie aber ist sie weit vorgeschritten. Vergleichen wir die Restaurationen defecter antiker Statuen hohen Ranges, wo es sich um Zusätze abgeschlagener Körpertheile handelt: die beiden Arme des Betenden Knaben, die wiederhergestellten Theile des Antlitzes der Venus von Milo und des Zeus von Otricoli, die Wiederbelebung der äginetischen Giebelfiguren durch Thorwaldsen sind Meisterwerke, die wir nicht mehr entbehren können. Bereits aber ist eine Unfähigkeit auch hier eingebrochen, gegen die der öffentliche Unterricht ebenso sich wenden sollte, wie er für die Kenntniß der schönen Natur einzutreten hat. Einen bösen Anblick boten die Wiederherstellungsversuche der unserem Museum angehörigen halb zerstörten Marmorfigur einer griechischen Tänzerin dar. In der Nationalzeitung hieß es: — Einmal können unsere heutigen deutschen Künstler sich schwer in den althelleniſchen Kunstgeist hinein finden, andererseits gilt ihnen das Reconstruiren und Nachempfinden vorhandener Kunstwerke, zumal der Antike, als eine Kunstbethätigung geringeren Grades, für welche sie die richtige Bezeichnung nicht finden können. — Dieses Urtheil (dessen Autor ich nicht kenne) entspricht in der That wohl der heutigen Stimmung der Künstler wie des Publicums. Die Werke der Griechen sind, wie es scheint, unseren Bildhauern unbequem. Sie wollen Neues schaffen. Die Museen müßten ihrem Gefühle nach ausgeräumt werden, weil die Werke abgethaner Leute die Wände da einnehmen, welche den Schöpfungen lebender Maler gebühren. Was an Geldern für Kunst bewilligt wird, sollte, meinen sie, nicht Verstorbenen zu Gute kommen, denen es nichts mehr nützen könne. Der Mißerfolg der aufgestellten Restaurationsaufgabe zeigt aber nur, daß den Künstlern und dem Publicum bereits Etwas verloren gegangen sei. Anfang unseres Jahrhunderts stellte Pacetti in Rom aus einem ruinirten griechischen Marmorkörper, dem Arme und Beine und die Nasenspitze fehlten, und an dem Viele schon sich versucht hatten, den Schlafenden Satyr wieder her, der (heute in der Münchener Glyptothek) die Bewunderung der Welt erregt. In diesem Werke ist ein Verlorenes so gut wie neu gewonnen worden. Wer die halb wissenschaftliche, halb selbstschöpferische Thätigkeit nicht versteht, die hier gewaltet hat, dem muß klar gemacht werden, wie hohe Verehrung ihr vielmehr zu zollen sei. Wie empfinden wir aus jedem Theile dieses nun wieder vollendet erscheinenden Werkes, den tief aufathmenden Schlaf. Welch' ein Triumph des ‚Nachempfindens althelleniſchen Kunstgeistes'! In den letzten fünfundzwanzig Jahren erst ist das Verständniß dieser Kostbarkeiten beeinträchtigt worden. Ich erinnere mich der Stimmung, mit der im Jahre siebzig, als der Krieg begann, die Auffindung der Statue der Siegesgöttin des Paionios begrüßt wurde, die Niemand heute zu restauriren im Stande wäre, sondern deren Abguß in unserem Museum heute dargeboten wird, als ob man einen Gehängten vor Augen habe.

Ich schließe diese Betrachtungen mit dem Aussprechen eines Gedankens, den ich lange schon hege.

Dem Deutschen Volke, das heute lebt und hofft und arbeitet, wird das Gefühl niemals entrissen werden, daß sein geschichtlicher Adel auf dem beruhe, was seine Denker thaten. Am Kampfe, sagt Tacitus, haben die Deutschen ihre Freude: mit welchem Neide aber beschreibt Machiavelli zu Anfang des Jahrhunderts der Reformation die friedliche Macht der deutschen Städte! Unsere kriegerischen Siege feiern wir mit Recht, in der geistigen Arbeit aber sind wir uns unserer Zusammengehörigkeit am Reinsten bewußt. Wie die Griechen einst.

Das Deutsche Volk bedarf einer Stelle, wo die ruhmreichsten Vollbringer seiner geistigen Arbeit in Bildnissen und Büsten zusammenstehen. England hat seine Westminsterabtei, Frankreich sein Pantheon. In der Umgegend von Berlin sollte ein passender Platz als Garten frei gelegt und der Tempel von Olympia da neu errichtet werden. Nicht bloß die eine Façade, die heute aufgeführt worden ist, und deren Einblick uns erfreut und erhebt, sondern in vollem Umfange sollte er dastehen, wie er einst in Olympia stand, und sein Inneres den Dichtern und Denkern des Volkes geweiht sein. Deutschland würde ein Denkmal seiner Größe darin besitzen, das, sobald es einmal dastände, unentbehrlich erschiene. Für unsere Generäle haben wir die Ruhmeshallen des Zeughauses als ideale Wohnung. Unsere Helden des Gedankens aber stehen einzeln in Sitzungssälen, Vorplätzen und sonstwo vereinzelt herum, wo Niemand sie suchen würde.

Es bedürfte nur eines geringen Aufwandes an Mühe und Material, um das friedliche Nationalheiligthum des griechischen Volkes als ein neues Denkmal der Deutschen friedlichen Arbeit wieder aufzurichten. Es könnte zu Ehren des Jubiläums der Akademie der Künste dieser Bau in Angriff genommen werden.

Die deutsche Frauenbewegung.

Von
Gustav Cohn.

[Nachdruck untersagt.]

XIX.

Aus mehreren Gründen will ich hier nun unterlassen, sei es auf die technisch-volkswirthschaftliche Seite der Reform, nämlich auf die neu zu eröffnenden Erwerbsarten des weiblichen Geschlechts, einzugehen, sei es die pädagogische Seite des Gegenstandes näher zu erörtern. Das Erstere ist vielfach und seit lange in der üblichen Literatur der Frauenfrage geschehen und würde hier zu weit führen. Das Andere ist eine eminent fachliche Frage, welche ich gern der Weisheit competenter Schulmänner überlasse.

Es mag an dieser Stelle genügen, wenn ich gleichsam die Fäden beider Erörterungen an demjenigen Punkte zusammenfasse, an dem sie sich zu einem Thema von hervorragendem Interesse vereinigen, einem Thema, das wir auch vorhin bereits berührt haben, nämlich dem Frauenstudium. In ihm tritt uns (zugleich mit dem Reize einer brennenden Tagesfrage) in seinen höchsten Spitzen sowohl der Kampf um die neuen Erwerbsgebiete des weiblichen Geschlechts wie das Ringen um eine wesentlich veränderte Einrichtung der weiblichen Erziehung entgegen. Weder kann die Meinung der neuen Bestrebungen für das Frauenstudium die sein, eine unterschiedslose Menge von weiblichen Wesen in die studirten Berufsarten hinüberzuführen und die Mißstände, die wir an dem Studium und den Studirten des männlichen Geschlechts kennen, zu verdoppeln, noch kann ein vernünftiger Mensch daran denken, für die Gesammtheit oder nur eine große Zahl der bisherigen Zöglinge der höheren Töchterschule ein Hochschulstudium einführen zu wollen. Dagegen soll das Frauenstudium gleichsam den Gipfel der Reformbestrebungen in beiderlei Richtung bezeichnen, von welchem aus man in eine neue Welt der weiblichen Berufsbildung und der weiblichen Erziehung hinabschaut.

Um zunächst einen Maßstab für die Neuheit der Sache zu gewinnen, ist es angemessen, theils einen Blick in die Geschichte zu werfen, theils und namentlich eine Vorstellung davon zu gewinnen, was im Auslande neuerdings auf diesem Gebiete geschehen ist.

Seit den frühen Jahrhunderten des Mittelalters erscheinen gelehrte Nonnen[1]), welche freilich in einem Zeitalter, in dem große Dichter des Lesens unkundig waren (wie Wolfram von Eschenbach, Ulrich von Lichtenstein, Graf Hugo von Montfort), ihre Gelehrsamkeit meist auf die Kunst des Lesens und Schreibens beschränkten. Aber einzelne erheben sich zu einem höheren Grade der Gelehrsamkeit, und ihre Schriften hat die Geschichte aufbewahrt. Zumal in der Zeit der Ottonen, und theilweise in der Verwandtschaft des königlichen Hauses gab es gelehrte Frauen. Darunter jene Hedwig von Schwaben, deren Andenken uns von Scheffel im „Ekkehard" erneuert worden ist; oder ihre Schwester Gerbirg, die Aebtissin des sächsischen Stiftes Gandersheim sammt deren Schülerin Hrotsvith, welche die schwierigeren lateinischen Schriftsteller beherrschte und ein gutes Latein schreiben lernte, in dem sie dann fünf Legenden, sechs Comödien, ein Lobgedicht auf Otto I. und eine Geschichte der Anfänge des Klosters Gandersheim abfaßte. Oder Heloise, die Nichte des Canonicus Fulbert in Paris, die Schülerin und Gattin des großen Abälard. Sie war wegen ihrer Gelehrsamkeit in ganz Frankreich berühmt[2]). Abälard hatte sie in diese Gelehrsamkeit eingeführt, indem er ihr Unterricht im Griechischen, Hebräischen, in der Theologie gab. Die Zeugnisse ihres lateinischen Stils und ihres darin verewigten Geistes findet man in ihrem Briefwechsel mit Abälard.

Oder blicken wir in das letzte Jahrhundert, so zeigt sich uns in demselben Frankreich die einzige Gestalt des Fräulein von Lezardière. Von dieser gelehrten Dame ist ein großes rechtshistorisches Werk verfaßt, welchem Robert von Mohl gründliche Gelehrsamkeit, Festigkeit des Planes, Kunst der Stoffverwendung bei einem schwierigen Gegenstande nachrühmt. Von früher Jugend an hat die Verfasserin auf dem väterlichen Schlosse in der Vendée ihre geschichtlichen Forschungen unermüdet fortgesetzt, bis die Stürme der Revolution sie vertrieben[3]).

Minder erfreulich scheint das, was in Deutschland während der letzten Jahrhunderte als das „gelehrte Frauenzimmer" bekannt und berüchtigt geworden ist — ein Seitenstück der männlichen Gelahrtheit des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts[4]). Wo es denn sich ereignete, daß in der Gelehrsamkeit Frau Gottsched mit ihrem Gatten wetteiferte, oder in Greifswald Anna Christine von Balthasar, der Weltweisheit Baccalaurea, in öffentlichem Actus sich rhetorisch präsentirte.

Einen anderen Eindruck macht die Frau Dorothee Christiane Erxleben, die Gattin des Diakonus in Quedlinburg, welche am 12. Juni 1754 von der medicinischen Facultät der Universität Halle zum Doctor promovirt wurde. Sie war die Tochter eines Arztes, der ihre Jugendbildung und ihre Erziehung

---

[1]) Weinhold, Geschichte der deutschen Frauen in dem Mittelalter, Bd. I, S. 121—143.

[2]) Hausrath, Peter Abälard (1893). Abälard sagt von ihr: „per abundantiam litterarum erat suprema."

[3]) Robert von Mohl, Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften (1858), Bd. III S. 46.

[4]) G. Steinhausen in „Nord und Süd", October 1895.

für den ärztlichen Beruf leitete, verfaßte auch im Jahre 1742 eine größere Schrift über das gelehrte Studium der Frauen, erhielt vom Könige den Dispens zur Promotion und legte das mündliche Examen in lateinischer Sprache „mit einer solchen gründlichen Genauigkeit und bescheidenen Beredsamkeit" ab, daß „alle Anwesenden damit vollkommen vergnügt waren".

Die neuerdings öfters hervorgezogene Promotion der Dorothea Schlözer zu Göttingen möchte ich, nach einem Einblick in die Acten der philosophischen Facultät, nicht gar zu ernsthaft genommen wissen. An wissenschaftlichem Ernst mag sie vielleicht mit manchen anderen Promotionen der damaligen Zeit sich vergleichen können, nicht aber mit dem, was jetzt — ein Jahrhundert später — in derselben Facultät gefordert wird und auch von weiblichen Candidaten geleistet worden ist.

Allein diese flüchtigen Andeutungen sind kein Ersatz für eine zusammenhängende historische Darstellung des Gegenstandes; sie sollen nur eine ungefähre Empfindung dafür geben, daß vielerlei und seit lange vorausgegangen ist, was die heutigen Bestrebungen für das Frauenstudium vorbereitet hat.

Größeren Nachdruck möchte ich auf die Vorgänge des Auslandes in der Gegenwart legen. Denn in diesen erst beginnt, was so lange eine Curiosität und Ausnahme gewesen, sich in ein normales Stück geistiger Ausbildung und regelmäßigen Berufsstudiums zu verwandeln. Was man uns auch von den gelehrten Nonnen des Mittelalters, den weiblichen Professoren Italiens und den Frauen der Renaissance bis herab zu den gelehrten Frauenzimmern Deutschlands erzählen mag — das ungläubige Ohr kann daraus leicht etwas Aehnliches heraus hören, wie die Töne des sechsjährigen Musikvirtuosen, den seine Eltern als ein Weltwunder herumführen, das ebensoviel Kopfschütteln als Bewunderung hervorruft. Was dagegen heute um unsere Grenzen herum bei den anderen Culturvölkern sich entwickelt hat, mit einer Energie und Unwiderstehlichkeit, daß es längst begonnen hat, die Grenzen zu überwinden und zu uns hereinzudringen; was den Charakter einer Einzelerscheinung längst abgestreift, ja von Anfang an wie eine neue Institution sich festgesetzt und Wurzel geschlagen hat — das nimmt für sich dieselbe Aufmerksamkeit in Anspruch, wie jede andere Seite des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens dieser Nachbar-Nationen.

Die Frage bleibt ja immer: was bedeutet für uns eine solche Erscheinung in dem Leben anderer Völker? Welche Beweiskraft wohnt einer solchen Entwicklung des Auslandes für die Anerkennung ihres Beispiels im eigenen Lande bei? Wir haben weiter oben, da, wo wir von der abstracten Forderung der Gleichstellung des weiblichen Geschlechts sprachen, es als einen lobenswerthen Charakterzug der deutschen Frauenbewegung bezeichnet, daß sie die staatsrechtliche Seite dieser Gleichstellung hintangesetzt habe, verschieden von dem Auslande, von England, den englischen Colonien, den Vereinigten Staaten von Amerika, wo gerade auf diese Seite des Gegenstandes sich ein wesentlicher Theil der Bewegung richtet. Wenn also an diesem Punkte Verschiedenheit der Bestrebungen des eigenen Landes gegenüber den anderen Ländern Weisheit ist, warum nicht auch an jenem?

Wäre diese Consequenz richtig, so würde ihr die allgemeinere Wahrheit entsprechen, daß Entwicklungen innerhalb der europäischen Völkerfamilie und ihrer gemeinsamen Cultur überhaupt nicht anzuerkennen sind, daß eine Nutzanwendung voraufgehender Erlebnisse und Bestrebungen des einen Volkes auf das andere überhaupt eine Verkehrtheit ist, daß jedes Volk sein eigenes Leben lebt und keines von dem anderen etwas zu lernen hat. Niemand wird es heutzutage wagen, so etwas zu behaupten. Wissenschaft und Erfahrung, ja die täglichen Erlebnisse strafen eine solche Ansicht Lügen. Es gibt bereits so viel Gemeinsames in den Einrichtungen des politischen und socialen Lebens der Völker, dieses Gemeinsame ist im Laufe des neuen Zeitalters so mächtig angewachsen, daß die Hauptsache nicht bestritten werden kann. Streitig kann nur das Einzelne sein und die Beweiskraft des Einzelnen in den Vorgängen des einen Landes gegenüber dem anderen Lande. Wir haben in diesem Sinne bestritten, daß es wünschenswerth sei, das Beispiel der englisch-amerikanischen Bewegung für Frauenstimmrecht in Deutschland zu befolgen, oder vielmehr die Thatsache mit Genugthuung hervorgehoben, daß innerhalb der deutschen Frauenbewegung (in der Begrenzung, die wir kennen) ein solches Bestreben sich nicht geltend gemacht hat. Der Grund dafür war der, daß trotz der unverkennbaren Bedeutung des englischen Vorbildes für die deutsche Verfassungsentwicklung große Verschiedenheiten im Einzelnen bestehen, insbesondere solche Verschiedenheiten, welche den Grad der staatsbürgerlichen Reife zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten bestimmen. In England ist man stufenweise vorangeschritten auf dem Wege des freien Staatswesens durch monarchische, aristokratische, demokratische Entwicklungen hindurch, deren jede — zumal die demokratische Entwicklung dieses Jahrhunderts — ihrerseits abgestuft war in besonnenen Fortschritten der Verfassungsreform. In Deutschland umgekehrt ist, nach einer lange durch widrige Geschicke gehemmten Entwicklung, wie nach einem russischen Winter plötzlich der heiße Sommer gefolgt, der die wesentlichen äußeren Bestandtheile eines freien Verfassungswesens brachte; und die schädlichen Folgen dieses unvermittelten Sprunges sind nicht ausgeblieben. Wollen die Engländer und ihr colonialer Gefolge in der großen Völkerfamilie der Erde den Schritt versuchen, an die demokratischen Stimmrechtsreformen der letzten Jahrzehnte oder dasjenige der Art, was viel länger (wie in den neuenglischen Ländern) besteht, die Erweiterung auf das Frauenstimmrecht anzureihen, so sollen sie ihr Heil versuchen. Wir hegen als Zuschauer das Vertrauen, daß sie die Staatsweisheit in den inneren Reformen, die sie bisher ausgezeichnet, auch dabei beweisen werden. Aber alles das, was sie uns hier zeigen, lehrt uns gerade, wenn wir nicht mechanisch, sondern mit historischem Verständniß ihr Beispiel befolgen wollen, uns vor ferneren kühnen Sprüngen in der Entwicklung unserer Wahlrechte zu hüten.

In dem Gebiete höherer Erziehung des weiblichen Geschlechts bedeuten die Vorbilder Englands für uns etwas ganz Anderes. Hier sind derartige Gegensätze, wie in dem Verfassungsleben der beiden Reiche, gar nicht vorhanden. Hier kann namentlich nicht eine traditionelle Ueberlegenheit dessen, was England geleistet, über das, was Deutschland hat, zugestanden werden.

Im gesammten Gebiete des Unterrichts vielmehr nimmt Deutschland seit Jahrhunderten für sich in Anspruch, den Vortritt zu haben, ob man nun die breiten Massen des Volkes und der Volksschulen oder die hochragenden Gipfel des Unterrichts, die Universitäten und die neueren technischen Hochschulen, im Auge hat. Ja, England ist es und nicht England allein, welches diese Ueberlegenheit der deutschen Schuleinrichtungen kennt und in neuester Zeit auf manchen Gebieten durch thatsächliche Befolgung der deutschen Muster anerkannt hat. Etwa gerade das Gegenstück zu dem Verhältniß wechselseitiger Abhängigkeit und Geltung, wie bei der Gestaltung der freien Verfassungsformen. Die Art, wie in den letzten Jahrzehnten England (Frankreich, Italien) den Vorbildern des deutschen Volksunterrichts gefolgt ist, nachdem die anderen Staaten ihn Jahrhunderte lang vernachlässigt hatten; die Art, wie der Aufschwung der deutschen Industrie die einst unbesiegbar scheinenden Engländer auf eine wichtige Quelle dieses Aufschwungs zurückgeführt, wie sie den technischen Unterricht der Deutschen, den Zusammenhang desselben mit der Universitätswissenschaft und den Fortschritten der Naturforschung zum Vorbilde genommen; der Eifer endlich, den alle Nationen, am meisten die praktischen Amerikaner, zeigen, die Leistungen der deutschen Universitäten auf allen Gebieten der Wissenschaft in deren Heimath kennen zu lernen und in die eigene Heimath hinübertragen — alles das beweist hinreichend, welche Stellung Deutschland in diesen Dingen gegenüber den anderen Nationen einnimmt, wenn man sich auch vor dem Beispiele Derer hüten soll, die, den Pariser Jargon nach Berlin verpflanzend, von „der ersten Universität der Welt“ zu reden beginnen. Was neulich in der Berliner Universität bei festlichem Anlasse zu der versammelten Gemeinde der Lehrer ein beredter Mund mit göttlicher Grobheit gesagt hat, das vernichtende Wort von den wenigen Edeltannen und dem Gestrüpp der Notizensammlungen — es mag in gewissem Sinne wahr sein. Und in der „Saturday Review“ war bald danach ein Widerklang zu hören. Um nichts weniger bleibt die relative Würdigung der Institutionen des hohen Unterrichts zwischen Deutschland und den anderen Nationen dieselbe. Denn ob nun jenes harte Urtheil gerecht sein mag oder nicht — es ist kein anderes Land zu entdecken, in welchem, Alles in Allem, ein Gleiches oder gar ein Größeres geleistet wird.

Wenn dem aber so ist, so können wir dem Vorsprunge, den die weibliche Bildung in England und sonst im Auslande vor der deutschen genommen hat, nicht einen Einwand entgegenhalten, wie den wider die politischen Reformen. Hier liegt auf uns das „Noblesse oblige“ des Voranschreitens, und wir haben uns verwundert zu fragen: wie kommt es, daß wir an diesem Stück so weit zurückgeblieben sind?

XX.

Hier ist zunächst ein Charakterzug hervor zu heben, der seinerseits in die politischen Grundlagen englischen und neuenglischen Lebens hineingehört — die Leistungskraft der freien Initiative, unabhängig von staatlicher Unterstützung oder staatlicher Organisation. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß mehrere Bemühungen um Reformen des höheren Unterrichts für das weibliche

Geschlecht, die seit einigen Jahren in Deutschland sich durchzusetzen verstanden haben, durch ähnliche Mittel zum Ziele gelangt sind. Nur mit dem Unterschiede, daß dasjenige, was bei uns ein dürftiger Anfang, dort drüben eine reiche Fülle von blühenden Stiftungen ist. Vor Allem in den Vereinigten Staaten; jedoch immer noch in zahlreichen und ansehnlichen Instituten auch in England.

Seit in Amerika [1]) der Geistliche Harvard (1636) die Summe von achthundert Pfund Sterling stiftete, um jene Universität zu gründen, deren Wohnstätte Cambridge an die alte englische Heimath und deren Hochschule erinnerte, hat es in Boston, der großen Nachbarstadt von Cambridge, geheißen, kein Bürger von Boston könne ruhig im Grabe schlafen, wenn er dem Harvard-College nichts vermacht habe. Der Reichthum des neuesten Zeitalters hat diese Gewöhnung gesteigert. Hand in Hand mit dem Wachsthum der äußeren Mittel ist die Gesinnung gewachsen, welche in königlicher Weise Opfer für ideale Zwecke, zumal für Hochschulen, dem Gemeinwesen darbringt. Die letzten Jahrzehnte zeigen eine überraschende Menge von neuen Stiftungen der Art und von Vermögensgrößen, die uns fabelhaft erscheinen. Fabelhaft — weil wir sie an dem Hintergrunde heimischer Gewöhnungen messen, für welche, neben so vielem Anderen, etwa die letzten Herrenhausdebatten über die preußische Steuerreform ein typisches Zeugniß ablegen.

Hier einige Angaben. In den letzten zwanzig Jahren hat die Universität Harvard jährlich etwa eine Million Mark, in manchen Jahren zwei Millionen Mark geschenkt erhalten. Für das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten sind in derselben Frist (nach dem amtlichen Bericht des Bundescommissars für das Unterrichtswesen) jährlich etwa dreißig bis fünfunddreißig Millionen Mark gewidmet worden [2]). Im Einzelnen zeigt der Staat Massachusetts ein Gedränge von neuen Stiftungen. In Boston selber, wo bereits 1836 das (polytechnische) Lowell-Institut gestiftet ist, seit 1880 die Boston University mit einer Stiftung von acht Millionen Mark (1874) durch zwei Bostoner Kaufleute. In Worcester bei Boston ist kürzlich die Clark University gegründet, zu welcher ein anderer Bürger von Boston einundfünfzig Millionen Mark gestiftet hat. In Ithaca im Staate New-York ist die Cornell University mit etwa dreizehn Millionen Mark Schenkungen begründet; in Baltimore die Johns Hopkins-Universität mit dreißig Millionen Mark, die der Stifter, ein Kaufmann in Baltimore, hergegeben. Aus vielen anderen solchen Stiftungen heben wir die neueste und großartigste hervor, die Universität Chicago (1892), zu welcher dreißig Millionen Mark geschenkt sind, davon die Hälfte von dem Petroleumkönig John Rockefeller, der neuerdings seine Schenkungen noch vermehrt hat.

In dieser Umgebung erheben sich diejenigen Stiftungen, welche Frauenhochschulen in das Leben gerufen haben, deren es jetzt eine ganze Reihe gibt. Voran das große Vassar College in Pougheepsie im Staate New York, welches im Jahre 1861 der Bierbrauer Vassar am Abend seines Lebens mit einer

[1]) Vergl. die heutige Nationalökonomie in England und Amerika im Jahrbuch für Volkswirthschaft im Deutschen Reich, 1889, S. 953 ff.

[2]) In Preußen 1894 für Unterrichtszwecke 1½ Million Mark (nach amtlichen Quellen).

Schenkung von vier Millionen Mark begründete; etwas später Wells College in Aurora, im Staate New York, von dem Begründer des Expreßbeförderungsinstituts Wells Fargo gestiftet, einem selbstgemachten Manne, wie die meisten Amerikaner dieser Kategorie, der die Jahre seines Alters durch diese Stiftung schmückte. Dann im Staate Massachusetts Wellesley College, auf Grund einer Schenkung von drei Millionen Mark durch zwei Personen; das Smith College zu Northampton, an welchem lange der hervorragende Gelehrte John B. Clark Professor der Geschichte und Staatswissenschaft gewesen, bis er kürzlich an das Columbia College in New York berufen worden ist.

Diese Colleges für junge Mädchen sind eine der beachtenswerthesten Erscheinungen in dem heutigen Leben der Union. Sie beweisen an ihrem Theile das ernsthafte Streben auf geistigem Gebiete, welches sich in den Vereinigten Staaten kundgibt. Im Einzelnen verschieden, mag auch das tüchtigste unter ihnen noch Vieles zu wünschen übrig lassen, bis das Höchste erreicht ist. Aber schon wie sie sind, überragen sie um ein gutes Stück unsere höhere Töchterschule und das daran sich schließende französische Pensionat. In dem Alter, da unsere jungen Mädchen das Ziel ihrer Schulbildung, nämlich die Maturität zur Ballunterhaltung, erlangt haben, setzen sich in jenen Colleges die jungen Amerikanerinnen auf die Schulbank und fangen erst recht an, ernsthaft zu lernen. Bereits das vor mehr als einem Menschenalter eröffnete Vassar College hatte folgende Einrichtung. Zugelassen werden nur junge Mädchen, die mindestens fünfzehn Jahre alt sind und eine Prüfung bestehen in lateinischen Classikern, höherer Algebra, Rhetorik und Geschichte. Das Studium zerfällt in zwei Curse, den classisch-philosophischen und den naturwissenschaftlich-neusprachlichen. Jeder Cursus dauert vier Jahre, nebst einem fünften Jahre für Specialstudien, nachdem ein breiter Grund gelegt ist, sei es in griechischen und lateinischen Autoren, sei es in Naturwissenschaften, neben den ergänzenden Fächern der Philosophie, Nationalökonomie, Literaturgeschichte u. s. w.

Diese Entwicklung eigener Frauenakademien auf Grund eigener Stiftungen hat zugleich die pädagogische Frage — ob Verbindung oder Trennung der Studien für beide Geschlechter — überwiegend im letzteren Sinne entschieden, obwohl nicht eigentlich durchgreifend, da sich vielmehr Manches an die Männer-Universitäten angehängt hat (so in Harvard University).

Aehnlich ist es in England gegangen. Auch hier, wenn auch nur selten mit so großartigen Mitteln, die Tradition freier Stiftungen. Doch beginnt das Frauenstudium im Schatten der alten Universitäten. Im Januar 1870 wurden zum ersten Male in Cambridge[1]) Vorlesungen für weibliche Studirende gehalten. Der Wunsch auswärtiger Damen, dieselben zu hören, veranlaßte Miß A. J. Clough, die ihrerseits durch amerikanische Erfahrungen beeinflußt war, ein Haus in Cambridge zu miethen, in welchem sie fünf Studirende aufnahm, und als nun die Zahl derselben sich beständig vermehrte, wurde ein

[1]) Zur Finanzstatistik der englischen Universitäten in Conrad's Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, 1890, Bd. 55. Ferner: Käthe Schirmacher in der „Nationalzeitung", 31. Mai und 12. Juli 1891.

eigenes Gebäude, Newnham Hall, im October 1875 unter der Leitung derselben Dame eröffnet. Bereits im folgenden Jahre erwies sich der Raum des neuen Gebäudes nicht ausreichend für die große Zahl der von auswärts zuströmenden Mädchen; man suchte durch vorläufige Unterkunftsmittel auszuhelfen, bis endlich im Frühjahr 1879 die Vorsteherschaft sich entschloß, ein zweites Gebäude zu errichten. Ein drittes folgte zehn Jahre später. Der Gesammtname Newnham College ist seit Erlangung der Corporationsrechte gewählt nach der Ortschaft, in der die Gebäude liegen, einer Vorstadt von Cambridge. Es ist in den drei Gebäuden Raum für hundertundvierzig Studirende, daneben für die Vorsteherinnen (eine derselben eine Tochter Gladstone's) und für einen Theil der Lehrerinnen, dazu die gemeinsamen Räumlichkeiten für Vorlesungen, Bibliothek, Laboratorium, Turnhalle. Seit dem Jahre 1881 hat die Universität Cambridge den weiblichen Studirenden die Zulassung zu ihren Prüfungen gewährt, indessen bisher die Graduirung ihnen vorenthalten wegen der an die akademischen Grade (in Cambridge wie Oxford) sich knüpfenden öffentlichen Rechte in der Körperschaft der Universität.

Alles das ist zu Stande gekommen durch freie Gemeinnützigkeit. Zuerst entstand eine Gesellschaft zur Einrichtung von Vorlesungen für weibliche Studirende, dann eine Gesellschaft zur Herstellung eines Wohngebäudes für weibliche Studirende, und so ging es weiter fort. Jetzt besteht eine Anzahl ansehnlicher Stipendien, mehrere gestiftet von den reichen Zunftgesellschaften der City von London. Wohlthäter weiblichen Geschlechts zeichnen sich vor den andern aus.

Ein fernerer Act der freien Gemeinnützigkeit war die Gründung der Gesellschaft für Mädchenschulen, die es sich zur Aufgabe machte, die Mädchenschulen so einzurichten, daß sie den Anforderungen der Universität angepaßt würden. In jenen wurde fortan Latein und Mathematik obligatorisch. An diese reiht sich, durch entsprechende Prüfungen vermittelt, das Studium von Cambridge [1]), und zwar im Sinne des hier herkömmlichen Studiums, vorzugs-

[1]) Hier ein Beispiel des englischen Frauenstudiums, dem im Anhange der Dissertation abgedruckten Lebenslauf einer Dame entnommen, welche im Sommersemester 1895 von der philosophischen Facultät zu Göttingen promovirt worden ist: „Ich, Grace Emily Chisholm, Tochter des früheren Warden of the Standards Henry Williams Chisholm und seiner Ehefrau Anna Louisa Chisholm, geb. Bell, wurde am 15. März 1868 in London geboren. Ich bin Mitglied der englischen Kirche.

„Vor meiner Uebersiedelung an die Universität Cambridge habe ich nur Privatunterricht gehabt und habe dann im December 1885 die Prüfung bestanden, welche von der Universität Cambridge für Studirende unter achtzehn Jahren in allen Theilen Englands veranstaltet wird (Senior Cambridge Examination).

„Im April 1889 bin ich als „Sir Francis Goldsmid Scholar" in das Girton College, Cambridge, eingetreten. Die erste Universitätsprüfung (Previous Examination) bestand ich im Juni desselben Jahres, die zweite Universitätsprüfung (Tripos Examination, Part I), und zwar in reiner und angewandter Mathematik, im Juni 1892. Unmittelbar nachher reiste ich nach Oxford und bestand dort die sogenannte Schlußprüfung (Final Mathematical Schools). Nachher bin ich noch ein Jahr im Girton College geblieben und habe meine mathematischen Studien weiter geführt. Endlich bestand ich im Juni 1893 an der Universität Cambridge die mathematische Prüfung für graduirte Studirende (Mathematical Tripos, Part II).

weise in alten Sprachen, Mathematik, Philosophie. Der Zweck ist theils die Erlangung einer gründlichen Bildung, theils die Verfolgung eines Fachstudiums das äußere Ziel in vielen Fällen der Lehrberuf.

Aus dem Kreise der Professoren kam dem neuen Unternehmen eine Anzahl der hervorragendsten entgegen — der Mathematiker Cayley, der Astronom Adams (die beide unterdessen verstorben sind), der Moralphilosoph Henry Sidgewick (dessen Gattin jetzt dem College vorsteht). Die Universitätsprofessoren waren es, auf deren Unterricht die jungen Mädchen zunächst angewiesen waren; aber seitdem hat das Frauenstudium auch seine eigenen Professoren erzeugt, deren nun etliche in Newnham College wohnen oder aus der Stadt täglich hineinkommen. In einzelnen Fällen sind die beiden Hälften des akademischen Studiums in einem Ehepaar vereinigt. So ist die treffliche Gattin des Professors der Nationalökonomie Alfred Marshall seit einer Reihe von Jahren Lehrerin desselben Faches in Newnham College, wie sie thatsächlich die treue Gehülfin der wissenschaftlichen Arbeiten ihres Gatten ist und demselben mit Genugthuung die Last abnimmt, seinen ausländischen Gästen (so auch mir selber im Frühjahr 1890) Newnham College zu zeigen. Und die Tochter von Marshall's Vorgänger im Amte, dem General-Postmeister Henry Fawcett, ist im Sommer 1890 durch ein glänzend bestandenes Examen in der Mathematik der Gegenstand der Bewunderung von ganz England geworden.

Verschieden von den Frauenakademien der Vereinigten Staaten, waren hier die financiellen Mittel nicht groß genug, um von vornherein ein selbständiges Institut zu gründen. Man lehnte sich an die Universität an und suchte erst allmälig sich relativ selbständig zu machen. Das Verhältniß zur Universität, das man gewann, wurde schrittweise, ja mit großer Vorsicht, erlangt. Zum Beginn wurde eine Anstandsdame erwählt, deren Begleitung zum Besuche der Universitätsvorlesungen den jungen Damen auferlegt wurde. Noch jetzt wohnt die Mehrzahl derselben im College selber; nur besondere Gründe (Alter von dreißig Jahren, Verwandte am Orte) gestatten eine Ausnahme. Die Art der Mädchen von Newnham, sagt eine sachkundige Zeugin, hat etwas Gesundes, Offenes und Ehrliches; Newnham hat einen neuen Schlag Frauen erzogen, indem es mit Nachdruck die selbständigen Elemente des Frauencharakters betonte, zugleich aber mit weiser Beschränkung die Anmuth und das Maß zu bewahren wußte.

Newnham College ist ein Beispiel für andere; es ist eines der ersten seiner Gattung und hat sich in jedem Sinne mühsam Bahn gebrochen. Dicht daneben, ebenfalls in Cambridge, liegt Girton College, dem andern ähnlich. Und ebenso besitzt Oxford drei derartige Institute, welche sich an seine Universität anlehnen, nämlich Lady Margaret Hall, Sommerville Hall, St. Hugh's Hall[1]). In London gibt es deren zwei, das eine in der Vorstadt Hampstead, Westfield College, das andere, Bedford College, im Westend.

„Im Herbst 1893 reiste ich nach Göttingen und habe an der dortigen Universität nach Zulassung als Hospitantin durch den Herrn Minister meine Studien in Mathematik, Physik und Astronomie fortgesetzt."

[1]) Ueber diese weiblichen Studirenden hat Professor Max Müller in Oxford kürzlich das folgende Urtheil gefällt: „Ich war früher der Einrichtung von Frauen-Colleges in Oxford ent-

Vereinzelt bisher, an amerikanische Muster näher anknüpfend, ist Holloway University, durch eine Stiftung des einst vielgenannten Pillenfabrikanten in großem Stile 1887 begründet. Im Lande gelegen, eine Stunde Eisenbahnfahrt von London, Alles vereinigend, was zur geistigen und körperlichen Ausbildung des weiblichen Geschlechts gehört, auf weibliche Lehrkräfte gestützt, mit denen jetzt mehr und mehr das Frauenstudium in England die weiblichen Lehrinstitute versorgt.

Neben diesen eigenartigen Einrichtungen für das Frauenstudium haben sich diejenigen Hochschulen den weiblichen Zuhörerinnen geöffnet, welche in London, Liverpool, Manchester, Cardiff u. s. w. im Laufe dieses Jahrhunderts entstanden sind, ihrem Ursprunge und ihrer ganzen Anlage nach ein modern-realistisches Gegenstück zu den alten beiden Universitäten Oxford und Cambridge. Sie sind überhaupt mehr auf die breitere Wirksamkeit berechnet, sind mitten in die großen Städte und deren Industrie und Handelsverkehr hineingesetzt, wollen traditionell an Entgegenkommen für neue Bedürfnisse dasjenige ergänzen, was Oxford und Cambridge durch ihre älteren Formen und deren Exclusivität vermissen lassen. Sie haben auch die Ertheilung der akademischen Grade an Frauen eröffnet (London seit 1878). Für die medicinischen Studien besteht seit 1874 in London (ähnlich in Edinburg) eine eigene Frauenhochschule, daneben Manches an den anderen Hochschulen. Zumal für Indien ist die Ausbildung von Aerztinnen eine segensreiche That, da hier männliche Behandlung der Frauen untersagt ist.

Die Früchte aber von alledem zeigen sich heute in weiblichen Persönlichkeiten, deren Zahl und Tüchtigkeit täglich mehr in den Vordergrund des englischen Lebens tritt. Vor einem Menschenalter oder zweien waren es einzelne Schriftstellerinnen, zum Theil von großer Bedeutung, wie die George Eliot, oder wohlthätige Frauen von hohem Ansehen, wie die Florence Nightingale, Octavia Hill, Burdett Coutts.

Alles das ist noch heute da; es ist zum Theil mehr davon da, als früher. Aber daneben entfaltet sich jene Schar weiblicher Persönlichkeiten, deren Stärke eine berufsmäßige Schulung und berufsmäßige Pflichterfüllung nach männlichem Muster ist. Man trifft sie in den gelehrten Gesellschaften [1]), in den Fachzeitschriften, man trifft sie mehr und mehr in den Häusern der höheren Bildung und Gesittung, man trifft sie namentlich bei den Werken der socialen Reform. Vor etlichen Jahren hat der Socialstatistiker Charles Booth, da er

gegen, hauptsächlich weil Cambridge vorangegangen war, und Oxford andere Dinge zu thun hatte. Aber ich bin jetzt davon überzeugt, daß Arbeit genug für beide Universitäten vorhanden ist, und daß Oxford seine Arbeit gut vollbringt. Es ist ein wahrhaftes Vergnügen, die jungen Mädchen bei ihren Studien zu sehen. Die jungen Männer, wenigstens viele von ihnen, arbeiten so wenig wie möglich; junge Mädchen so viel als möglich, ja die meisten zu viel. Obenein ist ihre Methode zu studiren systematischer, und was sie erreichen, ist daher gründlicher. Ich wünschte, die jungen Männer würden darüber nachdenken und von den jungen Mädchen lernen, wie sie lernen sollten." (The English Woman's Review, 1895. Oct. 15, p. 235.)

[1]) In einer Sitzung des „Economic Club", der jüngeren volkswirthschaftlichen Gesellschaft zu London, welcher ich im April 1895 beiwohnte, waren zehn männliche und sechs weibliche Mitglieder anwesend.

die Arbeiterzustände Londons zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung machte (deren Ergebniß in einem umfangreichen Werke niedergelegt ist), als Hülfskräfte auch einige wissenschaftlich geschulte Mädchen zu seiner Arbeit herangezogen. Unter seiner Leitung haben sie gelernt und das wichtige Unternehmen thätig gefördert. Die eine von ihnen, Miß Clara Collett, hat durch die Probe von ihrer Leistungsfähigkeit, welche sie dabei abgelegt, sehr bald den Weg zu Größerem gefunden. Die königliche Commission, welche mehrere Jahre die Arbeitsverhältnisse von Großbritannien untersuchte, betraute sie mit der Untersuchung eines Gebietes der weiblichen Arbeit, und ihr Bericht darüber ziert die zahlreichen Bände der Commission. Nach Vollendung dieses Werkes aber wurde sie (1893) Mitglied des neuen Arbeitsstatistischen Amtes, welches die englische Regierung ihrem Handelsministerium jüngst angegliedert hat. Hier ist es abermals die weibliche Arbeit, deren Untersuchung ihr zugewiesen ist[1]). Wie man sieht, die nüchterne Zweckmäßigkeit, welche die weibliche Kraft an die Stelle setzt, an der sie vorzugsweise brauchbar, an der sie der männlichen zum Theil überlegen ist. In demselben Geiste, in welchem kürzlich auch eine Anzahl weiblicher Gewerbeinspectoren von derselben Regierung angestellt worden ist, weil sie besser als Männer geeignet sind, in vielerlei Mißstände der Frauenarbeit hineinzublicken. Die anspruchslose Trefflichkeit dieser Damen ist das gerade Gegentheil von dem, was sich der deutsche Philister vorstellt, wenn er von Frauenemancipation redet.

Eine andere Hülfskraft von Charles Booth war Miß Beatrice Potter. Die Tochter eines Großen im Reiche der Eisenbahngesellschaften und dessen, was dazu gehört, geht sie in die Häuser der arbeitenden Classen, nicht bloß mit dem Mitgefühl, das auch andere Frauen der reichen Classen entfaltet haben, sondern sie arbeitet, sie wendet sich fachmäßiger Forschung zu und producirt schnell nach einander Werke, die jedem Manne zur Ehre gereichen würden, zuerst eine Geschichte des englischen Genossenschaftswesens, dann (mit ihrem Gatten Sidney Webb gemeinsam) eine Geschichte der englischen Gewerkvereine. Das, was sie an Enthusiasmus und radicaler Gesinnung mehr hat, als die Anderen von der Art der Miß Clara Collett, wird sympathisch durch den Contrast ihrer Herkunft.

Doch es muß hier genügen, diese wenigen Einzelheiten erwähnt zu haben[2]).

---

[1]) Ein ähnliches Streben macht sich jetzt auch bei uns bemerkbar. Vergl. Gertrud Dyhrenfurth, Ein Blick in die gewerkschaftliche Bewegung der englischen Arbeiter und Arbeiterinnen. Jahrbuch für Volkswirthschaft im Deutschen Reich. 1895. S. 917 ff.

[2]) Eine gute Uebersicht der Leistungen weiblicher Arbeit in allen Gebieten, zumal den höheren, gibt die seit einer längeren Reihe von Jahren erscheinende Vierteljahrsschrift „The Englishwoman's Review of Social and Industrial Questions", herausgegeben von Helen Blackburn und Antoinette M. Mackenzie. Ihrem Hefte vom 15. October 1895 (New Series vol XXVI, No. IV) entnehme ich unter Anderem die Reihe der weiblichen Namen, welche auf der letzten Versammlung der „British Association" im September 1895 durch Vorträge geglänzt haben: in der Elektrotechnik Mrs. Ayrton, in der Section für Zoologie Miß Layard, in der Section für Chemie Miß T. Marshall, in der Section für Nationalökonomie Mrs. Bedford Fenwick. Ebenso finden sich in den Verhandlungen der „Royal Society" vom Jahre 1894 die Namen der Miß Aston, Miß Abbot, Miß Raisin, Miß Philippa Fawcett über naturwissenschaftliche und

Und wir wenden jetzt unsern Blick auf das Festland, auf dasjenige, was in den Deutschland umgebenden Staaten neuerdings für unsere Frage geschehen ist.

Hiebei bemerken wir, wie die Tendenz zur Annäherung an die bestehenden Universitäten, welche bereits in England hervortrat, verschieden von der auf großen Stiftungen ruhenden Selbständigkeit der Frauenhochschulen Amerikas, wie diese Tendenz in den festländischen Staaten immer stärker sich geltend macht, zunächst aus dem Grunde, weil hier von derartigen Stiftungen keine Rede war, oder weil die wirklich vorhandenen Mittel der freien Gemeinnützigkeit so bescheidene waren, daß hier nur kleinere, nur relativ selbständige Lehrinstitute entstehen konnten (wie in Deutschland das Victoria-Lyceum zu Berlin).

Voran steht hier Frankreich mit der Universität Paris. Innerhalb der ungeheuren Studentenzahl, die namentlich in den letzten Jahren zugenommen hat (1893: 11914 Studirende, um 1166 mehr als im Jahre 1892; darunter 1358 Nichtfranzosen), gab es 343 weibliche Studirende, davon 171 aus Frankreich, 172 aus dem Auslande; letztere ganz überwiegend Medicin studirend, nämlich 149, während nur 16 Französinnen sich diesem Fache zugewendet hatten, dafür aber 141 Französinnen für die philologischen Fächer (7 Französinnen und 9 Ausländerinnen Naturwissenschaften und Mathematik).

Diese Frequenz von weiblichen Studirenden ist wesentlich eine Erscheinung des letzten Jahrzehnts. Bereits im Jahre 1868 unter dem Minister Duruy wurde, auf das Gesuch einiger Damen, das Studium und zwar zunächst das medicinische, ihnen eröffnet. Im Jahre 1878 betrug die Zahl der Medicin studirenden Damen nur 32, aber 1888: 114. Die Französinnen wählen, wie aus obigen Zahlen hervorgeht, überwiegend das Studium für den Lehrberuf. Die Vorbedingung in jedem Falle ist, wie für die jungen Männer, das Maturitätsexamen, das für Ausländerinnen in einer milderen Form abgehalten wird. Hier ist also, wie man sieht, das neue Studium einfach in die bestehenden Universitätsstudien eingefügt. Zu diesem Zwecke ist seit 1880 eine Reihe von Mädchenlyceen als Vorbildungsanstalten mit staatlicher Subvention begründet.

---

mathematische Themata. Bei der königlichen Sternwarte in Greenwich sind mehrere Damen als wissenschaftliche Gehülfinnen angestellt, desgleichen an der Sternwarte in Natal und in Hongkong. Bei der Frauenhochschule für Medicin zu London ist eine Anzahl von Lehrkräften weiblichen Geschlechts. Die Mehrzahl der studirten Mädchen widmet sich dem Lehrfach, natürlich überwiegend an Mittelschulen für Mädchen.

Ueber eine bedeutsame socialpolitisch-praktische Richtung weiblicher Bestrebungen in der neuesten Zeit gibt unter Anderem der Aufsatz von Mary Talbot Mittheilungen (The Economic Review, published quarterly for the Oxford University Branch of the Christian Social Union. vol. V, No. 4, October 1895). Seit etwa zwölf Jahren hat die freie Gemeinnützigkeit, von den alten Universitäten ausgehend, in den ärmeren Theilen Londons Niederlassungen begründet, in denen Personen der gebildeten Stände für längere oder kürzere Zeiträume leben können, um an Ort und Stelle das Leben und die Noth des Volkes kennen zu lernen, um nach ihren Kräften dieser Noth abzuhelfen. Dem Beispiele der Männer sind die Frauen gefolgt. Seit dem Jahre 1887 sind in den verschiedenen Quartieren und Vorstädten von London nicht weniger als neun derartige Häuser errichtet worden, in welchen Frauen für den Dienst an den ärmeren Classen thätig sind. Sie stehen theils im Zusammenhange mit der Kirche, theils außerhalb solches Zusammenhanges.

Ebenso in der Schweiz, in welcher durch die günstigen Umstände der internationalen Lage und mancher anderer dazu gehörigen Eigenschaften bisher die absolut und vollends relativ größte Zahl weiblicher Studirender sich entwickelt hat. Um 1867 in Zürich, Bern, Genf beginnend, auf dem viel erprobten Boden des experimentellen Radicalismus, in der Luft dieser kleinen, regsamen, tüchtigen und für alle Zeit interessanten Republiken, in denen aus vielerlei Gründen herkömmlich von allen Ländern die Menschen zusammenströmen, hat das Frauenstudium einen schnellen, ebenfalls in der letzten Zeit besonders starken Aufschwung genommen. Die Entwicklung war diese. Im Winter 1880—81 bei allen schweizerischen Hochschulen zusammen: 51; 1885—86: 127; 1890—91: 402; endlich 1894—95: 600 (davon 362 immatriculirt, 238 als freie Zuhörerinnen) in einer Gesammtzahl von 3813 Studirenden. Medicin studirten (1894—95) 221 Damen, in der philosophischen Facultät 371. Aus der Schweiz stammten 38 weibliche Studirende, aus Deutschland 49, aus Rußland 212. Neuerdings hat auch die Universität Basel weibliche Studirende (1894—95: 11), sowie Lausanne (62).

Von anderen Ländern[1]) ist es namentlich Finland, wo neuerdings an der Universität Helsingfors das Frauenstudium sich ausgebreitet hat. Nach vereinzelten Anfängen seit dem Jahre 1870 begann der Aufschwung im Jahre 1885. Im Jahre 1893 gab es 56 weibliche Studirende, theils für philosophisch-historische Studien, theils für naturwissenschaftlich-mathematische und medicinische. Zu der Frequenz, die gegenwärtig stark zu wachsen scheint, hat beigetragen die Errichtung von Gymnasien, in denen beide Geschlechter zur Universität vorgebildet werden, da die Maturität als Bedingung der Aufnahme in die Universität gleichmäßig festgehalten wird.

Endlich Rußland. Hier haben wir das Land der von Staatswegen eingerichteten Bildungsinstitute für Frauen. Was in den Vereinigten Staaten von Amerika das freie Stiftungswesen geleistet, hat hier die Staatsregierung zu leisten unternommen.

Erstens hat dieselbe seit den sechziger Jahren Mädchengymnasien eingerichtet, an deren Absolvirung, ähnlich wie an die Maturität der Knabengymnasien, bestimmte Rechte für höhere Studien oder für Berufsthätigkeit (Unterricht) geknüpft sind. Zweitens sind seit den siebziger Jahren bei mehreren der kaiserlichen Universitäten (Petersburg, Moskau, Kasan, Kiew) Frauencurse eingerichtet worden, für deren Unterricht ein Theil der Universitätsprofessoren gewonnen wurde, sowohl für naturwissenschaftliche und medicinische als für historisch-philologische Fächer. Auch hier war der Zweck theils auf allgemeine Bildung, theils auf Ablegung von Prüfungen als Vorbedingung für bestimmte Berufsthätigkeiten gerichtet. Mit manchen Unterbrechungen aus mancherlei Gründen (zumal wohl politischen) haben diese Frauencurse fortbestanden. Drittens endlich sind, im besonderen Hinblick auf den ärztlichen Beruf, Institute geschaffen worden, insbesondere bestanden seit dem Jahr 1872

[1]) In Schweden wurden die Universitäten den Frauen im Jahre 1870, in Dänemark 1875, in Italien 1876, in Belgien 1880 geöffnet.

bei dem Nicolai-Kriegshospital Curse für weibliche Aerzte. Diese wurden durch kaiserlichen Befehl am 5. August 1882 aufgehoben. Nach dreizehnjähriger Unterbrechung ist durch Beschluß des Reichsrathes im Juli 1895 ein ähnliches Institut neu eröffnet worden. Unter Ablehnung des Begehrens nach einem Studium des weiblichen Geschlechts an den bestehenden medicinischen Facultäten ist dieses eine Institut in Petersburg begründet worden hauptsächlich im Hinblick auf die weibliche Behandlung von Frauen- und Kinderkrankheiten. Die Zahl der Studirenden wird durch den Minister festgestellt; die Aufnahme ist an christliches Bekenntniß gebunden, an das Lebensalter zwischen zwanzig und fünfunddreißig Jahren, endlich an das Reifezeugniß eines weiblichen Gymnasiums. Der Cursus ist vier- bis fünfjährig. Diejenigen Hörerinnen, die nicht bei nahen Verwandten wohnen, müssen in dem zum Institute gehörigen Internate leben. Im Laufe des Jahres 1897, nachdem die Bauten vollendet sind, soll die neue Hochschule eröffnet werden. In Aussicht genommen ist im Anschluß an dieses Institut eine pharmaceutische Schule für Frauen.

Während (aus wohlbekannten Gründen) von einer Selbständigkeit derselben nach der Weise der amerikanischen Hochschulen überhaupt nicht die Rede sein kann, sind doch die financiellen Mittel zum erheblichen Theile aus nichtstaatlichen Quellen aufgebracht. Freunde des Frauenstudiums haben eine Summe von reichlich einer Million Mark gesammelt; ferner sind Jahresbeiträge in Höhe von 65 000 Mark zugesichert (davon etwa die Hälfte von der Stadt Petersburg). Im Jahre 1882, da die frühere Einrichtung aufgehoben wurde, war bereits die Zahl der weiblichen Studirenden etwa 450. Das Begehren nach weiblichen Aerzten, die ihre ersten Lorbeeren im russisch-türkischen Kriege errangen, hat sich neuerdings amtlich durch zahlreiche Gesuche der landschaftlichen Selbstverwaltungsorgane kundgegeben.

Die in Petersburg bestehenden „Höheren weiblichen Curse", die dem Studium der philosophischen Facultäten entsprechen, mit ihren beiden Abtheilungen für historisch-philosophische und für mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer, haben gegen 600 Hörerinnen.

XXI.

Diese kurz gefaßte Uebersicht muß genügen für den Nachweis, daß die Bewegung für das Frauenstudium gleichsam von allen Grenzen her über Deutschland hereingedrungen ist, und daß man sich nicht sowohl über die thatsächlich bei uns jetzt lebhafter gewordenen Anfänge zu wundern hat, als darüber, wie sehr bei uns die Sache noch in den Anfängen ist. Den gemischten Empfindungen gegenüber, mit denen man, zum Theil in den urtheilsfähigsten Kreisen Deutschlands, die neue Reformbewegung betrachtet, muß dieser nicht abzuwehrende Charakter derselben betont werden. Es ist eine auf breitem internationalen Boden ruhende Culturerscheinung, welche die Freunde des Alten vergebens für eine Modethorheit halten. Sie wird immer mächtiger werden, und der Widerstand immer ohnmächtiger.

Was ist nun von der bisherigen Entwicklung der Sache in Deutschland zu sagen?

Nach der Natur der deutschen Studieneinrichtungen und der Stellung des Staats zum Hochschulunterricht, dann wegen der hier traditionell geringen Leistungsfähigkeit der Selbsthülfe und zumal des Stiftungswesens war und ist im Mittelpunkte der ganzen Angelegenheit die staatliche Unterrichtsverwaltung mit ihren Lehranstalten, insbesondere den Universitäten. Auch da, wo bescheidene Mittel der freien Gemeinnützigkeit und freie Organisationen sich für unseren Zweck einsetzen, ist alsbald oder schon im Vorwege die staatliche Unterrichtsverwaltung unentbehrlich, weil sie den Rahmen ihrer Regulative an die neuen Anfänge anpassen muß, damit diese Bestrebungen am richtigen Ende ausmünden.

Etwa um die Zeit, da in der Schweiz das Universitätsstudium der Frauen beginnt, zeigen sich kleine Ansätze der Art auch auf einigen deutschen Universitäten. In Leipzig, in Heidelberg gibt es Zuhörerinnen, welche mit besonderer Genehmigung der akademischen Behörden und der einzelnen Universitätslehrer zugelassen werden, ohne immatriculirt zu sein. Während in den drei Schweizer Universitäten Zürich, Bern, Genf schnell das volle Recht, zumal für das medicinische Studium und das medicinische Staatsexamen, erworben wird, fehlt bei jenen deutschen Universitäten die Festigkeit einer dauernden Institution, und der Zustand eines heute gewährten, morgen versagten Ausnahmerechts führt bald dahin, daß die Sache im Sande verläuft[1]). Hier und da kommt es vor, daß eine Ausländerin den Doctorgrad erwirbt, so bei der philosophischen Facultät zu Göttingen, bei welcher jene hervorragende Lehrerin der Mathematik, die als Inhaberin eines nordischen Lehrstuhls starb, promovirt wurde[2]). Hier wie bei den anderen preußischen Universitäten ist damals auch nicht einmal das Ausnahmerecht für weibliche Zuhörer zugestanden. Der etwaige akademische Unterricht war lediglich als ein außeramtlicher, als die freie Gunst des Universitätslehrers möglich.

Die Gemeinnützigkeit schafft um die Zeit jener Anfänge unter hoher Protection das Victorialyceum zu Berlin, welches inmitten eines großstädtischen Ueberflusses an Lehrkräften regelmäßige Vorlesungscurse einrichtet, die einer erhöhten allgemeinen Bildung von Damen dienen sollen, ohne zunächst bestimmte Berufszwecke ins Auge zu fassen. Erst allmälig erweitert sich dieser Plan zu einem Fortbildungsinstitut für Lehrerinnen. Was hier anhangweise geschieht, ist in Göttingen seit 1893 ein selbständiges Unternehmen gemeinnütziger Kräfte, in unmittelbarster Anlehnung an die Lehrerschaft der

---

[1]) In Heidelberg wurde zu Anfang der siebziger Jahre durch Senatsbeschluß der Zulassung weiblicher Zuhörer ein Ende bereitet.

[2]) Ueber dieselbe ist zu vergleichen A. Charl. Leffler, „Sonja Kovalesky, was ich mit ihr zusammen erlebt habe und was sie mir über sich selbst mitgetheilt hat.“ Aus dem Schwedischen übersetzt von Heinrich von Lenk (1894); sowie ferner ihre eigenen Aufzeichnungen, die veröffentlicht sind in der Pariser „Nouvelle Revue“, Jahrgang 1894. Sie hatte vier Jahre (1870—74) unter Weierstraß privatissime in Berlin Mathematik studirt, zuvor (1869—70) in Heidelberg Vorlesungen gehört, wurde im Herbst 1874 zu Göttingen promovirt, erlangte im Jahre 1884 eine Professur an der neu gegründeten Hochschule zu Stockholm, wo sie, 41 Jahre alt, im Februar 1891 gestorben ist.

Universität [1]). Denselben freien Charakter haben endlich die Mädchengymnasien in Carlsruhe, Leipzig, Berlin, welche ebenfalls in den letzten Jahren entstanden sind.

Aber es ist der ernsthaftere Charakter dieser neuesten Bestrebungen, ihre Richtung auf ein berufsmäßiges Studium, welcher sie alsbald dem Staate in die Arme wirft. Die Curse für die geprüften Lehrerinnen erhalten ihr praktisches Ziel erst durch die abermalige Prüfung, zu welcher die Unterrichtsverwaltung ihre Zöglinge zuläßt, und durch die höhere Stufe der Anstellung, welche der Erfolg dieser Prüfung verspricht.

Die Mädchen-Gymnasien erwarten vom Staate das Recht zur Ablegung der Maturitätsprüfung oder mit anderen Worten die Erklärung der Unterrichtsverwaltung, daß für die Ablegung dieser Prüfung das Geschlecht gleichgültig ist. Denn für männliche Candidaten besteht längst die Einrichtung, daß sie ohne Besuch eines staatlichen oder staatlich anerkannten Gymnasiums sich zur Reifeprüfung melden dürfen und Seitens des Provincialschulcollegiums zu diesem Zweck der Prüfungscommission eines Gymnasiums zugewiesen werden. Wenn auch bis jetzt nicht als principielles Recht, wenigstens in Preußen, so ist doch für einzelne Fälle weiblichen Maturitätscandidaten diese Erlaubniß durch den Unterrichtsminister gewährt worden.

In eben diesen letzten Jahren aber ist von einer dritten Seite her die Unterrichtsverwaltung, zumal die preußische (dann die badische) in die Sache des Frauenstudiums hineingezogen worden. Was vor zwanzig bis dreißig Jahren außerhalb Preußens, an einzelnen deutschen Universitäten, sich ereignete, um dann zu verschwinden und erst neuerdings wiederaufzuleben, ist seit einigen Jahren an preußischen Universitäten zum ersten Mal eingetreten — das Studium von Frauen, zuerst an der Universität von Göttingen, dann zumal in Berlin, auch in Breslau, Greifswald, Marburg. Rechtens liegt der Fall ähnlich wie bei der staatlichen Zulassung zum Maturitätsexamen. Herkömmlich gewähren die deutschen Universitäten männlichen Personen Zutritt zu ihren Vorlesungen, auch wenn sie nicht immatriculirt werden können (Beamten, Officieren, Gewerbetreibenden u. s. w.). In diese Kategorie der Immatriculationsunfähigen gehören nicht durchaus Diejenigen, welche eines Maturitätszeugnisses ermangeln; unter gewissen Einschränkungen werden vielmehr auch diese immatriculirt. Vollends wird Ausländern gegenüber eine milde Praxis hinsichtlich der wissenschaftlichen Zulassungsbedingungen geübt.

[1]) Die Vorlesungen im Winterhalbjahr 1895—96 waren die folgenden: Kirchengeschichte Prof. Tschackert (Mittwoch 6—8). Bibelkunde Lic. theol. Bousset (Dienstag und Freitag 6—7); Uebungen (Freitag 7—8). Pädagogik Prof. Baumann (Mittwoch und Freitag 11—12). Geschichte der antiken Cultur Prof. von Wilamowitz (Dienstag und Freitag 5—6). Neuere Geschichte Prof. Max Lehmann (Mittwoch 10—11); Uebungen Dr. Schwalm (Montag 4—6). Deutsch, Grammatik und altdeutsche Literatur Prof. M. Heyne (Montag und Donnerstag 6—7 und Sonnabend 5—6). Neuere Literatur Dr. Meißner (Mittwoch und Sonnabend 4—5); Uebungen (Montag 7—8). Französische historische Grammatik und ältere Literatur Prof. Stimming (Montag, Dienstag 11—12 und Mittwoch 9—10). Englische historische Grammatik und ältere Literatur Prof. Morsbach (Montag, Dienstag und Donnerstag 12—1). Botanik Prof. Peter (Montag 10—1 und Donnerstag 10—12).

Von allem diesem Entgegenkommen gegen männliche Zuhörerschaft verlangten die Frauen zunächst ein Stück, das ihnen durch die Unterrichtsverwaltung im Zusammenwirken mit den Universitäten in folgender Weise gewährt wurde. Sie sind unter das Recht der vom Rector zugelassenen nichtimmatriculirten Zuhörer gestellt, welche als solche nur diejenigen Vorlesungen u. s. w. hören dürfen, zu welchen sie die Erlaubniß des betreffenden Docenten erhalten; sie haben aber zuvor die Genehmigung des Unterrichtsministers einzuholen, die sie auf Grund des Nachweises zureichender Vorbildung erhalten. Als solche zureichende Vorbildung haben einzelne Universitäten generell die Qualification einer staatlich geprüften Lehrerin bezeichnet — eine Qualification, welche regelmäßig bei Ausländerinnen nicht in Frage kommen kann.

Unter diesen Bedingungen ist eine bescheidene Zahl von weiblichen Studirenden (in Göttingen vorwiegend für Mathematik und Verwandtes) seit zwei bis drei Jahren in die Hörsäle der Universität eingezogen; in Berlin neuerdings eine größere Zahl. Einige wenige Früchte davon sind kürzlich gereift in Doctorpromotionen junger Damen, für welche abermals (hier vorwiegend nach dem Willen der Facultät, der gegenüber in Promotionsangelegenheiten das Ministerium ein mehr formelles Recht übt) Dispense erforderlich waren, schon deshalb, weil die vorgeschriebenen Studiensemester eines immatriculirten Studenten in diesen Fällen nicht nachweisbar sein konnten.

Es ist deutlich, daß diese Anfänge nicht als ein dauernder Zustand anzusehen sind, daß sie neue Gestaltungen vorbereiten. Die treibende Kraft in dieser Richtung dürfte vor Allem der unsichere Zustand der Mädchengymnasien sein, ihrer Ziele, ihrer Einordnung in ein berufsmäßiges Studium — von der Schmalheit der financiellen Basis gar nicht zu reden. Jedoch bei der wohlbegründeten Bedächtigkeit, mit welcher die preußische Unterrichtsverwaltung diese Dinge bisher betrieben hat und wohl auch weiterhin betreiben wird, dürften die bestehenden Mädchengymnasien als ein willkommenes Versuchsfeld betrachtet werden, auf dem erst Erfahrungen zu sammeln sind, bevor im Sinne der staatlichen Gymnasialorganisation Folgerungen gezogen werden. Nach den Aeußerungen über diese Seite der Frage, die man in neuester Zeit gerade von den in erster Reihe dabei amtlich betheiligten Persönlichkeiten gehört hat, ist man über das ganze pädagogische Problem einer Reform der Mädchenschule, zumal der höheren, noch sehr im Unklaren. Inzwischen sind die Erfahrungen auf den kleinen Versuchsfeldern weniger durch ihre Zahl als durch ihre Qualität bemerkenswerth. Im Einzelnen enthält (nach meiner persönlichen Beobachtung) das Berliner Mädchengymnasium Zöglinge, auf welche die Prima jedes deutschen Gymnasiums stolz sein könnte, und denen darum doch keine der üblichen Mädchentugenden verloren gegangen ist, auch nicht die Lust am Ballvergnügen.

Ein verhältnißmäßig abgeschlossener Zustand ist durch die Vorlesungscurse für die Lehrerinnen erreicht. Der gute Erfolg derselben, der sich in den Staatsprüfungen bereits erwiesen hat, wird muthmaßlich zur Ausbreitung dieser Einrichtung über Preußen und Deutschland hin beitragen. Auch an dem besonders kritischen Punkte, nämlich der Stellung der Universitätslehrer

zu diesen Vorlesungen, sind günstige Erfahrungen gemacht worden. Als einige strebsame, opferbereite, an der Spitze der Lehrerinnenschaft des Landes stehende Damen sich an einen kleinen Kreis von Göttinger Universitätsprofessoren behufs Abhaltung der Curse wendeten, kamen diese vielleicht mehr mit Wohlwollen als mit Begeisterung der neuen Sache entgegen. Einzelne waren darunter, die man nach ihren voraufgegangenen wissenschaftlichen Aeußerungen über die Frauenfrage eher für Gegner einer erhöhten Frauenbildung hätte halten dürfen. Um so erfreulicher war der Eindruck, den die neue Zuhörerschaft bald machte. Statt mancher ähnlicher Urtheile setze ich hier dasjenige hin von einem Manne, den bereits die Erde deckt, dem Historiker Ludwig Weiland. In dem Nachruf für ihn hat Frensdorff es aufbewahrt[1]). „Obschon kein Freund der modernen Erziehungskünste," sagt er von Weiland, „hat er mir doch gestanden, welche Freude er an den neuerdings in Göttingen eingerichteten Cursen für Lehrerinnen erlebte, wie die Zuhörerinnen es nicht bloß an Fleiß, sondern auch an Raschheit und Intelligenz der Auffassung mit den besten Studenten aufnehmen könnten."

Die Folge dieser günstigen Erfahrungen ist gewesen, daß manche Universitätslehrer für die Sache gewonnen wurden, die zuerst abseits standen. Es darf auch angenommen werden, daß dadurch die Stimmung zu Gunsten des Frauenstudiums bei den Universitäten etwas beeinflußt wurde. Denn zwar sind diese Curse für Lehrerinnen[2]) ihrem rechtlichen Charakter nach durchaus unabhängig von den Universitäten und deren Lehreinrichtungen; thatsächlich aber konnte die nahe Nachbarschaft und die Personalunion beider Sphären nicht wirkungslos bleiben. Das zeigte sich in dem Entgegenkommen für die weibliche Zuhörerschaft, die sich bei den Universitäten meldete — einem Entgegenkommen, für welches die Ansichten eines Theiles der Professoren vorzugsweise bestimmend waren. Hier aber liegt das Hauptproblem dessen, was die Zukunft bringen soll.

Daß der neuerdings durch die ersten Anläufe erreichte Zustand des Frauenstudiums bei unseren Universitäten kein definitiver sein kann, ist ziemlich einleuchtend. Die Unterrichtsverwaltung, welche doch mit sichtbarer

---

[1]) Zur Erinnerung an Ludwig Weiland. Vortrag auf der Versammlung des Hansischen Geschichtsvereins zu Bielefeld am 4. Juni 1895 (Hansische Geschichtsblätter, Bd. XXII).

[2]) Wie sehr die neue Einrichtung verbreiteteren Strömungen der weiblichen Welt entgegenkam, erwies sich darin, daß neben den Lehrerinnen auch bei anderen Damen sich Interesse für diese Vorlesungscurse zeigte; daß insbesondere mehrere historische Fächer eine zahlreiche Zuhörerschaft von jüngeren und älteren Damen der Stadt Göttingen erhielten. Gewiß steht diese freiere, ungebundenere Art der Theilnahme nicht auf derselben Stufe wie der Fleiß der Lehrerinnen, die alsbald ihren Ernst in einer Prüfung zu beweisen haben, ja, die ihn unmittelbar in den an die Vorlesungen sich knüpfenden Uebungen beweisen. Allein man thut gut, auf diesen wie auf anderen Gebieten der fortschreitenden Geistesbildung die Fortschritte nicht mit dem Zollstock messen und nur die auf solche Weise ermittelten Resultate des Unterrichts anerkennen zu wollen. Man wird zunächst an jedem guten Willen den Ansatz zum Besseren schätzen, und in der bloßen Thatsache, daß ein solches Streben sich bekundet, etwas Erfreuliches sehen dürfen. Gerade der deutsche Universitätslehrer, dessen Wirksamkeit zufolge der akademischen Freiheit vielfach darauf beschränkt ist, den Samen auszustreuen, ohne zu wissen, ob er aufgeht, hat am wenigsten Grund, solchen guten Willen hochmüthig zu beurtheilen. Er ist selber am meisten darauf angewiesen, zufrieden zu sein, wenn er nur diesen guten Willen sieht.

Reserve in dieser Angelegenheit vorgeht, hat schon dadurch einen neuen Schritt der Vorwärtsbewegung hinzugethan, daß sie im Laufe des Jahres 1895 dem Gesuche von weiblichen Candidaten um Zulassung zur Maturitätsprüfung gewillfahrt hat. In England, Amerika, Frankreich kann sich nach dort bestehender Sitte eine Dame, welche die entsprechende Prüfung bestanden hat, daraus — gleich dem jungen Manne — einen Titel machen; in Deutschland sind wir noch nicht so weit. Aber auch im Auslande will man diesen Titel nützlicher anwenden, als darin, daß man ihn hinter den Namen setzt. Vollends bei uns hat jene Prüfung keinen rechten Sinn, wenn sie nicht, wie bei den männlichen Abiturienten, das Recht zur Immatriculation [1]) und zur Absolvirung des Studiums bei den Universitäten einschließt, wenigstens für gewisse Facultäten oder für gewisse Fachgruppen im Hinblick auf ein Ziel im Gebiete der liberalen Berufsarten. Die Schwierigkeiten sind die folgenden. Der gegenwärtige Zustand, wie wir ihn bei mehreren preußischen und einigen nichtpreußischen Universitäten in Deutschland haben, übt keinen Zwang aus. Nur derjenige Universitätslehrer hat weibliche Zuhörer, welcher seine Zustimmung dazu ertheilt hat, nicht einmal principiell ertheilt hat, sondern von Fall zu Fall. Mit der Immatriculation hört diese Freiwilligkeit auf; im Wesen der akademischen Freiheit liegt es (im Gegensatze zu den schulmäßigen Vorschriften, wie sie für ausländische Universitäten, zumal in Frankreich, bestehen, wie sie früher auch bei deutschen Universitäten bestanden haben), daß jeder immatriculirte Student hören kann, was er will, und bei dem Belegen der Vorlesungen nicht an Zustimmung des Docenten gebunden ist. Nur die seminaristischen Uebungen, die Privatissima u. s. w. machen eine Ausnahme. Da, wo Schranken gezogen werden für Diejenigen, welche nur die Maturität eines Realgymnasiums oder gar keine Maturität besitzen, geschieht es im Hinblick auf die Zulassung zu den Staatsprüfungen der Theologen, Juristen, Mediciner u. s. w.; dagegen kann jeder Immatriculirte jede beliebige Vorlesung hören.

Dieses Recht würde nun auch den immatriculirten Zuhörerinnen zu Theil werden, sofern hier nicht, um des weiblichen Geschlechts willen, eine Unterscheidung eingeführt werden sollte. Der Antrieb dazu liegt in der Thatsache, daß ein Theil der Universitätslehrer weibliche Zuhörer nicht wünscht, und es ein peinlicher Zustand wäre, der ihnen von Amtswegen durch den Zwang zugemuthet würde [2]). Andrerseits würde das ausgeübte Recht der einzelnen

[1]) Im Beginne des Wintersemesters 1895—96 hat sich eine mit dem Reifezeugniß des Abiturienten ausgerüstete Candidatin um die Immatriculation bei der Berliner Universität beworben, ist aber abgewiesen und auf das zur Zeit bestehende mindere Recht verwiesen worden. Zugleich ist die Zahl Derjenigen, welche, sich dieses minderen Rechts bedienend, an der Berliner Universität Vorlesungen hören, unter den begünstigenden Umständen der großen Stadt sehr schnell gewachsen (auf etwa sechzig).

[2]) Ein peinlicher Zustand doch wohl ebenso sehr für die Hörerinnen wie für die betroffenen Docenten. Manche ungeduldigen Aeußerungen in den Tagesblättern, die von weiblicher Hand kommen und mit den bisherigen Errungenschaften des Frauenstudiums an preußischen Universitäten unzufrieden sind, übersehen diese Schwierigkeiten. Es wird gar die Frage aufgeworfen: „Warum die Regierung sich noch so ängstlich sträubt, den Frauen ein- für allemal die deutschen Universitäten

Professoren, immatriculirten Studirenden weiblichen Geschlechts das Hören ihrer Vorlesungen zu versagen, gerade in den wichtigsten Gebieten das Ziel des Studiums unerreichbar machen können.

Diese Bedenken treten nun leider am Stärksten demjenigen Studium entgegen, welches praktisch das erheblichste ist — dem medicinischen. Aus den Kreisen einzelner medicinischer Facultäten macht sich — keineswegs allgemein und allenthalben — ein so lebhafter Widerspruch gegen das ärztliche Studium der Frauen geltend, daß man (auch wenn man nach mancherlei Erfahrungen in der akademischen und in der außerakademischen Welt diesen Widerspruch keineswegs für ewig und unabänderlich hält) zunächst darin ein Hinderniß anerkennen muß, dem man am besten aus dem Wege geht. Auch ist ein Zwang von oben herab unwahrscheinlich, weil die medicinische Wissenschaft im Geiste des heutigen Realismus unseren höheren Kreisen hinreichend imponirt. Ein Ausweg möchte hienach der sein, daß man das Studium dahin dirigirt, wo die Geneigtheit der Facultät sich amtlich ausgesprochen hat. Wie denn wirklich auf die Umfrage des Unterrichtsministers bei den preußischen Facultäten im Frühjahr 1892 meines Wissens mehr als eine medicinische Facultät sich günstig geäußert hat. Es ist bezeichnend, daß für diese günstige Ansicht Erfahrungen maßgebend gewesen sind, welche durch einflußreiche Mitglieder der betreffenden Facultäten in der Schweiz als Professoren an einer der dortigen medicinischen Facultäten gemacht worden waren. So liegt mir das Votum einer Autorität vor, welche auf Grund achtzehnjähriger Erfahrung an einer Schweizer Universität nachdrücklich für die Sache in Preußen eingetreten ist, obwohl oder weil in den schweizerischen Verhältnissen mancherlei ungünstige Momente mitwirkten, die bei uns vermieden werden können. Die Begabung der weiblichen Studirenden erwies sich, laut jenem Votum, als dieselbe, wie die der männlichen, zumal wenn man die meist unzulängliche Vorbildung in Rechnung stellte. Der Fleiß war, mit ganz verschwindenden Ausnahmen, befriedigend, ja bei vielen ungewöhnlich groß. Die Prüfungsergebnisse waren ungefähr dieselben, wie bei den übrigen Studirenden. In der Praxis wirkten schon vor zwanzig Jahren mehrere schweizerische Aerztinnen, welche das Staatsexamen gemacht, mit auffallend großer Beliebtheit bei ihren weiblichen Patienten. Die am häufigsten hervorgehobenen Bedenken gegen einen gemeinsamen medicinischen Unterricht der beiden Geschlechter sind hier niemals durch die wirkliche Erfahrung bestätigt worden, vielmehr hat der wissenschaftliche Ernst von Lehrer und Lernenden auch nicht ein zweideutiges Lächeln aufkommen lassen.

Die russische Methode bliebe immer noch übrig, falls der Weg der Immatriculation bei den Universitäten oder einzelnen derselben nicht beschritten werden sollte. Die Einrichtung einer eignen Frauenhochschule hätte

zugänglich zu machen?" Darauf ist zu erwidern: Es gibt gar keine Regierung, welche das Recht hätte, den Frauen die deutschen Universitäten zugänglich zu machen. Denn die Universitäten gehören in die Competenz der einzelnen Staaten des Deutschen Reiches. Der Grund aber, warum diese einzelstaatlichen Regierungen sich sträuben, der hier ausgedrückten Ungeduld zu genügen, mag aus dem Obigen entnommen werden.

den Vorzug, daß der hauptsächliche Widerstand fortfiele, weil man nicht neuen Raum in einem alten Hause verlangte. Der Staat hätte das neue Haus zu bauen; wollten ihm wohlgesinnte Millionäre dazu bereitwilliger die Hand öffnen, als unser Finanzminister sie zu öffnen gewohnt ist, so würde die Regierung es gewiß annehmen. Ein großer Staatsrechtslehrer klagte neulich im Landtage über die Leiden der Millionäre: er unterließ, ihnen das einfachste Mittel zu nennen, durch das sie von ihren Leiden erlöst werden. Hier ist einer der zahlreichen Zwecke, für die sie Gutes stiften können.

Auch an tüchtigen Professoren für die neue Hochschule würde es nicht fehlen, nach welchem Orte immer man sie verlegen wollte. Maturität, Immatriculation, Staatsexamina müßten den bestehenden Einrichtungen angepaßt werden, damit diese neue Hochschule im Stande wäre, den gesetzlichen Bestimmungen zu genügen und ihre Zöglinge mit entsprechenden Zeugnissen auszurüsten. Akademische Grade möchten Nebensache sein, wie sie es auch für die Mehrzahl der männlichen Graduirten (zumal Mediciner) sind.

XXII.

Jedoch, ich habe nicht den Ehrgeiz, ungeforderte Gutachten über die demnächst zu treffenden amtlichen Maßnahmen abzugeben. Und so weit ich wiederum Anlaß hätte, in amtlicher Eigenschaft Derartiges zu thun, habe ich eine Collision der Oeffentlichkeit mit diesen Pflichten zu vermeiden, wie es übrigens in den voraufgegangenen Blättern geschehen ist. Derartige Einzelheiten sind auch nicht der wesentliche Zweck, um dessentwillen ich schreibe. Für diesen Zweck ist es nicht erheblich, ob die Angelegenheit ein paar Jahre später oder früher ihre Lösung findet, ob die Modalitäten der Reform sich so oder so an den bisherigen Zustand unserer Universitätsstudien anschließen.

Was mich an der Sache vorzugsweise reizt, was mir die Feder in die Hand gedrückt, ist die Feststellung eines Culturfortschrittes in seinem Zusammenhange mit der internationalen Gemeinschaft der Gegenwart, in seiner Begründung durch äußere und innere Nothwendigkeiten, in seiner Bedeutung für die Verbesserung des Lebens. An solchem Maßstabe gemessen, ist es auch nicht die einzelne Seite des Neuen, obgleich an sich wichtig und kennzeichnend für das Ganze, keine blinde Vorliebe etwa für die Förderung des Frauenstudiums, keine Vorliebe, welche die unvermeidlichen Schwierigkeiten und Schattenseiten der Einbürgerung des Neuen verkennt — es ist der Geist eines neuen Zeitalters, der zu Worte gelangt, es ist die Ueberzeugung, daß es unmöglich ist, diesem Geiste die Pforten zu verschließen. Das Culturgesetz, daß man nicht zurückbleiben darf, wo die ganze Welt vorwärts geht, gilt nicht bloß für Panzerschiffe und Schießgewehre, nicht bloß für Eisenbahnen und Telephone, es gilt auch für das geistige Leben und die Entwicklung der geistigen Gaben.

Wie immer, so sind es namentlich in diesem Falle blendende Vorurtheile, welche dem Neuen in den Weg treten, bestechende Schlagworte, welche sich mit sittlicher Entrüstung waffnen, wo sie vielmehr in sittlicher Beschämung verstummen sollten. Wie so oft haben die Gänse wieder einmal das Capitol

zu retten, und dieses Mal im eigensten Interesse. Allein ich glaube gezeigt zu haben, daß eben in den letzten Jahren auch in Deutschland sich Manches geändert hat, daß in die ehrwürdigsten Vesten der alten Vorurtheile der Hauch des neuen Europa eingezogen ist. Mir persönlich verbindet sich damit die Genugthuung, daß ich einst vor reichlich einem Vierteljahrhundert, als ich zum ersten Male vor einem größeren Publicum sprach, im fernen Nordosten, auf einem halbverlorenen Posten der deutschen Cultur, die ersten Anfänge der deutschen Frauenbewegung in diesem Sinne deutete, zunächst mit dem natürlichen Erfolge, dem Philisterthum Stoff für geringfügigen Spott zu geben. Heute ist es anders geworden. Schon sieht man, wie die Zugvögel herüberkommen, die es in dem kalten Klima der Minderheit nicht lange aushalten; schon drehen sich die Wetterfahnen herum, nach denen man auszuschauen pflegt, wenn man wissen will, welche Luftströmung in den höheren Regionen herrscht. Schon werden die Romantiker irre, die aus Mangel an historischen und socialpolitischen Gesichtspunkten den Kern dieser Frage nicht erfaßt haben, oder jene Species von Fortschrittsmännern, die conservativ sind in den Dingen, an denen sie den Beruf hätten, ihr Fortschrittsbedürfniß zu befriedigen.

Und ein anderes bedeutsames Zeichen ist zu sehen. In dem weiblichen Geschlechte selber bemerkt man mehr und mehr, wie die tüchtigeren, begabteren, strebsameren Persönlichkeiten auch in deutschen Landen von dieser neuen Erscheinung ergriffen werden, wie sie darin den Widerklang finden der besten Impulse, die bisher halblaut aus ihrem Innern sich kundgegeben.

Um zu zeigen, wie die Ansichten umschlagen innerhalb weniger Jahrzehnte über große Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, und wie heute als ein unantastbares Dogma erscheint, was gestern eine Thorheit war, will ich an ein Beispiel erinnern, das nicht gar weit zurückreicht.

Bei der Reform des preußischen Staatswesens im Anfange dieses Jahrhunderts hat nichts so tief eingeschnitten, wie die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Sie gehörte zu den „Ideen" der französischen Revolution. Scharnhorst verpflanzte diese Idee aus Frankreich in die preußische Armee. Das Heer Friedrich's des Zweiten ruhte auf ganz anderen Grundlagen. Der große König hatte bestimmt, daß Diejenigen, die einmal Soldat gewesen, möglichst spät zu verabschieden seien, damit dem Lande möglichst wenig junge Arbeitskraft entzogen würde. Ganze Provinzen hatte er der Cantonspflicht entzogen, so zumal die westlichen Provinzen, weil hier die friedliche Arbeitskraft am kostbarsten war. Die Idee, daß der Waffendienst eine gemeine staatliche Pflicht sei, ist ihm niemals aufgegangen. Der größere Theil der angeworbenen Ausländer, die einen Haupttheil des Heeres bildeten, waren nach Scharnhorst's Worten „Vagabunden, Trunkenbolde, Diebe, Taugenichtse und andere Verbrecher aus ganz Deutschland" [1]). Als nun Scharnhorst mit seinen

[1]) Max Lehmann, Scharnhorst, Bd. II, S. 72 ff. Vergl. Bd. II, S. 98, 295 f., 334, 369.

Vorschlägen zur Umgestaltung des Heeres hervortrat, verbaten sich nicht nur die pommerschen Landstände die allgemeine Wehrpflicht aufs Heftigste und bezeichneten sie als „ein Resultat des französischen Schwindels von Freiheit und Gleichheit“ [1]; nicht nur König Friedrich Wilhelm III. verwarf die allgemeine Wehrpflicht einmal auf das andere; auch die bedeutendsten Köpfe eiferten dagegen. So sah Vincke darin das Grab der Cultur, der Wissenschaften, der bürgerlichen Freiheit und aller menschlichen Glückseligkeit. Niebuhr klagte, nur Schwärmer könnten diese culturfeindliche, bei rohen Hauptleuten ausgebrütete Idee annehmen. Altenstein prophezeite, es werde massenhafte Auswanderung, ja Zerstörung aller Cultur die Folge davon sein.

Wie mit der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen, so ist es — näher noch an die Gegenwart heranreichend — mit anderen Elementen des deutschen Verfassungswesens, so ist es in den letzten Jahrzehnten namentlich mit den socialen Reformen und ihren grundlegenden Ideen gegangen. Nicht nur die pommerschen Landstände, sondern auch die Niebuhr's, die Altenstein's von heute haben immer wieder die verderblichen Ideen der französischen Revolution angeklagt, haben immer wieder den Untergang der Cultur prophezeit, wenn neue Gedanken zur Umgestaltung des Lebens drängten. Wir haben es erlebt, wie dann dieselben Propheten einige Jahre später den Ton herabstimmten und am Ende die Letzten waren, daran zu erinnern, wie sehr sie sich geirrt hatten.

Dasselbe Spiel erneuert sich unablässig. Wer die Geschichte, wer nur seine eigenen Erlebnisse sich gegenwärtig hält, läßt sich dadurch nicht irre machen, und die Welt geht ihren Zielen entgegen, ohne auf solche Proteste zu achten.

Dies bleibt auch für Denjenigen wahr, welcher — gleich mir selber — von den Schwierigkeiten des Neuen durchdrungen ist, welcher an seinem Theile, so sehr wie irgend Jemand, empfindet, es müsse bei den Aufgaben der vorliegenden Frage mit Besonnenheit verfahren, es müssen die nothwendig erscheinenden Umgestaltungen des Unterrichts und des Berufslebens mit vorsichtiger Hand an das Alte angeknüpft werden.

Aber erst das Verständniß für das Nothwendige des Neuen gibt das gute Recht, den unvernünftigen Neuerungen zu widerstehen.

[1] Max Lehmann, Scharnhorst, Bd. II, S. 72 ff. Vergl. Bd. II, S. 98, 295 f., 334, 369.

Neues von Ada Negri.

Von

Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

Ein großer Erfolg, der dem Erstlingswerk eines Dichters zu Theil wird, ist ein zweifelhaftes Geschenk des Glücks. Auch wenn der so früh errungene volle Kranz das junge Talent nicht verwirrt, ihm nur die Pflicht, um so redlicher voranzustreben, auf die Seele legt, immerhin hat das nächste Werk, das er in die Welt schickt, einen schweren Stand gegenüber den ausschweifenden Hoffnungen der Freunde und den gesteigerten Ansprüchen der gestrengen Kritiker, die sich's nachträglich übelnehmen, daß sie von der überraschenden Erscheinung sich haben mitfortreißen lassen. Doch auch die naiven Bewunderer erheben widersprechende Forderungen. Die Einen sind enttäuscht, wenn ihr Günstling neue Wege einschlägt, nicht die ihnen liebgewordene Tonart in immer neuen Variationen fortklingen läßt. Die Anderen erwarten eine Entwicklung des Talents, die den Jahren vorauseilt, und klagen über ein Nachlassen der Kraft, wenn die neuen Gaben, mögen sie auch von stetigem Heranreifen zeugen, nicht mehr mit dem vollen Reiz der Erstlinge auf sie zu wirken vermögen.

Wie Vielen, selbst von den Größten, dies Schicksal beschieden war, ist bekannt. In jüngster Zeit hat es die junge italienische Dichterin erfahren müssen, deren eigenartiges Talent auch in dieser Zeitschrift die gebührende Würdigung gefunden hat.

Auch die einsam lebende, in hartem Lebenskampf geprüfte Lehrerin von Motta Visconti konnte wie Lord Byron von sich sagen: „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt." Weit über die Grenzen Italiens hinaus erregte es Aufsehen und Sympathie, ein junges Mädchen auftreten zu sehen, das eine sehr lückenhafte Bildung genossen, nur wenige Dichter gelesen hatte und doch in kühnem lyrischen Schwung die Sache der vom Glück Gemiedenen, der Armen und Elenden zu führen unternahm, nicht mit dem Phrasengeräusch demagogischer Wühler, sondern einem tiefen Bedürfniß ihrer Seele gehorchend, die danach schmachtete, ihrer glühenden Empörung gegen die Ungerechtigkeiten

und tyrannischen Härten der Weltordnung Luft zu machen. Man glaubte ihr aufs Wort, daß sich das Kassandra-Schicksal an ihr wiederholte:

Jede herbe Noth der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz —

und da ihr Nothschrei mit voller dichterischer Macht ihren Lippen entströmte und dazwischen auch die leiseren Naturlaute nicht fehlten, die jugendlichen Herzensnöthen entsprangen, überall ein starkes Naturell, ein stolzes und doch zartes Gemüth offenbare, war es kein Wunder, daß man die seltene Erscheinung einstimmig mit warmem Beifall begrüßte und Italien Glück wünschte, daß ihm wieder einmal eine neue bedeutende Dichterin erstanden sei.

Nun hat Ada Negri nach wenigen Jahren ein zweites lyrisches Bändchen veröffentlicht [1]), von etwas größerem Umfang als ihr Erstling „Fatalità". Auch dieses ist in Italien mit lebhaftem Beifall aufgenommen und der Dichterin ein Platz angewiesen worden „zwischen Sappho, die von Liebe, und Corinna, die von Ruhm sang". Neben diesen preisenden Stimmen aber ließen sich sofort kühlere Urtheile vernehmen, die es betonten, daß in dem neuen Bändchen kein Fortschritt über das erste hinaus zu erkennen sei; vielmehr, was an Fehlern und Schwächen in „Fatalità" übersehen, oder über den glänzenden Vorzügen der jugendlichen Dichterin gern verziehen worden sei, jetzt erscheine es als ein in ihrem Naturell und der Anlage ihres Talents wurzelnder Mangel, der nicht ungerügt bleiben dürfe. Noch fühlbarer als in ihren Erstlingen trete nun die Einförmigkeit ihrer Stoffe und Motive hervor. Selbst in dem engen Kreise, in dem der Geist der Dichterin sich bewege, in der leidenschaftlichen Klage und Anklage der socialen Uebelstände sei eine größere Mannigfaltigkeit zu erwarten gewesen. Und diese Monotonie der Themata führe zugleich eine eintönige Manier des Ausdrucks mit sich, eine schwülstige Häufung starker Ausdrücke, übertreibender Bilder, ein rhetorisches Schwarz-in-schwarz-malen, eine fast fieberhafte Sucht, dem schlichtbezeichnenden Wort aus dem Wege zu gehen.

Neben diesen Mängeln des Inhalts und der allgemeinen Tonart, die ein Kritiker im „Fanfulla della Domenica" (vom 12. Januar) zur Sprache bringt, werden auch Mängel der äußeren Form von ihm getadelt, technische Ungeschicklichkeiten, Fehler in der Versification, ja sogar im Gebrauch der Sprache. Manches hiervon entzieht sich dem Urtheil des Nicht-Italieners. Warum man in italiano schietto von einem fernen Gesang nicht sagen dürfe, er dringe an das Ohr „dalla distanza", wird nur eingeborenes Sprachgefühl entscheiden. Auch der „Verstoß gegen den guten Geschmack", ein so furchtbares Thema, wie den „Brand im Bergwerk", in versi martelliani zu behandeln, einem Versmaß, das allerdings durch seine vorwiegende Anwendung im Lustspiel nicht von vornherein zur Erregung tragischer Eindrücke geeignet scheint, kommt dem deutschen Leser kaum zum Bewußtsein, wo, wie hier, die Wucht der Bilder und Gedanken dem leichthinplaudernden Metrum eine höhere Würde

[1]) Tempeste. Milano, Fratelli Treves. 1896.

verleiht. Immerhin sind die kritischen Bemerkungen über nachlässigen Ausdruck und unnöthige Häufung der Beiwörter, die man einer genialen Improvisation nachsieht, bei künstlerisch anspruchsvollen Dichtungen nicht mit dem Vorwurf pedantischer Mäkelei abzuweisen, oder gar durch das hochtönende Wort einer enthusiastischen Freundin der Dichterin: „Lassen wir den Meißel den décadents. Ada Negri handhabt statt des Meißels den Hammer.“ — Hat doch selbst ein so gewaltsames Genie, wie Benvenuto Cellini, des Meißels und sogar der ciselirenden Feile nicht entrathen können, um seinen Gebilden den letzten Lebensreiz und die künstlerische Vollendung zu geben.

Gegen den Vorwurf aber der Eintönigkeit ihrer Stoffe müssen wir die Dichterin in Schutz nehmen. Was erwartete man denn von ihr? Daß sie, ihrer dürftigen Lage entrückt und von allgemeiner Verehrung umgeben, aufhören würde, ein Herz zu haben für die Mühseligen und Beladenen, um das Bild der Welt, das sie bisher nur von der Nachtseite gesehen, nun in eitel rosigem Licht zu schildern? Wäre sie dessen fähig gewesen, mit Recht würde man irre werden an der Echtheit des Gefühls, das ihr jene flammenden Laute der Empörung und des Mitleids auf die Lippen legte. Mußte sie nicht jetzt, da ihr eigenes Loos sich gewendet, um so schneidender das unwandelbar herbe Schicksal ihrer Brüder und Schwestern empfinden, das nicht durch den Zauber des Talents über Nacht in ein beneidenswerthes verwandelt werden konnte? In ihr neues, helles Leben hinein folgten ihr die Schatten jener Unterwelt, in der sie so lange selbst nach Licht und Freude geschmachtet hatte, und begehrten von ihrem Herzblut zu trinken, um Sprache zu gewinnen. So entstanden die düsteren Nachtstücke: „Der Brand im Bergwerk“, „Zwangsauszug“, „Arbeitslos“, „Der Strike“, „Im Nachtasyl“, „Auf der Gasse“ und andere von etwas lichterer Färbung, im Ganzen doch nur neunzehn von den 61 Gedichten, die das Bändchen enthält, so daß von einem Vorwiegen der socialistischen Stimmung nicht wohl die Rede sein kann.

Dagegen selbst solche Leser, die sich von dem bequemen selbstischen Quietismus des „Bourgeois“ frei wissen und dem Dichter das Recht zugestehen, „zu sagen, was er leide“ angesichts der Leiden seiner Mitmenschen, selbst warme Bewunderer des Muthes und Talents, mit welchem Ada Negri die Sache der wirthschaftlich Schwachen zur ihrigen gemacht hat, werden es beklagen, daß sie für die Lichtseiten der modernen Culturwelt kein Auge zu haben scheint, und so das Bild ihrer Zeit nur in einem verzerrenden Hohlspiegel aufgefangen vor uns hinstellt. Nirgends deutet sie auf die sittlichen Heilmittel der kranken Gesellschaft, um deren Anwendung ernste und liebevolle Menschenfreunde so nachdrücklich sich bemühen, und unversöhnlich für alle Zukunft scheint der Gegensatz der Glückskinder und der Enterbten, der Genießenden und Darbenden, der Müßigen und der in harter Arbeit sich Aufreibenden vor ihrer ekstatischen Phantasie zu stehen. Ist ihr wirklich nie der Gedanke gekommen, daß es auch noch andere harte Lebenskämpfe gibt, als den Kampf ums nackte Dasein, daß unter den „oberen Zehntausend“ es nur Wenigen erspart wird, kummervolle Nächte auf ihrem Bette weinend zu durchwachen, da das Leben selbst für die Hochbegünstigten kein leichtes Spiel, sondern eine

Aufgabe ist, die Jeder mit Einsetzung all seiner Kräfte zu lösen hat, von Schuld und Schmerz bestürmt, vielleicht oft den Arbeiter im Schacht beneidend, der im Schweiße seines Angesichts ein kärgliches Brod für die Seinigen erwirbt? Diese Regionen des Lebens sind ihr noch unbekannt geblieben. Wo sie einmal in höhere gesellschaftliche Kreise sich versteigt, wird ihr Blick durch das proletarische Vorurtheil getrübt, und seltsame Zerrbilder stellen sich ihr dar. So in dem Seitenstück zu dem Gedicht „l'Erede" (Der Erbe), das im Gegensatz zu dem Loose des Arbeiterkindes das Schicksal eines Sprößlings von herzoglichem Stamme schildert („L'ultimo duca"). Die Dichterin sieht das zarte Geschöpf in seinen schneeweißen Linnen liegen, von Liebe und Pflege verlassen — (warum? müssen aristokratische Wickelkinder gewissenlose Wärterinnen haben?). Seine Mutter ist auf dem Ball, sein Vater am Spieltisch. Was erwartet dereinst das Herzogssöhnchen, das „da un molle bacio Dentro un' alcova Venuto al mondo", nur ein schwaches, kränkliches Pflänzchen ist? — (muß es das sein? Sind blaublütige Kinder nicht in der Regel von sehr gesunder Constitution, auch wenn sie ihr Dasein einer Conventionsehe verdanken?) Was kann der Lebenslauf des jungen Herrleins anders sein als eine Kette schnöder Vergnügungen? Orgien — Wettrennen — entnervender Luxus — keine ernste Geistesarbeit, kein redliches Kämpfen und Ringen — zuletzt nach einem unfruchtbaren Leben ein klägliches Auslöschen in dem venale amplesso di cortigiana!

Es ist nicht klar, ob unter dem „letzten Herzog" der letzte Sproß eines aussterbenden herzoglichen Hauses gemeint sei, oder der Letzte, der vor der Abschaffung aller Standesunterschiede den Herzogstitel führen wird. Was aber auch der Dichterin dabei vorgeschwebt hat, und wie bereitwillig wir ihr einräumen, daß das böse Horoskop, das sie dem hochgeborenen Kinde stellt, hin und wieder traurig in Erfüllung gehen mag, — die lyrische Emphase, mit der es ausgesprochen wird, deutet darauf hin, daß sie den Ausnahmefall als die Regel betrachtet, mit einer „vormärzlichen" Gereiztheit gegen die höheren Stände, die sich seltsam ausnimmt in einer Zeit, wo auch die Aristokratie begriffen hat, daß wahrer Menschenadel sich nur durch hingebende Arbeit an den großen Culturaufgaben der Gesellschaft bewähren kann.

Ich wiederhole es: einer directen Aufforderung, „sich waffnend gegen eine See von Plagen mit Widerstand sie zu enden", einem Aufruf, gleich dem bekannten: „Reißt die Kreuze aus der Erden, Alle sollen Schwerter werden" — begegnen wir auch in diesen „Stürmen" nicht. Nur um von dem Druck, mit dem das Schauspiel des Weltleids sie belastet, ihre Seele zu befreien, schildert die Dichterin, was sie sieht, doch mit einem Auge, das durch die Thränen ihrer Jugend und die düsteren Lebensschicksale Derer, die sie liebt, getrübt ist. Das ist ihr gutes Recht. Doch nur so lange, als sie sich nicht herausnimmt, was in den beschränkten Kreis ihrer eigenen Erfahrung fällt, für das Allgemeingültige zu erklären, ihr eigenes Fühlen und Denken als das Maß der Dinge zu betrachten, noch ehe sie mit redlichem Willen die Mächte, die die Zeit bewegen, gründlicher kennen gelernt und sich selbst zu klarerem, gerechterem Urtheil erzogen hat.

Es scheint leider, als ob der Ruhm, der ihr so überschwänglich zu Theil geworden, diese Pflicht der Selbstzucht ihr erschwerte, als ob sie sich schon jetzt zur unfehlbaren Volkstribunin berufen glaubte. Wer würde der jungen Dichterin ein hohes Maß von Selbstgefühl nach so großen Erfolgen verargen! „Dichten ist ein Uebermuth", und wer nicht glaubt, daß er der Welt etwas Neues und Wichtiges zu sagen habe, thut besser, zu schweigen. Doch Ada Negri mißbraucht die Erlaubniß, die Lyrikern von je her gewährt wurde, in naiven Aeußerungen die Ueberzeugung kund zu thun, daß sie bevorzugte Wesen seien. Gleich in dem Widmungsgedicht an die Mutter hören wir sie in den höchsten Tönen von sich selber reden:

„Ja, ich bin stark. Auf dem steinigen Wege ließ ich Fetzen meiner Seele und meines Glaubens (?) zurück, aber mit stolzem Fuß steige ich noch immer aufwärts dem leuchtenden Morgen entgegen. Ich bot die Brust allen Wunden, ich trotzte dem finstersten, unversöhnlichsten Haß, und den folterndsten Qualen setzte ich die Energie von hundert Leben (!) entgegen. Nicht einen Klagelaut stieß ich in meinen Schmerzen aus. Nichts beugt meine Stirn und meinen Gedanken. Ja, ich bin stark. Ich bin die Eiche, die vom Sturm nicht erschüttert wird."

Wir fragen erstaunt: was berechtigt diesen Ausbruch eines unbändigen Stolzes und Trotzes, einer so maßlosen Selbstverherrlichung? Wir wissen, Ada Negri hat eine harte Jugend gehabt, ihr Vater starb im Hospital, ihre Mutter darbte und frohnte in einer Fabrik, sie selbst schlug sich kümmerlich durch in der freudlosen Stellung einer Dorfschullehrerin. Wo aber begegnete sie den „più foschi e implacati odii", wer schlug ihr „tutte le ferite", denen sie ihre Brust darbieten mußte, und kann die Dichterin der „Fatalità" von sich sagen, daß sie niemals auch nur „un sol lamento" ausgestoßen habe? Jetzt vollends, da ihr Loos sich so freundlich gestaltet hat, muß sie wirklich noch immer „con superbo piede" den rauhen Weg fortsetzen, der ihr doch reich genug mit Blumen und Kränzen bestreut worden ist? Nein, hier ist die Grenze überschritten, jenseits deren das Erhabene in sein Gegentheil umschlägt. Die Dichterin, die sich zum Anwalt der Glücklosen berufen glaubt, drapirt sich mit den Falten eines officiellen Trauergewandes, sie posirt in der Farbe des Pessimismus, und der geschmacklose Vergleich mit der Eiche, die vom Sturm nicht zu erschüttern ist, kann, statt unserer Sympathie, nur ein befremdetes Kopfschütteln erregen.

Zumal es nicht bei dieser einzigen Fanfare der Selbstverherrlichung bleibt. In dem Gedicht „Ego sum" erhebt die Dichterin sich, „wie eine Göttin über das Grab ihrer Freuden", um „ihren Stolz und ihre Macht" zu verkünden, zu erklären, daß man, „wenn auch bis an den Hals in den Schlamm versunken, ohne einen Freund, der an uns glaubt und unser Kreuz uns tragen hilft, dennoch im Herzen und ‚nel profondo cerebro' den Glanz von tausend Morgenröthen (!) fühlen, die Idee, die eine Welt verwandelt", und „mit Donnerstimme der unwissenden oder verbrecherischen Menge das Wort zubrüllen (!) kann: ‚Ich bin'!"

Dies „ruggire" hören wir noch ein zweites Mal in dem Gedicht „Risveglio". Hier bricht „das wilde Gebrüll des Löwen triumphirend aus ihrer Brust hervor", wie sie denn noch mehrfach die Macht ihrer Dichtung

betont und des künftigen Sieges gewiß zu sein versichert. Wir verzeihen der begeisterten Vorkämpferin für die leidende Menschheit diese und andere Geschmacklosigkeiten und rechnen es ihr auch nicht als persönliche Eitelkeit an, wenn sie (in dem Gedicht „L'ora") einmal von ihren „großen Augen" spricht. Doch erinnern wir uns, daß die Sprache der Jungfrau von Orleans, wie sie uns aus den Acten ihres Processes entgegenklingt, in der Schlichtheit, mit der sie ihrer „Stimmen" gedenkt, doch einen tieferen Eindruck macht, als die überspannte Rhetorik dieser „Tempeste", deren Titel schon etwas Renommistisches hat und auch darum nicht eben glücklich gewählt erscheint, weil er nur zum kleinsten Theile dem Inhalt angemessen ist.

Denn neben den Bildern menschlichen Elends, die das Blut der Dichterin in stürmische Wallung bringen, neben den leidenschaftlichen Confessionen der Sehnsucht nach versagtem Liebesglück, der Nachtrauer nach einer entschwundenen oder trügerischen Hoffnung, begegnen wir in diesem neuen Bande helleren Scenen, in denen ein sturmfreies Glück, ein idyllischer Frieden geschildert wird. Hier sind Töne angeschlagen, die beweisen, daß Ada Negri noch manche Saiten auf ihrer Leyer hat, die uns aufs Tiefste zu rühren, die reinste Harmonie zu erwecken vermögen, eine „Ruhe nach den Stürmen", doppelt erfreulich, da sie nicht leichten Kaufs errungen werden sollte. Denn auch hier zittert noch ein Nachklang alles Ueberwundenen in der Stimme, die uns melodisch anrührt, eine gedämpfte Resignation, ein edler Verzicht auf eigene Freuden zum Heile der noch härter Heimgesuchten (siehe das Gedicht „Ohne Rhythmus"). Und so legen wir das Buch aus der Hand mit der Zuversicht, daß der Most, der sich hin und wieder noch absurd genug gebärdet, ausgähren und einen edlen Wein geben werde. Und wie mit der zunehmenden Reife die Weltanschauung der Dichterin sich klären wird, kann auch eine Reinigung ihres Geschmacks nicht ausbleiben. Sie wird erkennen, daß man den Arbeiter im Schacht, weil er „der kalten Majestät des Gesteins" zu Leibe geht, nicht einen „grimmigen Vandalen" nennen, von einer Liebe, die man in der eigenen Brust ertödten will, nicht wohl sagen darf

l'ho calpesto,
L'ho sfigurato in viso,
L'ho morso, l'ho ridotto in cento brani . . .

(s. das Gedicht in der Uebersetzung „Non tornare"). Wie denn auch ihr Eifer gegen die socialen Mißbräuche sie nicht wieder zu so seltsamen Extravaganzen verleiten wird, wie in dem Gedicht „Terra", wo sie die Frauen der gebildeten Stände auffordert, „Cravatten und Schmuck" abzulegen und mit Hacke und Schaufel aufs Land hinaus zu ziehen (Tolstoi's Beispiel folgend), um so auf Einen Schlag „aller Trauer und Langenweile, aller Armuth und allen Kriegen" ein Ende zu machen!

Verirrungen dieser Art sind unzertrennlich von einem so ungeregelten Bildungsgang, wie ihn Ada Negri durchgemacht. Was von Anfang an ihre Erscheinung anziehend machte, war das Wildwüchsige, Fesselloſe ihres Naturells, das starke lyrische Temperament, das in freiem Fluge nach den höchsten Gipfeln strebte. Wir erfreuten uns der angeborenen Kraft, deren Kühnheit

in ungebundenen Improvisationen uns über manches Unzulängliche, Schiefe, ästhetisch Anfechtbare hinwegriß. Diese Kraft bewährt sich auch in den neuen Gedichten. Hier aber, mit der vorgeschrittenen Erfahrung, kann die Pflicht einer reineren und reiferen Bildung dem großen Talent nicht mehr erlassen werden. Auch der genialste dichterische Quell, der mit elementarer Gewalt hervorbricht, muß sich's gefallen lassen, gefaßt zu werden, wenn er zum Strom anwachsen soll, der die Fluren ringsum befruchtet und in seiner klaren Fluth die Gestirne spiegelt.

1. Der Erbe.

Draußen ist Finsterniß.
Drin unterm Hüttendach
Im kalten Zimmer
Zittert das flackernde
Licht einer Kerze
Mit schwachem Schimmer.

Am Boden ausgestreckt
Liegt hier ein Todter
In starrer, stummer
Ruhe. Sie deckten mit
Dem schwarzen Bahrtuch
Den letzten Schlummer.

Der blasse Ueberrest
Ist's eines Bauern,
Der rüstig schaffte,
Bis ihn dem fruchtbaren
Tagwerk am Pfluge
Der Tod entraffte.

Elend und Hunger
Hat hart ihm zugesetzt
Mit scharfen Bissen,
Die grimme Pellagra
Mit schwarzem Zahn ihm
Die Haut zerrissen.

Ein Weib im Winkel liegt
Auf dem Gesichte
Mit Gramgebärde.
Der Mutter ferne spielt
Ein rosig Knäblein
Auf nackter Erde.

Anstarrt die Finsterniß
Das Kind mit düstrem
Blicke so eigen,
Scheint raunend, schauernd sich
Sinnend und weinend
Ihm zuzuneigen.

Aus rohem, bäurischem
Ehbund im Stalle
Zur Welt geboren,
Welch Loos, blondlockiges
Kind aus dem Volke,
Hast du erkoren?

Die rauhe Hacke nur,
In Sonne blitzend,
Den Pflug, den trägen,
Sengende Mittagsgluth,
Wüthende Stürme,
Stürzenden Regen.

Dann der Malaria
Im Reisgefilde
Fiebernde Noth,
Endlose Plagen,
Die dunkle Lagerstatt,
Das trockne Brot.

Sage, was wird aus dir?
Ein schwaches Pflänzchen,
Nur karg genährt,
In blöder, lähmender,
Dumpfer Unwissenheit
Zum Thier verkehrt?

Oder ein kämpfendes,
Wildes und freies
Wesen, durchdrungen
Von seinem Menschenrecht,
Aus dem jungfräulichen
Volksgrund entsprungen?

Auf dich hernieder senkt
Sich dichte Finsterniß
Der Nacht, o Kind,
Die raunend, schauerlich
Mit Seufzern, Thränen dich
Anblickt und sinnt.

Noch spielst du harmlos;
Doch liegt in Lüften ein
Gewitterahnen.
Mit raschem Flügelschlag
Entführt die Zeit dich
Auf dunklen Bahnen,
Vielleicht als Streiter in
Glühenden Kämpfen,
Die einst dir drohn,
Als Opfer, oder als
Söldner im Heere der
Revolution!

2. Non tornare.

O kehre nie zurück! Bleib drüben, jenseits
Der Meer' und Berge. Länger trug ich nicht
Die Qual. Mit Füßen trat ich unsre Liebe
Und schlug ihr ins Gesicht,

Biß sie, zerfetzte sie in hundert Stücke
Und schlug sie todt. Nun schweigt sie. Nun ist's gut.
Nun schweigt sie. Zahmer fließt in meinen Adern
Das allzu heft'ge Blut.

Nun schlaf' ich wieder Nachts und weine nicht mehr,
Bang nach dir rufend. — O wie still ist's nun!
Endlose Dämmerung rings, in der die Seele
Darf unbeweglich ruhn,

Und weben, weben dunkle Fäden eines
Entsagungstraums. — Nein, kehre nicht zurück!
Ich will dich hassen, blind und kalt, wie damals
Dich lieben war mein Glück;

Dich hassen um die schönen, blüh'nden Jahre,
Die trauernd ich geopfert, fern von dir;
Unsel'ge Jugend ohne Kuß und Kosen,
Geopfert — ach, wofür?

Doch leidet man im Haß, weint bittre Thränen
Im Haß . . . und immer schwebtest du mir vor,
Auch wenn ich dich verwünschte — da zum Kämpfen
Ich längst die Kraft verlor.

Nur Stille brauch' ich — tiefe Stille! — Bringe
Zur Ruh' das heis're Stöhnen da im Grund.
Da ist noch Einer, der da klagt, ein Kranker,
Mein Todfeind, da im Grund.

Noch Einer, den ein ungeheures Wehe
Mit Centnerlast bedrückt, in dessen Bann
Er mit dem Tode ringt, nach Hülfe jammert
Und doch nicht sterben kann!

3. Die Lehrerin.

's ist eine Lehrerin. Ihr guter Blick
Sagt, daß sie lernte Weinen und Vergeben
Und sich geduldig fügt' in ihr Geschick.

In liebevoll nie rastendem Bestreben
Bereitet fremder Leute Kinder sie
Mit ernster, leiser Stimme vor fürs Leben.

Im grabeskalten Kämmerlein, wo nie
Die Flamme sel'ger Trunkenheit der armen
Einsamen einen Freudenschimmer lieh,

Kein froher Jugendtraum sie ließ erwarmen,
Wird eines Tags sie ihrem Loos, dem herben,
Erliegen, ihrer sich kein Freund erbarmen.

Indeß die kalten Lippen blau sich färben
Und ihr erloschnes, mildes Aug' hinauf
Zur Decke starrt, wird fiebernd sie im Sterben

Noch stammeln: Kinder — Kinderchen — paßt auf!

4. Ohne Rhythmus.

Durch das verschlossne Gemach
Schwebt leise schauernd das Zwielicht,
Die beseelten Tasten erseufzen
Unter deinen weißen Fingern, o Nice,
Und du selbst im weißen Kleide
Gleichst einem Spukbild. — Spiele! —

* * *

Du Blasse, du Bleiche, ich weiß, bald wirst du sterben;
Denn wenn dich Husten befällt,
Ziehst du das Tuch vom Munde, rosig befleckt.
Du redest nicht mit mir, du spielst.
Ich sehe dein Gesicht nicht, sehe
Die träumenden Augen nicht,
Drin ein Verlangen nach Liebe schmachtet,
Und eine verhaltene Thräne
Ewig zu zittern scheint:
Ich sehe dein weißes Kleid,
Sehe die langen, seidenen Haare
Und höre die Seele, die Seele,
Deine Seele, Nice, leben in den Tönen.

* * *

Beethoven ist's. — Als die erhabnen
Harmonien er schuf,
Lebt' ich, Nice, noch nicht und lebtest du nicht.
Doch was der Künstler schafft,
Einschlürft es die ganze Welt,
Verwandelt es in ihr Fleisch und Blut.
Und jetzt, mehr als irgend ein Wort,
Sagt diese Musik
Das, was du fühlst, das, was ich fühle. — Spiele!

* * *

Die bangen Accorde reden
Vom Unheil, das deinen schönen Leib
Heimlich verheert,
Von deiner Jugend, die nicht sterben will;
Erzählen, daß du Gattin,
Erzählen, daß du Mutter bist
Und daß dein Knab' die ersten süßen Worte stammelt,
Daß du für ihn, für ihn
Dich klammerst an das Leben.

* * *

Die bangen Accorde sagen,
Daß, während du scheidest, die Welt deiner Liebe verlassend,
Ich ungeliebt fortlebe.
O Nice, noch zwanzig Jahre, noch dreißig
Soll ich noch hin mich schleppen
Einsam!
Da die Liebe dich ruft,
Lebe und mich laß sterben, die Unbeweinte!

* * *

Du wendest das Haupt nicht.
Ich seh' dein Gesicht nicht, sehe
Die träumenden Augen nicht,
Drin ein Verlangen nach Liebe schmachtet
Und eine verhaltne Thräne ewig
Zu zittern scheint.
Ich werfe mich nieder und küsse das weiße Kleid,
Ich Irdische dir, der Himmlischen,
Dir, die schon morgen soll scheiden.
Und die bangen Accorde sagen:
Du, die zurück hier bleibt, du, die nach Liebe ruft,
Verlier die Zeit nicht, verlier die Zeit nicht, liebe!
Lieb' Alle, die hoffnungslos leiden!
Du Schwache, du Einsame,
Für die Schwachen und Einsamen werde du stark und gewaltig!
Sieh zu, daß der kalte Tod
Deinem Leibe das Grab erst öffne,
Wenn deine Seele,
Getheilt in lebende Stücke,
Gelöst in Millionen lichter Atome,
Liebend geküßt hat
Die weichen, einsamen Seelen, die weinen auf Erden.
Liebe! Lieb' ist unendlich,
Denn unendlich ist ja der Schmerz.

5. Ewiges Idyll.

Während der Junisonne Strahlenfluth
Die Blumen küßt, die weit den Kelch erschlossen
In ungezügelt wollustvoller Gluth,

Während herab aus Himmelsglanz ergossen
Feurige Ströme regnen auf die Welt,
Daß glorreich ihr verjüngte Kräfte sprossen,

Durchpflügt der Ackersmann auf seinem Feld
Die zähen Schollen mit dem blanken Eisen
Und singt ein stilles Lied, das sich gesellt,

Vom Sommerwind getragen, zu dem leisen
Spatzengezwitscher über grünen Matten,
Auf denen kräftige Heudüfte kreisen.

Und vor des Hauses Thür im luft'gen Schatten
Reicht ihrem Kind sein Weib die schöne Brust
Und kos't und herzt das Ebenbild des Gatten.

Still saugt das Kleine mit begier'ger Lust
Das Leben aus der allerreinsten Quelle,
Des goldnen Mittagszaubers unbewußt.

Und während in des Himmels froher Helle
Des Mannes Hände rüstig sich bewegen,
Scheint wie geweiht die friedlich traute Stelle.

Ringsum lacht die Natur und spricht den Segen.

6. Casette bianche.

Ihr weißen Häuschen, blank im Sonnenschein,
Mit offnen Fenstern, Rasengrün zu Füßen,
Wie sehnsuchtsvoll euch meine Augen grüßen,
Ihr weißen Häuschen dort im Sonnenschein!

An euch vorüber wandelnd (wißt ihr's nicht?)
Schau' ich euch lächelnd an in sanftem Sinnen.
So friedlich zwitschert's wie im Nestchen drinnen,
Ihr frohen Häuschen. O, gebt mir Bericht,

Ob nicht in eurer Zimmer linden Luft
In leuchtendem Krystall Theerosen glühen,
Sterbende Lilien in den Vasen blühen,
Gardiensträuße hauchen leisen Duft.

Steht nicht ein seltsam Körbchen zum Gebrauch
Der Hausfrau dort, drin zwischen Seidenflecken
Ein zierliches Billet sich mag verstecken,
Ein blaues Band, ein goldner Armreif auch?

Kokette Büchlein, Spielzeug auf dem Tisch,
Phantastische Pastelle an den Wänden,
Puppen und Pferd' und Wäglein allerenden,
Vögel- und Kinderstimmen im Gemisch?

Sagt, ob auch eine Großmama nicht fehlt,
Die in dem alten Lehnstuhl mit der Brille
In ihrem guten Greisenton ganz stille
Von einem rothen Teufelchen erzählt,

Mit Feuerflügeln, während dicht geschart
Die Kinder lauschen mit verzücktem Grauen.
Geschäftig läßt das Mütterchen sich schauen
Und ernsthaft ein Papa mit schwarzem Bart.

Sagt, sagt es mir! — Dicht klammert sich ums Haus
Der Epheu an in zärtlichem Umschlingen.
Hoch aus den reinen Lüften hör' ich dringen
Der Lerche Sang — die Arme breit' ich aus!

Ausbreit' ich sie nach Freud' und Sonnenlicht.
Mein Herz durchzuckt ein sehnliches Verlangen
Nach einer sanften Hand, die scheu die Wangen
Mir kos't, nach einem theuren Angesicht.

Sehnsucht nach Veilchendüften, süß und rein,
Nach einem Nest voll tiefer Ruh' und Frieden,
Nach euch, ach, denen all das Glück beschieden,
Ihr weißen Häuschen, blank im Sonnenschein!

7. Kleine Hand.

Du kleine Hand, so schmächtig, zart und weiß,
Du kleine Hand, nervös, mit schlanken Gliedern,
Die eines Tags, vom Jugendfieber heiß,
Rastlos die Feder führt' in muth'gen Liedern,

Gedenkt dir's noch, wie kampfesfroh in dir
Die Feder lief in heißen Abendstunden?
Ach, jene stolzen Strophen raubten mir
Ein Stück des Lebens, roth von meinen Wunden.

Da war ich einsam. Jetzt gab einem Mann,
Der sah und siegte, sich dies Herz zu eigen.
Blickt mich sein braunes Auge fragend an,
Klopft stürmisch mir das Herz, die Lippen schweigen.

Für ihn, für ihn bebt's in der Seele nach
Von Hymnen nur, die mir die höchsten scheinen,
Und du indeß, verliebtes Händchen, ach,
Wie bang und schüchtern bebst du in den seinen!

Aus Ada Negri's „Stürme".

Deutsch
von
Hedwig Jahn[1]).

[Nachdruck untersagt.]

1. Die alte Kirche.

Kirche von S. Francesco in Lodi.

Du alte Kirche, düstergrau und mächtig,
Voll Schatten und geheimer Poesie,
Wo ich als Kind oft betete andächtig,
Du alte Kirche, dich vergess' ich nie.

Madonnen das Trecento lächelnd sahen
Von gelben Mauern mild und sanft herab,
Mitunter sah man einen Priester nahen,
Langsam, wie ein Gespenst aus düsterm Grab.

Nach welken Rosen roch es dort so eigen,
Mit Veilchendüften war die Luft getränkt,
Und auf den alten Dingen lag das Schweigen,
Das hundertjähr'ger Schlaf darauf gesenkt.

Ein mattes Lämpchen Tag und Nacht dort glühte,
Wie trübe Sehnsucht, über dem Altar;
Und mir, die auf dem weißen Marmor kniete,
Gar süß das Beten und das Träumen war.

Begeist'rungsstunden, als mir jungem Kinde
Von heil'gen Sagen sprach der Orgelklang,
Und wie in einer Wiege mich gelinde
Einschläferte prophet'scher Ruhmesgesang;

[1]) Eine vollständige Uebersetzung der „Tempeste" von Hedwig Jahn, der Uebersetzerin von „Fatalità", wird im Verlage von Alexander Duncker, königl. Hofbuchhändler in Berlin, demnächst erscheinen. Die Redaction.

Begeist'rungsstunden, als wie Wellenschäumen
Die ersten Verse glühend mich durchbebt,
Und ich voll Leidenschaft in kühnen Träumen
Im Azur des Erhabenen geschwebt;

Verlor'ne Stunden in dem gold'nen Glanze
Des Mai's, der nie so herrlich wiederkehrt,
Dem Schwalbenchor gleich, der im luft'gen Tanze
Von Strahl zu Strahl am Himmel aufwärts fährt;

Verträumte Stunden, zauberhafte Tage,
Ach, immerdar denk' ich an euch zurück;
Und ewig quält mich eine stumme Klage
Um euch, wie um verlor'nes Liebesglück.

Nur vorwärts, vorwärts. — Ohne Ruhe schickte
Auf rauhe Bahnen mich hinaus die Zeit:
Ein Netz von harten Fäden mich umstrickte,
Doch blieb mein Blick dem Azur stets geweiht.

Vorwärts . . . — Doch die gequälte Seele führet
Ein süßes Sehnen zum Vergang'nen fort.
. . . O Weihrauch, Lilienduft, so oft gespüret
Beim kindlichen Gebet am ernsten Ort!

Arcaden, Kerzen, Klosterfried' und Wonnen,
Gespenster, die ihr euer Grab verlaßt,
O liebliche trecentische Madonnen,
Die auf den gelben Mauern ihr verblaßt;

Ich suchte gern für das, was mir begegnet
Und was ich that, bei euch Vergessenheit
Und säng' auf eurem Boden, reich gesegnet,
Ein Loblied meiner frohen Kinderzeit.

2. Das nächtliche Asyl.

Durch dichten Nebel und durch Dunkelheit
Trägt sie beim rauhen Wind
An kranker Brust, voll Todesbangigkeit,
Ihr halb erstarrtes Kind.

Gehüllt in den verblich'nen alten Shawl,
Von Hunger bleich und matt,
Treibt ins Asyl sie heiße Sehnsuchtsqual
Nach einer Lagerstatt.

Für die Barmherzigkeit der einen Nacht
Beugt sie sich zitternd dort,
Steht wie am Pranger, nennt den Namen sacht
Und ihren Heimathsort,

Was Schweres brachte die Vergangenheit,
Krankheit und raschen Tod,
Gezwung'nen Auszugs grause Kläglichkeit,
Die ganze bitt're Noth;

Und erst, nachdem sie schamhaft bloß gestellt,
Was quälend, nagend, wie
Krebsschaden ihr am Leibe frißt, erhält
Ein Lager — endlich — sie.

Der Schlummer des Vergessens sie befiel,
Dicht bei ihr schläft das Kind,
Und Alle, die ins mitleid'ge Asyl
Vom Sturm verschlagen sind,

Deckt keusch mit ihren weißen Flügeln nun
Die kurze Friedenszeit;
Zerriss'ne Herzen, müde Glieder ruh'n,
Es schweigt ein jedes Leid.

. . . Sie träumt. — Ausbreitet auf dem Kissen sich
Das dunkle, wirre Haar,
Gleich einer düstern Decke, schauerlich
Auf einer Todtenbahr'.

Sie denkt im Traum, daß jetzt und immerdar
Dies warme Bett sie hat.
. . . O Ruh', o Wonne! . . . jetzt und immerdar
Dies warme Bett sie hat! . . .

Und lächelnd hold ein Bild vor ihr erwacht
Vom Stübchen, wo sie näht
Und dabei singt, indeß ihr Kindchen lacht,
Von Wärm' und Licht umweht.

Die Scheiben licht vom letzten Strahle sind
Des Tages, der versinkt,
Ins stille Heim ein kühler Abendwind
Die Straßenstimmen bringt . . .

Ein Klingeln schallt. Die Morgenröthe dringt
Im düstern Schlafsaal ein.
Die Arme auf vom fremden Bette springt
Beim matten Dämmerschein:

Mit Lumpen sie die Blöße wieder deckt
Und kehrt mit ihrem Kind
Ins Elend, das mit altem Grau'n sie schreckt
Zurück, in Frost und Wind;

Zur Jagd nach Brot! . . . Begierig, lauernd sieht
Sie auf die Stadt voll Rauch,
Die durch der keuchenden Fabriken Athem zieht
Und pfeift im Morgenhauch.

In einen Lobgesang der Kraft und Müh'n
Der laute Lärm ausbricht . . .
. . . Begierig lauernd sieht sie feindlich hin,
Denn Arbeit hat sie nicht.

3. Brüderlichkeit.

O Bettler, der an mir vorbei im Regen
Mit ausgestreckter Hand du gehst;
Mit tiefem Blick und jammervoller Klage
Geld oder Brot von mir erflehst,

Wenn ich mit deinem Elend es vergleiche,
Mein Elend ungerecht erscheint,
Ob uns das unabänderliche Schicksal
Zu gleichen Qualen auch vereint.

Denn du, den ungestillter Hunger peinigt,
Du schreist es aus, dein bitt'res Weh,
Indeß ich, Angst und Weinen unterdrückend,
An Liebesheimweh still vergeh'! . . .

4. Stiefmütterchen.

Aus schwankem Kelch, der seine Blumenblätter
Stillschweigend aufzuthun begann,
Die zarten, gelben, sammetweichen, blickte
Stiefmütterchen mich bleich und ernsthaft an.

So waren einst zwei and're liebe Augen
Mit fleh'ndem Blick auf mich gewandt;
Zwei Augen, die für immer sich geschlossen,
Mit denen heiße Liebe mir entschwand.

Wenn wirklich unsr're Todten auferstehen
Im Pflanzensaft aus Grabes Nacht,
In Gräserhalmen und im Blüthenstaube,
In Blumenkelchen, voller Duft und Pracht:

Stiefmütterchen, das traurig mich bezaubert
Mit flehendem, vertrautem Blick,
Es lebt in dir ein Stück von jener Seele,
Die mich geliebt in Zeiten, weit zurück! . . .

Karl Immermann.

[Nachdruck untersagt.]

Am 26. April 1896 begeht Deutschland den hundertsten Geburtstag Immermann's. Am 25. August 1840 ist der Dichter, dem seine jugendliche Gattin kaum zwei Wochen zuvor ein Töchterchen geschenkt hatte, in reifer Manneskraft einem neuen Leben und einer Fülle von Plänen entrissen worden. Die dramatischen Irrgänge lagen hinter ihm. Er starb über der Arbeit am „Tristan" und an den „Memorabilien", eigenes Liebesglück in den alten, auch hier zum Bruchstück verurtheilten Stoff Gottfried's von Straßburg hauchend, zugleich mit treuen Bekenntnissen seiner Entwicklungsgeschichte beschäftigt. Der „Münchhausen", dieser Rumpf seines Ruhmes, war vollendet, um im engeren Kreise literarischer Feinschmecker ein befreiendes Gelächter, im weitesten Bereiche des deutschen Volkes helle Bewunderung für den kernigen Hofschulzen und die holde Lisbeth zu wecken. Mit der behaglichen Freiheit, wie sie die Arabeskenform dieses verschlungenen Werkes an die Hand gab, und der sicheren Selbstkritik, die ihn selten verließ, hat Immermann im dritten Bande den „bekannten Schriftsteller Immermann" als reisenden Curator des Freiherrn v. Münchhausen so treulich gezeichnet, daß wir ihn leibhaft zu sehen meinen (Schriften, Bd. X, S. 263):

„Es war ein breitschulteriger, untersetzter Mann, dieser Fremde im braunen Oberrock, der seinen Wanderstock bei jedem Schritte mit Energie auf die Erde stieß. Er besaß eine große Nase, eine markirte Stirn, deren Protuberanzen jedoch mehr Charakter als Talent anzeigten, und einen fein gespaltenen Mund, um den sich ironische Falten wie junge, spielende Schlangen gelagert hatten, die jedoch nicht zu den giftigen gehörten. Seine Augen wurden in den Reisepässen gewöhnlich als graue bezeichnet. Sie lagen auch wirklich wie hellgraue Perlhühner unter Brauen eingewühlt, die trockenem, gelb-bräunlichem Reisig glichen. Mehrere Damen seiner Bekanntschaft aber, die ihm wohlwollten, behaupteten, diese Augen hätten einen angenehmen blauen Ausdruck, und seit der Zeit glaubte er selbst an ihre Bläue. Nicht allein in dem Antlitze dieses Mannes, der nach seinem Habitus ein Vierziger zu sein schien, sondern überhaupt in seinem gesammten Wesen war eine eigene Mischung von Stärke, selbst Schroffheit mit Weichheit, die hin und wieder in das Weichliche überging, sichtbar."

Man würde diesen Complex scheinbar widersprechender Eigenthümlichkeiten leicht aus Immermann's Schöpfungen, und gerade aus den ländlichen Abschnitten des letzten Romans, heraus lesen, auch wenn uns keine Autobiographie vorläge und der Dichter nicht 1838 seiner Braut Marianne Niemeyer rückhaltlose Generalbeichte über sein ganzes Sein und Werden, all' seine Ideale und Irrthümer erstattet hätte[1]). Von den Eltern hebt er an, dem schon ergrauenden Vater, der blutjungen

[1]) Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke, aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt. Herausgegeben von G. zu Putlitz. Zwei Bände. Bd. II, S. 254 ff. Berlin, W. Hertz. 1870.

Mutter: streng, eisenfest, schroff und schwer jener, diese weich, nachgiebig ohne Maß. Und er setzt klar auseinander, wie der Druck der Zeit, frühe Verwaisung, unruhige Jugendbildung mitten in ungeheuren Weltkämpfen ein harmonisches Verschmelzen solcher ererbten Eigenschaften behindert, aber ihn zu selbständiger Haltung gestählt habe. So erkannte Goethe's Scharfblick in Immermann alsbald „ein Individuum, welches mit Bestimmtheit auftritt" und sich nach sonderbaren Phantastereien wieder finde. Die feste Wahrhaftigkeit seiner Natur prägte sich in dem ersten öffentlichen Schritte des Studenten aus, der nicht als lyrischer oder politischer Strudelkopf, sondern als Anwalt des Rechts gegen die landsmannschaftlichen Helden vom Schläger und Ziegenhainer hervor sprang, und dem daher Don Quixote Fouqué wie einem nicht satisfactionsfähigen Gesellen den ritterlichen Verkehr kündigte. Immermann, durch Platen's weit vom Ziel abfliegenden Hohn als Pfuscher Nimmermann neben kleinen Dichterlingen carikirt, war mehr ein praktischer als ein ästhetischer Mensch, ja er hätte nach seinem eigenen Geständniß, in die Antike oder ins Mittelalter zurückversetzt, sich gern an schöneren Formen genügen lassen, ohne das unwiderstehliche Bedürfniß, ein handelndes Leben durch dichterische Phantasiegebilde zu ergänzen. So vergöttert er nicht mit der Romantik Goethe als den Statthalter der Poesie auf Erden, obwohl auch er manchen Spuren des „alten Dichters" bewußt oder unbewußt nachahmend folgt, sondern möchte sein munterer Knappe werden gegen frömmelnde Widersacher. Zwar pilgert er in Goethe's Todesjahr nach Wetzlar, um der friedhofstillen Werther-Stadt überspannte Reisebriefe zu widmen, doch seine lauten Klagen um den Verlust gelten stets nicht so sehr dem ewigen Dichter als der großen Persönlichkeit, die so geschlossen dastand und nun auch den Zoll des Vergehens hat entrichten müssen.

Vieles verbindet Immermann in Tendenzen, Motiven, Formen mit der Romantik, gar Vieles trennt von ihr den dankbaren „Schüler" Tieck's, dem noch der letzte Theil des Münchhausen gewidmet wurde, und an dessen berühmtes Dresdener Lesetischchen die Hochzeitsreise zurückführte. Immermann bewegt sich, mitunter etwas schwerfällig, auf beliebten Tummelplätzen romantischer Satire. Er feiert Tieck als Schöpfer eines neuen Scherzes unter den Deutschen und construirt sich die Ueberzeugung, daß Meister Ludwig das größte Lustspiel aller Zeiten geschaffen haben würde, wenn er nur gewollt hätte, während er selbst mit modernen Intriguen- und Verkleidungsstücken weit hinter der flachen, aber behenden Fabrikarbeit Kotzebue's zurückbleibt. Er schickt seine Magdeburger Muse in den Elfenreigen des Sommernachtstraums und zwingt sie zu den Purzelbäumen britischen Narrenwitzes. Im „Periander" ein Geschling antiker Greuel und sehr unantiker Tiraden, ergreift seine Tragödie für eigene Liebeswirren schwülstig ein Spalier des alten Gryphius, um das schon Arnim die üppigsten Ranken geschlungen, und ruft noch einmal die Ghismonda aus dem der Romantik ans Herz gewachsenen Decameron auf die Bretter. Die „Verschollene" macht uns mit der absurdesten aller romantischen Ahnfrauen bekannt. Im Hohenstaufenstück freier ausschreitend, ohne Raupach's liberale Plattheit, aber auch ohne neukatholische Romantik die äußere und innere Macht der Kirche würdigend, im „Andreas Hofer" Anfangs von Sentimentalität angehaucht, manchmal zu wortreich, ohne die rechte innere Tragik und von vornherein durch Schiller's „Tell" bedrängt, im „Alexis" maß- und formlos und endlich mythisch verschwommen, doch mit tiefen Einblicken in die gährende Slavenwelt Peter's des Großen, hat der unermüdliche Werkmeister des Düsseldorfer Theaters selbst vergebens um dramatische Lorbeeren gerungen. Seine Musterbühne, deren Urkunden 1888 von Fellner dargebracht worden sind, bleibt in der Geschichte des deutschen Schauspiels nur als großes Experiment merkwürdig, eine Probe des edelsten und angestrengtesten Dilettantismus, ein in dauernde Verhältnisse schlechthin unübertragbares Privatunternehmen mit wesentlich literarischen Zielen, eine Verkörperung Tieck'scher Wünsche. Die altenglische Bühne, mit der strebsame Regisseurs heute wiederum Staat machen, hatte Tieck seinem Freunde vorgezeichnet.

Die Leitsterne Calderon und Shakespeare sind die dramatischen Götter der Romantik, und die einseitige Lehre, in erster Linie herrsche das Wort, in zweiter komme die Gebärde hinzu, wurde dadurch gefördert, daß Jahrzehnte lang Meister wie Tieck und Immermann selbst das künstlerische Vorlesen alter und neuer Stücke zum Schaden der wirklich bühnenfähigen pflegten. Immermann's Verdienste um Shakespeare, um das feste Zusammenspiel, um die Beugung eines selbstherrlichen Virtuosenthums unter das Gebot des Nachschaffens, um das klare Sprechen, seine außerordentliche Energie in Ehren, so muß doch jeder Unbefangene den Kopf schütteln, wenn dieser Dramaturg alles Augenmerk auf die seltensten Festschmäuse richtet, aber den „Hamlet" mit Einer Probe aus der Pistole schießt, wenn er viel lieber mit Tieck's Märchenkomödien oder Calderon's „Magus" experimentirt als mit Goethe's „Faust", aus dem er Wagner's Nachtscene und den ganzen Part des Schülers, d. h. zwei der wirksamsten, unerläßlichsten Bestandtheile, heraus streicht. Er hätte immer Kühneres gewagt, wäre seinem Theater eine längere Dauer vergönnt gewesen. Vielleicht würde dann auch Immermann's „Faust", das tiefsinnige Mysterium „Merlin", im Lampenlicht erschienen sein und dem Bayreuther Tempel die Wunder des Grals vorweggenommen haben. Als Romantiker, Dante und dem hohen Fremdling Novalis und dem „gottverworr'nen" Wolfram huldigend, dringt Immermann zurück in die nach vieljähriger Umnachtung neu beglänzten Gefilde mittelalterlicher Dichtung und ergreift mit dem Schwanritter (es blieb bei einem Anlauf), der Gralwelt im Merlin, endlich mit dem epischen Tristan drei Stoffe Richard Wagner's, als Merlin-Dichter bühnenfremd, aber voll erhabener Speculation über Sünde und Erlösung und voll großstilisirter Poesie, wo er nicht meistersingerisch alterthümelt; im Tristan sehr charakteristisch gewillt, statt einer allbezwingenden Minne Isoldens Entsagung nach dem Gottesgericht darzustellen, wogegen Tieck sich mit Recht sträubte. Eine Tristan-Dichtung lag schon dem romantischen Herold W. Schlegel am Herzen; das Bruchstück Immermann's sollte der greise Tieck runden, was nicht geschah und nicht geschehen konnte. Solche Schätze alter Poesie umbildend und umbiegend aus der Gelehrtenstube ins Volk zu tragen, war Immermann's unerfüllter Vorsatz. Auch erkennt man wohl, daß seinen Gelenken für die muthwilligen Seitensprünge der Epopöe die rechte Geschmeidigkeit, seiner Phantasie und Sprache die blühende Fülle, seinem oft spröden Vers der melodische Fluß gebrach. Hat doch die Hand des Niedersachsen manchmal auch auf den allerliebsten sinnreichen Trochäen „Tulifäntchens" zu schwer gelegen und den Atta-Troll-Stil Heine's noch nicht gemeistert, so ergötzlich die Heldenfahrt des neuen romantischen Däumchen zu der lavendelduftigen, schöngeistigen Prinzeß Balsamine und dem Riesen Schlagadodro, die Satire auf das Land der Weiber und die Stahlmauer des Gentleman aus dem „maschinengrübeltiefen" England wirkt, und so gern wir die Leitsätze verfolgen: „Jetzo ist die Zeit der Kleinen"; „Widerspruch, o Herr der Welt."

Immermann hat allerlei Mären und Märchen gedichtet und die Zauberlaterne wie den Hohlspiegel ergriffen, aber er war kein phantastischer Träumer von fernen Welten, kein mit der Gegenwart hadernder Zerrissener, sondern ein wahrer, kluger, thatkräftiger Mensch, dem das Halbirtsein zwischen Amt und Kunst zum Segen gereichte, und der auch den schweren Conflict seines Lebens, die lange, immer peinlichere Verbindung mit Elise von Lützow-Ahlefeldt, als ein ganzer Mann zu überwinden wußte. Er ist Romantiker und Antiromantiker in einer Person. Wie er mit guter Laune ein Spottpfeilchen W. Schlegel's von sich schüttelte, so entwarf er, anderswo die Sophismen der Schule kurz ablehnend, im Hindu der „Epigonen" ein kostbares Conterfei des alten Gecken und parodirte lachend das „Kind" der jüngeren Romantik. Der Genosse des Tieck'schen Theetisches, der Freund Schadow's und Mendelssohn's haßte das ewige Geplauder über Malerei und Musik, die nicht bloß in Berlin für präraphaelitisch gestimmte Seelen aufgethanen Salons der Madame Meyer und ihrer Schwestern. Dem naturfrommen, wenig kirchenfesten

Gläubigen war das ästhetisirende Christenthum und alle romantische prédilection d'artiste für den Katholicismus zuwider. Er war kein Naturschwärmer, weder im guten noch im üblen Sinn. Er sah die Adelsschlösser von keinem romantischen Flor umwoben und erblickte im Bürgerthum viel mehr als den Popanz der Romantik, den Philister. Ebenso fern blieb ihm, der zufällig ein paar Jugendschritte mit Heine gethan hat, aller jungdeutsche Radicalismus, ja er kann seinen Grimm gegen die „verdammten Revolutionen" so maßlos steigern, daß in einem Briefe die Julirevolution dasselbe derbe pommersche Beiwort empfängt wie in den Reisebildern die Romantik Victor Hugo's: quatsch! Und eine Gutzkow'sche Wally ist ihm nur die lächerliche Tochter der alten Lucinde Schlegel.

Im Gegensatze zum romantischen Roman, dessen „Meisterschaft" vielfach nur in Reflexen vom Wilhelm Meister liegt ohne die tiefe, wiewohl zuletzt utopistischen Wanderjahren preisgegebene Pädagogik Goethe's, geben Immermann's „Epigonen" unter einem trefflich gewählten Titel ein umfassendes, gestalten- und gedankenreiches Bild der schwankenden und krankenden, noch unsicher einem frischeren Dasein zusteuernden Uebergangszeit vor der Julirevolution. Nicht auf die unverkennbaren Fäden kommt es an, die auch dieses Werk mit dem Goethischen verbinden, auch nicht auf die im nachgelieferten vorletzten Buche heillos verunglückte Composition, sondern auf die Schärfe und Klarheit, womit hier der große Schritt aus der älteren Epoche des Bildungsromans zum modernen socialen Roman gethan und im Gewühl der Philhellenen und Demagogen, der Politik und Kunst, der Schul- und Frauen- und Judenfragen, der Familiengeheimnisse und Liebeswirren das Hauptthema des Conflictes zwischen Wappen und Capital, Adel und Großindustrie abgehandelt ist. Ein epochemachendes Buch trotz seinen handgreiflichen Schwächen, und obgleich Immermann nur einen Achtungserfolg verzeichnet. Er glaubte an die starke Kraft des deutschen Bürgerthums so gut wie später der Dichter von „Soll und Haben", und als er endlich im „Münchhausen" humoristisch allen Schwindelhaber der Zeit in das morsche, bettelarme Schloß der Schnuck-Puckelig einheimste, da stellte der Schüler des Cervantes dem Allerweltshaselanten und der verdrehten Emerentia nicht bloß die grobe Komik des Bedienten Karl Buttervogel gegenüber, sondern führte aus der Mummenschanz seinen Roman auf den Granitboden eines urgesunden, beharrlichen Bauernthums, das er ohne jede Sentimentalität anschaute, und in die reine Luft der Liebe. Durch die Prachtgestalt seines Hofschulzen lebt Immermann im deutschen Volke; auf dem herausgerissenen Theil eines einzigen unter so vielen Dichtwerken ruht unerschütterlich seine Popularität.

Am 26. April werden viele oberflächliche Artikel und einige gute Abhandlungen über Immermann erscheinen. Unsere Theater werden ihn nicht feiern, aber nach dem „Oberhof" wird mancher in dankbarer Verehrung greifen. Während ich in Weimar-Jena Immermann's „Schriften" durchnehme, Wohlvertrautes grüßend, Halbvergessenes auffrischend, und an diesen seit mehr als fünfzig Jahren theilweise noch unaufgeschnittenen Bänden der Bibliothek auch elegische Betrachtungen über den Ruhm anstellen kann, gehen mir die ersten Bogen eines dem Centenarfeste gewidmeten Sammelbuches[1]) nebst einer brieflichen Ankündigung des weiteren Inhaltes zu. Es bietet reiche Forschungen und Quellen. Richard Meyer unterwirft mit Ausblicken auf Immermann's ganzen Werdegang und mit verschwenderischer Belesenheit das „Tulifäntchen" einer geistvollen, hie und da wohl zu findigen Analyse; Schulteß wiederholt seinen älteren Aufsatz über Zeitgenossen und Zeitgeschichte in den „Epigonen"; Fellner soll den Dramaturgen würdigen und seine Shakespeare-Bühne durch Niederschriften und Grundrisse illustriren. Von den Enkeln des Dichters setzt der Eine, O. H. Gefficken, an der Spitze dem Patrioten

[1]) Karl Immermann. Eine Gedächtnißschrift zu des Dichters hundertstem Geburtstage unter Mitwirkung von O. H. Gefficken, R. Meyer, F. Schulteß, J. Gefficken, R. Fellner herausgegeben. Hamburg und Leipzig, L. Voß.

Immermann einen Denkstein; der Andere, Johannes, als Philolog und Dolmetsch griechischer Lyrik bewährt, wird uns am Schluß eine durch bisher verborgene Blätter bereicherte Schilderung Mariannens, zumal ihres tiefen Einflusses auf Immermann's letzte Dichtungen, geben. Ihm verdanken wir aber auch die interessantesten Beiträge zur Entstehungsgeschichte des „Münchhausen", geschöpft aus dem jetzt im Goethe-Schiller-Archiv ruhenden Nachlaß. Die theils auf die Hauptmotive beschränkten, theils eine Fülle bekannter oder unbekannter Einzelheiten allmälig emporschürfenden Skizzen führen uns plötzlich mitten in die Werkstatt des Dichters, dem nicht bloß immer neue Gedanken hinüber und herüber schießen, sondern zugleich allerhand Nebenabsichten unter den Tisch fallen. Dieser Krystallisationsproceß sprengt den ersten, viel engeren Rahmen; die Einführung Münchhausen's als Semilasso-Pückler ergibt, mit einem Seitenblick auf den Don Quixote, die krause Folge der von dem geschäftskundigen Buchbinder durcheinander geworfenen Capitel. Das Geisterwesen in und um Weinsberg sollte Anfangs in einer kurzen Episode erledigt werden. Was aber das Wichtigste ist: der viertheilige Urplan des „Münchhausen" weiß 1837 noch gar nichts von der Welt des Oberhofs, er kennt keinen Hofschulzen und keine blonde Lisbeth. Wiederum gewährt es nun den größten Reiz, diese köstlichen Gebilde in ihrer langsamen Blüthe und Metamorphose zu beobachten, zu sehen, daß der Dichter zwar gewiß nicht von einer ganz allgemeinen Schilderung Westfalens im Gegensatze wider die Schnickschnackschnurriana ausging, aber daß er weislich den weit abschweifenden Entwurf zur westfälischen Akademie zusammenstrich, die epischen Stützen seines bäuerlichen Nebenromans immer mehrte und stärkte und eigene Kenntniß von Land und Leuten durch fremde Berichte vertiefte. So wurde Frau Amalie von Sybel, des Historikers Mutter, eine treue, stille Mitarbeiterin: sie sandte dem Freund eine Niederschrift vom Unnaer Geistlichen über die Giften und Gaben, die Pastor und Küster bei den Bauern einsammeln, und genaue Beschreibungen der Hochzeitsbräuche und Trachten, und wurde nicht müde, mit Hülfe ihres Gatten dem beharrlich fragenden Dichter Rede zu stehen.

Solche Festgeschenke können eines frohen Willkomms gewiß sein und die schönen Worte neu bekräftigen, die Immermann 1839 der Geliebten schrieb: „Es hat etwas Reines und Reinliches, nicht Mode zu sein und dabei doch das Bewußtsein dauernden Lebens in sich zu tragen. Verbindet sich damit ein mildes Gefühl zu den Menschen und zur Welt, so geht nichts über den Zauber solcher Stimmung."

Erich Schmidt.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte April.

Der ungemein sympathische Empfang, der dem deutschen Kaiserpaare wie im Norden Italiens auch in Neapel und auf der Insel Sicilien bereitet worden, zeigt, wie feste Wurzeln das deutsch-italienische Bündniß auch jenseits der Alpen gefaßt hat. Gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen mußte der Besuch des deutschen Kaisers eine besondere symptomatische Bedeutung haben, so daß das Organ des Conseilpräsidenten Rudini, die „Opinione", in ihrem Begrüßungsartikel hervorheben konnte, Kaiser Wilhelm II. habe sich im Glücke Italiens als dessen Freund, im Unglücke als mehr denn Freund bewährt. Das Verhalten des deutschen Kaisers nach dem Eintreffen der Trauerbotschaft von Adua wird in Italien nicht vergessen werden, und die Bevölkerung der Städte, die das Kaiserpaar mit den beiden ältesten Söhnen auf der italienischen Reise berührte, verlieh ihren Gefühlen lebhaftesten Ausdruck. Stimmungsvoll begrüßte auch das Organ des früheren italienischen Ministerpräsidenten Crispi, die „Riforma", die Ankunft der kaiserlichen Familie in Sicilien mit dem Hinweis, daß dort Goethe sein unsterbliches Lied gedichtet und Mignon in den Mund gelegt habe:

„Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn?"

Als Kaiser Wilhelm II. aber im Dome von Palermo an den Porphyrsarkophagen der beiden hohenstaufischen Kaiser, Heinrich's VI. und Friedrich's II., stand, konnte er sich wohl nicht bedeutsamer historischer Reminiscenzen erwehren. Haben sich doch für das deutsche Volk die sehnsüchtigen Hoffnungen verwirklicht, die in der Legende vom Zauberschlafe des staufischen Kaisers Friedrich's II. — später erst wurde sie auf dessen Ahnherrn Friedrich Barbarossa übertragen — sich widerspiegelten. Andererseits sind die Römerzüge der deutschen Kaiser vorüber; Deutschland und Italien sind zum Heile des Weltfriedens aufs Innigste mit einander verbündet. Kaiser Wilhelm hat auch jedenfalls die Ueberzeugung gewonnen, daß die Italiener, weit entfernt, durch eine verlorene Schlacht in der Colonie Eritrea entmuthigt zu werden, aufs Rüstigste in Handel und Industrie, sowie auf den übrigen Gebieten der Volkswirthschaft fortschreiten. Städtebilder wie Genua, Neapel, Palermo und Venedig prägen sich für immer dem Gedächtnisse ein, und von Sicilien gilt noch heute der Ausspruch Goethe's: „Italien ohne Sicilien macht gar kein Bild in der Seele; hier ist der Schlüssel zu Allem." Im persönlichen Verkehre der deutschen Kaiser- und der italienischen Königsfamilie zu Venedig haben aber die herzlichen Beziehungen, die bereits bestanden, eine neue Bekräftigung erhalten, die als weitere Friedensbürgschaft von hohem Werthe ist, so daß die düsteren Prophezeihungen, die in der französischen Presse in Bezug auf den Dreibund vor einiger Zeit sich vernehmen ließen, gar nicht sinnfälliger entkräftet werden konnten,

als durch die italienische Reise des Kaisers Wilhelm und den Besuch, den er, nach der Zusammenkunft mit dem Könige Umberto in Venedig, dem Kaiser Franz Joseph in Wien machte.

Als vor einiger Zeit der französische Botschafter in London, Baron de Courcel, geschäftig zwischen der englischen Hauptstadt und Paris hin- und herreiste, hieß es in einigen Blättern, daß auf die Räumung Aegyptens abzielende Verhandlungen geführt würden. Da sich nun die britische Verwaltung in Aegypten in vollem Maße bewährt hatte, ließ sich nicht absehen, aus welchen Gründen jetzt gerade ein Wandel eintreten sollte. War nun in Frankreich die Hoffnung gehegt worden, daß durch die von den italienischen Expeditionstruppen bei Adua erlittene Niederlage eine Schwächung des Dreibundes herbeigeführt werden würde, so daß Frankreich im Vereine mit Rußland gegenüber der englischen Regierung einen schärferen Ton anschlagen könnte, so hatten die Vorgänge in der Colonie Eritrea gerade die entgegengesetzte Wirkung. Da der neue Oberbefehlshaber, General Baldissera, in Uebereinstimmung mit dem Ministerium Rudini sich unter Verzichtleistung auf Tigré die Vertheidigung des Dreiecks Massauah-Asmara-Keren zur Aufgabe gestellt, konnten die maßgebenden englischen Kreise sich nicht verhehlen, daß in Kassala, wo die Italiener von den Derwischen bedroht erschienen, zugleich wesentliche Interessen Aegyptens im Spiele waren. Hatten doch die Italiener die Stadt im Einvernehmen mit den Engländern besetzt, während der Verlust Kassalas an die Derwische diesen Muth machen müßte, nach Ober-Aegypten vorzurücken. Rasch entschlossen, traf deshalb die englische Regierung die Anordnungen für den Vormarsch ägyptischer Streitkräfte nach Dongola, indem im englischen Parlamente zugleich betont wurde, daß diese Expedition auch den Italienern dienen sollte, die nicht allein den Ansturm der gesammten Macht der Derwische zu bestehen haben würden. Inzwischen ist die Lage der Italiener durch den vom Oberst Stevani bei Kassala errungenen Sieg über die Derwische wesentlich verbessert worden.

Mag das Cabinet Rudini auf den Besitz Kassala's immerhin keinen großen Werth legen, so mußte ihm doch im Hinblick auf die unmittelbar drohende Gefahr jede Ablenkung der Streitkräfte des Mahdi willkommen erscheinen, obgleich keinem Zweifel unterlag, daß die englische Politik zumeist durch die eigenen Interessen bestimmt wurde. In der französischen Presse wurde von Anfang an darauf hingewiesen, daß das Ministerium Salisbury allen Einwendungen gegen die Fortdauer der Occupation Aegyptens ein Ende machen wollte, indem es die Expedition nach Dongola als Beweis für die noch immer nicht dauernd geordneten Verhältnisse in Aegypten anführte. Die öffentliche Meinung in Frankreich zeigte sich deshalb sehr erregt, und eine von der officiösen „Agence Havas" veröffentlichte Note ließ darauf schließen, daß es zwischen dem französischen Minister des Auswärtigen, Berthelot, und dem englischen Botschafter in Paris, Lord Dufferin, wegen der ägyptischen Angelegenheit zu einer lebhaften Auseinandersetzung gekommen wäre.

Hatte die französische Regierung erwartet, daß Deutschland, nachdem es sich im chinesisch-japanischen Conflicte mit Rußland und Frankreich zu einer gemeinschaftlichen diplomatischen Action in Tokio vereinigt, auch jetzt ein Vorgehen dieser beiden Mächte unterstützen würde? Die deutsche Regierung zog jedoch mit Recht vor, sich auf die Seite des verbündeten Italiens zu stellen, in dessen Interesse der Vormarsch der ägyptischen Armee unter englischer Führung nach Dongola lag. Aus diesem Grunde erhielt auch der deutsche Commissar bei der ägyptischen Staatsschuld in Kairo den Auftrag, mit dem italienischen und dem österreichischen Collegen dem englischen Antrage zuzustimmen, wonach die Kosten für den geplanten Feldzug dem ägyptischen Reservefonds entnommen werden sollten. Vergebens stellten die Commissare Frankreichs und Rußlands das Verlangen, daß Einstimmigkeit der Commissare für die Fassung eines solchen Beschlusses erforderlich wäre; auf Präcedenzfälle gestützt, konnte die Mehrheit den Beweis für die Richtigkeit ihrer Ansicht erbringen.

So erlitt die französische Regierung in der ägyptischen Angelegenheit eine diplomatische Niederlage, für die dann auch gemäß der Landessitte der bouc émissaire gesucht und in der Person des Ministers des Aeußeren, Berthelot, gefunden wurde. Die Opposition in den parlamentarischen Körperschaften, die seit geraumer Zeit bereits den Sturz des radicalen Ministeriums Bourgeois anstrebt, erachtete jedoch den Rücktritt Berthelot's nicht für genügend und inscenirte einen mehrfachen parlamentarischen Ansturm. Der Conseilpräsident hat sich aber von Neuem als ein ausgezeichneter parlamentarischer Tactiker erwiesen. Hatte er früher bereits die radicale Mehrheit der Deputirtenkammer erfolgreich gegen die ihm feindselige Senatsmajorität ausgespielt, so verfuhr er diesmal in derselben Weise. Nachdem im Senate dessen Mitglied Bardoux in der Sitzung vom 31. März Aufklärungen über die ägyptische Angelegenheit verlangt hatte, entsprach der Ministerpräsident, der nach dem Rücktritte Berthelot's das Portefeuille des Innern mit demjenigen des Aeußeren vertauscht, dem an die Regierung gestellten Ersuchen in keiner Weise, indem er sich darauf beschränkte, auf die schwebenden diplomatischen Verhandlungen hinzuweisen. Da es nicht eben gebräuchlich ist, daß eine parlamentarische Körperschaft sich unter solchen Voraussetzungen in die auswärtige Politik einmischt, begnügte sich der Senat zunächst mit der Antwort des Herrn Bourgeois, bis dann die gesammte gemäßigt republikanische und conservative Presse hervorhob, daß die Senatsmehrheit sich durch den Conseilpräsidenten habe irreführen lassen. Sogleich wurde auch eine neue Interpellation über die auswärtige Politik vorbereitet; nur daß Bourgeois das Prävenire zu spielen wußte, indem er in der Deputirtenkammer bereits am 2. April sich mit 309 gegen 213 Stimmen aus demselben Anlasse ein Vertrauensvotum gewähren ließ, auf das gestützt er am folgenden Tage dem Senate gegenübertrat.

Vergebens beantragte der Senator Bisseuil die Vertagung der Interpellation über die auswärtige Politik bis nach den Osterferien, vergebens wies der Conseilpräsident darauf hin, daß lediglich die Schwächung des für die Regierung nothwendigen Ansehens die Folge einer solchen Debatte sein könnte; vielmehr wurde die Vertagung abgelehnt, worauf Bourgeois erklärte, daß er keine weiteren Aufklärungen zu geben vermöchte, mithin außer Stande wäre, die Interpellation zu beantworten. In welch' gereizter Stimmung sich die Senatsmehrheit befand, erhellt aus den Ausführungen, die der Senator Milliard an die Weigerung des Conseilpräsidenten und Ministers des Auswärtigen knüpfte. „Ist die öffentliche Meinung nicht berechtigt," äußerte er unter Anderem, „zu fragen, ob man nicht mit mehr Klugheit, mit größerer Geschicklichkeit dem Lande eine so grausame Enttäuschung hätte ersparen können? In Bezug auf die Demission des Herrn Berthelot ist eine Zweideutigkeit nicht möglich, und ich möchte mir erlauben, dem Conseilpräsidenten zu sagen, daß in diesem Punkte die von ihm gegebenen Erklärungen etwas zu diplomatisch sind. Ich möchte ihm sagen, daß diese Demission von der öffentlichen Meinung als ein Eingeständniß der begangenen Fehler angesehen wird." Der Senator Milliard wollte jedoch den früheren Minister des Auswärtigen keineswegs ausschließlich für diese Fehler verantwortlich gemacht wissen, vielmehr erachtete er das gesammte Cabinet für schuldig. In Uebereinstimmung mit dieser Auffassung beantragten die Senatoren Bernard-Lavargue, Demôle und Franck Chauveau eine Tagesordnung, in der die Erklärungen der Regierung als ungenügend bezeichnet wurden, mit dem Hinzufügen, daß ihr der Senat sein Vertrauen nicht gewähren könnte. Dieses Mißtrauensvotum gelangte dann mit 155 gegen 85 Stimmen zur Annahme, nachdem zuvor die von anderer Seite beantragte einfache Tagesordnung mit 157 gegen 110 Stimmen abgelehnt worden war. Die Mitglieder des Cabinets hielten unmittelbar nach diesen Vorgängen unter dem Vorsitze des Conseilpräsidenten Berathung und beschlossen einstimmig, daß die von der Deputirtenkammer ertheilten Vertrauensvoten, insbesondere dasjenige hinsichtlich der auswärtigen Politik, der Regierung zur Pflicht machten, die Leitung der Staats-

angelegenheiten zu behalten. Der Ministerpräsident Bourgeois begab sich unverzüglich in den Elysée-Palast, um dem Präsidenten der Republik über das Ergebniß der Berathung Bericht zu erstatten. Zunächst hat sich die Deputirtenkammer bis zum 19. Mai vertagt, während der Senat bereits am 21. April zur Berathung der für Madagaskar geforderten Credite wieder Sitzung zu halten beschloß.

Daß die Vorgänge in den beiden parlamentarischen Körperschaften Frankreichs besonders geeignet wären, eine diplomatische Action des Cabinets Bourgeois in der ägyptischen Angelegenheit zu fördern, erscheint ausgeschlossen. Mag es immerhin im constitutionellen Sinne zulässig erscheinen, daß die Regierung dem Mißtrauensvotum des Senats nicht gewichen ist, so bleibt doch zu erwägen, daß ohne die Unterstützung der socialistischen Deputirten das radicale Cabinet sich nicht am Staatsruder zu halten vermöchte. In Rußland ist denn auch jedenfalls die Meldung von dem parlamentarischen Erfolge des Ministeriums Bourgeois um so mehr mit getheilten Empfindungen aufgenommen worden, als mit den Abstimmungen im französischen Senate und in der Deputirtenkammer der Conflict zwischen den beiden Körperschaften von Neuem acut geworden ist. Während die Blätter, die auf Seiten der Senatsmehrheit stehen, das Ministerium als revolutionär kennzeichnen und behaupten, daß Frankreich von ihm unter den gegenwärtigen schwierigen äußeren Verhältnissen nicht vertreten werden könne, verlangt die radicale Presse, wie früher bereits, die Verfassungsrevision, d. h. die Beseitigung des Senats.

Hatten also die französischen Journale unlängst noch den Dreibund als erschüttert bezeichnet, so zeigt sich nunmehr, daß dieser sich gerade in vollem Maße bewährt, während die von Frankreich und Rußland in der ägyptischen Angelegenheit befolgte Politik sogleich bei dem ersten gemeinschaftlich unternommenen Schritte versagte. Hervorgehoben werden muß allerdings, daß Rußland kein unmittelbares Interesse an der Räumung Aegyptens durch die Engländer hat. Vielmehr findet das Vorgehen des russischen Commissars bei der ägyptischen Staatsschuld seine Erklärung in der Absicht, sich der französischen Regierung gefällig zu erweisen, nachdem diese im äußersten Orient die Politik Rußlands in der chinesisch-japanischen Angelegenheit unterstützt hatte.

Der Conflict, der zwischen den beiden parlamentarischen Körperschaften in Frankreich besteht, muß sich auch für die innere Politik des Landes nicht unbedenklich erweisen. Daß der Senat sich nur bis zum 21. April vertagte, während die Deputirtenkammer beschloß, ihre Arbeiten erst am 19. Mai wieder aufzunehmen, hängt gleichfalls mit dem Antagonismus zwischen dem Senate und der Deputirtenkammer zusammen. Da die Regierung am 1. Mai bereits der von der Deputirtenkammer genehmigten Credite für Madagaskar bedarf, wäre der Senat durch deren Verweigerung immerhin in der Lage, dem radicalen Cabinet Schwierigkeiten zu bereiten. Vor einer so entschiedenen Betonung seiner Machtbefugnisse, wie sie vom „Journal des Débats“ allerdings befürwortet wird, dürfte jedoch die überwiegende Mehrheit des Senates zurückschrecken. Nicht ausgeschlossen war jedoch von Anfang an, daß die Auffassung Jules Simon's durchdringen würde, wonach die Credite für Madagaskar mit einer geringfügigen Streichung bewilligt werden sollten, damit die Deputirtenkammer von Neuem abstimmen müßte. Auf diese Weise sollte vom Senate dessen Gleichberechtigung zum Ausdrucke gebracht werden, während die weit überwiegende Mehrheit der Deputirten stets daran festhielt, daß der „Volksvertretung“ das letzte Wort in allen das Budget betreffenden Angelegenheiten zustände. Im Ministerrathe bestanden Meinungsverschiedenheiten. Im Hinblick auf die Eventualität, daß der Senat die Creditvorlage für Madagaskar abändern würde, erachteten einige Mitglieder des Cabinets für erlaubt, den Beschluß dieser parlamentarischen Körperschaft zunächst unberücksichtigt zu lassen und die bis zum 19. Mai, dem Tage der Wiedereröffnung der Deputirtenkammer, erforderlichen Ausgaben zu machen. Der Conseilpräsident, der sich die constitutionellen Bedenken in Bezug auf ein solches Vorgehen nicht verhehlte, hielt jedoch für besser, unter der er-

wähnten Voraussetzung die Deputirtenkammer früher einzuberufen, um dadurch zu zeigen, daß die Rechte des Senates durch die Vertagung des anderen gesetzgebenden Factors bis zum 19. Mai nicht beeinträchtigt werden sollten. Dieser Anschein konnte in der That erweckt werden, wenn der Senat in die Zwangslage versetzt wurde, die Credite für Madagaskar unter allen Umständen vor dem 1. Mai in der von der Deputirtenkammer angenommenen Form zu genehmigen.

Spitzen sich in der französischen Republik die Gegensätze allem Anscheine nach mehr zu, sind die Klänge längst verhallt, die aus Anlaß der zu Ehren der russischen Gäste in Toulon und in Paris veranstalteten Festlichkeiten eine neue Blüthezeit des gesammten Staatswesens verkünden sollten, so schickt sich das mit Oesterreich durch Personalunion verbundene Königreich Ungarn an, das tausendjährige Jubiläum seines Bestehens festlich zu begehen. Werden durch die große Ausstellung in Pest die Fortschritte in helle Beleuchtung gerückt werden, die Ungarn auf dem Gebiete der Kunst und Industrie erzielt hat, so wird durch die Entwicklung aller Staatseinrichtungen, die seit der am 8. Juni 1867 in der ungarischen Hauptstadt vollzogenen Krönung des Kaisers Franz Joseph als König von Ungarn und seit dem Ausgleiche zwischen den beiden Staatshälften sich als eine stetige erwiesen, aufs Deutlichste erhärtet, daß der Dualismus in der That die im Interesse der Gesammtheit gebotene Lösung war. Deshalb darf auch die zuversichtliche Erwartung gehegt werden, daß die behufs Erneuerung des Ausgleichs zwischen Oesterreich und Ungarn stattfindenden Unterhandlungen wiederum zum Ziele führen werden. Stand Ungarn bisher in den Delegationen der österreichischen Reichshälfte gleichberechtigt gegenüber, obgleich es von den anerkannten Staatsschulden und den gemeinsamen Ausgaben für das Auswärtige, sowie für Landheer und Marine nur dreißig Procent übernommen, so mag es wohl begreiflich erscheinen, daß in Oesterreich sich Bestrebungen für eine mäßige Mehrbelastung Ungarns geltend machen. Der Dualismus selbst hat sich jedoch in jeder Hinsicht so vortrefflich bewährt, daß in ihm nächst der habsburgischen Dynastie die wichtigste Lebensbedingung der österreichisch-ungarischen Monarchie erblickt werden darf. Auch in Deutschland, wo die ungarische Bundesgenossen- und Waffenbrüderschaft hochgeschätzt wird, sieht man dem Gelingen der Ausgleichsverhandlungen mit Oesterreich hoffnungsvoll entgegen. Bildet doch Oesterreich-Ungarn ein wichtiges Glied in dem europäischen Friedensbunde. Wie die ungarischen Staatsmänner durch ihr treues Festhalten an der Tripelallianz zugleich den Interessen ihres eigenen Landes die besten Dienste geleistet haben, darf andererseits der Dualismus als das sichere Gegengewicht gegenüber den centrifugalen Bestrebungen in Oesterreich angesehen werden. Nun erwächst den Ungarn aus ihrer Sonderstellung das nobile officium, die berechtigten Eigenthümlichkeiten der übrigen Volksstämme, insbesondere diejenige der Sachsen in Siebenbürgen, nicht zu verletzen. Mögen die bevorstehenden Jubiläumsfeierlichkeiten auch nach dieser Richtung einen Merkstein in der Geschichte Ungarns bezeichnen!

Am 12. April fanden in Spanien die Neuwahlen für die Deputirtenkammer statt, die, wie zu erwarten stand, einen Sieg des Ministeriums Canovas del Castillo ergaben. Bei dem Drucke, den die Behörden in Spanien auf die Wähler regelmäßig ausüben, kann es nicht überraschen, daß den mehr als dreihundert conservativen Abgeordneten kaum hundert liberale und etwa je zehn conservative Dissidenten und Karlisten gegenüber stehen werden. Allerdings wird bereits angekündigt, daß der frühere Conseilpräsident und liberale Parteiführer Sagasta beantragen werde, insbesondere die in Madrid vollzogenen Wahlen für ungültig zu erklären, weil große Wahlfälschungen stattgefunden haben sollen. Von besonderem Interesse war in der spanischen Hauptstadt die Candidatur des Marqués de Cabriñana, der unlängst das im Madrider Gemeinderathe herrschende Corruptionssystem offenbart hatte und deshalb von den Liberalen auf den Schild gehoben worden war.

Literarische Rundschau.

Strasburger's Rivierabuch.

[Nachdruck untersagt.]

Streifzüge an der Riviera. Von Eduard Strasburger. Berlin, Gebrüder Paetel. 1895.

Die Abschnitte dieses Buches, die in der „Deutschen Rundschau" erschienen sind, bezeichneten den Stoff enger als „botanische Streifzüge". Jetzt, wo die Capitel, als Ganzes zusammengefügt, einen stattlichen Band bilden, macht sich stärker geltend, wie unzulänglich die Anknüpfung an ein einzelnes Wissensgebiet die Fülle dessen wiedergibt, was diese ganz individuelle, den umfassenden Reichthum einer weit emporragenden Persönlichkeit spiegelnde Arbeit in Wahrheit birgt. Wie es da steht, konnte das Buch gewiß nur ein Botaniker schreiben. Aber dieser Botaniker mußte außer der Beherrschung seines Faches noch so viel andere glänzende Eigenschaften entwickeln, daß das Wort ihm eigentlich nur noch gerecht wird in dem Sinne, wie man Chamisso einen Botaniker nennt. Wir haben in Deutschland seit Forster's und Alexander von Humboldt's Tagen immer einen kleinen, aber auserlesenen Stamm von Naturforschern gehabt, die in dieser Weise zu schreiben verstanden. In Laienkreisen ruht ein großer Theil des Ansehens, das die beschreibende Naturwissenschaft besitzt, auf diesen paar Namen. Und das mit Recht. Denn es liegt ein Werthmesser für die Entwicklungshöhe eines Wissenszweiges darin, ob er ganze Menschen hervorzubringen weiß, Persönlichkeiten, die auf dem Gesammtgebiete menschlicher Geistesleistung ihren Mann stehen. Verwöhnt durch allzu großen Reichthum gerade solcher Gaben sind wir dabei vorerst noch lange nicht. Bisweilen möchte man glauben, es handle sich bei dem Kreise der glücklichen Naturen jener Art um eine strenge Akademie, deren gezählte Häupter sich nur ergänzen, wenn der Tod einen Sessel frei gemacht hat. Das neue Buch Strasburger's tritt auf alle Fälle glänzend in die Reihe, darüber ist kein Zweifel. Man schreibt es heute oft leichtsinnig hin, eine Reiseskizze treffe den Stimmungsgehalt ihres Landes. Das moderne Feuilleton mit seinem schillernden, auf den Augenblick berechneten Effect verführt so gern, etwas lose aufgetragene Reflexion mit der wirklichen Stimmung, die aus den Dingen heraus kommt, zu verwechseln. Dieses Wanderbuch eines Naturforschers lehrt aber einmal wieder recht deutlich, wie viel Tiefe in Wahrheit nöthig ist, um auf den wahren Effect zu kommen — wie viel Wissen von Natur und Geschichte, wie viel intimes Auge des Landschaftsmalers, wie viel zartes Mitschwingen der Dichterseele. Man lese den sechsten Abschnitt, die Schilderung des märchenhaften Parkes von La Mortala, der in günstigster klimatischer Lage Pflanzenschätze erlesenster Art vereinigt. An der sicheren Hand des Botanikers beginnen wir unseren Weg. Er nennt uns die Namen. Aber im „grauen Norden", wo die Blätter gelesen werden sollen nach der Absicht des Ver-

fassers, um „Frühlingsempfindungen zu wecken, während es draußen noch schneit und friert", muß das Bild erst erzeugt werden, zu dem jeder einzelne Namen gehört. So tritt der Maler im farbigen Wort hervor. Ich halte es für einen ganz besonderen Triumph der Strasburger'schen Schilderung an dieser und ähnlichen Stellen, daß mir der Wunsch nach wirklicher bildlicher Erläuterung, etwa durch Photographien, dabei kaum aufgetaucht ist. Ein gutes Bild, mit den Mitteln moderner Technik hergestellt, ist gewiß eine schöne Zugabe, zumal wenn auch die Bilder noch ein individuelles Gepräge zeigen, wie beispielsweise die prächtigen Vegetationsskizzen in der dritten Auflage von Haeckel's „Indischen Reisebildern". Aber es ist doch auch wahr, daß es vielfach wieder gerade das schlechte, oberflächliche Alltagsfeuilleton gewesen ist, das uns beinahe als Nothwendigkeit aufdrängen wollte, eine Landschaftsschilderung müsse illustrirt sein. Ein Meister des Wortes wie Alexander von Humboldt wußte ganz gut, daß zu seinen „Ansichten der Natur" keine Bildertafeln nöthig seien — so wenig wie etwa das Lied Mignon's einer photographischen Wiedergabe von Lorbeer und Myrthe bedarf. Gerade der letztere Vergleich kennzeichnet die Sache: je mehr der Naturforscher in solcher Lage die echte plastische Kraft des Dichters besitzt, desto entbehrlicher werden ihm alle technischen Hülfsmittel aus anderen Gebieten; gerade diese Kraft aber ist es, die immer nur dieser oder jener bevorzugte Geist zur Verfügung hat, der gangbare Feuilletonist dagegen durchweg weder beherrscht noch begreift. Das Bild des Gartens von La Mortala, das ich als Muster genannt habe, führt noch weiter. Von dem Baume, den der Botaniker uns bestimmt hat, der kraft der Darstellungsgabe fest umrissen als Gemälde uns vor Augen gestellt ist, schweift der geistige Blick rückwärts ins Gebiet der Geschichte. Wir sehen die Pflanzenwelt des Orients herüber wandern bis zu dieser Riviera, die eine Zeit kannte, da ihr Palme und Goldorange so fremd waren, wie sie es unserer nordischen Landschaft sind. Im Westmeer findet Columbus die Neue Welt: und abermals erleben wir mit, wie eine neue Vegetation anrückt, jene Vegetation der Agaven und Opuntien (Feigencactus), die heute so unzertrennbar mit dem Bilde der Mittelmeerküsten verwachsen ist, daß wir fast widerwillig darauf eingehen, kein Held der Homerischen Welt, kein Genosse Alexander's, ja kein Römer der gartenfrohen Kaiserzeit habe je auch nur eine Ahnung von ihr gehabt. Wenige Streifzüge durch die Culturgeschichte sind so anziehend, wie dieser unter botanischem Gesichtspunkt. Wir Deutsche besitzen seit vielen Jahren das geistvolle Buch Victor Hehn's, das ähnliche Gedankengänge zuerst umfassend darzulegen versuchte, allerdings zum Theil unter biologischen Voraussetzungen, die sich in der Folge nicht als ganz stichhaltig erwiesen haben. Trotz dieser so überaus anregenden Arbeit, hinter der gerade auch ein Stilist ersten Ranges stand, ist die Betrachtungsweise selbst und sind die sicheren Thatsachen, die sie heute schon liefert, in weiteren Kreisen aber noch immer so wenig bekannt, daß diese Capitel Strasburger's für die meisten Leser wie etwas schlechthin Neues erscheinen werden, das ihnen ebenso viele große Capitel der Weltgeschichte zum ersten Male aufrollt. Das Geschichtliche nimmt, im Bann des gegebenen Stoffes, einen sehr beträchtlichen Raum in dem Buche ein. Noch auch darüber wie über die einfache Pflanzenschilderung hinaus wachsen dann gewisse, fast lyrische Stellen. Sie erschöpfen den allertiefsten Reiz der Landschaft und sind alle vollkommen individuell erzählt, als wirkliche Tagebuchblätter: Sonnenauf- und Untergänge, bestimmt abgetönte Aussichten, melancholische Momente des Bildes und lichttrunkenfreudige — eine Fülle kleiner, überaus glücklicher Meisterwerke der Stimmungsmalerei, wie wir sie selbst aus einem so viel besuchten und viel beschriebenen Lande ähnlich nur in wenigen, längst zum Besten unserer Reiseliteratur gerechneten Arbeiten besitzen. Und stets ist der Uebergang sehr geschickt gewählt aus den allgemeinen Betrachtungen und Excursen zu diesem verknüpfenden Gerüst persönlicher Reiseschilderung, so daß man auf Schritt und Tritt den besonderen Nachdruck fühlt, der auf die Composition bis ins Engste hinein gelegt ist.

Ein Buch aus der Feder eines gefeierten Gelehrten, das so weit über das Fachgebiet hinaus greift und sich an alle nur irgend für Natur empfänglichen Kreise wendet, und das dabei so glänzende Eigenschaften entwickelt, darf reicher Antheilnahme wohl gewiß sein. Ich möchte aber noch auf einen ganz besonderen Punkt hinweisen. Der ideale Gehalt der Arbeit ist für sich so stark, daß es ihm keinerlei Abbruch thun kann, wenn man dem Ganzen nebenher noch einen ganz unmittelbar praktischen Werth zumißt für den engeren Kreis, der mit ihm wirklich nach Italien reisen kann. Wer heute nach Italien geht mit der bewußten Absicht, sich von dort ein Stück Leben, ein Stück Welt zu holen in dem Sinne, wie es Goethe uns in goldene Worte gekleidet, der findet sich bei geringster Umschau im Besitze einer ganzen Fülle bequemer literarischer Hülfsmittel, um sich in das künstlerische Material einzuarbeiten. Und wenn er selbst nur ein einfaches „Reisebuch" mitnehmen sollte — bei der Schnelligkeit des Fluges, den unsere Verkehrsmittel erlauben, für Zahllose leider wirklich meist die einzige Eselsbrücke — so zeigt sich doch auch dieses heute schon Ort für Ort geradezu eingedrillt auf Bedürfnisse der Aesthetik, der Kunst. Für das naturwissenschaftliche Verständniß Italiens und der Mittelmeerländer überhaupt ist auch nicht der erste Ansatz einer entsprechenden Literatur da. Was speciell die eigentlichen Reisebücher hier leisten, ist jammervoll wenig. Kaum daß die wissenschaftliche Theorie eines solchen Naturwunders, wie es der Vesuv darstellt, halbwegs und mangelhaft vorgeführt wird. Von einer anregenden Einführung in eine nähere Kenntniß der südländischen Vegetation aber ist so gut wie keine Rede; ein paar Namen allein, eine allgemeine Tabelle nützen dem Laien hier nicht das Geringste. So kommt es, daß eine Menge ernster Italienfahrer, die einem selbst kurzen Aufenthalt das denkbar Höchste an ästhetischem Gewinn abgerungen haben, von der italienischen Landschaft trotz lebhaften Preisens nur erstaunlich verworrene und verschwommene Bilder mit nach Hause bringen. Sie wissen niemals wieder die herrlichen Blumen zu nennen, die Hyacinthen, die Anemonen und Orchideen, die sie in den Olivenhainen Bordighera's gepflückt — und ohne Contur und Namen, wie die Erfahrung war, zerfließt die Erinnerung unaufhaltsam schnell. Niemals ist es in ihr Bewußtsein getreten, daß der schattige Baum, unter dem sie vielleicht glückliche Wochen lang alltäglich auf Capri ausgeruht, um das Märchenbild der Fariglioniklippen zu bewundern, derselbe Johannisbrotbaum war, dessen getrocknete Frucht einst dem Schulknaben im Norden so wohl gemundet. Seit Jahren ist in mir der Wunsch lebhaft, daß sich hier eine ganz neue und besondere Art von Reiseliteratur für Italien anknüpfen möchte. Beinahe unbegreiflich scheint es, daß noch immer so wenig dafür geschehen, wo doch an der Spitze all' dieser Fahrten ins gelobte Land verfeinerten Culturgenusses gerade in Goethe der Mann steht, der dem Naturgenuß auf Grund wirklichen naturwissenschaftlichen Wissens neben dem historischen und künstlerischen Genuß wie kein Zweiter das Wort geredet. Nun will mir scheinen, das Buch Strasburger's trete hier aufs Glücklichste in die Lücke und löse mit einem Streich ein großes Stück der Aufgabe. Wer sich mit Hülfe dieses krystallklaren Führers ein einziges Mal an der Riviera orientirt, mit dem Buche in der Hand die angemerkten Orte besucht und die Pflanzenobjecte verglichen hat, der wird, wenn er nicht gerade Specialstudien treiben will, bis nach Sicilien hinunter im Nöthigsten geschult sein. Er wird den Vegetationscharakter mit Hülfe von einpaar festen Punkten verstehen und das hauptsächliche Material auch für den geschichtlichen und culturgeschichtlichen Zusammenhang darin mit sich führen. Von La Mortala oberhalb Mentone bis zu dem entzückenden botanischen Garten von Palermo hält er einen rothen Faden in der Hand, den ihm bisher kein Reisebuch geben konnte. Gewisse Theile des Buches sind sogar ganz offenbar direct im Sinne einer solchen Belehrung verfaßt. Und es ist doppelt anerkennenswerth, daß ein so hervorragender Fachmann selbst sich dieser Mühe unterzogen und die Linien gleich mustergültig sicher aufgezeichnet hat. In diesem Sinne ist der oben

schon erwähnte Wunsch des Verfassers von den Frühlingsgedanken, die sein Werk wecken sollte da, wo es schneit und friert, nur halb ausreichend für das, was den „Streifzügen an der Riviera" wirklich zu gönnen wäre. In Italien selbst möchte ich sie recht vielzählig auftauchen sehen — in einem derben Einband, wie man ihn für ein echtes Reisebuch liebt — mit den Bleistiftstrichen, wie man sie im Bädeker zu gesehenen Kunstwerken zu setzen pflegt: zu dem Ernst und Werth des Wissensgehaltes wird man nicht leicht einen liebenswürdigeren und formschöneren Reisegenossen finden können.

Wilhelm Bölsche.

Bamberger's Politische Schriften.

[Nachdruck untersagt.]

Politische Schriften von 1868—1878. Von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1896. (Gesammelte Schriften, Bd. IV.)

Die ersten beiden Bände der Gesammelten Schriften Ludwig Bamberger's, welche seit zwei Jahren in dieser neuen Gestalt der Oeffentlichkeit übergeben worden sind, enthielten kleine Arbeiten von allgemeinerem literarischen Interesse. Der dritte Band vereinigte die Politischen Schriften aus den Jahren 1848—1868, also aus der ersten Epoche seiner politischen Thätigkeit, da er vorzugsweise vom Auslande her zur Feder griff. Der neueste Band, der vierte, enthält die Politischen Schriften aus dem Jahrzehnt 1868—1878, also aus derjenigen Zeit, in welcher der Verfasser nach Deutschland heimgekehrt ist und an der Neugestaltung der deutschen Verfassung hervorragenden Antheil nimmt, in welcher er nach Herstellung des neuen Reiches an denjenigen Gegenständen der Gesetzgebung als Mitglied des Reichstages mitarbeitet, die ihn ganz besonders inmitten seiner Fachkunde und seiner Schaffenskraft wieder finden.

Die erste Hälfte des Buches bringt die glänzende Candidatenrede für die Wahl in das Zollparlament, die Bamberger am 27. März 1868 zu Mainz gehalten, unter schwierigen Umständen und mit dem Erfolge, daß er von jetzt an in die parlamentarische Wirksamkeit eintrat, der er ein Vierteljahrhundert angehören sollte. Daran reihen sich die „Vertraulichen Briefe aus dem Zollparlament" der drei Jahre 1868, 1869, 1870. Der Rede und den Briefen vorauf geht als Vorspiel die „Stimme aus der Fremde", die sich den Politischen Schriften des dritten Bandes anreiht; zumal aber jener bemerkenswerthe Brief aus Paris vom 14. Februar 1860, in welchem er dem damals ins Leben getretenen „Deutschen Nationalverein" ein Gebiet wirksamer Bethätigung empfahl, das dann später durch die Verfassungen des Norddeutschen Bundes, des Zollparlaments, des Deutschen Reiches betreten wurde — die Einigung der deutschen Volkswirthschaft durch Zerreißung der alten Schranken und Hemmnisse im Innern der einzelnen Staaten.

Wie so Manches, was die Literatur der letzten Jahre uns gebracht hat, mahnt die Auffrischung dieser Erinnerungen in seltsam wehmüthiger Weise an die Vergangenheit, die zeitlich so nahe und sachlich scheinbar so fern liegt. Von dem stattlichen Reichstagsbau, den man jetzt vollendet hat, blickt man in jene Tage zurück mit Gefühlen nicht ganz unähnlich denen, mit welchen ein innerlich zerfallenes Familienwesen aus den Prunkgemächern des neu erworbenen Reichthums zurück denkt an die Tage der jungen Liebe, da man um die erste Nothdurft des Daseins kämpfte und doch glücklich war. Wie hat sich Alles seit jenen Tagen verändert, und was für Gesinnungen und Geister sind dort eingezogen, wohin damals die Anstrengungen der Besten, die Hoffnungen der ganzen Nation sich richteten!

Die zweite Hälfte des vorliegenden Bandes zeigt uns den Verfasser in den bekannten Materien, die er als volkswirthschaftlicher Kenner beherrscht, über die er auch in umfangreicheren Schriften und zu immer wiederholten Malen sich geäußert hat — in den Fragen des Geld- und Bankwesens. Es sind namentlich Aufsätze, die in den jüngeren Jahrgängen der „Deutschen Rundschau" erschienen sind. Mitten aus der parlamentarischen Thätigkeit des deutschen Reichstages heraus die beiden Aufsätze „Zur Embryologie des Bankgesetzes" und „Zur Geburt des Bankgesetzes". Dann die prophetische Skizze von der „Entthronung eines Weltherrschers" (des Silbers) und die kritische Betrachtung oder Widerlegung des Buches von dem Wiener Geologen Eduard Süß „Die Zukunft des Goldes".

Damals findet der Vorkämpfer für die deutsche Goldwährung an währungspolitischen Gegnern nur die beiden Halbfranzosen Wolowski und Cernuschi auf dem Kampfplatze vor als Diejenigen, welche das Trugbild der internationalen Doppelwährung in die Welt gesetzt haben. Erst danach ist in Deutschland dasselbe eingezogen, hier mit den charakteristischen Zügen der Rohheit und des Fanatismus, welche das Parteiwesen der letzten Jahrzehnte im Deutschen Reiche kennzeichnen. Aber dieses eben bildet einen desto dankbareren Hintergrund, von welchem sich jene Sätze aus den ersten Streitschriften mit siegreicher Klarheit abheben, von denen eine Blüthenlese zu geben ein Leichtes wäre. Wenn etwa der damalige Gouverneur der Bank von Frankreich eine pathetische Rede mit den Worten schließt: „Was uns betrifft, so theilen wir nicht die Furcht, daß Silber noch weiter fallen werde; wir hoffen, daß man die beiden Währungen erhalten wird, welche seit Jahrhunderten unserem Lande und Europa so große Dienste geleistet haben" — und wenn man heutigen Tages diese Worte an die Thatsache hält, daß seitdem erst der Silberpreis recht gefallen ist, nahezu auf die Hälfte des damaligen Preises. Oder wenn Bamberger gegen die Behauptungen von Süß hinsichtlich einer einstmaligen Abnahme der Goldproduction auf dessen eigene Vorbehalte über Afrika's Goldschätze verweist, und wir die große Ausbeute Südafrika's aus den jüngsten Jahren damit zusammen halten. Oder wenn er gegen das Phantom des bimetallistischen Weltvertrages, welches unterdessen erst recht sich breit gemacht hat, die Erfahrungen anführt, welche Napoleon III. im Jahre 1867 an England machte, das gegen die Projecte einer Weltmünz-Convention schon damals sich in den Mantel seiner nationalen Nüchternheit hüllte, wie es seitdem so oft gethan, und wie es immer wieder thun wird, was auch Agitatoren und Dilettanten sich einreden mögen.

So werden fernere Jahrzehnte, die über diese Gesammelten Schriften hingehen, die Wahrheit darin nur um so heller hervortreten lassen, und hoffentlich wird unterdessen auch die Luft der volkswirthschaftlichen Kämpfe heller geworden sein im Deutschen Reiche.

* *
*

γ. **Genealogisches Handbuch der europäischen Staatengeschichte.** Von Ottokar Lorenz. Berlin, W. Hertz. 1895.

Vorliegendes Werk ist vor vier Jahren zuerst in die Welt hinaus gegangen, damals unter dem Titel „genealogischer Hand- und Schulatlas", und ist von uns im Decemberheft der „Deutschen Rundschau" vom Jahr 1892 angezeigt worden. Wenn wir damals aussprechen zu dürfen glaubten, daß uns hier ein ganz vorzügliches Hülfsmittel zur Erwerbung und Vertiefung geschichtlichen Wissens geboten wird, so können wir dieses Urtheil Angesichts der neuen Auflage nur erneuert und bekräftigt abgeben. Die Tafeln sind in ausgedehntem Maße vervollständigt worden, und der Inhalt jeder Tafel ist nunmehr auf ihrer Vorderseite „in Worte umgesetzt" und kurz zusammengefaßt, „gleichsam ein Stück Weltgeschichte, das aus dem umseitig erscheinenden genealogischen Gemälde herausspringt". Lorenz ist bei dieser Auflage von zahlreichen Freunden und Praktikern der geschichtlichen Wissenschaft unterstützt worden, was die Brauchbarkeit des Werkes natürlich in besonderem Maße erhöht hat. Ihm selbst aber gebührt wie das Hauptverdienst, so der wärmste Dank aller derer, welche bisher ein solches Handbuch oft schmerzlich theils für ihre eigenen Studien, theils für den Unterricht vermißt haben und nun ihrem Bedürfniß in mustergültiger Weise genügt sehen.

γ. **Vorträge und Aufsätze.** Von August Kluckhohn, weiland o. ö. Professor der Geschichte in Göttingen. Herausgegeben von K. Th. Heigel und Ad. Wede. München, R. Oldenbourg. 1894.

Wenn irgend eine Sammlung historischer Aufsätze und Reden berechtigt war, so ist es diese, welche einen vortrefflichen, leider zu früh abgerufenen Geschichtschreiber unserem Volke ins Gedächtniß zurückruft und einiges vom Besten, was er geschaffen hat, weiten gebildeten Kreisen zugänglich macht. Die Königin Luise, der Freiherr v. Stein, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, Clausewitz — welche Stoffe und wie warm, wie feinsinnig, wie gediegen sind sie behandelt! Daran reihen sich drei Aufsätze zur Geschichte des Jesuitenordens, bezw. seiner Unterrichtsthätigkeit in Bayern, wodurch manchem günstigen Vorurtheil ein Ende gemacht wird, so wie zur Geschichte des Unterrichtswesens unter Kurfürst Maximilian Joseph und des Illuminatenordens — wie man sieht, lauter Beiträge zur bayrischen Culturgeschichte, die aus Kluckhohn's Münchener Periode stammen. Die vier letzten Aufsätze sind vier großen Historikern gewidmet: Ludwig Häusser, Leopold von Ranke, Georg Waitz und Julius Weizsäcker; sie sind sehr geeignet, die Hauptmomente der Entwicklung, welche die Geschichtswissenschaft überhaupt im 19. Jahrhundert genommen hat, einzuführen. Aus allen Aufsätzen und Reden spricht zu uns eine liebenswürdige Seele, ein warmes patriotisches Herz, ein auf das Wesentliche in Leben und Wissenschaft gerichteter, kraftvoller Geist. Mit Recht hebt ferner K. Th. Heigel in seinem Vorwort hervor, daß das Erfrischendste an diesen erlesenen Perlen edelster Popularisirung geschichtlicher Stoffe das ist, daß eine warme Empfindung und Freudigkeit für die Gegenwart sie durchdringen, die aus einem starken Vaterlandsgefühl erwachsen. Es braucht keiner langen Worte um darzuthun, wie sehr eine solche Geschichtsbetrachtung gerade in unserer Zeit heilsam zu wirken vermag, wo ein matter Pessimismus so viele Geister ergriffen hat und ausschweifende Phantasien die Gemüther verwirren. An Berichtigungen wüßten wir nicht viel vorzubringen. Nur mag es dem Berichterstatter als ehemaligen Schüler von Julius Weizsäcker nicht verübelt werden, wenn er zu S. 476 anmerkt, daß dieser seine vermuthlich erste Predigt in Derendingen (nicht Dertingen) bei Tübingen gehalten hat, und daß sein Aufsatz über das Project eines Nationalconcils von 1524 nicht, wie S. 507 von den Herausgebern gesagt wird, in der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", sondern in der „historischen Zeitschrift" erschienen ist. Auch die „Deutsche Rundschau" hat in Kluckhohn einen ausgezeichneten Mitarbeiter verloren.

q δ. **L'écriture et le Caractère** par J. Crépieux-Jamin. Troisième édition, revue et augmentée avec 223 figures dans le texte. Paris. Ancienne Librairie Germer Baillière et Cie. Félix Alcan Editeur. 1895.

Auch wer nicht mit Fragen der Graphologie sich beschäftigt hat oder durch ihre Lehren sich überzeugen läßt, findet in der reichen Auswahl der facsimilirten Handschriftproben, die vorzüglich wiedergegeben sind, eine interessante Sammlung in dem hier angezeigten Bande. — Die Graphologie will die öfters gehörte Ansicht, daß ein Zusammenhang zu bestehen pflegt zwischen der Schrift des einzelnen Menschen und seinem Charakter, auf die Grundlagen einer Wissenschaft stellen. Indem sie damit an die, etwas vergessene, Wissenschaft der Physiognomik anknüpft, führt sie allerdings den allen beiden gemeinsamen Zweifel herauf, ob diese Grundlagen erreichbar sind. Der Zweifel entspringt der Einsicht, daß jene körperlichen Eigenthümlichkeiten, die in der Kopfbildung, und jene technische Individualität, die in der Schrift sich kundgibt, zwar gewisse Berührungen mit dem individuellen Charakter haben mögen, die in gewissen Fällen sich nachweisen lassen; daß sie aber weit entfernt sind, in einem nothwendigen Zusammenhange mit nachweisbaren Eigenthümlichkeiten des Charakters zu stehen. Die ganze neuere Physiologie und Psychophysik zeigt erst die Schwierigkeiten der Erkenntniß, über welche Lavater's Phantasterien kühn hinwegspringen wollten. Der Vergleich der Schrift, welche in England beiden Geschlechtern durch einen ordentlichen Unterricht angewöhnt wird, und der ganz andersartigen Schrift, die man in Deutschland zum großen Theil als Folge eines schlechten Schreibunterrichts anzusehen hat, zeigt, daß zu einem Theile mechanische, äußerliche Ursachen wirken, die mit dem Charakter nichts zu thun haben. Und dennoch läßt sich nicht leugnen, daß es ein anziehendes Bemühen ist, eine Sammlung

von Autographen hervorragender Menschen durch sinnige Deutung der Schriftzüge zu erläutern, in ähnlicher Weise, wie eine Galerie von Kunstwerken zum Gegenstande einer Kunstgeschichte oder Kunstkritik gemacht wird. Der kundige Sammler wird seine Beobachtungen und ursächliche Reihen zu finden wissen, wenn diese auch vielleicht für alle Zeiten von einer zwingenden Gesetzmäßigkeit entfernt bleiben müssen. Auch vorliegendes Werk birgt eine Fülle interessanter Bemerkungen, wenn sie auch oft unser Kopfschütteln hervorrufen, wie die grundfätzliche Behauptung selber, es gebe gegenwärtig kein anderes Mittel vermöge dessen man einen Menschen besser erkennen könne als seine Handschrift.

q.d. **La Science du Point d'honneur.** Commentaire raisonné sur l'offense — le Duel, ses usages et sa législation en Europe, la responsabilité civile, pénale, religieuse des adversaires et des témoins, avec pièces justificatives. Par A. Croabbon, Avocat. 1re Partie. Paris, Ancienne Maison Quantin. 1894.

Ein starker Band von 600 Seiten in Lexikonformat und dieser nur ein erster Theil des Werkes! Er behandelt die Gebräuche und die Gesetzgebung Frankreichs; die folgenden Theile sollen die anderen großen Staaten der civilisirten Welt behandeln, um am Schluß eine vergleichende Erörterung des Gegenstandes darauf zu bauen. Zunächst soll für Frankreich der erschienene Band ein Nachschlagewerk sein, aus welchem sich die Vertrauensmänner eines Ehrenhandels zuverlässigen Aufschluß holen können. Die Weitschweifigkeit und Stofffülle des vorliegenden Bandes beweist, daß trotz der Seltenheit ernsthafter (das soll heißen lebensgefährlicher) Zweikämpfe im heutigen Frankreich der „point d'honneur" ein ganz andersartiger ist als etwa im heutigen England. Diese Fülle von Casuistik des Ehrenpunktes und diese Sparsamkeit im Blutvergießen ist vielmehr kennzeichnend für die Eigenart des französischen Charakters. Man erinnert sich des neulichen Vorfalles, da ein gewohntes Pariser Local für Zweikämpfe in Verruf kam, weil einmal der Zweikampf ernstliche Folgen hatte! — Das Hauptwerk über den Gegenstand ist das im Jahre 1836 veröffentlichte „Essai sur le Duel" von dem Comte de Chateauvillard. Hieraus hat vorzugsweise der neue Schriftsteller geschöpft. Neben den Gebräuchen des Zweikampfes stellt er die staatliche Gesetzgebung dar, die strafrechtliche und die civilrechtliche Haftung der Zeugen und des Kampfgegners. Um der systematischen Vollständigkeit willen knüpft er daran in einem besonderen Theile die religiöse Verantwortlichkeit. Hierauf folgt in kürzerer Darstellung „das Duell im Auslande", Gebräuche in Deutschland, Oesterreich, Italien, Spanien, nebst dem Wortlaut der darauf bezüglichen Gesetze in achtundvierzig Staaten Europa's. Den Schluß bildet eine Auswahl von merkwürdigen Fällen, die Gegenstand des point d'honneur geworden sind, sowie von bemerkenswerthen Zweikämpfen und deren Verlauf.

q.d. **Aus der Welthauptstadt Paris.** Von J. Pavlowsky. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. Paris und Leipzig. Verlag von Albert Langen. 1895.

Ein starker Band, der eine längere Reihe von Studien enthält, die vorwiegend die dunkleren Seiten des Pariser Lebens zum Gegenstande haben: Scenen aus den Polizeibureaus, den Strafgerichtshöfen, den Gefängnissen, Darstellung einzelner Aufsehen erregender Criminalprocesse; daneben dann aber auch freundlichere Bilder wie das von dem großartigen Menschenfreunde George Bonjeau (dem Sohne des von der Regierung der Commune massacrirten Gerichtspräsidenten), welcher sich der verwahrlosten Kinder angenommen und allmälig Tausende dieser Unglücklichen zu tüchtigen Menschen erzogen hat. Vieles in dem Buche ist nicht durchaus neu: auch leidet es mit seinen achtunddreißig verschiedenen Aufsätzen manchmal wegen der Gleichartigkeit der Gegenstände, die das Interesse des Verfassers vorzugsweise angezogen haben, an einer gewissen Eintönigkeit. Jedoch im Ganzen ist es ein Werk, welches man zu den besseren seiner Gattung zählen darf. Die Schreibweise ist frei von den heute zur Mode gewordenen Unarten und Pikanterien des Feuilletonstiles; sie unterscheidet sich besonders vortheilhaft von der Mehrzahl der uns als Uebersetzungen aus dem Russischen zugehenden Schriften, bei denen man gewöhnlich nicht weiß, ob der größere Theil der Barbarei des Stils auf das Original oder auf den Uebersetzer kommt. Bei dem vorliegenden Buche umgekehrt weiß man nicht, wem man für die gute Schreibweise mehr zu danken hat — dem Verfasser oder dem Deutschen, der ihn uns zugänglich gemacht hat. — Wie es scheint, sind diese Aufsätze zuvor in einer russischen Zeitschrift erschienen. Nach der Zeit der Ereignisse, die sie schildern, umfassen sie etwa zwei Jahrzehnte. Als eine besonders gelungene Studie möchten wir diejenige über „Das anthropometrische Bureau auf der Polizei-Präfectur" (S. 101—115) auszeichnend hervorheben. Sie schildert kurz und fein das ingeniöse Verfahren, das der jüngere Bertillon erfunden hat, um durch gewisse charakteristische Körpermaße die Verbrecher zu identificiren — vermittelst einer systematischen Aufbewahrung der ein für allemal genommenen Maße. Alphonse Bertillon hatte, als er noch im Bureau seines Vaters, des Statistikers der Stadt Paris, arbeitete, häufig Gelegenheit, mit den Beamten der Präfectur zusammenzukommen, und hörte von ihnen, welche Mühsal den Criminalbeamten durch die vielen Verbrecher entsteht, die ihren Namen verbergen oder sich für einen Anderen ausgeben. Diese Wahrnehmung brachte ihn auf seine Erfindung, die sich glänzend bewährt hat, indem sie abschreckend auf die Gewohnheitsverbrecher wirkte.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 20. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aegir. — Arminius an Publikus. Fünfzehn Briefe über die unästhetische Erziehung des Menschen von Aegir. Leipzig, Dramaturgisches Centralbureau.

Appell. — Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur. Von Johann Wilhelm Appell. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1896.

Assessorenparagraph, Der, und die Reform des preussischen Richterthums. Von einem deutschen Rechtsgelehrten. Greifswald, Julius Abel. 1896.

Bartels. — Aus tiefster Seele. Eine Blüthenlese deutscher Lyrik. Herausgegeben von Adolf Bartels. Mit dreißig Dichterbildnissen von Erdmann Wagner. Lahr, Moritz Schauenburg.

Beetschen. — Die Musik im Spiegel zeitgenössischer Dichtung. Herausgegeben von Alfred Beetschen. Zürich und Leipzig, Th. Schröter. 1896.

Beetschen. — Literarische Begegnungen. Zehn Dichterprofile in Pastellmanier von Alfred Beetschen. Zürich und Leipzig, Th. Schröter. 1896.

Below. — Das Duell und der germanische Ehrbegriff. Von Dr. Georg von Below. Kassel, Max Brunnemann. 1896.

Biermer. — Leitsätze zur Beurtheilung der gegenwärtigen Währungssituation. Aus den Vorlesungen über „Geld und Credit" von Dr. M. Biermer. Berlin, Druck von Julius Sittenfeld. 1896.

Biese. — Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker. Von Alfred Biese. Berlin, Wilhelm Hertz. 1896.

Bock-Zabel. — Der Gymnasialdirector. Schauspiel in vier Aufzügen von Eugen Zabel und Alfred Bock. Berlin, F. Fontane & Co. 1896.

Bourgeois. — Ludwig XIV. in Bild und Wort. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern damaliger Zeit von Emil Bourgeois, übertragen von O. Marschall von Bieberstein. Erste Lieferung. Leipzig, Schmid & Günther. 1896.

Brahm. — Karl Stauffer-Bern. Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte. Dargestellt von Otto Brahm. Vierte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1896.

Brandes. — Ludwig Börne und Heinrich Heine. Zwei literarische Charakterbilder. Von Georg Brandes. Uebersetzt von A. v. d. Linden. Leipzig, H. Barsdorf. 1896.

Brandes. — Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz. Drei literarische Charakterbilder. Von Georg Brandes. Uebersetzt von A. v. d. Linden. Leipzig, H. Barsdorf. 1896.

Burckhard. — Das Recht der Schauspieler. Von Dr. Max Burckhard. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Christomanos. — Das Achilles-Schloss auf Corfu. Von Dr. Constantin Christomanos. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1896.

Crane. — Die Forderungen der decorativen Kunst. Von Walter Crane. Autorisirte Uebersetzung von O. Wittich. Berlin, Georg Siemens. 1896.

Dory-Ehrenfreund. — Was ist uns Musik? Von F. Dory und Edmund O. Ehrenfreund. Erstes Heft. Leipzig, Literarische Anstalt (August Schulze). 1896.

Ebner-Eschenbach. — Bozena. Eine Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Ehrenberg. — Das Zeitalter der Fugger. Geldcapital und Creditverkehr im 16. Jahrhundert. Von Dr. Richard Ehrenberg. Erster Band. Jena, Gustav Fischer. 1896.

Eleutheropulos. — Kritik der reinen rechtlich-gesetzgebenden Vernunft oder Kant's Rechtsphilosophie. Von Dr. Abr. Eleutheropulos. Leipzig, G. Strübig. 1896.

Eucken. — Die Lebensanschauungen der grossen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart von Rudolf Eucken. Zweite, umgearbeitete Auflage. Erste Lieferung. Leipzig, Veit & Co. 1896.

Eyssenhardt. — Aosta und seine Alterthümer. Von Franz Eyssenhardt. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Fischer. — Mit achtzig Jahren. Lieder und Epigramme von J. G. Fischer. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Gabriac. — Souvenirs diplomatiques de Russie et d'Allemagne (1870—1872). Par Le Mis. de Gabriac. Paris, Librairie Plon. 1896.

Gebhardt. — Wilhelm von Humboldt als Staatsmann. Von Bruno Gebhardt. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Gersuny. — Arzt und Patient. Winke für Beide. Von Dr. Robert Gersuny. Zweite Auflage. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1896.

Getreuen, die, in Jever. Von einem Getreuen (Gymnasialoberlehrer Niemann). Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Giacometti. — L'unité italienne. Période de 1860—1861. Aperçus d'histoire politique et diplomatique. Par G. Giacometti. Paris, Librairie Plon. 1896.

Goldschmidt. — Bertha von Marenholtz-Bülow. Ihr Leben und Wirken im Dienste der Erziehungslehre Friedrich Fröbel's. Von Henriette Goldschmidt. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Hanslick. — Fünf Jahre Musik (1891—1895). Der „Modernen Oper" VII. Theil. Kritiken von Eduard Hanslick. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1896.

Hauptmann. — Waldleute. Schauspiel in vier Acten von Carl Hauptmann. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Haushofer. — Der moderne Socialismus. Von Max Haushofer. Leipzig, J. J. Weber. 1896.

Heyse. — Roland's Schildknappen oder die Komödie vom Glück. Volksmärchen in drei Acten und einem Vorspiel von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1896.

Heyse. — Vanina Vanini. Trauerspiel in vier Acten von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1896.

Jerusalem. — Die Psychologie im Dienste der Grammatik und Interpretation. Vortrag von Prof. Dr. W. Jerusalem. Wien, Alfred Hölder. 1896.

Kirchner. — Der Weg zum Glück. Ein Rathgeber und Führer durch das Leben von Friedrich Kirchner. Dritte Auflage. Stuttgart, Levy & Müller.

Kratz. — Die Bildung des Gemüths. Von Heinrich Kratz. Stuttgart, Levy & Müller.

Kraus. — Geschichte der christlichen Kunst. Von Franz Xaver Kraus. Erster Band, zweite Abtheilung. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1896.

Küchler. — Geschichte der isländischen Dichtung der Neuzeit (1800—1900). Von Carl Küchler. Leipzig, Hermann Haacke. 1896.

Laband. — Der Streit über die Thronfolge im Fürstenthum Lippe. Von Dr. Paul Laband. Berlin, Otto Liebmann. 1896.

L'Arronge. — Deutsches Theater und deutsche Schauspielkunst. Von Adolf L'Arronge. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1896.

Laurentius. — Krapotkin's Morallehre und deren Beziehungen zu Nietzsche. Von Dr. Laurentius. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1896.

Lenbach. — Abseits. Erzählungen von Ernst Lenbach. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Lienert. — 's Mirli. Von Meinrad Lienert. Frauenfeld, J. Huber. 1896.

Loti. — Japanische Herbsteindrücke. Von Pierre Loti. Uebersetzt von Robert Prölß. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Lynr. — Aissa und Anderes. Gedichte von Lynr. Herausgegeben von der Literarischen Vereinigung in Wien. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1896.

Marcuse. — Die atmosphärische Luft. Eine allgemeine Darstellung ihres Wesens, ihrer Eigenschaften und ihrer Bedeutung. Von Dr. A. Marcuse. Berlin, R. Friedländer & Sohn. 1896.

Marriot. — Seine Gottheit. Roman von Emil Marriot. Berlin, Freund & Jeckel. 1896.

Mayreder-Obermayer. — Aus meiner Jugend. Drei Novellen von Rosa Mayreder-Obermayer. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1896.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Einklang.

Von

Anselm Heine.

(Schluß.)

[Nachdruck untersagt.]

So wurden die Vormittage von jetzt ab der Arbeit gewidmet. Es war ein ersprießliches Thun. Jeder das Urtheil des Anderen voraus wägend und dadurch neue, unbenutzte Kräfte entfaltend, dabei des baldigen Wiedersehens gewiß, und sich bewußt, durch diese Arbeiten die künftige Gemeinsamkeit zu befördern. Wenn sie dann wieder zusammen kamen, schien es, als hätten sie nach langer Trennung einander neu erobert. Astrid sah mit Staunen zu und freute sich an dieser Liebe wie an einem Schauspiel.

Es war beschlossen, sobald das Bild fertig sei, solle Franka heimkehren, dort in der Geschwindigkeit alles Nöthige richten, während Gade nach Klein-Selchow hinaus zöge und dort die ersten Anordnungen treffen wollte. Franka besaß von den Eltern her eine vollständige Einrichtung, Henrik wollte in Berlin noch Einiges hinzu kaufen, und das Weitere wollten sie dann zusammen vollenden. Sie hatten einen Plan des Grundstückes vor sich und amüsirten sich damit, es in Gedanken nach ihren Wünschen einzurichten. Der geringe Miethspreis, den sie zu zahlen hatten, stand in keinem Verhältniß zum Werthe der Villa, aber Kühne erklärte lachend, es sei ein gutes Geschäft, das er mache. Als Tusculum dieser beiden berühmten Künstler würde der Werth des Hauses ins Unendliche steigen, und er würde daraus Nutzen ziehen, falls sie wieder nach der Stadt zögen, was bei Gade's großstädtischen Bedürfnissen nicht lange auf sich warten lassen könnte. So möblirten sie denn fleißig auf dem Papier und dachten sich aus, wie sie später zusammen malen und schnitzen würden, um die Räume ziervoll zu gestalten. Sie wären gern einmal hinüber gefahren, um ihr künftiges Nest in Augenschein zu nehmen, aber Kühne sagte, das Vorhaben sei nicht räthlich, da augenblicklich Alles verschlossen und gerichtlich versiegelt sei. In drei Wochen würde der letzte Termin vorüber sein, und das Besitzthum in seine Hände übergehen, dann könne Gade mit ihm zugleich die Besichtigung vornehmen.

Eines Tages erschien Henrik zu ungewohnter Stunde mit glücklichem Gesicht. Franka, die in ihrer grauen Malschürze mit feuchter Palette und Pinselbündel vor ihm stand, wehrte erschrocken ab, als er sie in knabenhafter Lustigkeit in die Höhe hob und mit ihr herum tanzte.

„Das muß ich sagen," rief Astrid von ihrem Clavierseſſel aus, „eine solche Kraftprobe hätte ich Dir nicht zugetraut."

„Ich mir auch nicht," sagte er lustig, „aber sei nur Einer erst 'mal glücklich!" Dann erzählte er in fliegenden Worten: Der Redacteur des „Musaget" sei bei ihm gewesen und habe ihm Franka's Notturno-Zeichnung gezeigt. Er sei ganz rabbiat gewesen vor Entzücken und habe gefragt, ob Gade sich wohl getraue, mit „diesem Fräulein Hölderli" zusammen noch mehr solche „Brahms-Klinger-Sachen" zu machen? „Und dann hat er mich gefragt, ob es mir nicht möglich wäre, mit der Künstlerin in Verbindung zu treten?" Bei diesen Worten brach aufs Neue ein heller, jungenhafter Uebermuth aus ihm hervor. Franka und Astrid wurden angesteckt. Sie lachten bis zu Thränen. — —

Henrik und Franka hatten es versäumt, Verlobungsanzeigen auszusenden. Henrik, als Norweger, fand die deutsche Sitte eines officiellen Brautstandes unbequem und lächerlich, und Franka waren solche Formalitäten gleichgültig. Sie war vollkommen befriedigt in dem Bewußtsein, daß die Ihrigen ihr Glück kannten und theilten, und daß Henrik in Correspondenz mit ihnen getreten war. Darüber hinaus hatte sie keine Wünsche. So wollten sie auch eine Bekanntmachung in den Zeitungen erst als Verheirathete erlassen.

Es war merkwürdig, daß sie auch in solchen äußeren Dingen immer der gleichen Meinung waren, und daß diese Meinung meistens verschiedenen Motiven entsprang. „Paßt das nicht ganz in meine Einklang-Theorie?" sagte Gade, der immer gern auf sein Paradigma kam. „Wir werden uns nicht aus einander leben. Fürchte nichts! Wenn es Menschen gibt, die für einander geschaffen sind, so sind wir's. Und ich bin mir vollkommen bewußt, daß unser Finden eine ethische Aufgabe für uns bedeutete."

Franka sah ihn fragend an. Er blickte sich flüchtig um, ob auch Astrid ihn nicht höre, die ins Nebenzimmer getreten war, wo Halfdan übte. Dann sagte er leise: „Ich male es mir immer mit einer wahren Wonne aus, wie wir allen diesen armen Kühnes und Rezius und wie die Surrogate alle heißen mögen, beweisen werden, daß es ein wahres Zusammenleben gibt. Wir beide, wir werden das Paradigma leben, das ich aufstellte. Weißt Du noch?"

Sie nickte nachdenklich. „Mir kommen manchmal alle solche Systeme so überflüssig vor," sagte sie dann. „Warum soll man nicht dankbar die goldenen Früchte in den Mund stecken, die Einem entgegen wachsen, anstatt sie zu messen und zu classificiren?"

„Du hast wohl recht für Dich und Deine Art — ich aber muß grübeln, ehe ich thue. Was schadet's auch? Diese Systeme sind ja nichts weiter als das Holzgerüst, das die Form des künftigen Gebäudes zeigt. Haben wir es erst mit unseren festen Bausteinen ausgefüllt, ist unser Haus vollendet — dann denkt man nicht mehr daran."

Astrid's Bild war fertig geworden, der Tag von Franka's Reise herangekommen. Der Abschied im Kühne'schen Hause gestaltete sich zu einer förmlichen Rührscene. Franka stand im Treppenhaus mit lächelndem Munde und feuchten Augen — „wie Maria Stuart," sagte Fräulein Adele, die ihr weinend den Schleier um das graue Reisehütchen band. Alles drängte sich herzu, Alle hatten sie lieb gewonnen. Kühne war eigens einige Tage früher als nöthig nach Berlin gekommen, um von ihr Abschied zu nehmen. Er wollte es sich nicht versagen, ihr selbst das elegante Reisenecessaire zu überreichen, das er für sie aus London hatte kommen lassen. Astrid brachte Photographien von sich und den Kindern, und Gudrun schluchzte herzzerreißend.

Als Franka schon im Begriff war, in den Wagen zu steigen, kam noch Halfdan gelaufen, hochroth vor Eile, und steckte ihr ein Paket, in dem sich ein leises Klingeln hören ließ, in die Hand. „Du sollst es haben," flüsterte er, „es ist das schönste von allen meinen Spielsachen."

„Danke, danke," sagte sie, halb betäubt von allem Zudringenden. Gade allein begleitete sie zur Bahn. Er war still und gedrückt. Die kurze Trennung wurde ihm schwerer, als er für möglich gehalten hätte. Auch Franka sprach nicht viel. Sie fühlte sich so aufgeregt, daß sie Lust hatte, zu weinen. Aber sie hielt sich tapfer.

Am Bahnhof war die Zeit knapp. Die paar Minuten gingen mit Billetbesorgen und Gepäckaufgeben hin, so daß man kaum ein paar Worte wechseln konnte, ehe das erste Zeichen gegeben wurde. Henrik wurde auf einmal fahl vor Bewegung. „Ich fahre eine Strecke mit," sagte er schnell, drehte den Thürgriff und stieg ein, dem herbei eilenden Schaffner auftragend, ein Billet bis zum nächsten Haltepunkt für ihn zu lösen. So saßen sie sich eine Weile schweigend gegenüber und hielten sich an der Hand. Außer ihnen waren noch drei Personen im Coupé, einzelne Leute, die das schöne, blasse Paar neugierig beobachteten. Henrik und Franka flüsterten leise mit einander von der Zukunft. Endlich zog Gade Franka's Coursbuch zu Rathe. „Ich muß doch sehen, wie weit ich fahren kann. Bis Güsten also! Nur noch eine Stunde!... Weißt Du, daß wir an Klein-Selchow vorbei fahren werden?" sagte er plötzlich, „Station Wiesenburg, sieh', hier auf der Karte, und da man von dort aus den Eisenbahndamm sehen soll — da, das ist es! Hast Du's gesehen? Ein halb zerfallener Ziegelofen! Da ist ja noch der Trockenschuppen, da die Thongrube. Man sieht, daß Alles das nicht mehr benutzt wird. Die Grube steht bis zur Hälfte voll Regenwasser."

Sie hatten sich beide erhoben und blickten erregt hinunter. Jetzt flog ein Streifen bläulichen Kiefernwaldes an ihnen vorüber, und aus dem Wiesengrunde glänzte durch grün umschleiertes Strauchwerk ein gewundenes Flüßchen herauf. Jetzt eine Brücke, ein Garten mit Bäumen und Ruheplätzen, mitten darin ein hübsches, weiß gestrichenes Haus mit geschlossenen Fensterläden. „Siehst Du, dort?" flüsterte Gade und wies mit dem Finger auf einen hübschen Tannenplatz im Garten, der gerade an ihnen vorbei tanzte. „Dort werden wir zusammen sitzen und träumen. Und sehen wir dann hier oben die Züge vorüber sausen —"

Er verstummte vor dem seligen Lächeln, das in Franka's Augen aufgetaucht war. Schweigend drückten sie sich an einander und blickten in den Tannenwald hinab, aus dem das Rund eines Sees auftauchte. Zu ihren Füßen breiteten sich abgegrenzte Felder aus, auf denen ein paar Männer pflügten. Eine Taubenschar flatterte empor, als der Zug sich näherte. Jetzt das Stationsgebäude, jenseits eines Hügels — das Dorf mit seinem weißen Kirchthurm — Alles friedlich und still. In den Fenstern der kleinen Baukastenhäuser spiegelte sich die Frühlingssonne.

Franka war still geworden. „Wie verlassen das Haus da lag," sagte sie endlich. „Und der verfallende Schuppen, das öde Fabrikgebäude da vorn. Der bisherige Besitzer hat gewiß trostlose Kämpfe da durchgemacht. Ist es nicht vermessen, sein Glück auf dem Unglück eines Anderen aufzubauen?"

Er sah sie verwundert an. „Wie kommst Du zu solchen abergläubischen Befürchtungen? Du mit Deinem gesunden Wirklichkeitssinn? Kaum hast Du mich geheilt, so —"

„So fange ich an, mit Deinen Gedanken zu denken," ergänzte sie lachend.

Sie sah so schön aus, wie sie da vor ihm saß mit ihren fröhlichen, schwarzen Augen, den kräftigen Zähnen zwischen den leuchtenden Lippen, daß er die Menschen verwünschte, die ihn hinderten, sie an sich zu ziehen und zu küssen. Er merkte, daß sie ein wenig befangen wurde unter seinem Blick. Das that ihm leid. Um abzulenken, griff er nach dem Päckchen, das neben ihr lag. „Was ist das?" fragte er.

„Ich weiß es selber nicht. Halfdan hat es mir noch zuletzt — sieh nur, nein, sieh nur, wie rührend! Der kleine Kerl hat mir sein allerneuestes, liebstes Spielzeug mitgegeben, das elektrische Glockenspiel. Er ist halt ein gar zu lieber Schelm."

„Er ist lieb, gelt?" erwiderte Gade zerstreut, unwillkürlich in Franka's Sprechweise hinein kommend. Sie lachten beide.

In Klein-Selchow war nun der Frühling vollends eingezogen, ein strahlender, freigebiger Frühling, der die Tannen mit hellen Schößlingen und weichen, braunrothen Blüthen schmückte, die Wiesen mit Blumen übersäete und im Garten auf Sträuchern, Bäumen und Beeten sein farbiges Panier entfaltete.

Im Becken des kleinen Springbrunnens blühten gelbe Lilien, groß und duftend, Libellen flatterten darüber hin, und eine Wasserrose, die Gade aus dem Waldsee herüber geholt hatte, lag still zwischen ihren flachen glänzenden Blättern.

Dort saßen Henrik und Franka beisammen auf einer Bank. Knospende Hollundersträuche warfen ihren beweglichen Schatten über sie hin, und als ernstere Wächter standen die Tannen im Kreise. Es war derselbe Platz, auf den Gade, wenige Wochen zuvor, hingedeutet hatte, als er mit Franka vorüber fuhr. Jetzt trübten keine dunklen Ahnungen Franka's Sinn. Freudig genoß sie diese Harmonie und Schönheit, die vor ihnen ausgebreitet lag, so weit die Sinne trugen.

Franka lag, in selbstverlorener Glückseligkeit, an Henrik's Schulter angelehnt. Sie war in ein weites, faltiges Gewand von indischer Seide gehüllt. Gade hatte es ihr geschenkt. Er liebte, sie in hellen, phantastischen Kleidern zu sehen. Jeder Tag fast brachte eine neue Caprice von ihm ins Haus. Bald türkische Pantöffelchen, die viel zu klein für Franka waren, bald ein norwegisches Costüm, das ihr nicht stand, Pariser Seidenwäsche, exotische Parfüms. Sie nahm und gebrauchte Alles, ihm zu Liebe, wenn sie sich auch fremd fühlte in der verzärtelnden Gewandung, und der Duft jener Essenzen sie ermüdete. Sie that es, weil jeder Widerstand, der liebevollste auch, ihr jetzt unmöglich war. Ihre Liebe zu Henrik hatte eine Leidenschaftlichkeit angenommen, vor der sie selbst manchmal erschrak. Das Bestreben, seiner feiner nüancirten Empfindung nachzufühlen, hatte ihrer Zärtlichkeit eine seltsame Unruhe, schnelleren Puls gegeben. Zu Zeiten wieder fühlte sie eine köstliche Lässigkeit über sich kommen, fast wie eine Schwermuth. Jene Schwermuth der Fülle. Ihr Gesicht schien weicher geworden in den letzten Tagen, ihre Bewegungen gelöster. Mit leicht gesenktem Kopfe lehnte sie an ihm, den freien, linken Arm erhoben, daß der weite Aermel zurück fiel. Sie hielt eine kleine, silberne Tischglocke in der Hand, die sie von Zeit zu Zeit anmuthig schüttelte.

„Siehst Du, da kommt schon Eine," wisperte sie; „still, verscheuche sie nicht."

Eine Lacerte mit goldenen Augen und rothem Brustlatz schlüpfte zwischen den Farrenkräutern hervor und glitt auf den besonnten Stein zu Franka's Füßen, wo man ihr ein Frühstück bereitet hatte. Wieder und wieder klang das Glöckchen und lockte eine zweite und dritte hervor, bis schließlich die ganze gesenkte Fläche des Steines mit Eidechsen bevölkert war. Henrik und Franka blickten mit gespannter Aufmerksamkeit herab.

„Nein, sieh' nur die gefräßige Große, wie sie meinem kleinen Patienten mit dem abgebrochenen Schwanze alle Ameiseneier fortschnappt. Findest Du nicht, der Schwanz ist schon ein wenig gewachsen?"

„Ich glaube nicht," erwiderte Gade ernsthaft. „Nein, aber das ist schon arg," rief er dann und kam mit einem Grashalme Franka's bedrängtem Lieblinge zu Hülfe.

Sie waren so vertieft in ihr Geschäft, daß sie zusammenschraken, als sie hinter sich Schritte hörten. Es war das kleine Dienstmädchen mit den Postsachen. Gemächlich sahen sie noch zu, wie der Letzte ihrer Gäste sein Mahl verspeist hatte und mit raschen Zickzackbewegungen verschwunden war, dann erst wandten sie ihre Aufmerksamkeit den Briefen zu.

Franka zog die Schildpattnadel aus ihrem Haar, um die Briefe aufzuschlitzen. Dabei lockerte sich die Verschlingung ihrer Flechte und fiel als breite, schimmernde Welle über ihren Nacken herab. Sie warf den Kopf zurück, die Fülle mit beiden Händen fassend, um sie neu zu befestigen.

„Nein, laß mich," sagte er.

Sie beugte stolz und demüthig das Haupt. Er tauchte seine Finger in die kühle Masse und glitt darin auf und nieder, sie noch mehr verwirrend, dann wieder zog er ihr das feinfädige Gespinnst als Schleier über das Gesicht. Eine Weile ließ sie Alles geduldig über sich ergehen, endlich aber schnellte sie

ihm mit einer raschen Bewegung sein Spielzeug aus der Hand, was nicht ohne einigen Verlust abging, und machte sich nun selbst ans Werk. „Was wir für Tollheiten treiben! Und sollten doch unsere Briefe lesen! Sind wir es wohl werth, daß man an uns schreibt? Wir sind schlechte, schlechte Menschen, gelt?“

Er bestätigte ihre Worte durch erneute Hinderungsversuche, und es vergingen wieder ein paar Minuten, ehe Gade den ersten Brief aus seinem Couvert nahm, um vorzulesen. Während er las, hielt er Franka's Hand in der seinen, so daß er beim Umblättern ihre Hülfe brauchte. Es war dann eine kleine, stumme Scene zwischen ihnen — ein Blick, der sie aufforderte, ein Lächeln von ihr, das ihn bedeutete, er möge doch seine Hand aus der ihren ziehen, wenn er könne, neue Aufforderung und endlich ihr Hinüberbringen und Helfen.

„Meine liebe Franka,“ begann Henrik.

„Von wem? Von Thilde?“

„Ja, von ihr.“

„Meine liebe Franka!

„Zuerst muß ich Dir und Deinem Manne danken für Euren Brief. Der Mann sagt zwar, das sei kein Brief, das sei eine Dithyrambe gewesen!

„Schier wie ein Gruß von einer Märcheninsel hat es uns angeweht. Gott erhalte Euch Euer Glück!

„Nun ist es schon vier Wochen her, seit wir hier Hochzeit gehalten haben. Die Kinder sprechen noch den ganzen Tag von Euch beiden, und Franka, die immer den Nagel auf den Kopf trifft, meinte gestern: ‚Jedes von Euch sehe am schönsten aus, wenn das Andere daneben stehe.‘ — Und so wird's ja wohl auch innerlich mit Euch sein. Als Ihr fort seid nach der Bahn und die paar guten Freunde sich verlaufen hatten, sind wir noch lange still beisammen geblieben, der Mann und ich, und haben Nachfeier gehalten. Wie wir da so Hand in Hand gesessen sind und an Euch gedacht haben, da ist uns unsere eigene Hochzeit wieder eingefallen, und wir haben es voll Dankbarkeit gespürt, daß Alles unverändert geblieben ist zwischen uns, diese fünfzehn Jahre lang. Ich bin der Flügeler gewesen in unserer Ehe und der Mann der Zügeler. Bei Euch wird's wohl umgekehrt werden. Dein Henrik fährt gegen die Wolken, und Du hältst das Fädchen in der Hand, damit nicht jeder zuwidere Wind ihn Dir verschlagen kann. Wenn's gilt, weitere Umschau zu halten, da schleppt wieder er Dich ein Stück mit nach oben. Da hilft eben Eins dem Andern aus. Im Uebrigen thut Jedes sein Theil auf seine Weise. Und kommt man dann nach des Tages Geschäfte wieder zusammen, dann trägt Jedes was Neues herbei, und man schmückt sich damit sein Nest aus.

„Heute früh wurde ich unterbrochen durch die Kleinen, die mit schrecklichem Geschrei aus dem Garten kamen. Sie waren den Wiesenberg herab gerollt und zwischen die Brennnesseln gefallen, dann kam der Rudi mit großem Appetit vom Schwimmen, die Franka aus der Confirmandenstunde mit allerhand Anliegen, und endlich der Mann aus der Vorlesung. Du weißt, er

hat gern eine fröhliche Ansprache, wenn er müde heimkehrt. So ist es denn mit allerlei Verrichtungen Abend geworden, ehe ich diesen Brief beenden konnte, und Du mußt Dich heute mit einem kurzen Gruß begnügen. Mich tröstet der Gedanke, daß Du jetzt Besseres zu thun hast als mein Schwätzen anzuhören. Grüße Deinen Henrik von mir und schreibe mir bald einmal, wie es Dir geht, wie Du Dich mit der Wirthschaft einrichtest, ob Du schon Heimweh gehabt hast und dergleichen. So Weibernes, weißt Du!

Deine Thilde."

Sie saßen noch immer Hand in Hand. Jetzt befreite sich Franka, aber er zog sie zärtlich an sich heran und hielt sie in seinem Arme. Sie verharrte still, ein wenig befangen. Gern hätte sie den Brief noch einmal und allein gelesen. Aus Henrik's Munde klangen ihr die Worte der Schwester nicht so vertraut wie sonst. Der heimische Dialect, zu dem sie sich den richtigen Ton hinzuzudenken pflegte, war verdorben und entstellt, berührte sie fremd. Und eigentlich hätte sie den Brief zuvor für sich lesen sollen. Sie wußte, Thilde hatte ihn für sie allein geschrieben. Aber Henrik ließ ja dergleichen Unterscheidungen nicht gelten. Es gehörte zu seinem Princip, daß jeder ankommende Brief von Mann und Frau zugleich gelesen werde. Er selbst schickte keinen Brief ab, ohne ihn ihr zu zeigen, und jede Zeile, die sie schrieb, las er durch. Sie nahm sich vor, Thilden darüber aufzuklären. Vielleicht würden dann die Briefe weniger impulsiv werden, aber Franka hatte ja Henrik, der ihr Alles ersetzte, was etwa auf der anderen Seite verloren ging.

Während solche Erwägungen in ihr wach wurden, hatte Gade anscheinend andere Anregungen durch den Brief erfahren, denn er äußerte jetzt: „Merkwürdig, daß zwei erwachsene, gescheidte Menschen, wie Deine Geschwister, so kritiklos dahin leben können. Man sollte meinen, ihrem Glücke fehle die feinste Würze, da sie sich des Wies und Warums nicht bewußt werden mögen."

„Das ist Schweizer Art," meinte Franka entschuldigend. „Man schwätzt nicht lang, man thut. Sonst war ich ebenso. Jetzt hast Du's mir beigebracht, daß man auch über das heutige Leben hinaus zu denken hat; in jedem Einzelnen, das man vornimmt, ein Ganzes zu fördern sucht. Ich habe eine neue Welt hinzu gewonnen zu der meinigen."

„Und mir hast Du die alte Welt befestigt, neu geschmückt," erwiderte er und drückte sie fester an sich.

Sie schwiegen eine Weile. Dann begann Franka wieder. „Es ist jetzt Alles so schön, so ganz vollkommen, weißt Du, ich habe manchmal Angst."

„Vor was denn, Närrchen?" fragte er, schon mit dem Oeffnen des zweiten Briefes beschäftigt.

Sie antwortete nicht. Und doch hätte sie diese Angst in Worte zu kleiden vermocht. Diese Furcht hatte damals begonnen, als Astrid bei Tisch ihre Andeutungen machte über die Unbeständigkeit der Künstler. Und sie war zu einer unbestimmten quälenden Eifersucht heran gewachsen, deren Franka sich schämte. Das war es auch, was sie Henrik's Theorien gegenüber gefügig machte. Was gingen sie diese philosophischen Spitzfindigkeiten an? Nur daß sie dadurch eng mit ihm verbunden bleiben sollte und er mit ihr, daß tausend Gewohn-

heiten ihn unwiderruflich an sie fesseln mußten, das begriff sie. Ob ihre künstlerische Arbeit dadurch gewinnen würde — sie hatte noch keinen Augenblick daran gedacht. Für sie gab es jetzt weder Kunst noch Angehörige, noch Vaterland, es gab nur ihn auf dieser ganzen Welt, ihn, den sie sich erhalten wollte, um dessen Verlust sie zitterte. Es war eine fremde Gluth in ihr harmonisches Gefühl gedrungen. Henrik's nervöse Empfindungen, die sie in sich gehegt und mit ihrer gesunden Kraft genährt hatte — nun sogen sie an ihr und lasteten mit erdrückender Schwere.

Der zweite Brief war von Astrid. Zusammen lasen sie:

„Mein lieber Einklang, schönste Zwei!

„Verzeiht, wenn ich Euch einen Augenblick in Eurer Zweisamkeit störe. Es gilt unserem verspäteten Hochzeitsgeschenke. Wir haben Euch den ‚Einklang' copiren lassen, und es ist wirklich so gut ausgefallen, daß man die Bilder verwechseln würde, wenn nicht die verschiedenen Rahmen wären. Der Eurige trägt einen Ausspruch von Kant als Inschrift: ‚Nicht der Mann und das Weib, sondern Mann und Weib zusammen sind der Mensch.' Haben wir Eures Herzens Meinung so nicht gut getroffen? Glück auf zur Menschwerdung! Wir senden Euch das Bild als tägliche Mahnung für Euren selbsterwählten Weg. —

„Die Augen von ‚ganz Berlin' ruhen auf Euch. Es hat sich herum gesprochen, Gott weiß wie, Ihr wolltet ein Paradigma leben, und die Geschichte vom Einklang dazu. Mehrere Schriftsteller belagern mich, um Neuigkeiten von ihren Helden zu erfahren. Es entstehen mindestens ein halbes Dutzend Romane über Euch! Nach Abzug Astrid'scher Uebertreibung könnt Ihr das Ganze glauben.

„Fahrt also fort, als Leuchte auf dem Wege aller gegenwärtigen und zukünftigen Ehepaare zu strahlen und vergeßt dabei nicht ganz die alten Freunde. Zum Beispiel Eure Astrid Kühne.

„P. S. Anbei eine Kritik meines Porträts. Man drängt sich in der Ausstellung davor. Astrid.

„A propos, Musaget! Habt Ihr schon etwas angefangen? Der Herausgeber brennt darauf. Ich soll mahnen, thue es hiermit. Und ob Henrik sein Notturno noch apart erscheinen lassen will? Ob Franka für den Umschlag des Notenheftes etwas zeichnen wollte? Der Mann scheint eine Goldgrube, haltet ihn fest! Uebrigens ist Alles Unsinn. Lebt nur, Kinder, lebt!

A. K."

Beide lachten, nachdem sie gelesen. „Ich wußte es schon, mit dem ‚Einklang'," sagte Gade, „deshalb wollte ich die Mitte der großen Wand im Arbeitszimmer frei lassen, Du weißt ja, über dem Flügel."

Franka antwortete mit einem Händedruck. „Wie sie an Alles denken, diese Guten, der Abschied von dem Bild ist mir wirklich schwer geworden. Nun haben wir's für immer als Erinnerungszeichen."

„Und Mahnung," fügte er hinzu, nur halb im Scherze.

Sie nahmen nun auch den beigelegten Zeitungsausschnitt in Augenschein. „Oh, oh," rief Gade und zog ehrerbietig seinen Hut vor Franka. „Was habe

ich unbedeutender Mensch für eine gute Partie gemacht. Höre nur: ‚Ein Hauptanziehungspunkt der Ausstellung', und hier: ‚feinste Charakteristik verbindet sich mit genialer Auffassung und einwandsfreier Technik. Das geistvolle Porträt bedeutet in Bezug auf Feinheit und Tiefe einen ungeheuren Fortschritt der Künstlerin'."

Gade war ausgelassen glücklich über diese Kritik. Auch Franka freute sich. „Du bist's, den man lobt," sagte sie innig.

Er schüttelte den Kopf: „Nicht ich — das neue Wir!"

Sie standen auf und gingen umschlungen im Garten umher. Nach einer Pause begann Henrik wieder: „Diesmal bin ich es, der zur Arbeit ruft, Franka. So zauberhaft unser Schäferleben ist, einmal müssen wir es doch enden. Du siehst, was Astrid schreibt. Wir dürfen ja nicht leichtsinnig sein, in den Tag hinein leben, ohne zu sorgen. Und mich selbst treibt es zum Schaffen! Dich nicht auch? Du hast doch sonst immer so strenge Zucht geübt, mein lieber, kleiner Philister?"

Sie nickte stumm. Kam es jetzt schon, das Gefürchtete? Langweilte er sich etwa bereits?

„Du hast recht," erwiderte sie hastig, „wir haben unser Tagewerk bisher nur halb erfüllt. O, Du wirst sehen, wie hübsch das wird, dieses Miteinander-Arbeiten, ganz so wie wir es uns ausgemalt haben. Laß uns gleich beginnen, jetzt gleich. Ich hole mein Skizzenbuch, Du Deine Geige — aber wart' 'mal, ich glaube, ich weiß schon Etwas für das Titelblatt Deines Notturno. Ein Stück Kirchhof — in der Nähe von Bern, das ich einmal skizzirte — Du wirst schon sehen. Komm nur, komm." Sie zog ihn mit sich fort ins Haus hinein.

„Dieser Eifer," sagte er lächelnd und folgte gelassen. Man hätte meinen können, er sei behäbiger geworden während seiner kurzen Ehe, so viel ruhiger bewegte er sich umher. Auch gab ihm der Kinnbart, den er sich der Bequemlichkeit wegen stehen ließ, ein verändertes Aussehen. Früher hatte immer etwas Suchendes in seinem Gesicht und seiner Haltung gelegen, jetzt verließ ihn ein befriedigtes Lächeln nicht mehr, und seine Gebärden bekamen entschieden etwas Hausväterliches. Er bemerkte ganz wohl die Umwandlung, auch Franka's erregteres Wesen, und freute sich an beiden als an günstigen Symptomen. Sie betraten jetzt das große, gemeinsame Arbeitszimmer. Es war ein geräumiges Gelaß, das, sich durch die ganze Tiefe des Hauses erstreckend, die Hälfte des Grundrisses einnahm. Gade hatte, mit Kühne's Erlaubniß, eine Wand heraus nehmen lassen und die beiden Fenster nach der Gartenseite hinaus zu einem einzigen vereinigt. Franka sollte zum Malen Licht erhalten. Die Frontfenster konnten durch grüne Friesvorhänge verdeckt werden, wenn es Noth that. Henrik aber hatte so lange und verächtlich von der „Atelierbeleuchtung" gesprochen, daß Franka beschloß, ihr nächstes Porträt — Henrik selbst, wie sie hoffte — in moderner Doppelbeleuchtung zu malen. Ihre Staffelei stand am Fenster, hohe Regale mit Mappen und Skizzenbüchern an der Wand, die Mitte des Zimmers nahm ein großer, länglicher Eichentisch ein, an dem sie gemeinsam arbeiten wollten. Bis jetzt stand er

noch müßig da, mit einer Schale rother Rosen geziert. An der einen langen Wand befanden sich der Flügel mit dem Geigenkasten, zwei hohe Schränke für Noten und Bücher, Sopha, Sessel und Stühle, gegenüber eine mächtige Chaiselongue, alterthümliche Truhen und Stühle, aus Franka's Elternhause übergesiedelt.

Außer diesen Hauptbestandtheilen der Einrichtung hatten noch Kunstwerke aller Art, schöne Stoffe und zierliche Nützlichkeiten Platz gefunden. Die Wände waren mit einem wohlthuenden Graugrün gestrichen und mit einem Fries von großen, gelben Sonnenblumen versehen. Franka selbst hatte das entworfen und die Ausführung überwacht. Holzpannele liefen in Viertelshöhe um die Stube herum. Alles war geschmackvoll und harmonisch. Nichts Auffälliges, wenn auch jede Einzelheit fesselte. Das Ganze machte augenblicklich einen sehr geordneten, unbenutzten Eindruck. Das herrliche Frühlingswetter hatte bisher noch die Zimmer ihrer Bestimmung entzogen. Franka ging mit raschen Schritten zu der großen Fenstertruhe, klappte mit Henrik's Hülfe den Deckel auf und suchte unter den Skizzenbüchern, die in der Lade obenauf lagen; bald hatte sie das richtige gefunden. „Siehst Du, hier," sagte sie zu Henrik, „man müßte es ein wenig farbig herstellen, damit es die Wirkung behält. Hier vorn die Gräberreihen mit ihrem üppigen Grün und den bekränzten Kreuzen, stumpf im Halbschatten, dort hinten die besonnte Landschaft, der Blick auf die Dächer des Dorfes unten, das könnte Alles so bleiben. Nur dächte ich, könnte man anstatt des Landmädchens, das da mit ihrem Kranze am Arm hinunter blickt — wie wäre es, wenn man den Tod selbst hinstellte, der aus seinem Reiche hinüber schaut zu seinen künftigen Opfern? Gefällt Dir das? Unten noch Alles Sonnenschein, hier breitet der Felsen seine bläulich kalten Schatten aus."

„Und er müßte die Hände ausstrecken, gleichsam segnend über alle die Lebenden und die noch Ungeborenen, die ihm verfallen sind. Oder besser noch der Tod als Frau — ‚La morte' heißt es doch!"

„Ach, Du denkst an Sudermann's Frau Sorge. Das Widmungsgedicht, das Du mir gestern vorlasest:

Da war auch Frau Sorge schon wieder zur Stelle
Und breitete segnend die Arme aus,
Und segnete Euch und Euer Haus,
Und segnete die, so in den Tiefen
Annoch den Schlaf des Nichtseins schliefen.

„Ich fand es so schön, so eindringlich, daß ich es auswendig behalten habe."

„Bravo!" rief Gade, „was Du für ein Gedächtniß hast." Er zog sie auf seine Kniee nieder und blätterte schweigend in dem Buche. Es galt, eine leise Enttäuschung niederzukämpfen, die ihm selbst nicht ganz klar zum Bewußtsein kam. Er vermißte Franka's Ueberraschung, ihre staunende Bewunderung, die ihm unentbehrlich geworden war. Mit Absicht hatte er ihr von Allem mitgetheilt, was ihn interessirte, nicht allmälig, sondern fast gewaltsam. Sie selbst hatte sich ebenso absichtlich und gewaltsam in seine Anschauungsweise

vertieft. Nun hatte sie die Quellen kennen gelernt, aus denen er schöpfte, er bot ihr nur selten noch Unerwartetes.

Es dauerte nur Secunden, bis der leise Hauch der Verstimmung bei ihm verschwunden war. „Weißt Du übrigens, daß wir das machen könnten?“ sagte er dann, „für den Musaget? Frau Sorge nach dem Sudermann'schen Gedicht. Denke doch, wie man das in Tönen malen kann:

Da der triefende Novembertag
Schwerathmend auf nebliger Haide lag,
Und der Wind in den Weidenzweigen
Euch pfiff den Hochzeitsreigen.

„Ich werde gleich heute an Sudermann schreiben, ob er uns sein Gedicht geben will; Du denkst Dir Dein Bild aus —“

„Ich sehe es noch nicht — ich sehe es nicht!“ sagte Franka, die mit gespanntem, gequältem Ausdruck ins Weite starrte. „Draußen Alles so grün und golden, und dieser graue Novembertag — mir fehlt die Phantasie dazu.“

„Der erste Regentag wird Dir das Bild bringen,“ tröstete er. „Wir schließen die Fenster, machen Alles recht dunkel und graulich, Du hörst das monotone Plätschern auf dem Vorplatz, das Tropfen und Rieseln, ich erzähle Dir irgend ein nordisches Nebelmärchen, gib nur Acht, dann stellt sich Dir die passende Stimmung ganz von selbst ein. Und jetzt — jetzt will ich an meine Oper gehen.“ Er stand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer umher. „Du weißt, das Octett der Erlenmädchen. Ich sage Dir, es wird stimmungsvoll — Streicher und Pedalharfen! Ich habe mir in Berlin die Partiturentechnik ein bißchen angesehen. Jetzt macht es mir wirklich Spaß, wenn das Alles so klar und ordentlich unter einander steht. Man hört förmlich mit den Augen, wo's gewaltig wird und wo die Fugengänge sich verschlingen.“

„Das könnte eigentlich mein Amt sein, das Notenschreiben,“ meinte Franka und nahm schmeichelnd seinen Arm. „Bei Papa habe ich mich darin schon als Kind geübt.“

„Willst Du? Willst Du wirklich? Siehst Du, jetzt wird es ganz so, wie ich mir gewünscht habe. Wir sitzen uns gegenüber, hier am Tisch, ich fühle, daß Du da bist, daß ich Jemanden habe in meiner Nähe, für den ich arbeite. Und weißt Du — es ist ja kindisch — aber man ist fleißiger, wenn noch Jemand im Zimmer ist. Man genirt sich, faul zu sein.“

Franka lachte. „Ich werde strenge Aufsicht führen. Und dann spiele ich Dir auf dem Clavier vor, was Du geschrieben hast, wir reden darüber, Du erklärst mir Deine Absichten — o, wie herrlich, herrlich wird das werden!“ Mit einem Anfluge ihrer früheren Emsigkeit lief sie fort zu dem Regal, kramte eine Weile in dem unteren Fache desselben und kam dann mit einigen Bogen Notenpapier zurück, die sie für Henrik und sich zurecht legte. „Darf ich das Fenster schließen,“ sagte sie dann. „Der Springbrunnen ist unerträglich.“

Henrik that es für sie. Dann fragte er erstaunt: „Stört Dich das? Ich meinte, Du habest gar keine Nerven?“

„Ich fühle nur das Störende für Dich," erwiderte sie, „früher hörte ich dergleichen kaum."

Der „Einklang" war angekommen und hatte seinen Platz gefunden. So oft Franka den Blick von ihrer Staffelei erhob, trafen ihre Augen auf den Lehrsatz: „Mann und Weib sind der Mensch." Unwillkürlich lenkte sie das von ihrer Arbeit ab und führte sie wieder zu jenen ermüdenden philosophischen Speculationen zurück, denen sie in letzter Zeit nachhing. Sie wußte, daß Henrik dort heimisch sei, und sie wollte sein, wo er war.

Sie hatte jetzt begonnen, ihn zu malen, nach seiner Angabe bei halb verhüllten Fenstern in verschwommenen Contouren, wie aus nebliger Ferne. Es war ein Versuch, unbekanntes Gebiet für sie, und es kostete sie eine große, geistige Anstrengung, sich Alles, was sie sah, in diese Auffassung zu übersetzen. Sie kam sich manchmal vor, als hätte sie noch nie einen Pinsel in der Hand gehabt. Aber vielleicht war das so das Richtige! Man mußte weiter streben, durfte nicht stehen bleiben als Künstler. Hatte nicht die letzte Kritik gezeigt, daß Henrik's Beeinflussung sie gefördert habe? Sie mußte eben lernen, ganz auf eigene Empfindung verzichten, zu sehen, so wie er sah. Gewiß hatte er Recht: „Bilder müssen einen Inhalt haben, man muß eine Idee hinein legen, nicht nur die Natur copiren."

Ihn wollte sie als Componisten des Mystischen malen. Ganz blaß, mit leuchtenden Augen, so wie sie ihn zuerst gesehen, als er aus dem dunklen Zimmer trat und vor Licht und Leuten entwich. Gade las ihr unterdessen seinen Ibsen vor — „Baumeister Solneß", „Peer Gynt" und „Klein Eyolf". Anfangs gab es unaufhörliche Debatten. Franka fand, alle diese Menschen seien nur unglücklich, weil sie nichts Rechtes zu thun hätten; Gade widersprach, legte aus und legte hinein, bis er selbst kaum mehr an das glaubte, was er sagte. Schließlich vereinigten sie jedesmal ihre Anschauungen zu einem Compromiß. „Wer nicht Leben will, verdient nicht zu leben," rief Franka mit blitzenden Augen. „Dieser Almers ist einfach ein Schwächling, der nur in dünner Luft athmen kann."

Gade wieder verurtheilte Rita, die in ihres Mannes Arbeit nichts Anderes zu sehen vermöge als einen Grund zur Eifersucht. „Ibsen will zeigen, daß weder der Genuß allein —"

„Das glaube ich auch," fiel Franka ein. „Allzu irdisch und allzu unsinnlich vereinigen sich im gemeinsamen thätigen Erdenwirken."

„Mit dem Blick auf die Sterne," ergänzte Gade.

Es kam jetzt häufig vor, daß sie sich mit halben Sätzen verständigten, dieselben Worte brauchten. Manchmal schwieg der Eine, nur weil er wußte, der Andere würde das aussprechen, was er selbst dachte.

Nach und nach verlor Henrik den Geschmack an „seinen Norwegern". Jetzt, wo er sich so zufrieden fühlte, erschien ihm die Welt als eine ganz vortreffliche Einrichtung. Seine Sympathie für die Verbesserer und die Resignirten erlosch. „Weißt Du noch, was für ein unbequemer Stimmungsmensch ich war, als wir uns kennen lernten?" fragte er manchmal mit behaglichem

Lächeln. „Nichts als ein Quartalarbeiter. Jetzt kann ich componiren, wann ich möchte."

„Ja, Du bist ein Fanatiker der Regelmäßigkeit geworden," bestätigte sie fröhlich. „Meine Pedanterie hat abgefärbt. Jetzt spürst Du Hunger zur richtigen Minute —"

„Wir halten unsere Spaziergänge, unsere Arbeitsstunden pünktlich ein —"

„Und sind dabei ein paar glückliche, glückliche Menschen."

An Stelle von Ibsen nahm Henrik auf Franka's Rath Gottfried Keller hervor, den er noch wenig kannte. Er war bald gänzlich hingenommen von der gesunden Wirklichkeit, die ihm da entgegen trat. Franka befand sich hier unter Landsleuten, in ihrer eigensten Welt. Vieles, was ihm fremd schien an Sitten und Gewohnheiten, wußte sie ihm zu erklären. Sie hatte sich, seitdem sie Gade kannte, daran gewöhnt, Kritik zu üben. Alles, was sie las, betrachtete sie gleichsam als eine Vorbereitung für eine Frage, die er etwa thun würde; bei Allem, was sie sah, bemühte sie sich, seinen Standpunkt einzunehmen. Dabei verlor sie mehr und mehr jene unbefangene Sicherheit ihres Urtheils, die früher so wohlthuend an ihr erschien. Es war jetzt ein vorsichtiges Tasten und Wägen in ihrer Rede, ein furchtsames Umherblicken und Zurückziehen.

Gade wieder fühlte sich bei jedem Satze, den er las, unwillkürlich in die frühere Franka hinein: „Das freut sie jetzt" und „das ist ihr zuwider", so daß er selbst nicht viel Anderes mehr that, als Schönes schön zu finden, Dunkles unbequem. So saßen sie beisammen im gemeinsamen Thun. Sie lasen sich die Worte von den Lippen, die Gedanken aus den Augen heraus, sie mühten sich, einander ganz verstehen zu lernen, sogen und sogen an einander, und doch wollte es ihnen manchmal scheinen, als wäre es nicht mehr der alte Erquickungstrank, den sie einander schenkten, als seien ihre Kräfte, die sie täglich neu am Andern nähren wollten, nicht erneut.

Gab Franka bei den Werken ihres Landsmannes den Führer ab, so übernahm Gade wieder auf anderem Gebiete die Leitung. Er brachte seiner jungen Frau Geschmack an moderner Musik bei.

Bis jetzt hatte sie mit Vorliebe Bach, Händel, Schubert und Brahms gesungen. Ihre Stimme eignete sich am besten für getragene Compositionen, in denen Wärme und gehaltene Leidenschaft zum Ausdruck kam.

Henrik brachte ihr Wagner, immer wieder Wagner. Er nahm mit ihr die große Tristan-Scene durch und gerieth dabei in solche Begeisterung, daß es Franka nicht übers Herz brachte, ihm zu gestehen, ihre Stimme sei ermüdet. Die Folge davon war, daß sie für immer den schönen Klang ihrer Mittelstimme einbüßte. Gade war es zuerst, der das entdeckte. Er war ganz unglücklich darüber. „Durch meine Schuld! Ich habe Deine Stimme überreizt." Es that ihm manchmal wehe, sie singen zu hören. Es war immer wie ein Vorwurf für ihn. Und dann sang sie jetzt leicht unrein, wenn sie müde war. Das konnte Gade's Ohr nicht ertragen. Es konnte geschehen, daß er heftig wurde und ihr verbot, weiter zu singen.

Er hatte Recht, er hatte ihre Stimme überreizt! Und ebenso überreizte er ihr Gefühl.

Er hatte einige Lieblingslieder, die er immer und immer wieder von ihr hören wollte, Jensen, Grieg, Lieder voll toller Leidenschaft. Und jetzt verstand sie, das zu singen! Auch jenes Mystische, das Gabe einst an ihr vermißte, fehlte ihrem Vortrage nicht mehr. Sie nahmen Wagner's „Träume" mit einander durch. Franka saß am Clavier und Henrik spielte ihr auf der Geige vor, wie sie zu singen habe, wie sie bei den Worten: „Und dann sinken in die Gruft," die Töne leise ersterben lassen müsse.

„Versuche einmal ganz so nachzusingen, wie ich spiele," sagte er zwischen seinen, von der Geige zusammengepreßten Zähnen hervor — „eins, zwei — jetzt also!"

Franka versuchte es, erst schülermäßig, bald aber freier, und endlich ließ Henrik die Geige sinken und hörte zu:

Daß sie wachsen, daß sie blühen,
Träumend spenden ihren Duft,
Sanft an deiner Brust verglühen
Und dann sinken in die Gruft.

Franka zitterte vor Erregung. Ihre Hände waren kalt, die Augen brannten. Phantastische, hingebende Gestalten stiegen vor ihren Augen auf, sie klammerten sich an sie an, bewegten sich wie wirkliche Geschöpfe — sie saß und starrte, starrte ihnen nach, wie sie sich endlich lösten und verschwanden. Wenn sie das hätte malen können! Gerade so deutlich hatten sich die plastischen Gebilde vor ihr gezeigt, als sie in jener Nacht an Henrik's Geigenspiel dachte und aufsprang, um das Notturnoblatt zu zeichnen. Sie erhob sich, noch halb betäubt, ganz erfüllt von dem Wunsche, die Erscheinung fest zu bannen. Aber plötzlich blieb sie stehen.

Wenn sie jetzt zum Tisch ginge und sich da ein Blatt Papier zurecht legte und dann etwa zur Kreide griff, dann würde Henrik kommen und sie fragen. Er würde über ihre Schulter blicken bei jedem Strich, den sie that. Sie würde ihm erklären müssen, reden — über ihre Arbeit reden! — Das hatte sie nie gekonnt. „Das gesprochene Wort bricht das Werk," hatte ihre Mutter immer gesagt. So war es auch. In den letzten Wochen hatte sie das wieder und wieder erfahren. Sobald sie eine Arbeit beginnen wollte — es war ja so natürlich, daß Henrik ihr seinen Rath gab, sie unterstützte, und sie wollte das ja auch!

Sollte sie ihn bitten, sie allein zu lassen, ihr Einsamkeit und Ruhe zu gewähren? Er würde das nicht verstehen. Er, der nur arbeiten konnte, wenn sie in seiner Nähe war. Vielleicht würde er glauben, sie liebe ihn nicht mehr. Sie hob in hülfloser Angst die Augen auf. „Mann und Frau ist der Mensch!" stand da vor ihr zu lesen. Und sie wollte Henrik sagen, man müsse allein sein, um schaffen zu können? Ihm, der völlig in jenem Grundsatz lebte? Nur das nicht! Hatte sie doch manchmal das Gefühl, seine Liebe zu ihr sei nur ein Anhängsel seiner Begeisterung für die Theorie des Zusammenlebens. Nur nicht daran rühren! Nur nicht rühren!

Plötzlich schrie sie auf. Es hatte Jemand an ihre Schulter gerührt.

„Herrgott, bist Du nervös!“ rief Gade ärgerlich. „Ist Dir das Singen wieder zu viel geworden?“ fügte er zärtlicher hinzu. „Ich rede schon die ganze Zeit in Dich hinein, aber Du hörst mich nicht.“

Sie ging statt aller Antwort auf ihn zu und legte die Arme um seinen Hals. „Mein Eigenthum,“ flüsterte er zärtlich. Sie bog den Kopf zurück und seufzte.

Dem sanften Frühling war erbarmungslose Sommerhitze gefolgt. Die Luft schien zu zittern vor Gluth. Im Garten verdorrten die Blätter an ihren Stengeln, die Stiefmütterchen wurden klein, ganz klein, die rothen Rosen bekamen eine häßliche, blaue Färbung, als sei ihnen das Blut zu Kopfe gestiegen, und die Knorpelkirschen, die erst so kräftig angesetzt hatten, waren bis auf den Stein zusammen geschrumpft.

Anfangs hatten Franka und Henrik die Pflege des Gartens selbst besorgt. Die Wässerung geschah vermittelst eines langen Schlauches, der am Springbrunnen befestigt wurde. Was für köstliche unfreiwillige Douchen man da erhielt! Und der erfrischende Anblick, wenn jedes Blatt, jeder Grashalm dann im Morgenlichte feucht erglänzte! Wie Elfenschleier lag es auf dem Rasen, grau, mit tausend farbigen Fäden durchzogen, ein kräftiger Geruch stieg von der Erde auf. „Es riecht nach Ameisen,“ behauptete Franka, und Henrik erklärte, dieses Tröpfeln und Rieseln gäbe ihm die schönsten Motive für seinen „Neck“. Als aber der heiße, staubige Juli kam, genügten diese idyllischen Wasserkünste nicht mehr. Ein häßlicher Samum verwandelte das Erdreich in grauen, rissigen Boden, von dem das kalte Wasser ungenützt ablief. Man hätte früher aufstehen sollen, mit dem Werk beginnen, ehe die Sonne Kraft gewann. Aber Henrik war ein Langschläfer. Er liebte diese trägen Frühstunden im Bett, mit traumhaften Zwiegesprächen und vergeblichen kleinen Anläufen zum energischen Aufstehen. Er begann ein Jammergeschrei, wenn Franka sich früher erheben wollte, bettelte und schmeichelte wie ein Kind, bis sie nachgab. Aber dieses thatenlose, wache Liegen machte sie heiß und unruhig. Sie versuchte es, die Zeit zu nutzen, an ihr Tagewerk zu denken. So manche wirthschaftliche Vernachlässigung fiel ihr ein. Die streng durchgeführte Gemeinsamkeit ließ ihr keine Zeit mehr für ihr weibliches Gebiet. Oft vermißte sie das. Der Haushalt interessirte sie, die kleinen, sichtbaren Erfolge in der Küche und das Vorausdenken in der Vorrathskammer war ihr immer eine willkommene Ablenkung von der künstlerischen Arbeit gewesen — jetzt fehlte ihr das. Außerdem sagte ihr das hausmütterliche Gewissen, daß Manches besser hergestellt werden könnte, wenn sie selbst es machte, und Vieles billiger, wenn es mit größerer Ueberlegung angeordnet würde. Kaum aber hatte sie damit begonnen, sich auszurechnen, wie viel Zucker sie zum Einkochen der Heidelbeeren aus der Stadt benöthigte und daß es an der Zeit sei, die Eier für den winterlichen Bedarf einzulegen, da kam ihr die zerstreuende Empfindung, Henrik würde im nächsten Augenblick nach ihrer Hand herüber tasten und sie mit seiner weichen, liebevollen Stimme fragen: „Hast Du mich

lieb, mein Eigenthum?" wie er wohl hundertmal des Tages that; oder er würde sie mit irgend einer anderen Frage unterbrechen. Welche Frage konnte das sein? Ob er wieder von Niels Larsen erzählen würde, der sich sterblich in seine Stieftochter verliebt hatte, oder von der genialen Sonja Kowalewsky, der großen Mathematikerin und Schriftstellerin, mit der er in Paris zusammen war? Sie kannte alle seine Freunde, Alles, was er von ihnen wußte, und was er über das, was er wußte, dachte. Genau so kannte er die ihrigen. Es war meist Wiederholung, wenn sie sich etwas erzählten.

Der Rest des Sommers brachte an äußeren Ereignissen nicht viel. Einmal war der Pfarrer aus dem nächsten Dorfe herüber gekommen und hatte bei ihnen Mittagbrot gegessen, und ein paarmal waren sie „in der Stadt" gewesen, um Einkäufe zu machen. Das Uebrige besorgte die Botenfrau. Eine Tanne war beim letzten Winde umgeknickt, und Henrik hatte einen Hund angeschafft, weil sich von Zeit zu Zeit bedrohliche Vagabunden, die im Walde nächtigten, hierher verloren. Das große, zottige Thier machte ihnen viel Spaß durch seine täppische Zärtlichkeit. Es war ihnen ein willkommener Anlaß, schweigend bei einander zu sitzen und ihm zuzusehen, ohne daß es ihnen zum Bewußtsein kam, daß sie nichts sprachen. Sie hatten es sich abgewöhnt, viel mit einander zu reden. Wozu auch? Neues mitzutheilen hatten sie sich nicht, da sie das Wenige, was sie äußerlich erlebten, gemeinsam in sich aufnahmen. Jeder wußte, ohne Worte, was der Andere darüber dachte. Und die inneren Erlebnisse wurden immer spärlicher. Wie sie oft halbe Tage so fest an einander geschmiegt blieben, daß Jedes nur die Hälfte seines Körpers frei bewegen konnte, so war es auch geistig. Sie nahmen sich in dem bewußten Bestreben, zusammen zu bleiben, Luft und Licht zu gedeihlicher Entwicklung der Kräfte. Jeder war nur halb. Beide empfanden dunkel die Thatsache, ohne die Ursache zu begreifen. Beide litten darunter. Franka am meisten. Sie war die stärkere Natur, in ihr war die Intensität des Leidens am größten. Und Gade hatte seinen Fetisch, die Einklangstheorie, die ihn fanatisirte. Franka's Glaube war nur angewöhnt.

„Ist es so gut?" Franka schob das „Lied der Frau Sorge", unter das sie den Text geschrieben hatte, zu Henrik hinüber, der inzwischen den begleitenden Brief verfaßte. Er nickte nur. Seine Blicke überflogen die Composition noch einmal. „Es könnte origineller sein," meinte er dann, „findest Du nicht?"

Sie erröthete. „Ich glaube auch, daß der Schluß — ich will nicht gerade sagen — übrigens bin ich auch mit meiner Zeichnung unzufrieden. Während ich sie machte, glaubte ich 'mal, sie sei etwas ganz Besonderes, dann wieder wurde ich vollständig muthlos. Sie sieht mich so fremd an. Vielleicht ist es auch nur — Du weißt, ich bin durch Dich viel kritischer geworden. Früher hätte mir beides vielleicht genügt."

„Vielleicht." Er adressirte seinen Brief und half ihr die Blätter einzuwickeln und zu verschnüren. „Siehst Du, ich denke, es ist kein großes Unglück, wenn auch 'mal das Eine oder das Andere nicht gelingt," sagte er dabei.

„Früher hätte ich mir eingebildet, man müßte auf Stimmung wirken. Jetzt denke ich aber: Mit ehrlichem Willen an die Arbeit heran gehen und ihr nicht von der Seite weichen, bis man sie überwunden hat, das allein ist schon 'was werth. Ich habe ein gutes Gewissen, und damit basta!"

Franka sah ihn von der Seite an. Wußte er, daß er ihre eigenen Worte citirte? Aber damals — sie hatte es anders verstanden, als sie es sagte. Es waren ihre Worte und doch fremder Sinn.

Schweigend vollendete sie das Paket.

„Wollen wir es selbst zur Post bringen?" fragte Gade.

„Ich habe mir schon meinen Hut zurecht gelegt," erwiderte Franka; „ich dachte mir, Du würdest Lust dazu bekommen."

So gingen sie nun Arm in Arm nach Wiesenburg, der nächsten Poststation. Es war heiß und beklommen im Walde, das Moos hart geworden und halb vergraben in einer schlüpfrigen Decke welker Tannennadeln. Die nackten Baumwurzeln, die über den Weg liefen, glichen getrockneten Schlangen im Laboratorium eines Zaubermannes. Von den Tannenzweigen hing eisgraues Geflecht herab, die Stämme waren mit vertrockneten Moosen und abgestorbenen Parasiten aller Art behangen. Ein monotones, allgemeines Rauschen umgab sie. Ab und zu raschelte ein welkes Blatt unter ihren Füßen, oder ein vorjähriges Eichelnäpfchen zerbrach mit leisem Knacken an einer Baumwurzel. Ein Heer von Insecten stand in der Luft. Sie setzten sich in Ohr, Mund und Nasenlöcher. Man athmete sie ein mit jedem Athemzuge. „Abgestandene Luft," bemerkte Henrik, eine Bezeichnung gebrauchend, die in Franka's Familie heimisch war.

„Und wieder wolkenlos! Ich hoffte schon, es würde ein Gewitter geben," erwiderte die junge Frau schwer athmend.

„Ja, man spürt's!" Er seufzte und nahm seinen Hut in die Hand. „Du bist auch müde heute," fing er, sichtlich gereizt, wieder an. „Eigentlich sollte man immer abwechseln."

„Einer, der gähnt, und Einer, der lacht?"

„Ungefähr so. Dann hätte man doch Erholung am Andern."

Wieder schritten sie schweigend vorwärts. Am Saume des Waldes setzten sie sich, wie nach Verabredung, auf einen umgelegten Stamm und sahen von dem Hügel, den sie allmälig erklommen hatten, während sie den Wald durchschritten, über das Land hin. Ihnen gegenüber baute sich ein niederes Gelände auf, ganz bedeckt mit blühender Haide. Gelbe Kornfelder zogen sich am Fuße des hügeligen Bodens hin und krochen bis zur Höhe der runden Waldberge drüben empor. Ein Mann mit blinkender Sense stand unter dem blassen Hitzhimmel, der am Horizonte weiß schimmerte. Man hörte das Dengeln des Stahls bis hier herauf. Links sah man die Chaussee, die nach Wiesenburg führte. Ebereschenbäume zu beiden Seiten eines weißen Weges, von dem der Staub aufflog. Franka empfand plötzlich eine lähmende Unlust. Wozu gingen sie eigentlich beide zur Poststation? Um Briefe abzuholen? Sie hätte gern irgend etwas Neues, Unerwartetes erhalten. Vielleicht war ein Brief von Thilde da! — Aber auch das brächte nichts Frisches. Seitdem Thilde

an sie beide zusammen schrieb, klangen ihre Briefe fremd und gezwungen. Es war nicht mehr das alte, trauliche Verhältniß zwischen ihnen. Und so ging es mit allen ihren Freunden. Keiner schrieb mehr etwas rein Persönliches. Man nahm Rücksicht darauf, daß man an Zweie schrieb, daß jede Zeile vorgelesen und besprochen werden könnte.

Auch Franka's Briefe wurden farbloser, da sie gleichsam für zwei Menschen schrieb, die einander nicht kannten, für den, an den der Brief gerichtet war, und für Henrik, der sie las, ehe sie abgingen.

„Nun haben wir noch eine gute halbe Stunde bis Wiesenburg," sagte Gade, der gleichfalls die Lust zum Weitergehen verloren hatte. Er wartete darauf, daß Franka ihn errathen sollte, aber sie schwieg. Das ärgerte ihn. Er stellte manchmal solche kleine Proben mit ihr an. Er wollte prüfen, wie weit die seelische Verbindung zwischen ihnen gediehen sei. Franka aber, die nur den eigenen Wunsch zu vernehmen glaubte, wenn sie Henrik's Worte als eine Aufforderung zum Zurückgehen deutete, stand auf. „Ich bin bereit," sagte sie freundlich, „es wird uns gut thun, uns ein bißchen Bewegung zu machen."

„Nun, wenn Du meinst!" Er rechnete es sich hoch an, daß er seine Enttäuschung nicht merken ließ. Aber er wollte sie nicht kränken.

So schritten sie dahin, Seite an Seite, Arm in Arm. Jeder war erfüllt bis zum Uebermaß von dem Wesen des Anderen, und doch verstanden sie sich nicht mehr. —

Das hölzerne Stationsgebäude, in dem auch der Postdienst versehen wurde, befand sich am Eingange des Dorfes. Als sie dort eintrafen, war gerade ein Zug signalisirt. Der Bahnwärter stand in Positur vor seinem Häuschen. Franka und Henrik blickten neugierig, wie Kinder, dem Schnellzug entgegen, der vorüber brauste, ohne anzuhalten. „Wehte da nicht ein Tuch aus dem Fenster?" fragte Franka athemlos. Henrik hatte es auch gesehen. Sie ergingen sich in Vermuthungen, wer es wohl sein könne. Die kleine Abschweifung ins Gebiet der Möglichkeiten hatte sie förmlich erfrischt.

„Sieben Minuten Verspätung," sagte der Bahnwärter. „Eine Verbindungskette war gerissen."

Henrik gab nun den Brief ab und fragte nach angekommenen Postsachen. Er erhielt seine Zeitung und wollte schon mit Franka wieder gehen, als der Mann noch rief: „Det Colli da, det is woll ooch for Ihnen?"

Es war eine flache Kiste, die aus Berlin kam. Franka erbleichte. „Es kann ja auch ein anderes Bild sein," sagte Henrik, der sie errieth. „Vielleicht schickt Astrid Etwas, das Du copiren sollst — ich glaube, sie sprach einmal davon."

Franka antwortete nicht. „Wir wollen die Kiste öffnen," sagte sie endlich; „die Botenfrau trägt es auch bequemer ohne Verpackung."

Ein Brecheisen und Hammer waren zur Stelle. Franka zuckte bei jedem Schlag, den Henrik machte, zusammen, bald konnte man den Deckel abheben. Es war in der That Henrik's Porträt. Ein Brief des Kunsthändlers, bei dem vor einigen Monaten der „Einklang" ausgestellt war, lag dabei. Höfliche Worte und Entschuldigungen wegen „Mangels an Raum". Franka blickte,

während Henrik den Brief noch einmal überlas, unverwandt auf das Porträt. Ja, der Mann hatte recht. Es war ein schlechtes Bild, ein ungenügendes, unkünstlerisches Machwerk. Wie war sie nur dazu gekommen? Kein Zug, der zu ihr sprach, wie eigene Schöpfungen zu einem sprechen. Alles fremd von Anfang bis zu Ende. Unsicher in der Farbe, unsicher in der Modellirung, und das Ganze manierirt, leer.

„Weißt Du was? Wir schicken es an die Secession nach München," sagte Henrik, der ihre Verzweiflung fühlte, ohne ganz die Ursache zu wissen. „In Berlin ist man immer ein Stück zurück gegen München. Wir nageln die Geschichte wieder zu, schreiben eine neue Adresse und —"

Sie schüttelte den Kopf. „Es liegt nicht an Berlin, es liegt an dem Bilde."

„Das kommt Dir nur so vor. Du ärgerst Dich, und deshalb — ich weiß nicht, was Du willst — es ist doch ein ganz interessantes Porträt! Mir gefällt das Epigrammatische darin, das —"

Es war ihr eine Pein, ihm zuzuhören, und sie ging rasch aus dem Bahnhofsschuppen hinaus, um nicht zu zeigen, daß sie weinte. Er kam ihr nach. „Mein armes Liebchen, Du meine tapfere, kleine Frau, grämst Du Dich? Grämt Dich das wirklich?"

„Nein, o nein," flüsterte sie mechanisch, während ein Schluchzen ihr in der Kehle aufstieg.

Sie konnte ihm nicht sagen, daß sie sich schämte, seinen Kunstprincipien Gehör gegeben zu haben! Sie sehnte sich danach, allein zu sein, ihre Gedanken zu klären. Er aber, in der Meinung, daß sie jetzt des theilnehmenden Genossen vor Allem bedürfe, schlang zärtlich den Arm um sie und redete liebkosend auf sie ein.

Sie waren um die verstaubte Buchsbaumhecke herum gewandert, die das Dorf umgab. Das Flüßchen, das durch die Wiesen ging, erschien hier mit seinen grau-grünen Weidenbüschen wie eine große, grüne Raupe, die sich träge zwischen den Heuhaufen hindurch windet. Dann bogen sie wieder in das Dorf ein und begaben sich zu einer Gartenwirthschaft, in der sie bei ihren Wiesenburger Geschäftsgängen zu rasten pflegten.

Sie fanden eine kleine Gesellschaft vor, die von einem benachbarten Gute her gekommen schien. Ein behäbiger Herr mit seinen Töchtern und ein junger Berliner Gigerl. Der junge Mensch machte den beiden hübschen, wohlgenährten Mädchen den Hof, indem er ihnen mit lauter Stimme Anekdoten erzählte und Tabakrauch ins Gesicht blies.

Henrik und Franka sahen von ihrem Tische aus hinüber, ohne sich ihre Beobachtungen mitzutheilen. Wie anders war das in ihrer Verlobungszeit gewesen! Da gab jeder Vorübergehende Anlaß zu lebhaftem Meinungsaustausch. Die Leute dort an ihrem langen Tische interessirten Franka nicht weiter, aber doch hatte sie eine Sehnsucht, sich unter sie zu mischen. Warum saßen Henrik und sie da allein am Nebentische, überall und immer nur am Nebentische, und da, wo sie nicht waren, da befanden sich Menschen, die das erlebten, was Bedeutung hatte. Warum konnte sie nicht hinüber gehen und

mit den Anderen sein? Sie kam sich auf einmal ausgesetzt, vereinsamt vor. Sie hätte nie geglaubt, daß sie es wäre, die sich nach der großen Stadt zurück sehnen würde, aber jetzt that sie das. Sie sehnte sich von ganzem Herzen.

Eben wollte sie beginnen, Henrik davon zu sprechen, als er sagte: „Wenn Du glaubst, in einer größeren Stadt mehr künstlerische Anregung zu finden — mir ist es recht. Wir können irgend wohin ziehen, wo es uns gefällt. Nach Paris zum Beispiel oder nach London. Jetzt, wo wir unserer so sicher sind! — Wir werden zusammen leben wie hier, zusammen genießen, zusammen arbeiten — wo wir das thun, das ist ja ganz gleichgültig."

„Ganz gleichgültig," wiederholte sie leise.

Das war es eben, das — dem sie nicht entfliehen würde, so weit sie auch ginge. Und es war furchtbar, zu denken, daß sie es gern wollte. Das sie sich entfernen wollte von dem, den sie über Alles liebte. Nicht für lange natürlich, aber doch für Stunden. Aber würde sie es können? Selbst wenn sie sich ihm begreiflich zu machen vermöchte, reichte ihre Kraft noch zu selbstständiger Thätigkeit aus? Sie entsann sich eines Weges, den sie vor einigen Tagen allein gemacht hatte, weil Henrik einen Brief zu Ende schreiben wollte. Einfach über den Fluß war sie gegangen und ein Stück ins Feld hinein, bis zu dem Häuschen des Pflaumenhüters, wo die Botenfrau wohnte. Sie hatte einen Auftrag für sie. Das Ganze hatte eine Viertelstunde lang gedauert. Aber sie war kaum vorwärts gekommen. Immer war es ihr, als ob ihr an der linken Seite, da, wo Henrik zu gehen pflegte, etwas fehlte. Es fror sie dort. Sie schwankte, weil sie verlernt hatte, ungestützt zu gehen. So würde es auch werden, wenn sie sich auf ihre frühere Kunst verließe. Sie sah einmal einen Mann, der lange im Gefängniß gesessen hatte. Das Licht that ihm wehe in den Augen. Er konnte nicht mehr gehen und bat und flehte Jeden an, man möge ihn zurück bringen zu seiner Zelle. Ob es nicht —. Sie erschrak vor ihren eigenen Betrachtungen. Liebte sie denn Gabe nicht? Der Gedanke kam ihr wieder, er würde aufhören, sie zu lieben, wenn er in ihr nicht mehr die Erfüllung seines Ideals fände, wenn sie aufhörte, seine Principien zu leben. Und dieses war es, was sie wieder verstummen ließ — wie immer.

Der Wirth, der sie da beide so schweigsam sitzen sah, gesellte sich zu ihnen. Er sprach über das Bier, über Hitze und Ernteaussichten, fragte, wie es den Herrschaften dort in der Ziegelei gefalle, und so redete man eine Weile hin und her, stockend, mit lauter neuen Anläufen und langen Pausen. Plötzlich setzte Franka das Glas, aus dem sie trinken wollte, wieder ab. Sie wollte es nieder setzen, verfehlte aber den Tisch, so daß das Seidel zu Boden fiel. Es wurde ihr schwarz vor den Augen, kalte Ströme schienen an ihr nieder zu laufen. Sie hielt sich noch und tappte schwankend ins Haus. Das Taschentuch vor dem Munde, winkte sie Henrik zu, er möge sie nicht begleiten. Ganz verstört stand er da und sah zu, wie der Wirth die Scherben vom Boden auflas. „Sie wird doch nicht krank werden?" sagte er halb zu sich, „das wäre trostlos für mich."

„Darum brauchen Sie sich keine Sorge zu machen," sagte der Wirth, „das kommt so vor bei jungen Frauen." Er ging ins Haus, um ein frisches Glas zu holen.

Gade starrte ihm fassungslos nach. Sollte wirklich? Er hatte nie daran gedacht. Als Franka zurück kam, ging er ihr mit besorgtem, forschenden Gesicht entgegen. „Nun?" fragte er.

„Es ist nichts," erwiderte sie und blickte ihm beruhigend in die Augen.

„Nichts? Wirklich nichts? Ich glaubte schon —"

Sie wurde glühend roth und schüttelte den Kopf.

„Gott sei Dank!" rief er erleichtert.

Sie hatte das erwartet, aber es schnitt ihr ins Herz. Mit großer Gewalt kämpfte sie ihre Aufregung nieder und bemühte sich, heiter zu erscheinen. Warum sollte sie ihn vor der Zeit beunruhigen? Und sie konnte sich ja auch täuschen!

Aber sie täuschte sich nicht. Jeder Tag brachte ihr die gewissere Gewißheit und damit eine Seelenangst, die sie um jeden Preis zu übertäuben suchte.

Sie wußte es ja, dieses Kind würde ihr Henrik's Liebe rauben. Als ein lästiger Dritter würde es zwischen ihnen stehen, ein Tyrann in seiner Hülflosigkeit.

Nein, sie freute sich nicht des Werdenden in ihr, sie jubelte ihm nicht entgegen, wie andere Mütter thun; denn Henrik's „Gott sei Dank" klang ihr immerfort in den Ohren. Wie konnte sie ihn entschädigen für das, was sie ihm später entziehen mußte? Mit verdoppeltem Bemühen lebte sie sich in seine Ansichten hinein, kam seinen Wünschen auf halbem Wege entgegen, dachte mit seinen Gedanken und fühlte mit seinen Gefühlen. Es kam ihr vor, als müsse sie einen Vorrath von Liebkosungen in ihm aufspeichern, damit er daran zehren könne, wenn sie sich theilen mußte zwischen ihm und dem Kinde.

Er nahm das Alles freudig hin, ohne darüber zu reden. Wohl fiel ihm eine gewisse heftige Absichtlichkeit in Franka's Liebesbezeugungen und Nachsichtigkeiten auf — aber er fragte sie nicht, um sie nicht zurück zu schrecken, wie er meinte, denn das war das Seltsame in dieser Gemeinschaftsehe, das Vertrauen zwischen Mann und Frau war vergangen, abgenutzt wie eine Münze, die man allzu viel betastet hat. Alles, was ihr Schönheit gab und Geltung, ist abgegriffen, man hat nichts als ein Stückchen beschmutzten Metalls in den Händen.

Der October brachte eine neue Enttäuschung für das Künstlerpaar. Man sandte ihnen die „Frau Sorge" zurück. Es war die Rede von einigen „durchgreifenden Veränderungen", von einem augenblicklichen Ueberfluß an „solchen" Beiträgen. Gade zitterte vor Zorn. Franka nahm es ruhiger. Sie würde noch einmal einen Versuch machen auf ihre frühere Weise, ganz einfach die Natur copiren, alle Kunst nur auf die Wiedergabe des Gesehenen setzen. War auch das umsonst, so war es eben vorbei! Als Künstlerin mit ihr vorbei! Dann mußte sie nur trachten, sich auf der Höhe zu halten im Verstehen, damit Henrik nicht unter ihrem Verluste mit leide. Sie würde dann nichts Eigenes mehr haben, nichts, das nicht Henrik war!

Der Gedanke hatte eine gewisse Süßigkeit für sie, wenn er auch schmerzte. Sie kehrte oft zu ihm zurück und starrte darauf hin — wie der Lebensmüde auf den See hinunter starrt, in dem er Ruhe finden wird und wehmüthig sich darin spiegelt.

Auch Gade plante eine neue Arbeitsmethode. Sollte seine frühere ungezwungene Schaffensweise dem Temperament seines Talentes besser entsprechen? Man mußte die Probe machen! Sich ruhig gehen lassen, auf geeignete Stimmung warten. So wartete er denn geduldig Tage lang, Wochen lang, aber die Stimmung kam nicht. — Unterdessen begab sich Franka an ihr Werk.

Sie brauchte nicht lange nach einem malerischen Motive herum zu suchen. Auf dem ersten Spaziergange, den sie hier mit Henrik unternommen hatte, war ihr der kleine Waldsee interessant geworden, der, unweit ihres Gehöftes, zwischen Tannen und niederem Büschicht lag. Schon damals hätte sie das Bild gern festgehalten. Der kleine, runde See hatte ein dunkles und doch durchsichtiges Wasser. Seltsame Schlinggewächse streckten ihre blassen Arme aus dem Grunde herauf, und die rothen Fichtenstämme, die hellen, knospenden Buchengebüsche hatten sich traumhaft widergespiegelt auf seiner schwarzen Fläche.

Sie hatte oft davon gesprochen, dort eine Oelstudie zu machen, aber es war über allen gemeinschaftlichen Beschäftigungen nichts daraus geworden. Jetzt kam sie ernstlich darauf zurück.

Henrik war entzückt von der Idee. — „Es wird herrlich werden! Du malst den See, und ich, ich zeichne inzwischen Dich! Es ist höchste Zeit, daß ich meine alten Zeichenkünste wieder einmal hervor suche."

Mit Sack und Pack zogen sie schon am nächsten Morgen hinaus, aber es dauerte lange, ehe Franka einen Punkt fand, der ihr ganz zusagte. Bald war ihr die Beleuchtung nicht charakteristisch genug, bald sah sie zu viel für das kleine Format ihres Skizzenblocks, und dann wieder hätte sie diese und jene Schönheiten, die sich entfernt von einander befanden, gern vereinigt.

„Aber so setze doch die Geschichte ein bißchen zusammen," rief Gade, schon etwas ungeduldig.

„Das ist es ja eben," gab sie aufgeregt zurück; „diesmal will ich gerade nicht componiren, durchaus nicht!"

Endlich war sie installirt und begann, die Farben auf die Palette zu setzen, die Töne zu mischen.

Der Anblick des Sees schien ihr heute noch viel schöner als damals im Frühling. Das Buchenlaub war bunt geworden und umgab den schwarzen Spiegel mit einer flammenden Hecke. Die düstere Tiefe war mit goldenen Blättern bestreut. Hochstengliges Schierlingskraut wuchs hart am Rande zwischen den glänzenden Kieseln. Ein paar große Steine waren mit feinem rothen Moose tapezirt; farbige Schmetterlinge wiegten sich in der klaren Herbstluft.

Franka starrte und starrte. War das nicht die Decoration zu einer Wagner'schen Oper? Der geheimnißvolle dunkle See hier war der Artussee, von einer lohenden Flammenhecke umschlossen. Die röthlichen Fichtenstämme

verwandelten sich ihr in nackte, gewaltige Heldenglieder, die sieghaft dem Feuerzauber und der schreckenden Tiefe entgegen schritten.

Ein Windesrauschen im Gebüsch erweckte sie. Sie wurde roth vor Beschämung. War sie schon wieder dort im Uebersinnlichen, im Mystischen? Verstand sie ihre Aufgabe nicht besser? Wie ein Gebet kam es auf ihre Lippen: „Nur meine verlorne Einfachheit laß mich wieder finden. Meine verlorne Einfachheit!“

Sie schloß einen Augenblick die Augen und öffnete sie dann schnell. Vielleicht glückte es ihr auf diese Weise, nur Flächen zu sehen, nur Licht- und Schattenwirkungen, ohne sich über den Gegenstand Rechenschaft zu geben.

„Nein, das ist zum Todtlachen!“ rief Gade, indem er zu ihr herüber kam. „Die reine Carricatur ist's geworden, ganz wie der Oberländer. Sieh' nur.“

Die Zeichnung war gar nicht schlecht gerathen. In ein paar Zügen Franka's Haltung, Bäume, See und, gerade über Franka's Kopf empor wachsend ein Sandhügel mit einer einzelnen Tanne.

Franka lobte liebenswürdig die kleine Leistung und tauchte dann ihren Pinsel in das aufgetragene Grün.

„Du hast noch nicht einmal angefangen?“ rief Gade, der über ihre Schulter hinüber auf das leere Blatt sah; „und ich denke, Du bist schon mitten drin. Höre 'mal, könntest Du nicht so ein bißchen Wagner-Stimmung da hinein bringen? Feuerzauber, wabernde Lohe —“

Franka unterdrückte mühsam eine ungeduldige Antwort. „Ich will ja eben erst anfangen,“ sagte sie endlich; „warte doch erst ab, wie es wird.“

„Huh, wie ungnädig!“ rief er lustig und entfernte sich. Er war in seiner besten Laune. Seine kleinen Dilettantenkünste freuten ihn. Dann, noch einmal zurückkommend: „Gib mir doch von Deinen Oelfarben, ich will doch versuchen, ob ich was zu Stande bringe. — Aber dann muß ich auch ein Blatt von Deinem Block — geht es nicht! So, da habe ich es schon! Du kannst ja das feste nehmen.“

Wieder begann Franka zu studiren. Diesmal schien es ihr besser zu glücken. Schon waren Bäume und Spiegelung angelegt, der Lufton getroffen. — Sollte sie nicht in den Kahn, der dort am Ufer lag, ein paar Menschen hinein setzen? Das würde dem Ganzen eine einheitliche Herbststimmung geben.

Henrik hatte den Kahn im Sommer angeschafft. Sie ruderten hier gern, wenn der Mond schien und ihnen den Rückweg erhellte.

Eigentlich könnte sie das im Mondschein malen. Das Ganze war dann noch stimmungsvoller. Ein Sommermärchen — und statt der Schmetterlinge könnte man sich weiße Elfen denken, der Neck spielt auf seiner Harfe — —

Nein, nein! Diesmal *soll* es gelingen. Sie beißt die Zähne zusammen und arbeitet in fieberhafter Erregung.

„Du, das wird aber bunt!“ rief Gade plötzlich hinter ihr; „für eine Herbststimmung viel, viel zu vergnügt. Denke nur an die Schotten, die wir in Berlin zusammen sahen. Das triefte ordentlich von Herbstgedanken.“

Sie hielt es nicht länger aus. „Ich bitte Dich um Gottes willen, sprich nicht mit mir,“ rief sie erregt und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu.

„Siehst Du nicht, daß ich unmöglich etwas Ordentliches machen kann, wenn Du mich immer störst?"

„Ach so, ich störe Dich," sagte er beleidigt. „Das ist mir neu." Er ging mit steifem Gesicht von ihr fort. Sie sah ihm nach, wie er sehr aufrecht am Ufer hin ging. Sie hörte ihn eine lustige Melodie pfeifen, die seine Unbekümmertheit ausdrücken sollte. Nach einer Weile war er drüben am Ufer angelangt, löste den Kahn und begann langsam umher zu rudern.

Franka brannten Thränen in den Augen. Sie war unzufrieden mit sich selbst, mit der ganzen Welt. Mit verzweifelter Anstrengung malte sie weiter, aber sie sah nichts mehr, nichts, wie es war. Sie dachte an Henrik. War sie nicht zu unduldsam gewesen? Natürlich war er gekränkt. Nie hatte er Aehnliches zu ihr gesagt. Und er hatte ein so gutes Urtheil in der Kunst. Warum wollte sie eigensinnig auf einer Anschauung bestehen, der sie entwachsen war? Franz Hals, Rembrandt, die meisten Künstler veränderten sich. Warum wollte sie mit Gewalt in ihre Kindheit zurück kriechen?

Gern hätte sie ein wenig von dem geglaubt, was sie sich so vorreden wollte, aber ein Gefühl trostloser Ohnmacht, das sich nicht weg disputiren ließ, blieb in ihr wach. Sie malte nicht mehr. Sie starrte auf den Kahn, der allmälig heran glitt. Als er in ihrer Nähe war, stand sie auf und schritt, ohne sich weiter über ihr Thun Rechenschaft zu geben, durch die hohen Gräser dem Wasser zu.

Henrik streckte ihr die Hand entgegen, um ihr beim Einsteigen zu helfen; sie legte leise die ihrige hinein und blieb einen Augenblick stehen, ehe sie einstieg. Es lag eine stumme Versöhnung in dieser Handreichung, Abbitte und Gewährung. Er machte ihr neben sich auf der Bank Platz und gab ihr eins der Ruder in die Hand, wie er gewöhnt war. „Und nun wollen wir zusammen recht schönen Kurs halten," sagte er, „das letzte Mal hast Du den Kahn immer nach rechts gelenkt."

Sie hatte forschend zu ihm aufgesehen, ob er das „zusammen Kurs halten" mehrdeutig gemeint habe, doch schien das nicht der Fall zu sein. So steckte sie denn stumm das Ruder in den Riemen und begann abzustoßen. Während sie sich mit großer Kraft gegen das Ruder stemmte, empfand sie einen heftigen Schmerz. Eine Warnung? Sie ließ die Arme sinken.

„Macht Dir das heute a u c h keinen Spaß?" fragte Henrik ein wenig empfindlich. Sie war im Begriff, ihn zu bitten, daß er allein rudern möge. Dann aber fürchtete sie wieder, ihn, den sie eben erst gekränkt hatte, mit dieser nicht motivirten Forderung aufs Neue zu verletzen. Und Fragen wollte sie um keinen Preis hervorrufen. So ruderten sie weiter.

Henrik hatte früher das Rudern vermieden aus Rücksicht auf seine Geigerhände; so war ihm das Vergnügen neu, er betrieb es gern als harmlosen, gemeinschaftlichen Sport.

„Wollen wir nicht etwas kräftiger?" fragte er nach einigen Minuten.

Franka antwortete mit einem Stöhnen. Erschreckt blickte er in ihr entfärbtes Gesicht, dessen Lippen fast grün erschienen. Sie war ganz in sich zusammen gesunken und stöhnte.

„Franka, was hast Du? Um Gottes willen, sage doch! So rede doch nur!"

Sie versuchte ihn anzulächeln, während er sie im Arme hielt. „Nach Haus — ich möchte nach Haus," brachte sie endlich mühsam heraus.

Auf seinen Arm gestützt, halb von ihm getragen, legte sie den kurzen Weg zurück.

Das Mädchen brachte sie zu Bett, Henrik lief nach der Botenfrau, die den Arzt holen sollte. Sie fand ihn auf der Patientenfahrt in der Nähe der Selchower Chaussee und konnte ihn gleich mitbringen. Es war ein kleiner, hellängiger Herr mit rothen Wangen und grauem Haar, dessen Gesicht Vertrauen einflößte. Durch ihn erfuhr denn Gade, was ihm Franka verheimlicht hatte. Im ersten Augenblicke war er sehr betroffen. Ein Verschweigen zwischen ihnen beiden? Wie konnte das sein? Warum war das geschehen?

Der Arzt, der Henrik's Fassungslosigkeit bemerkte, tröstete ihn. „Was ist es denn weiter, eine zerstörte Hoffnung — das ist Alles! Machen Sie sich jetzt weiter keine unnöthigen Vorwürfe wegen Ihrer Unvorsichtigkeit! Zeigen Sie der verehrten Frau Gemahlin kein betrübtes Gesicht. Die Hauptsache ist, daß sie sich kräftigt und schnell erholt."

Als Gade wieder allein war, dachte er nach. Ihm war zu Muthe, als sei er einer drohenden Gefahr entgangen. Und daß er von dieser Gefahr nichts geahnt hatte, das dankte er jetzt Franka ganz besonders. Er glaubte darin ein Zeichen zu sehen, daß sie empfand wie er. Warum hätte sie sonst geschwiegen? Auch ihr war dieses Kind als etwas Nebensächliches, Störendes erschienen — wie ihm.

Gerührten Herzens ging er ins Schlafzimmer, wo sie weiß und dünn in ihren Kissen lag. Sie wendete ihre großen, schwarzen Augen auf ihn, als er eintrat. Ihr Blick hatte etwas seltsam Düsteres.

„Mein armes, armes Kind," sagte er zärtlich und streichelte ihre herabhängende Hand, „siehst Du, nun sind wir wieder nur zu Zweien, nun muß ich Dir doppelt Alles sein."

Sie seufzte, wandte still den Kopf zurück und schloß die Augen, als wolle sie schlafen.

Leise schlich er sich fort.

Aber Franka fand keinen Schlaf, wenn sie so zu sich selber flüchtete, denn unabläßig gingen in ihr die Gedanken und wehrten ihr jede Ruhe.

„Nun sind wir wieder nur zu Zweien." Sie wiederholte es sich unabläßig, wie man einem Kinde ein bewährtes Schlummerlied wiederholt, damit es schlafen kann. Aber Franka war gealtert in den letzten Stunden, sie war nun kein Kind mehr. Kein gläubiges Kind! Das alte Schlummerliedchen half ihr nicht. Im Gegentheil. Die Worte selbst bekamen plötzlich etwas Feindliches für sie, etwas Unerträgliches, das sich über sie zu stürzen schien und sie zu ersticken drohte.

„Wieder nur zu Zweien." — Aber das war es ja, was sie wollte. Hatte sie nicht davor gezittert, daß es anders werden könnte? Warum war es denn keine Erleichterung für sie, daß sie von solcher Sorge erlöst war?

Wenn sie bedachte, welche Umwälzungen die Existenz eines Kindes ihrem Eheglücke gebracht hätte, das so sorgfältig auf den edelsten Principien aufgebaut war! Den ganzen Tag bedurfte ja solch' ein zartes Geschöpfchen der Wartung. Sie hatte es erlebt bei ihren kleinen Nichten und Neffen. Sie sah die kleinen Wesen vor sich mit ihren runden, flaumbedeckten Köpfchen, dem offenen Mündchen und dem warmen Seidenhäutchen. An die drollig ungeschickten Bewegungen dachte sie zurück, das Zappeln und täppische Umhergreifen, die geballten Fäustchen, die immer so weich waren wie ein Rosenblatt, und die dicken, kleinen Arme, die am Handgelenk in einer tiefen Rinne endeten.

Und plötzlich stieg eine tiefe, qualvolle Sehnsucht in ihr auf nach diesem ungeborenen Kindchen. Eine strömende Reue ergoß sich durch ihre Seele.

Was war sie denn gewesen, daß sie das Glück nicht verstand, das ihr bestimmt war? Was für ein Weib, das ihr Muttergefühl erstickte, um Theorien zu leben? Was brachte sie zu dieser Auflehnung wider die Natur? Wie hatte sie, die immer nur ihren geraden Instincten hatte folgen dürfen, um das Rechte zu thun, auf solche Abwege gerathen können?

Mit grausamer Dringlichkeit standen diese Fragen vor ihr auf und heischten Antwort. Und sie lag da auf ihrem Lager und sann vergeblich, wie sie sich selber zu entfliehen vermöchte, denn sie fand immer nur die eine, furchtbare Erwiderung: „Henrik!"

Um seiner Theorien willen hatte sie ihr moralisches Bewußtsein geknechtet. Um ihm eine Genossin zu sein, wie er es wünschte, hatte sie alle anderen Verhältnisse verleugnet. Um ihm eine trübe Stunde zu ersparen, war sie zur Mörderin geworden, zur Mörderin an ihrem Kinde! Er war schuld daran, daß sie hier lag, eine Schande ihres Geschlechtes, ein Ekel sich selbst und allen gesund Empfindenden. Er war an Allem schuld, er — Henrik!

Sie blinzelte unter den scheinbar geschlossenen Lidern zu dem Platze hinüber, an dem er alle diese Tage über gesessen hatte, bereit, jede ihrer Bewegungen zu bewachen, jede ihrer Wünsche zu erfüllen.

Richtig! Ihr feines Ohr hatte sie nicht getäuscht, er war zurück gekommen und saß da lesend an ihrem Bette. Seinen Lehnstuhl hatte er so gerückt, daß ihm das Licht aufs Buch fiel.

Sie betrachtete sein gesenktes Profil, die Linien seiner großen, etwas voll gewordenen Gestalt und erschrak vor dem Gefühl der Abneigung, das plötzlich in ihr aufstieg. Wie er jetzt beim Umblättern den Finger netzte, wurde dieses entsetzliche Gefühl so stark in ihr, daß es sich in einem schlecht unterdrückten Ausrufe Luft machte.

Sogleich war er an ihrer Seite. „Hast Du Schmerzen? Fühlst Du Dich noch immer so matt? Ich werde Dir gleich ein Glas Ungarwein —"

Sie wehrte ab. Ohne es zu wollen, bog sie den Kopf von ihm fort. Der Geruch seines Haares entlockte ihr Thränen, seine Stimme erbitterte sie.

„Bitte, bitte, laß mich allein," sagte sie erregt.

Die Dringlichkeit ihrer Bitte verletzte ihn, aber er schwieg und ging hinaus.

Im verödeten gemeinsamen Arbeitszimmer wanderte er dann lange ruhelos hin und her.

Er litt unter Franka's Benehmen. Er fühlte sich vernachlässigt von ihr, zurückgestoßen. Und er war doch so rücksichtsvoll, so zärtlich für sie gewesen während ihrer Krankheit!

Jetzt, in diesen einsamen Stunden, gestand er sich, daß er sich nicht so glücklich fühlte in Franka's Besitz, als er erwartet. Sie hatte nicht gehalten, was ihre Erscheinung, ihr Wesen damals versprach. Ihre Kraft, ihre Gesundheit, Alles das, was er für unversieghare Quellen in ihr gehalten hatte, war vergangen. Das war dieselbe Franka nicht mehr, die er erstrebt hatte als nothwendige Ergänzung seines Ichs. Er liebte sie, weil sein Gefühl ihn dazu trieb, aber er zürnte ihr zugleich um ihres Mangels willen.

Dann wieder suchte er sich zu beruhigen. Es würde Alles wieder besser werden. Franka war krank. Sie würde sich erholen, neue Kraft gewinnen! Auch diese Gereiztheit war nur ein Symptom ihrer Schwäche. Man mußte Geduld haben mit ihr, durfte nicht rechten. Dieser ganze Zustand bedeutete eine Episode. War die erst abgelaufen, dann mußte man von Neuem an einander arbeiten, unermüdlich zu einander streben, bis das Ideal erreicht war.

Franka erholte sich schwer. Sie war nun endlich wieder aufgestanden, aber es schien, als fehle ihr noch immer der energische Wille zur Gesundheit. Müde und blaß, mit großen, vorwurfsvollen Augen bewegte sie sich im Hause umher, saß an ihrem gewohnten Arbeitsplatze, Gade gegenüber und schrieb für Henrik die flüchtig hingekritzelten Notenzettel, die er ihr hinschob, ins Reine. Auf seinen Wunsch zeichnete sie ihn des Abends, während er vorlas, sie ging wieder mit ihm im Garten umher, hörte seinen Auseinandersetzungen zu und erwiderte sie, aber Alles mechanisch, ohne eigenes Leben. Und doch kostete sie schon dieser geringe Aufwand freundlicher Bethätigung fast unerträgliche Willensanstrengung. Seit jener jammervollen Einkehr in sich selbst war es ihr kein Geheimniß mehr, und sie suchte nun auch nicht mehr, sich's ängstlich zu verbergen: sie haßte Henrik!

Tanzenden Schrittes war sie in diese Ehe hinein gegangen, in hoch erhobenen Händen die goldene Schale haltend, die ihr Glück trug; nun schleppte sie sich keuchend weiter, und die fröhliche, goldene Schale lastete auf ihr mit fürchterlicher Schwere. Aber durfte sie den Arm sinken lassen, nur weil sie ihre Kräfte überschätzt hatte? Durfte sie den Trank verschütten, an dem Henrik vielleicht seine Erquickung fand? Ihr Gerechtigkeitssinn sträubte sich dagegen. Die ganze Redlichkeit ihrer eigensten Natur war wieder wach geworden und zwang sie zu der grausamen Erwägung, daß einmal übernommene und beschworene Pflicht nicht abzulösen sei — auch nicht die innere! Ihr Ehebund war ein Contract, in dem sie ihren Theil zu halten hatte. Daran ließ sich nichts drehen und wenden. Aber sie litt unsäglich bei diesen Kämpfen. Alle Freudigkeit war aus ihrem Wesen geschwunden, in jeder ihrer Bewegungen lag eine tiefe Niedergeschlagenheit.

Sie selbst hatte bei Allem, was sie that, die sonderbare Empfindung, es gehe sie eigentlich nichts an; sie selbst säße neben sich und sähe sich zu. Manchmal fühlte sie eine solche Blutleere im Kopfe, dabei einen so kalten Druck in den Augenhöhlen, daß sie sich Minuten lang zur Erde bückte, um wieder ein wenig Blut und Wärme in ihr Gehirn strömen zu lassen. Manchmal wieder saß sie lange unbeweglich vor ihrer Arbeit, die Feder in der Luft, und grübelte vor sich hin.

Eine tiefe Schwermuth hatte sich in ihr ausgebreitet, eine lähmende Traurigkeit, der sie sich kampflos ergab.

Henrik ließ sie gewähren. Er war es zufrieden, daß sie äußerlich das alte Leben wieder aufnahm. Er war so feinfühlig nicht mehr wie ehemals, er empfand die Wandlung kaum, die mit ihr vorgegangen war. Was er vermißte, waren nur die erhofften Resultate ihrer gemeinschaftlichen Thätigkeit. Im Stillen warf er Franka geistigen Müßiggang vor. Warum malte sie nicht irgend etwas Bedeutendes, Erfolgreiches, während er doch seine Oper componirte? Hätte sie nicht seine Sage vom Neck malerisch gestalten sollen?

Eines Abends sprach er ihr davon. Sie sah von ihrer Zeichnung flüchtig auf. „Ich kann nichts mehr," sagte sie müde.

„Aber ich will Dir ja helfen," erwiderte er eifrig und griff über den Tisch hinüber nach ihrer Hand. „Meine Musik soll Dir die Stimmung geben."

„Das wird sie nicht," entgegnete sie in demselben müden Tone, „denn auch Du — Du kannst nichts mehr."

„Ich kann nichts mehr?" Er starrte sie ganz verstört an. Dann wurde er dunkelroth. „Ich verstehe Dich in der letzten Zeit nicht, Franka," sagte er dann, sich mit großer Anstrengung beherrschend. „Es scheint Dir eine Freude zu sein, mich zu kränken, zu demüthigen!"

„Nein, Du verstehst mich nicht mehr," wiederholte sie eintönig. „Wir beide, wir verstehen uns nicht mehr."

„Wie meinst Du das? Willst Du das nicht erklären?" Seine Stimme wurde scharf vor Erregung. Er war aufgestanden und dicht vor sie hin getreten. Sie sah ihm voll ins Gesicht. Ihre Augen, deren Schwärze früher beinahe hell erschien, waren jetzt finster und haßerfüllt.

„Wir verstehen uns nicht mehr, weil wir nicht mehr die gleichen Menschen sind, die für einander geschaffen waren," sagte sie, nun auch schnell und leidenschaftlich sprechend. „Sieh' uns doch an, was aus uns geworden ist! Wo ist unsere Kraft geblieben, unsere Eigenart? Wir haben sie zerdrückt, um Raum zu schaffen für den Anderen. Um dem Anderen ein Glied ansetzen zu können, haben wir uns amputirt und sind nun beide verstümmelt. Und solch' ein Krüppel soll noch schaffen können? Auf den Anderen wirken? Wir wollten die Natur nach unserem Kopfe formen und haben gegen sie gesündigt. Wir haben uns die heiligsten Gefühle in ihr Gegentheil verkehrt, haben —"

Ihre Stimme versagte. Sie brach plötzlich in heftiges Weinen aus, warf sich halben Leibes über den Tisch, barg das Gesicht zwischen den Armen und schluchzte verzweifelt.

Henrik starrte auf sie hin. Er war regungslos so stehen geblieben, wie er vor sie hingetreten war, blaß, mit gerunzelter Stirne und krampfhaft zusammen gepreßten Händen. Dieser Schmerzensausbruch war ihm unverständlich, verletzte ihn. Franka's leidenschaftliches Gebahren erschien ihm als etwas Unschönes, ihre Anklagen ohne Sinn. Die ganze Scene war ihm mehr peinlich als erschütternd.

Ein Klopfen an der Fensterscheibe unterbrach das lange, quälende Schweigen zwischen ihnen. Franka hob das verweinte Gesicht empor, Henrik ging zum Fenster, um zu sehen, was es gebe.

Es war der Telegraphenbote, dem Gade seine Botschaft abnahm. Eine Weile las er an den wenigen Zeilen herum, ohne ganz zu begreifen. Erst jetzt fühlte er, wie aufgeregt er war. Seine Adern klopften, und die Worte der Depesche flossen vor seinen Augen in einander. Endlich verstand er. „Astrid kommt," sagte er und reichte Franka das Blatt hin. Sie las:

„Morgen früh zehn Uhr passire ich mit dem Bummelzuge Wiesenburg. Möchte Euer Einklangs-Paradigma-Paradies besichtigen. Astrid."

Ein ironisch wehmüthiges Lächeln trat in Franka's Züge. Sie sah von unten herauf in Henrik's Gesicht. Es schien ganz ruhig.

„Was soll ich telegraphiren?" fragte er und setzte sich zugleich nieder, um zu schreiben. Er hielt die Augen gesenkt, und auch sie sah ihn nicht an, als sie erwiderte: „Herzlich willkommen!"

Sie beobachtete von ihrem Platze aus, was er schrieb. Die Buchstaben standen auf dem Kopfe, wie sie sie sah, und so buchstabirte sie sich mühsam zusammen:

„Hochwillkommen! Einklang!"

Plötzlich trafen sich ihre Blicke. Sie wurden beide roth. Sie schämten sich vor einander der Lüge.

Henrik fertigte den Boten ab und kehrte zu Franka zurück.

„Und nun schone Dich nur recht für morgen", sagte er, „Du mußt Deine Nerven nicht überreizen."

Sie schluckte an ihren Thränen.

Nach einer Weile begann Gade wieder: „Astrid wird sich wundern, wie ähnlich sich unsere Handschriften geworden sind." Er hatte in seinen Papieren gekramt und, wie unabsichtlich, eines seiner Concepte und Franka's Copie neben einander gelegt.

Immer noch sah er nicht auf.

Franka begriff, daß er ihr mit seiner Bemerkung die Direction für ihr Verhalten, Astrid gegenüber, geben wollte. Sie sollten eine Einklangskomödie vor ihr spielen.

So würdelos ihr das auch schien, sie griff es doch begierig auf. Ihr Stolz bäumte sich dagegen, Astrid in ihr Elend hineinsehen zu lassen. „Wir wollen ihr irgend ein schönes Duo vortragen," entgegnete sie daher; „Astrid liebt ja Musik so sehr!"

Hastig ordnete sie an den Notenheften und legte mit Bedacht gemeinschaftliche Vortragsstücke obenauf.

So hantirten sie den Rest des Abends im Zimmer umher, mit scheuen Gebärden und gesenkten Blicken, einander meidend und beobachtend wie verschworene Missethäter. Endlich war „die Scene arrangirt“. Nun konnte Astrid kommen.

Ziemlich früh begab sich Gade am anderen Morgen zur Station. Er mußte im Städtchen einen Wagen zur Rückfahrt aufzutreiben suchen.

Franka, deren Gesundheit noch nicht so weit wiederhergestellt war, daß sie sich diesen langen Weg hätte zumuthen dürfen, blieb allein zu Haus. Zum ersten Mal auf Stunden allein!

Ihr erstes Gefühl war ein Aufathmen. Mit ausgebreiteten Armen lief sie durch alle Räume. Es kam ihr vor, als seien ihr die Glieder steif geworden, als müsse sie sie erst wieder üben.

Im Garten sprang der Hund heulend an ihr empor, lief suchend in das Haus und kehrte betrübt, mit eingekniffenem Schwanze, wieder zurück. Er vermißte Henrik. Vielleicht glaubte er, es fehle Franka's Hälfte, da sie nicht zusammen gingen.

Franka kehrte wieder ins Haus zurück. Eine quälende Unruhe ließ sie zu keiner Beschäftigung kommen. Sie hätte Alles zugleich thun mögen von allen den Dingen, die sie sich vorgenommen hatte, wenn sie einmal eine Weile „frei“ sein würde. Jetzt kam sie zu nichts. Endlich verfiel sie darauf, in ihren Schränken ein wenig aufzuräumen. Manche Kleinigkeiten, die sie von Bern mitgebracht hatte, lagen noch gerade so, wie sie bei ihrer Ankunft interimistisch untergebracht waren. Das wollte sie jetzt sichten.

Das Erste, was ihr in die Hände fiel, war jenes Reisenecessaire, das ihr Kühne bei ihrer Abreise von Berlin geschenkt hatte. In der äußeren Tasche desselben befand sich ein längliches, umschnürtes Paket. Sie konnte sich nicht entsinnen, was es sei, und öffnete es.

Das Glockenspiel! — Träumerisch betrachtete sie es. Sie schwang es eine Weile hin und her und ließ es klingen. Der Tag kam ihr in die Erinnerung zurück, da Kühne zwischen Henrik und ihr im Wintergarten gesessen und seinen kleinen physikalischen Vortrag gehalten hatte. Wie erwartungsvoll war sie damals gewesen! — — Die Glöckchen klangen und klangen, immer noch harmonisch wie damals — Henrik und sie aber — —

Und plötzlich überkam sie eine große, unheilvolle Klarheit; jene Klarheit, die großen Erschütterungen zu folgen pflegt — und oft vorangeht. Ihr geistiges Gehör war durch das Fieber ihrer Seele unwillkürlich geschärft. Sie hörte Stimmen der Vergangenheit sich dicht zur Seite. Kühne's Stimme vernahm sie, wie er erklärte:

„Ungleiche Elektricitäten ziehen sich an und gleich gewordene stoßen sich ab.“

Sie hörte und begriff zugleich, warum sie das jetzt hörte. — Das war es ja, die Geschichte ihrer Ehe! Sie stand auf und ging umher. Das Glockenspiel hielt sie noch in der Hand, es gedankenlos schwingend. Wenn sie den hellen Ton vernahm, zuckte sie zusammen und schwang doch weiter, wilder

und wilder. Es war ihr eine Luft, sich wehe zu thun, sich zu martern mit diesem Erinnerungstone. Endlich fiel ihr ein, das Mädchen in der Küche könne das hören. Da ließ sie ab und starrte still, verzweifelt vor sich hin.

Wenn es wirklich so ist — und wenn sie es schon so weit gebracht haben — gegen Naturgesetze kämpft man nicht! Sie schüttelte ein paarmal den Kopf, der große Spiegel gegenüber warf das Bild zurück, und das Herz stand ihr still vor Entsetzen, als sie die lange, magere Frau im hellen Kleide dort gewahrte, die wie ein irrendes Gespenst im Zimmer stand und langsam den Kopf schüttelte.

Sie hatte sich so erschrocken, daß ihr die Kniee zitterten und sie sich setzen mußte, um nicht umzufallen.

Da saß sie denn auf dem Rande ihres Koffers, das Glockenspiel in den gefalteten Händen. Und die Gedanken stürzten sich auf sie wie stumme Schatten, die von ihrem Blute zu trinken begehrten, um zu ihr sprechen zu können. Harte, fürchterliche Worte!

Sie hielt es nicht mehr aus. Sie wand sich und flehte, aber die Gedanken ließen sie nicht los. Warum war sie herabgestiegen in diesen Hades? Nun mußte sie dulden!

Und die Unerbittlichen, Wissenden nahmen sie bei der Hand und führten sie an den Rand des Lebens. Da konnte sie auf einmal Alles überschauen, den Thorenweg, den sie gewandelt, und wie der richtige so nah' zur Seite war.

„Klang, kling, klang," tönte das Glockenspiel in ihrer Hand. — Wären sie Ungleiche geblieben, täglich gespeist durch strömende Außenkräfte, sie hätten sich zu geben, immer zu geben gehabt. Ihre Liebe aber war der Antäus gewesen, dem man die kräftigende Berührung mit der Erde versagte. Und so waren sie, hoch in der dünnen Luft ihrer Theorien, im beständigen einsamen Nehmen und Geben aus Ungleichen Gleiche geworden. Gleiche, die sich abstoßen, die sich hassen! — —

Eine Uhr im Nebenzimmer schlug Zehn. Franka fuhr auf. Nicht lange, so würde Astrid hier sein. Ach! Nicht mehr leben zu müssen! Nicht mehr mitspielen zu müssen in dieser Komödie der Lüge! Ein Gefühl bittern Ekels schüttelte ihren ganzen Körper. Vergebens versuchte sie sich zu fassen. Sie konnte nicht mehr. Bäche der Verachtung und Flüsse des Grames flossen in ihrem Herzen zusammen. Sie hatte die Empfindung, zu ertrinken in dieser Verzweiflung.

Mit hastigen Schritten, von innerer Unruhe geplagt, lief sie durch die Zimmer. Blumensträuße standen auf allen Tischen, die Sonne blickte herein, es war hell und duftend um sie herum. Da strömte der Jammer über ihr zusammen. Laut weinend sank sie auf die Kniee und preßte die eiskalte Stirne an die Tischkante. Wie fürchterlich das schmerzte — tief im Gehirn — und die Gedanken brannten. Es war gerade, als sei kein Blut mehr in ihrem Kopfe. Alles trockne Hitze, Leere, und ein häßliches spitzes Nagen! — Aber Astrid mußte nun wirklich gleich kommen! Es war durchaus nöthig, sich zusammen zu nehmen. Sie mußte ihre Gedanken ordnen — ordnen!

„Klang, kling, klang," machte das Glockenspiel.

Sie richtete sich auf und wischte sich ihr nasses Gesicht ab. Dann ging sie zum Spiegel und glättete ihr Haar. Sie that das Alles mit der linken Hand, das Glockenspiel hielt sie noch fest in der rechten, als müsse sie Etwas haben, etwas Concretes, eine kleine Gewißheit, an die sie sich klammern könnte.

Denn so konnte sie ja Astrid nicht entgegenkommen, so wirr wie sie war. Sie mußte Etwas haben — irgend ein Ding, an dem sie einem Gedankengang folgen konnte.

Und an dem Glockenspiele war auch nicht Alles, wie es sein sollte. O, sie entsann sich noch recht gut! Die Kinder hatten damals ja die Ketten abgenommen, — die Ketten, die sie mit der übrigen Welt verbanden.

Warum thaten sie das nur?

Hätten die Kinder nicht die Ketten abgenommen, so wären Franka und Henrik sich nicht gleich geworden, sie hätten eine Ableitung gehabt, sich nicht abgestoßen. O, sie konnte noch recht logisch denken, ganz logisch!

Ihre Vorstellungen verwirrten sich mehr und mehr.

Die Ketten! Wenn man sie fände, ehe Astrid käme, dann würde Alles wieder gut werden. Es konnte nicht lange mehr dauern, dann kam da oben der Zug, der Astrid bringen würde. Oder hatte sie Verspätung?

„Die Verbindungskette ist gerissen," hatte der Bahnwärter gesagt. Man muß zur Bahn hinaufgehen, sie wieder zusammenknüpfen.

Mit raschen, schwankenden Schritten verläßt sie das Haus, geht eine Strecke über die Straße hin und beginnt dann mit wunderbarer Geschicklichkeit und Energie den buschbewachsenen Erdwall, der den Bahndamm bildet, hinaufzuklimmen, ohne die Treppe zu beachten, die, ein paar Schritte weiter rechts, hinaufführt. Die Barrière ist geschlossen. Das große „Halt!" dort läßt Franka einen Augenblick stutzen.

Oben steht das Telegraphenhäuschen. Von dort her klingt's in verworrenen Tönen, „ohne Einklang," sagt Franka laut, mit einem starken, athemlosen Flüstertone, „denn die Kette ist zerrissen."

Jetzt biegt der Zug in die vorletzte große Windung des Schienenweges ein. Franka richtet sich auf und streckt die Arme nach ihm aus. Astrid soll es wissen, daß sie da ist, daß sie kommt, um die Kette zu knüpfen. Ein Tuch weht ihr aus einem der Fenster entgegen — der Zug verschwindet hinter dem Hügel, nur das wirre Geklingel dort auf dem Bahndamm dauert fort.

Franka kriecht unter dem sperrenden Holzbalken hindurch, immer noch das Glockenspiel in der Hand. Ein fürchterliches Brausen zerreißt die Luft, entsetzliches Stampfen erschüttert die Erde. Lähmendes Grauen befällt Franka. Sie duckt sich nieder vor dem Erbarmungslosen, das da herankommt. Ihr letzter Blick fällt auf die vorgestreckten Eisentatzen des Ungethüms. Sie schreit auf, sie will entfliehen — zu spät. Ein Brausen und Zischen um sie her, zugleich ein furchtbarer Schmerz — dann nichts mehr.

Henrik hatte nur mit Mühe einen guten Wagen gefunden. Während er im Städtchen hin und her suchte, dachte er mit einiger Unruhe an den Verlauf dieses Besuches. Würde Franka ihn auch nicht im Stiche lassen? Sie

war so überreizt gewesen in der letzten Zeit! Es wäre ihm peinlich, wenn Astrid diese kleine, vorübergehende Verstimmung bemerken und falsch deuten sollte. Und im Grunde waren sie doch so glücklich! Ihre Ehe wirklich ein Vorbild, wie er es geträumt hatte! Daß er trotzdem an Franka Manches vermißte — nun, das war eben der Tribut, den das Ideal der Wirklichkeit zahlen muß. In solchen Gedanken kam er zur Station. Der Zug hielt bereits, als er den Perron betrat. Verwundert bemerkte er, daß die Mehrzahl der Passagiere die Coupés verlassen zu haben schien. In befremdlichem Schweigen stehen die Leute umher. Man redet leise mit einander. Astrid kommt ihm entgegen, bleich wie der Tod. Sie fällt ihm schluchzend um den Hals. Er kann ihre herausgeweinten Worte nicht verstehen, nur daß ein Unglück, ein entsetzliches Unglück auf der Bahn geschehen sei, begreift er.

Der Zugführer geht mit ernster Miene auf ihn zu. Die Leute, die in weitem Kreise umher stehen, deuten flüsternd hinüber.

„Das ist der Mann," hört er sagen, „weiß er es schon?"

Der Zugführer steht vor ihm still. Sein Gesicht ist fahl und schweißbedeckt, seine Lippen zittern. „Wir haben gleich gebremst —" beginnt er.

Eine furchtbare Gewißheit steigt in Gade auf. Er packt den Mann an der Kehle. Man reißt ihn los. Man bringt ihn in den Wagen. Astrid sitzt neben ihm. Er hört aus weiter, weiter Ferne ihre Stimme. Sie weint und erzählt ihm, wie sie, zum Fenster hinausblickend, Franka gesehen habe. „Das Spielzeug, das ihr Halfdan einst geschenkt hatte, hielt sie als Willkommenszeichen in der Hand. Ich winkte ihr mit meinem Tuche. Ich sehe sie noch, wie sie vor der Barrière stand mit aufgehobenen Armen und mich grüßte. Eine Minute später waren wir dort — da war es geschehen!"

Gade wollte einen Ton herausbringen, etwas fragen — er konnte es nicht. Er fühlte sich mit der Stirne an das kalte Wagenfenster rühren, dann wurde er bewußtlos.

Man hat die Leiche auf die große Chaiselongue gelegt und mit einem indischen Shawl zugedeckt, demselben, den Henrik Franka in den ersten Tagen ihrer Ehe schenkte. Das schöne Gesicht der Todten ist unentstellt. Die Räder sind ihr über den Unterleib gegangen. Sie war gleich todt. Das Mädchen und die zur Bettung der Todten herbeigerufene Botenfrau berichten, man habe die Verunglückte auf einer Bahre ins Haus getragen. Das Glockenspiel in ihrer Hand hätte immerfort geklingelt.

Sie hält es noch, man hat es ihr nicht entwinden können. Es tönt und klingt, sobald man an das Lager streift. Nur sie regt sich nicht mehr — ist todt!

Gade starrt mit verhaltenem Athem auf sie hin. War es möglich, daß sie nicht mehr lebte, nicht mehr zu ihm sprach? Daß dieses blinde Ungefähr sie beide auseinanderriß? Sie, die so ganz Eins waren?

Jeder Zwiespalt war vergessen. Er sah Franka vor sich als Braut, wie sie sich mit Thränen in den Augen an ihn schmiegte, er sah sie als eben Verheirathete mit ihrem Silberglöckchen in der Hand im Garten, dann sah er sie

mit düsteren Augen nach ihm hinstarrend, wie sie es gestern that. Aber da war sie krank. Wäre sie leben geblieben, Alles wäre geworden, wie zuerst. Sie liebte ihn so sehr! Sie war so glücklich gewesen in der Gemeinschaft mit ihm! Das war sein einziger Trost in seinem Schmerze.

Astrid hatte Kühne herbei telegraphirt. Gegen Abend kam er. Astrid besprach es leise mit ihm, sie wollten Gade mit sich in die Schweiz nehmen. Er dürfe nicht hier allein bleiben.

Kühne war tief erschüttert. „Einmal lieben Leute wirklich ihre Ideale, da kommt ein täppischer Zufall und treibt sie aus ihrem Paradiese!"

Astrid nickte. „Die beiden haben Wort gehalten. Ein voller Einklang ist es gewesen zwischen ihnen!" —

Ernst und kalt lag die Gestalt der Todten auf ihrem Ruhebette. Die Wimpern gaben einen tiefen, räthselhaften Schatten unter den erstorbenen Augen. Es schien den Dreien, die ihr Lager umstanden, als wolle sie aufblicken und Henrik dankbar zulächeln für all' das Glück, das sie in dieser Einklangsehe gefunden hatte.

Episoden aus dem chinesisch-japanischen Kriege.

Von

C. von Hanneken.

[Nachdruck untersagt.]

III. Das nordchinesische Flottengeschwader und die Schlacht am Yalu.

Bis zur Einnahme von Ping-Yang hatte China in demonstrativer Weise alle weiteren kriegerischen Unternehmungen vermieden, welche den Japanern ihre ursprüngliche Forderung auf die Oberhoheit über Korea hätte streitig machen können. Seit dem kleinen Seegefecht bei der Yah-shan-Bucht, vor erfolgter Kriegserklärung, hatte sich die chinesische Flotte an der Küste Korea's nicht blicken lassen, und, wie wir gesehen haben, war die Zusammenziehung minimaler chinesischer Streitkräfte bei Ping-Yang mehr eine Folge der Uebereilung als der Beginn einer durchdachten Kriegsführung.

China wiegte sich in der Hoffnung, daß mit der Einnahme von Ping-Yang der Krieg, für den es so schlecht vorbereitet war, seine natürliche Beendigung finden würde. Auch Japan hatte bis zu einem gewissen Moment so gedacht. Seine Dispositionen änderten sich und mußten sich ändern, als die von China so lang erwartete Intervention der europäischen Mächte eintrat. Diese fand einen ganz anderen Ausdruck, als man gehofft hatte. Es geschah das Unerhörte, daß England und Rußland vereint gegen die Besitzergreifung von Korea durch Japan Einspruch erhoben. Die beiden großen Concurrenzmächte auf dem Gebiete der asiatischen Politik reichten sich die Hand, um einer dritten auftauchenden Macht das Eintreten in diese Concurrenz zu verwehren. England und Rußland waren endlich einmal im Einverständniß, um sich die schöne Aussicht auf den späteren gegenseitigen Streit um den Besitz Korea's nicht durch einen Dritten verderben zu lassen.

Der Intervention wurde der Stempel der allgemeinen Friedensliebe aufgedrückt. Beide Mächte versicherten sich und der Welt treuherzig, daß keine von ihnen je die Absicht hegen würde, die Intangibilität Korea's zu verletzen. Es war nicht eben schmeichelhaft für die übrige Welt, daß England und Rußland ihr zumutheten, diese Versicherungen für baare Münze zu nehmen. Für China aber wurde diese Art des Eingriffes zum Gegentheil dessen, was es davon erhofft hatte.

Japan sah sich um den Erfolg seiner koreanischen Occupation betrogen, sah sich gezwungen, den beiden Interventionsmächten und der Welt klar zu machen, daß es die Mittel und den Willen habe, seine Concurrenzberechtigung in ostasiatischen Fragen zu beweisen, um dadurch ein für allemal seine ostasiatische Großmachtstellung zu etabliren. Die Kosten sollte China tragen, das alte China, das ja zwar groß, aber auch indolent genug war, um einen ungefährlichen Prüfstein für diesen Machtversuch abzugeben. So entwickelte sich nun aus der Occupation Korea's der eigentliche Krieg gegen China.

Man kann Japan jedenfalls nicht den Vorwurf machen, daß es sich bei dieser Ueberlegung lange aufgehalten hat. Obgleich seine Rüstungen ursprünglich durchaus nicht so umfassend geplant und zur Zeit noch nicht so weit gediehen waren, um sofort zum Kriege gegen China überzugehen, handelte es doch mit aller Energie, ohne einen Moment Zeit zu verlieren. Ohne Weiteres that es den ersten Schritt zum Kriege im Großen, um dadurch den vielleicht noch schwankenden Willen der japanischen Volksvertretung zu befestigen, und ging an die Ueberschreitung der chinesischen Grenze.

Bis dahin war die japanische Flotte behufs Unterstützung der Bewegungen der Occupationsarmeen an die koreanische Küste gefesselt gewesen. Jetzt, nach der Einnahme von Ping-Yang, wurde sie frei für directe Unternehmungen gegen China. Es war nicht anzunehmen, daß China's Flotte jetzt noch etwas gegen Korea's Küste im Schilde führen würde, nachdem die chinesischen Truppen so erfolgreich aus Korea abgedrängt worden waren.

Dagegen war zu erwarten, daß China alle dispositionsfähigen Truppen an dem Yalu-Fluß zusammenziehen würde. Eine wohl vorbereitete Stellung konnte hier dem vorschreitenden Japan Monate lang Halt gebieten und der kommende Winter ihnen dann einen unerwarteten Strich durch die ganze Rechnung machen. Es kam daher für Japan Alles darauf an, sich den Uebergang über den Yalu-Fluß rechtzeitig zu sichern und die Chinesen zu verhindern, sich dort einzubauen.

Die Entfernung von Ping-Yang bis zum Yalu beträgt etwa einhundertunddreißig englische Meilen und hätte für die troßreiche japanische Armee Wochen lange Märsche erfordert. Nur über See war eine sofortige Besetzung der Yalu-Grenze möglich.

Am Tage nach der Schlacht bei Ping-Yang verließ daher die japanische Hauptflotte mit ihrem ersten Recognoscirungsgeschwader ihre Station Cap Shoppek südlich der Tatong-Mündung, um ein an Bord des Transportdampfers Saikio-Maru eingeschifftes Truppendetachement und das Kanonenboot Akagi nach der Mündung des Yalu-Flusses zu escortiren und um sich selbst in dem vorzüglichen Hafen der Insel Hai-Yang-tau eine Operationsbasis gegen die Küste der nördlichsten Provinz China's, der Mandschurei, zu sichern.

Die Absicht war offenbar: die Akagi sollte die Mündung des Yalu-Flusses recognosciren und das Truppendetachement als Avantgarde der japanischen Armee eine feste Stellung an den Uebergangspunkten über den Yalu-Fluß einnehmen.

Dieser Plan basirte wohl auf der allgemeinen Voraussetzung, daß alle damals disponiblen chinesischen Truppen bei Ping-Yang zersprengt worden seien, wodurch auch die japanische Ueberschätzung der chinesischen Streitkräfte von Ping-Yang ihre Erklärung findet; Japan glaubte den Yalu-Fluß unbesetzt und beabsichtigte durch die schnelle Besetzung der Grenze die Zersprengten dort abzufangen. Diese Voraussetzungen waren falsch. Am Yalu-Fluß standen bereits seit vierzehn Tagen viertausend Mann Chinesen unter General Sung-Ching, der auf directen Befehl der Regierung von Port-Arthur aus dahin detachirt worden war. Das Erreichen des gewollten Zweckes war also zum Mindesten zweifelhaft, selbst wenn den Japanern die Landung gelang. Diese aber wurde durch die chinesische Flotte in der Seeschlacht am Yalu verhindert.

Seit Beginn der Feindseligkeiten hatte man in China mit größter Spannung, gemischt mit einer gewissen Schadenfreude, der ersten Feuertaufe der neu geschaffenen Flotte des Vicekönigs Li Hung Chang entgegengesehen. Von Anfang an erwartete man, daß ihr sofortiges Eingreifen den bevorstehenden Krieg zu einem frühen Abschluß bringen würde. Man war erstaunt und wurde unwillig, als die Japaner in Korea Schritt für Schritt vorrückten, ohne daß die Flotte Miene gemacht hätte, sich aus den gesicherten Häfen von Port-Arthur und Wei-Hai-Wei heraus zu wagen.

Die günstige Lage des Hafens Wei-Hai-Wei hätte die Operationen der chinesischen Flotte gegen die japanischen Truppentransporte an der Küste Korea's in jeder Weise erleichtert. Trotzdem verhielt sich die chinesische Flotte, als ob sie der Krieg nichts anginge.

Wodurch erklärte sich diese inerte und geradezu unbegreifliche Haltung? Wollte man auf chinesischer Seite einen großartigen Coup vorbereiten, um der Sache mit einem Schlage ein Ende zu machen? Arbeitete man in Port-Arthur und Wei-Hai-Wei mit aller Energie daran, die Flotte, von der in den vergangenen Jahren so viel geredet und erwartet worden war, in einen absolut Erfolg versprechenden kriegsbereiten Zustand zu setzen? Man hätte dies glauben sollen — hegte man doch keinen Zweifel daran, daß die physische Macht China's, vertreten durch zwei mächtige Panzerschiffe, anerkannt vorzügliche Kreuzer, und vierzehn Torpedoboote, der Seemacht Japans, welche noch in den japanischen Parlamentsverhandlungen von 1890 als durchaus unzureichend hingestellt worden war, bedeutend überlegen sei.

Es war gewiß durchaus rationell und anerkennungswerth, daß die chinesische Flottenleitung die Sache so ernst nahm und erst nach Durchführung der ausgiebigsten Vorbereitungen activ auftreten wollte; aber wie lange dauerte das? Vierzehn Tage, vier Wochen waren seit Beginn des Krieges vergangen; hin und wieder hörte man, daß die Flotte zwischen Wei-Hai-Wei und Port-Arthur oder zwischen Port-Arthur und Wei-Hai-Wei kreuze, aber der entscheidende Schlag blieb aus.

In Südchina fing man an zu murren, dann zu schelten, und endlich entlud sich der allgemeine Unwille gegen die fabianische Tactik des Vicekönigs und des Admirals, die man in Bezug auf die Flotte zu identificiren gewohnt

war. Sie waren allerdings beide die einzig verantwortlichen Persönlichkeiten für den Zustand der Flotte. Aber waren sie frei in ihren Dispositionen, und hatte man sie auch mit allen Machtvollkommenheiten und Mitteln ausgerüstet, um ihrer Verantwortlichkeit gerecht zu werden? Gewiß nicht.

Den Vicekönig band die gemessene Weisung von Peking, bei Leibe nichts zu riskiren, was einer Provocation gegen Japan ähnlich gesehen hätte. Man glaubte ja in Peking noch immer an die schönen Versprechungen Rußlands und Englands, die beide sich anheischig gemacht hatten, den kriegerischen Absichten Japan's den diplomatischen Kappzaum anzulegen. Man legte in Peking der von Rußland und England proclamirten Intangibilität Korea's den Sinn bei, daß die vorgeblich rein sentimentale und grundehrliche persönliche Interesselosigkeit beider Mächte Japan zum Halt zwingen müsse. Eine chinesische Flottenaction hätte da gewiß dem Faß den Boden ausgestoßen und „Vorsicht — Vorsicht" war das Motto aller Depeschen, die das Corps der kaiserlichen Minister während dieser Zeit der hochnothpeinlichen Angst an den ohnehin schon von tausend Calamitäten eingeengten Vicekönig erließ. Fünf Jahre vorher waren die Fonds für seine Bestrebungen auf militärischem Gebiet und zu Marinezwecken auf ein Drittel reducirt worden; man hatte ihm seit Ausbruch des Krieges noch keinen Pfennig für die Mobilmachung bewilligt und hielt es für selbstverständlich, daß die geringe militärische Macht des großen Vicekönigs genügen würde, das zwerghafte Japan im Falle der äußersten Noth im Schach zu halten; dazu noch hatte jeder kleine Censor in Peking sein eigenes Plänchen, welches bei der Regierung stets williges Ohr fand. Die Entblößung Port-Arthurs, um den Yalu-Fluß mit viertausend Mann zu besetzen, war ein drastisches Beispiel von dem Pinselstrategenthum, das sich in Peking plötzlich pilzartig entwickelte und dem Vicekönig ins Handwerk pfuschte. Und der Admiral, ein Mann von dem besten Wollen, war brach gelegt durch seine eigenen Officiere und das Heer von indolenten Beamten, die man ihm aufgedrängt hatte und die blutegelartig an dem Leibe der jungen Flotte hingen, um ihr die Lebenskraft auszusaugen.

Admiral Ting war ein ehemaliger Cavallerieführer aus der Tai-Ping-Rebellion; er hatte zu jener Zeit häufig Beweise von großem Muth und Entschlossenheit abgelegt und dem Vicekönig Li Hung Chang viele wichtige Dienste geleistet. Theils Dankbarkeit hierfür, theils die Hoffnung, der alte General würde unter den meist unsoldatischen Elementen der Flottenofficiere einen militärischen Geist großziehen, hatten den Vicekönig bestimmt, die Ernennung Ting's zum Admiral der jungen Flotte zu veranlassen; es war diesem aber nie gelungen, sich die vollkommene Autorität über seine Capitäne zu erwerben, deren er bedurft hätte. — Anfangs war er eifrig bemüht gewesen, sich seemännische Kenntnisse anzueignen, bald aber mußte er dieses Streben als fruchtlos aufgeben; er fing an, sich ganz auf die europäischen Fachleute, die ihm der Vicekönig zur Seite stellte, zu verlassen.

Der englische Capitän Lang hatte dann fast selbständig die Flotte geleitet und brachte sie in Bezug auf Ausbildung von Officier und Mannschaft auf einen nicht unbedeutenden Grad der Vollkommenheit. Die inneren An-

gelegenheiten aber, Verwaltung, Verproviantirung, Munitionsersatz ꝛc. ꝛc. blieben vollkommen in den Händen der vielen Civilbeamten, die sich aus der Unzahl allgemeiner Beamtenaspiranten rekrutirten und sich diese Stellungen durch verwandtschaftliche oder landsmännische Beziehungen zu einflußreichen Persönlichkeiten zu sichern wußten.

Das ältere Officierpersonal der Flotte nahm dem Admiral gegenüber eine Stellung ein, die es diesem von vornherein unmöglich machte, sich Autorität zu verschaffen. Die Officiere entstammten größtentheils der Provinz Fu-chien. In dem Haupthandelsplatz dieser Provinz war bereits kurz nach der Tai-Ping-Rebellion der Versuch einer Flottengründung gemacht worden. Bedeutende Summen wurden hier verwandt zur Errichtung einer Werftanlage und zum Bau einer Flotte von unzähligen Kanonenbooten und hölzernen Corvetten unter der Leitung französischer Techniker. Obzwar die Namen dieser Schiffe für lange Zeiten als die Vertreter der chinesischen Flotte in europäischen Almanachs und Zeitschriften figurirten, so waren die Schiffe doch nie zu einer einheitlichen Flotte zusammengestellt worden. Zum Zweck ihrer Erhaltung wurden sie verschiedenen Localautoritäten unterstellt, welche dafür dann auch das Verfügungsrecht über das betreffende Schiff beanspruchten; an eine einheitliche Ausbildung des Personals war daher nicht zu denken.

Gleichzeitig mit der Werftanlage war in Fu-chou eine Marineschule zur Ausbildung chinesischer Marineofficiere gegründet worden. Es wurde ein Vorrecht der wohlhabenden Familien der Provinz, aus ihren Sprößlingen das Schülercontingent zu stellen. Die Schule stand für lange Jahre unter Leitung des damaligen englischen Capitäns Tracy und leistete gute Dienste in Bezug auf wissenschaftliche und technische Ausbildung junger Officiersaspiranten.

Als der Vicekönig zu seiner Flottenschaffung schritt, mußte er auf diese Marineschule zurückgreifen. Die besten Schüler machten einen praktischen Cursus in der englischen Marine durch und wurden der Stamm für das Officiercorps der neuen Flotte.

Das Decentralisationssystem, das sich in China in allen Branchen geltend macht, brachte es bald dahin, daß jeder Capitän an Bord seines Schiffes mehr oder weniger Selbstherrscher in Bezug auf Verwaltung und Personalrekrutirung wurde. So kam es, daß das Ergänzungspersonal an Officieren und Mannschaften für die rasch anwachsende Flotte fast einzig und allein aus der Provinz Fu-chien entnommen wurde. Die Fuchienesen eignen sich aber von der ganzen Bevölkerung China's am allerwenigsten zum Soldatenhandwerk.

Die mit vielen Wasserarmen durchzogene Provinz Fu-chien, reich an Thee, Seide und vielen anderen Handelsproducten, erfreut sich von alten Zeiten her eines gediegenen Wohlstandes, der sprichwörtlich in China und vielleicht die Ursache ist, weshalb die Fuchienesen der stählernen Nerven ermangeln, die dem Seemann vor Allem nöthig sind.

Erst in den letzten Jahren gelang es den eifrigen Bestrebungen des Capitäns Lang mit Hülfe des Admirals Ting, durch Schaffung von Matrosen- und Marineschulen in Tientsin und Wei-Hai-Wei Recrutirungen für die

Flotte aus den nordchinesischen Provinzen Shantung und Chehli durchzusetzen. Hierdurch wurde der jüngere Theil der Mannschaft auf einen bedeutend höheren Grad der Zuverlässigkeit gebracht, als je zuvor. Leider war dieser Ersatz aus Nordchina bei Ausbruch des Krieges noch bedeutend in der Minderzahl. Es war aber durch die Vermischung eine verderbliche Parteiung unter Officier und Mannschaften von Nord und Süd entstanden, die sich bei jeder Gelegenheit geltend machte. Auf der einen Seite stand der Admiral mit dem jüngeren nordchinesischen Personal und den Verwaltungsbeamten, auf der anderen Seite in überwiegender Mehrzahl die sämmtlichen Capitäne der Schiffe mit dem größten Theil der Officiere, fast allen Maschinisten und der aus Fu-chou gebürtigen Bemannung.

So lange der englische Capitän Lang dem Admiral Ting zur Seite stand, war Letzterer im Stande, den Fu-chou-Capitänen gegenüber seinen Willen geltend zu machen. Als es jenen aber gelang, den Capitän Lang aus seiner Stellung heraus zu intriguiren, ging die factische Flottenleitung in die Hände der Capitäne über; Admiral Ting selbst wurde zu einem Strohmann und mußte sich bei seiner Unkenntniß seemännischer Wissenschaft und Praxis ganz auf die Capitäne verlassen.

Die Capitäne und die ganze Fu-chou-Partei streben danach, nun nach Beseitigung des Capitäns Lang auch den Admiral Ting wegzudrücken, um dann die Stelle des Admirals, wie auch die fetten Pfründen der Flottenverwaltung für sich in Anspruch zu nehmen. So gerieth die Flotte unter die fast selbstständige Leitung der beiden Commodore, welche die Fu-chou-Partei repräsentirten und das Commando über die Panzerschiffe führten.

Man hütete sich vorläufig noch, in die Verwaltungsangelegenheiten einzugreifen, so lange der militärische Admiral nicht vollkommen beseitigt war; in allen Personalangelegenheiten, Besetzung neuer Commandoposten und Beförderungen wurde aber in systemloser Weise den Fuchienesen der Vorzug gegeben.

Daß gleichzeitig die Verwaltungsbeamten und Directoren der Artilleriedepots, der Arsenale und Werften ihre Pflichten in der gröbsten Weise vernachlässigten; daß die Arsenale, aus denen sich die Munitionen und Zündungen zu ergänzen hatten, nichts oder nur Unbrauchbares lieferten; daß die Magazine leer waren, nachdem man in den letzten fünf Jahren die von Krupp und Armstrong bezogene Munition fast gänzlich verbraucht hatte; daß endlich der Admiral aus Rücksicht auf die Verwaltungsbeamten nicht wagen durfte, über diese Zustände ein offenes Wort mit dem Vicekönig zu sprechen: das war den intriguirenden Commodoren gerade recht. Sie wußten, daß über kurz oder lang diese Zustände officiell ans Tageslicht kommen mußten, und dann war es um den Admiral geschehen.

So rechnete die Partei aus Fu-chien lange Jahre vor dem Kriege, bei Beginn des Krieges und sogar noch kurz vor der Schlacht am Yalu.

Der Chinese, welcher anfängt zu intriguiren, ist halsstarrig und einseitig, er wird blind für Alles, was außerhalb der speciellen Interessensphäre liegt, deren Förderung Zweck seiner Intrigue ist. Weder Güte noch Strenge,

weder Druck der Verhältnisse noch wiederholte Mißerfolge können ihn von seinem Endzweck abbringen. Bessere Ueberzeugung ist für ihn vollkommen ausgeschlossen, und selbst die Möglichkeit persönlicher Gefahr, die vielleicht mit der blinden Verfolgung seines Zieles verbunden ist, bleibt übersehen. Wenn dann statt des erwarteten Erfolges eine Katastrophe eintritt, die sein ganzes Spiel aufdeckt und unmöglich macht, so ist es kein seltener Fall, daß er zum Gift greift und sich selbst den Tod gibt.

Nur so ist der unglaubliche Leichtsinn der Arsenal- und Werftbeamten zu erklären, deren Magazine leer waren und blieben und die ihre Stellung nur als einen Uebergangsposten zum höheren Avancement betrachteten; — der Generale, die mit Dreiviertel ihrer Sollstärke und ohne genügendes Waffen- und Munitionsmaterial ins Feld rückten; — und der Capitäne der Flotte, die bis zum letzten Moment in corpore an dem Sturze ihres Admirals arbeiteten.

Der Vicekönig ahnte etwas von den verderblichen Zuständen in seiner Flotte — denselben energisch zu Leibe zu gehen, konnte er nicht wagen; die Gefahr, ganz die Controle über die Flotte zu verlieren, deren Capitäne und Beamte viele Freunde in Peking hatten, hielt ihn davon ab. Die Regierung wollte ja auf keine Weise die japanische Kriegsfurie provociren; sie hoffte den Krieg durch diplomatische Agitationen und mit Hülfe der Westmächte zu beenden. Es war also unnöthig, die Flotte zu riskiren. Der Vicekönig wußte aber, daß die Augen ganz China's mit großen Erwartungen auf die Flotte gerichtet waren; um ihr daher den Anschein kriegerischer Thätigkeit zu geben, erhielt Admiral Ting bei Ausbruch der Feindseligkeiten die Instruction, zwischen den Häfen Port-Arthur und Wei-Hai-Wei zu kreuzen, einen Zusammenstoß mit der feindlichen Flotte aber zu vermeiden.

Dieses zwecklose Kreuzen, während Japan seine Truppen ungehindert in Korea ansammelte, erregte bald in Hankau, Nanking und Ningpo argwöhnische Aufmerksamkeit; die vielen Widersacher, die der mächtige Vicekönig in den Personen der Generalgouverneure und Gouverneure der Südprovinzen hatte, fingen an, sich zu regen und ihn in Peking zu verklagen. Dies veranlaßte eine Erweiterung der Ordre an den Admiral; die Linie, auf der die Flotte kreuzen sollte, wurde nördlich nach Ta-Lien-Wan, südlich bis nach dem Shantung-Vorgebirge vorgeschoben und der Befehl ertheilt, daß man angreifen solle, falls sich feindliche Schiffe einzeln oder in kleinen Geschwadern vorwärts dieser Linie zeigten.

Bei strikter Befolgung dieses Befehls würde es an Gelegenheit für kleinere Gefechte nicht gefehlt haben. Seit Beginn des Krieges hatten kleinere japanische Recognoscirungsgeschwader die chinesische Küste unter steter Beobachtung gehalten. In Gruppen von zwei und drei Schiffen wurden sie von den zahlreichen Kauffahrteidampfern im Golf von Pe-Chehli und am Shantung-Vorgebirge gesehen. Der Flotte fehlte es nicht an der entsprechenden Information; die geschickt navigirenden Commodore verstanden es aber, bei ihren vielen Hin- und Herfahrten stets ein Zusammentreffen mit den japanischen Schiffen zu vermeiden. Als endlich der Vicekönig in der zweiten Woche des August den

Admiral zu einer Operation gegen einen größeren japanischen Truppentransport bewog, der von Fu-san nach Chemulpoo unterwegs sein sollte, scheiterte dies Unternehmen kläglich, indem der Commandant des Flaggschiffs es auf halbem Wege nach Roß-Island als vergeblich erklärte und eine rechtzeitige Umkehr veranlaßte.

Um den Schein zu wahren, dampfte man über Hai-Yang-tau nach Port-Arthur und berichtete von dort nach Tientsin, daß weder ein japanischer Truppentransport an der Küste von Korea unterwegs sei, noch daß sich ein feindliches Schiff im Golf von Pe-Chehli befinde.

Zur selben Zeit, am Morgen des 11. August, erhielt man in Tientsin ein Telegramm aus Wei-Hai-Wei, welches besagte, daß ein größeres Geschwader von sechzehn japanischen Schiffen vor Wei-Hai-Wei liege, und man jeden Augenblick die Eröffnung eines Bombardements erwarten könne.

Wie sich nachher herausstellte, hatte die japanische Flottenentfaltung nur den Zweck einer Recognoscirung im größeren Stil, die der chinesischen Flotte galt. Nachdem wenige Schüsse mit den Forts von Wei-Hai-Wei gewechselt worden waren, und man sich anscheinend auf japanischer Seite überzeugt hatte, daß die chinesische Flotte nicht dort sei, zog sich das ganze Geschwader wieder zurück. Port-Arthur erhielt sofort die entsprechenden Telegramme, die Flotte dampfte am Abend des 11. August nach Wei-Hai-Wei ab, um am nächsten Morgen, gerade zwölf Stunden zu spät für ein Zusammentreffen mit der japanischen Flotte, dort anzukommen.

In ganz China erhob sich eine Art Hohngeschrei; der Vicekönig, der Admiral und besonders die Capitäne der Flotte wurden Gegenstand von Lästerungen aller Art — der Kaiser gab seiner Unzufriedenheit dadurch Ausdruck, daß er dem Vicekönig den Orden der gelben Jacke und der dreiäugigen Pfauenfeder entzog.

Die Regierung wollte sich selbst in den Augen des Volkes rechtfertigen und machte den verdienten alten Vicekönig zum Sündenbock für ihre eigene Energielosigkeit; unbewußt dictirte sie sich aber selbst die härteste Strafe, indem sie den einzigen Mann, der im Stande gewesen wäre, in der schwierigen Lage das Richtige zu treffen, seiner Autorität beraubte, anstatt ihn mit all' jenen Machtvollkommenheiten auszurüsten, deren er bedurft hätte, um eine energische Kriegsführung zu erzwingen. Nachdem der Vicekönig auf diese Weise auf die Seite geschoben war, erhoben all' die kleinen und großen Neider, die er besaß, ihre Köpfchen, und Jeder hatte einen neuen überraschenden Plan, den japanischen Ueberhebungen aufs Schnellste den Garaus zu machen, so daß die an sich schon rathlose Regierung in Peking nun gar nicht mehr wußte, wo ihr der Kopf stand.

Der Vicekönig wußte sehr wohl, daß er den Admiral nicht verantwortlich machen konnte, sondern daß das geschickte Vermeiden eines Zusammenstoßes mit dem Feinde lediglich das Werk der Commodore war. Trotzdem konnte er sich nicht entschließen, diese Officiere zu cassiren, was ihm von verschiedenen Seiten gerathen wurde und wodurch jedenfalls den übrigen Capitänen ein heilsamer Schreck eingejagt worden wäre. Er berief aber den Admiral

zu einer Conferenz nach Tientsin, deren Folge war, daß der Vicekönig und der Admiral mich baten, als Stütze und Rathgeber mit dem Titel eines Generalinspecteurs der nordchinesischen Küstenvertheidigung die Controle über die Capitäne der Flotte zu übernehmen.

Ich war einigermaßen erstaunt über die Zumuthung. So ehrend mir auch die durch dies Anerbieten ausgesprochene Anerkennung war, so konnte ich mich doch nicht des Gedankens erwehren, daß zur Führung einer Flotte wohl mehr gehöre als guter Wille und die Kenntniß der specifisch chinesischen Verhältnisse, die diese Flotte bisher zur Unthätigkeit verdammt hatten. Ich hielt es von vornherein für ausgeschlossen, daß ich den Posten annehmen könne. Ich war weder Seemann noch hatte ich bei meiner Jahre langen Thätigkeit als militärischer Ingenieur und Artillerist viel Zeit übrig gehabt, mich aus Liebhaberei mit seemännischen Fachwissenschaften zu beschäftigen. Ich kannte gerade genug von den heutigen Anforderungen an eine ausgiebige Flottenleitung, um zu wissen, daß nur ein Fachmann erster Classe solcher Aufgabe gerecht zu werden im Stande sei.

Aber wo war der zu finden in dieser Zeit, die vielleicht nur auf eine kurze Spanne bemessen war, wenn der Flotte ein Haupt gegeben werden sollte, noch ehe Japans Flotte an der chinesischen Küste erschien? Mitten im Kriege einen activen höheren Officier aus den Marinen Deutschlands, Englands oder Rußlands herauszunehmen, war undenkbar. Die diesbezüglichen Versuche waren schon kurz vor Beginn des Krieges fehlgeschlagen, und im besten Fall mußten, ehe ein höherer Marineofficier aus Europa oder Amerika in China eintreffen konnte, acht bis zehn Wochen vergehen.

Ich hatte seit Jahren, während ich den Bau der Küstenbatterien, der Häfen von Port-Arthur und Wei-Hai-Wei leitete, die Mißstände in der Flotte genügend kennen gelernt; ich kannte das renitente intriguirende Element der Fu-chou-Capitäne und war häufig als Zeuge, in einzelnen Fällen sogar als Schiedsrichter, zwischen den streitigen Parteien in der Flotte angerufen worden. Die Aufgabe der Flottenleitung war jetzt durch die Haltung der Regierung sehr erschwert, dieselbe war immer noch nicht dahin zu bringen, energisch der Nothwendigkeit umfassender Organisation in Heer und Flotte ins Auge zu schauen. Ich war vor zweieinhalb Jahren aus dem chinesischen Dienst ausgetreten, weil ich das, was ich auf meinem Gebiete für nothwendig erkannt hatte, gegen die chinesischen Bestrebungen nicht durchzusetzen vermochte — sollte ich nun auf einem mir fremden Gebiet hoffen können, günstigere Resultate zu erzielen?

Es war schließlich eine rein persönliche Sache, die mich bei meiner Entscheidung leitete. Der alte Vicekönig und der Admiral Ting waren die einzigen Chinesen, die an meine Dankbarkeit einen gewissen Anspruch hatten. Hätte ich nur mit ihnen zu thun gehabt, ich wäre nie aus dem chinesischen Dienst ausgetreten; denn gerade von diesen Beiden war mir nicht nur stets Anerkennung, sondern häufig directe Unterstützung in meinen Bestrebungen für die Entwicklung der Häfen Port-Arthur und Wei-Hai-Wei zu Theil geworden. Es sollte ja nicht meine Aufgabe sein, die Flotte zu verbessern, sondern nur,

mit den vorhandenen Mitteln rechnend, dem Admiral zu helfen, seine Autorität aufrecht zu erhalten, um ähnliche Fälle wie die mißglückte Expedition nach Roß-Island zu verhindern. Dies wenigstens konnte ich. — Ich war der Einzige, der über die Fu-chou-Capitäne eine gewisse Autorität hatte, welche mir meine ehemalige Stellung als Commandant des Hafens Port-Arthur gesichert hatte, und für das nordchinesische Flottenpersonal war ich stets der anerkannte Schützer und Vertreter ihrer Interessen gewesen. Dies Alles veranlaßte mich, den schwierigen Posten anzunehmen — mit dem Bewußtsein, daß dabei nicht viel Ehre zu holen sei, daß ich aber wenigstens die Flotte an den Feind bringen würde, um auf die eine oder andere Weise die Regierung zu zwingen, entscheidende Schritte zu thun.

Am 21. August langte ich in Port-Arthur an. — Bei der ersten Inspicirung aller Schiffe war ich erstaunt über die Auffassung, welche die Capitäne offenbar geleitet hatte, als sie ihre Fahrzeuge in Kriegsbereitschaft setzten.

Der ganzen Flotte standen nur zwei Boote zur Verfügung; alle anderen, wie auch die Devids und sonstigen Heißvorrichtungen, waren zur Verminderung eventueller Splitterwirkung entfernt worden. Alles Eisen- und Holzwerk, das an Bord der Ting-Yuan und Chen-Yuan die Commandobrücke bildete, war gelockert und theilweise entfernt, das Kartenhaus fehlte ganz, und die Signalflaggen lagen frei hinter dem Commandothurm auf drei losen Planken, welche auf die stehen gebliebenen eisernen Säulen der Commandobrücke gelegt waren. Man sah der ganzen Arbeit an, daß sie in größter Hast von ungeübten Händen ausgeführt und daß man nur halb damit fertig geworden war.

Mein Hauptaugenmerk richtete sich auf die Munition. — Für die acht 30,5 Centimeter-Geschütze der beiden Panzerschiffe waren im Ganzen nur drei lange Zündergranaten und 64 kurze gewöhnliche Zündergranaten vorhanden. Für das 36 Centimeter-Geschütz des in Fu-chou erbauten Panzerschiffes Ping-Yuan hatte man überhaupt keine Zündergranaten, auch die 26 Tons schweren Armstrong-Geschütze der Kreuzer Chou-Yung und Yang-Wei hatten keinen Pulvervorrath, dagegen war für die Geschütze der drei Panzerschiffe reichlich Panzermunition vorhanden, welche in Anbetracht, daß Japan keine Panzerschiffe besaß, mehr oder weniger zwecklos war. — Auch die anderen Schiffe waren in Bezug auf ihre Munitionsvorräthe mangelhaft versorgt, jedoch war für die Panzerdeckkreuzer genügend Munition in den Magazinen von Wei-Hai-Wei.

Ich sandte noch an demselben Tage die entsprechenden Telegramme an den Vicekönig und bat ihn, das Arsenal in Tientsin zur angestrengten Arbeit bei Tag und Nacht zu veranlassen, um den Munitionsmangel einigermaßen zu ersetzen. Am nächsten Morgen dampfte ich mit der Flotte nach Wei-Hai-Wei, um die Munitionsbestände der Panzerdeckkreuzer aus den Magazinen aufzufüllen.

Bei meiner Ankunft in Wei-Hai-Wei wurde ich durch ein Telegramm des Zeughausdirectors von Tientsin überrascht. Dieser brave Mann hatte die Ansicht, daß Panzerschiffe nur Panzermunition führen müssen, und er wollte in Folge dessen beweisen, daß eine Thätigkeit des Arsenals, wie ich gefordert hatte, nicht von Nöthen sei.

Ich sandte weitere Telegramme an den Vicekönig, machte die Befolgung meines Wunsches zur Bedingung meines Bleibens und erreichte endlich nach zweitägiger Correspondenz, daß das Arsenal in Tientsin die entsprechenden Befehle erhielt. — Wie ich mich leider später überzeugen konnte, sind die Befehle trotzdem nie ausgeführt worden. Den Arsenaldirectoren war die Sache wohl nicht so eilig — die Regierung stellte keine besonderen Mittel zur Verfügung, also konnte man das Personal auch nicht verdoppeln. Am 10. September erhielt die Flotte vierundfünfzig kurze 30,5 Centimeter-Zündergranaten. Das war Alles, was man bis dahin leisten konnte, während rechnerisch sich nachweisen ließ, daß bei gewöhnlicher Tagesarbeit zehn Granaten pro Tag, also bis zum 10. September etwa zweihundert solcher Granaten hätten gefertigt werden können. — Die langen Gefechtsgranaten konnten die Arsenale überhaupt nicht fabriciren; trotzdem war es der Zeughausverwaltung nie eingefallen, dieselben rechtzeitig in Deutschland zu bestellen — der Krieg war ja schon erklärt, und der mußte nach Ansicht der Regierung längst beendet sein, ehe Neubestellungen ausgeführt werden könnten.

Für die beiden Armstrong'schen Kreuzer wurde schließlich ein Pulver geliefert, welches in dem Arsenal von Tientsin seit langen Jahren gelagert hatte und in Folge dessen durchaus nicht den Anforderungen entsprach. Das 26 Centimeter-Geschütz des Panzerschiffes Ping-Yuan blieb nach wie vor ohne Zündermunition.

Am schlimmsten war es mit der Torpedoflotte bestellt. Sie bestand aus vierzehn Torpedobooten verschiedener Construction, die nach Meinung des Vicekönigs, ausgerüstet mit allem nothwendigen Personal und Material, kriegsbereit im Hafen von Port-Arthur lagen. Ich fand indessen nur zwei Boote in gutem Zustande vor. Die übrigen zwölf lagen noch genau so auf den Hellings, wie sie seit den letzten sechs Jahren dort gelagert hatten — ohne Material, ohne eingeschossene Torpedos, ohne Munition, die Kessel vernachlässigt, ohne Feuerroste und mit verrosteten Maschinen. — Von dem zugehörigen Personal waren nur die Capitäne vorhanden — ehemalige Schüler aus der Torpedoschule, die zwar im Torpedowesen auf das Tüchtigste ausgebildet waren, denen man aber nie Gelegenheit gegeben hatte, praktische Seeleute zu werden. Ihrer englischen Sprachkenntniß halber wurden sie jetzt von dem Director der Werften von Port-Arthur in den Bureaux verwandt, um anderes Personal zu ersparen. Dieser erniedrigende Zustand war von den ehrgeizigen jungen Leuten tief empfunden. Sie waren die Ersten, die mich bei meiner Ankunft in Port-Arthur um Abänderung baten, und so mußte ich gleich mit dem Werftdirector wegen der Torpedoboote in Collision gerathen, wie am Tage darauf mit den Arsenaldirectoren in Tientsin wegen der Munitionsangelegenheiten der Flotte.

Ich hatte trotz der geringen Ansprüche, die ich machen mußte, nicht erwartet, die Flotte so mangelhaft für den Krieg vorbereitet und solch geringes Verständniß für sogenannte Mobilmachungsideen unter den Verwaltungsbeamten zu finden. Um in diesem Wirrwarr von Mangelhaftigkeiten an allen Ecken einigermaßen Ordnung zu schaffen, um dann das Nöthigste und Mög-

liche abzuändern und zu vervollkommnen, hätte es zum Mindesten eines durchaus opferwilligen Officiercorps bedurft. Aber gerade das war nur in Minderzahl vorhanden, und die Wenigen konnten gegen die Indolenz der Beamten und vor Allem gegen die verderblichen Bestrebungen ihrer Fu-chou-Cameraden nicht ankämpfen.

Eine Entlassung der untüchtigen Officiere und Abänderungen in den Commandorollen vorzunehmen, war nicht möglich. Die Capitäne erhielten ihr Commando durch kaiserliches Patent, und der Admiral hatte keine Controle über die Besetzung der Stellen. Das, was jeder Bataillonscommandeur in China kann — seine Hauptleute ernennen und entlassen, wie es ihm gutdünkt — konnte der Admiral der Flotte nicht; die Capitäne hatten lange mit diesem Factor gerechnet und waren dadurch in der Lage gewesen, den Admiral allmälig so an Unselbständigkeit zu gewöhnen, daß er auch jetzt nicht daran denken konnte, sich eine ähnliche Macht anzueignen.

In der Zeit vom 20. August bis zum 14. September wurde in der Flotte nach Möglichkeit gearbeitet, um die mangelhaften halbfertigen Bereitschaftsarbeiten an Bord der Schiffe fertig zu stellen. Schiffsräume, die ursprünglich zur Aufnahme von Reservekohlenvorräthen bestimmt gewesen, im Laufe der Zeit aber von den Capitänen zu Privatzwecken verwandt und mit Urväterhausrath vollgepfropft worden waren, wurden ihrem ursprünglichen Zweck zurückgegeben. Reservemannschaften aus der Matrosenschule in Wei-Hai-Wei wurden in das Geschützbedienungspersonal eingereiht, und es wurde dadurch möglich gemacht, die Geschützbedienungen lediglich aus nordchinesischen Leuten zusammenzustellen. Die Mannschaften aus Fu-chou wurden in die Heizräume und Magazine verwiesen, und die Officiere der Schiffe aus Cantonesen und Nordchinesen ergänzt.

Von dem Werftdirector in Port-Arthur hatte ich die sofortige Inangriffnahme der Bereitschaftsarbeiten an den Torpedobooten erreicht, aber das dafür nothwendige Personal an Heizern und Matrosen mußte erst geschaffen werden. So begann neben den fertig zu stellenden Arbeiten für die Flotte eine fieberhafte Thätigkeit zum Ausbilden der neuen Geschützbedienung der Torpedomannschaften.

Zweimal war während dieser Zeit die Flotte direct thätig, indem sie zwischen Port-Arthur, Hai-Yang-Tau und Ta T'ung Kau kreuzte und dadurch kleinere Munitionstransporte für die am Yalu-Fluß zusammengezogenen viertausend Mann des Generals Sung-Ching möglich machte. Es zeigte sich aber kein japanisches Schiff, da seit dem Beginn des schwierigen Vormarsches der Armeen von Seoul und nach Ping-Yang die Flotte damit beschäftigt war, denselben längs der Küste zu begleiten und durch Transporte zu unterstützen.

Wie schon in dem Aufsatz „Die chinesischen Truppen in Korea" erwähnt ist, wäre für die chinesische Flotte zu dieser Zeit die günstigste Gelegenheit gewesen, kleinere japanische Geschwader an der Küste von Korea aufzusuchen und unter vortheilhaften Umständen zu bekämpfen.

Durch den Zustand der chinesischen Flotte war es von vornherein ausgeschlossen, daß mit derselben großartige Erfolge der vereinigten japanischen

Flotte gegenüber zu erzielen sein würden; bei der Vorzüglichkeit einzelner chinesischer Schiffe aber war Alles von kleineren Unternehmungen zu erwarten. Ich machte die größten Anstrengungen, um auf den Admiral in diesem Sinne einzuwirken. Er glaubte aber nichts ohne den directen Befehl der Regierung unternehmen zu können. Diese hielt an dem Grundsatze fest: „absolute Schonung der Flotte" und wollte sich nicht gestehen, daß dies auf die Dauer ein unhaltbarer Zustand sei. Der Vicekönig dagegen hielt sich von jeder Initiative zurück, seitdem die Regierung ihre Absicht, die Kriegsleitung selbst in die Hand zu nehmen, durch die Abberufung des Generals Sung-Ching von Port-Arthur documentirt hatte.

Diesem General erschien es zweifelhaft, daß die geringen Streitkräfte von Ping-Yang der heranrückenden japanischen Armee lange Stand halten würden. Seine Stellung am Yalu-Flusse war nach dem Fall von Ping-Yang die nächste Etappe für den Vormarsch der Japaner. Mit viertausend Mann konnte er nicht hoffen, das zu leisten, was er der bedeutend stärkeren Besatzung von Ping-Yang nicht zutraute, er forderte daher energisch Verstärkung.

Die Regierung beschloß nun auch, die Garnison von Ta-Lien-Wan zu opfern und in der Stärke von viertausendfünfhundert Mann zur Unterstützung des Generals Sung-Ching nach dem Yalu-Fluß zu entsenden. Zum Marsch über Land blieb keine Zeit, es wurde daher der Transport zur See beschlossen. Diesmal gelang es, die Zustimmung der Regierung zu einer Flottenexpedition unter dem Namen des Transportschutzes zu erlangen.

Ich besprach dem zu Folge mit dem Admiral folgenden Plan: „Die Flotte sollte von Wei-Hai-Wei aus nach Ta-Lien-Wan dampfen, dort die Einschiffung der Truppen veranlassen und zur Deckung der Transportdampfer den minderwerthigen Theil der Flotte als zweites Geschwader, bestehend aus dem Panzerschiff Ping-Yuan, dem Aviso Kuang-Ping, den Kreuzern Chou-Yung- und Yang-Wei und zwei Moskito-Kanonenbooten, zurücklassen. Die Hauptgefechtsflotte, bestehend aus den Panzerschiffen Ting- und Chen-Yuan, den Panzerdeckkreuzern King- und Lai-Yuan, den Kreuzern Chih-Ching- und Tzi-Yuan, dem Aviso Kuang-Chia und zwei Torpedobooten, sollte von Ta-Lien-Wan direct nach Cap Shoppek dampfen, von hier aus die Küste nach Norden verfolgen und bis zu der Tatong-Mündung vorgehen." Der weitere Plan war: „Die japanischen Geschwader, die wir an diesem Theil der koreanischen Küste vorfinden würden, anzugreifen, eventuell zu vernichten und dann erst, nachdem also die Nordküste von der gefährlichen Nähe japanischer Kriegsschiffe gesäubert war, die Transportschiffe unter Begleitung des zurückgelassenen zweiten Geschwaders aus Ta-Lien-Wan auslaufen zu lassen."

Dies war unsere Absicht — aber die Entscheidung von Ping-Yang kam einige Tage zu früh. Trotzdem uns die Zustände in Ping-Yang kein Geheimniß geblieben waren, hatten wir doch auf eine Vertheidigung des Platzes gerechnet, die die japanischen Armeen dort vierzehn Tage aufgehalten haben würde. Die Flottenexpedition wäre dann dieser Vertheidigung zu Statten gekommen; aber wir hatten eben unsere Rechnung ohne den General Yeh gemacht.

Planmäßig kam die Flotte am 15. September Abends in Ta-Lien-Wan an. Hier wurden wir von der Nachricht überrascht, daß die telegraphische Verbindung mit Ping-Yang abgebrochen sei. General Sung telegraphirte von Chiu-Lien-cheng, „eine Schlacht hätte bei Ping-Yang stattgefunden, die Japaner wären im Besitz von Ping-Yang, er erwarte in den nächsten Tagen in seiner Stellung am Yalu-Fluß angegriffen zu werden, und er bäte daher dringend um die versprochene Verstärkung."

In der richtigen Annahme, daß die japanische Flotte mit der vordringenden Armee Schritt hielt und nach der Einnahme von Ping-Yang sofort bestrebt sein müßte, sich der Mündung des Yalu-Flusses zu bemächtigen, beschlossen wir die sofortige Einschiffung der Truppen und directe Ueberführung des Transports nach der Yalu-Mündung unter Aufgabe unseres Planes einer Expedition nach der koreanischen Küste. Wenn wir richtig rechneten, so mußte es sich um einen Wettlauf nach der Yalu-Mündung zwischen unseren Transportschiffen und der japanischen Flotte handeln, und es schien uns zweifellos, daß wir dort mit der japanischen Flotte zusammenstoßen würden. War dies nicht der Fall, so konnten und mußten wir, nach Bergung des Truppentransportes, der japanischen Flotte nach der koreanischen Küste entgegenfahren. Unter allen Umständen stand nunmehr das Zusammentreffen mit der gesammten Gefechtsflotte des Feindes in sicherer Aussicht.

Man hätte annehmen sollen, daß dies Factum belebend auf Officier und Mannschaft wirken würde; ich will nicht sagen, daß das Gegentheil der Fall war, die Mannschaft verhielt sich indifferent, so weit sie über die Lage informirt war, in vereinzelten Fällen glaubte ich sogar, eine gewisse Kampfesfreude constatiren zu können — für die Officiere aber hatte die Aussicht auf einen Kampf mit der gesammten feindlichen Flotte den einzigen beklagenswerthen Erfolg, daß man den Admiral bestürmte, von der Theilung der Flotte in zwei Geschwader abzusehen und mit allen Schiffen vereint dem Feind entgegen zu fahren.

Trotz meines energischen Einspruchs konnte ich den Admiral nicht ganz bei der ursprünglichen Disposition festhalten; doch gelang es mir, die beiden Kanonenboote und das Panzerschiff Ping-Yuan ihrer Bestimmung als Begleitgeschwader der Transportschiffe zu erhalten. Die Chou-Yung und Yang-Wei aber wurden sehr gegen meinen Willen dem Gefechtsgeschwader einverleibt. Nach Allem, was ich von diesen Schiffen wußte, waren sie, wie auch die drei anderen Schiffe, für ein Gefecht auf hoher See vollkommen unbrauchbar. Abgesehen von ihrem Munitionsmangel, waren ihre 26 Tonsgeschütze auf schwerfälligen hydraulischen Lafetten älterer Construction in Bezug auf Treffähigkeit derartig unsicher, die Schiffe selbst derartig lebhaft in ihren Schlinger- und Stampfbewegungen und ihre Maschinen so langsam, daß von den Schiffen im Gefecht keine positive Leistung zu erwarten war. Ich konnte mit dieser Ansicht bei dem Admiral nicht durchdringen, man war so an die Zehnzahl der Manöverflotte gewöhnt, daß man ohne diese beiden alten Armstrong-Kreuzer ein Gefecht nicht annehmen zu können glaubte.

Unter allen Umständen war keine Zeit zu verlieren, wenn die Verstärkungen noch zu General Sung-Ching gelangen sollten, ehe Japan die Yalu-Mündung besetzte.

Um neun Uhr Abends begann die Einschiffung der viertausendfünfhundert Mann, und um ein Uhr Nachts konnten wir die Anker lichten. — Am nächsten Nachmittag waren wir bei Ta-T'ung-Kau.

Nachdem der Hafen durch zwei Torpedoboote recognoscirt worden war, liefen die Transportdampfer unter der Escorte des Begleitgeschwaders ein. Das Gefechtsgeschwader ankerte etwa acht bis zehn Meilen vorwärts des Hafeneingangs. Es bestand aus folgenden Schiffen: Zwei Panzerschiffen Ting-Yuan, Chen-Yuan; zwei Panzerkreuzern King-Yuan, Lai-Yuan; drei Panzerdeck-Kreuzern Tzi-Yuan, Chih-Yuan, Ching-Yuan; den beiden veralteten Kreuzern Chau-Yung, Yang-Wei und der Holzcorvette Kuang-Chia.

Die wenigen Ausländer, die an der Flottenexpedition Theil nahmen, befanden sich auf den beiden Panzerschiffen. An Bord des Flaggschiffes Ting-Yuan waren außer mir noch der Deutsche Albrecht als Obermaschinist und zwei Engländer, Namens Tyler und Nichols, als erster Officier und als Artillerie-Officier; an Bord der Chen-Yuan der Deutsche Heckmann als Artillerie-Officier und der Amerikaner Mac-Giffin als Navigations-Officier, außerdem noch der Engländer Purvis an Bord des Armstrong-Kreuzers Chih-Yuan als Obermaschinist.

Die beiden Torpedoboote hielten die Verbindung zwischen dem inneren Hafen und der Flotte aufrecht, und durch sie erhielten wir noch an demselben Abend die Nachricht, daß die Debarcation schnell von statten gehe und anzunehmen sei, daß sie am nächsten Mittag beendet sein werde.

Die Flotte lag die Nacht unter Halbdampf vor Anker, es wurde wachsam Ausguck gehalten. Die Nacht war mondhell und verlief ohne jede Störung. Am nächsten Morgen gegen zehn Uhr, als die Mannschaft gerade bei der ersten Mahlzeit war, bekamen wir in südlicher Richtung mehrere Rauchsäulen in Sicht. Es wurde sofort Signal „Volldampf" gegeben, die Mannschaft beendete ihre Mahlzeit.

Gegen elf Uhr konnte die Flotte die Anker lichten. Der Flaggencapitän erhielt in meiner Gegenwart von dem Admiral den Befehl, das Signal „Doppelte Kiellinie in Sectionen" zu geben.

Ueber die Frage der besten Angriffsformation hatten früher schon verschiedene Berathungen stattgefunden. Es schien, daß der Capitän Lang in seinen Gefechtsübungen der Formation „Dwarslinie in Sectionen" als Angriffsformation den Vorzug gegeben hatte. Seit seinem Abgang hatte die Flotte aber bedeutend an der Manövrirfähigkeit verloren. Ich konnte mich bei verschiedenen Gelegenheiten überzeugen, daß diese Angriffsformation bei der Nervosität und Unaufmerksamkeit des Personals zu den größten Wirrnissen führen würde. Die Berathungen hatten daher zu der Annahme der Angriffsformation „Kiellinie in Sectionen" geführt.

Entgegen dem Befehl des Admirals gab der Flaggencapitän Len-Pu-Chin das Signal „Dwarslinie in Sectionen". War es Absicht oder böser Wille

dieses eigenmächtigen Commodors, jedenfalls war es zu spät, das Signal abzuändern, wollte man nicht Unordnung in die erste Gefechtsentwicklung bringen.

Inzwischen hatten wir uns der japanischen Flotte so weit genähert, daß wir zwölf Schiffe unterscheiden konnten, die uns anscheinend in zwei Divisionen entgegendampften. Die erste Division bestand aus dem Flaggschiff Yoshino, den Kreuzern Naniwa, Akitsushima, Takachio und dem Kanonenboot Akagi, das Backbord heraus hinter der Division dampfte. Es folgte die zweite Division mit dem Flaggschiff Matsushima, den Kreuzern Hasidate, Itsukushima, Chiyoda, Hiyei und dem veralteten Panzerschiff Fuso. Der Transportdampfer Saikio Maru schien dieser Division attachirt zu sein und folgte ebenfalls Backbord heraus.

Nach gegenseitiger Annäherung auf vier bis fünf Seemeilen Entfernung beobachteten wir bei der japanischen Flotte eine Hakenschwenkung nach halblinks auf unserem rechten Flügel zu. Dieser rechte Flügel war unser schwächster Punkt. Die beiden Kreuzer Chou-Yung und Yang-Wei hatten dort ihre Station noch nicht eingenommen. Sie befanden sich seitlich hinter der Linie und waren daher vollkommen isolirt.

Durch die Hakenschwenkung der Japaner wurde uns Gelegenheit, den Fehler des Flaggencapitäns einigermaßen gut zu machen, indem wir durch eine achtel Wendung nach rechts unserem Angriff die Form eines Keils gaben, wodurch unsere Buggeschütze zur vollen Geltung kommen konnten und gleichzeitig die japanische Flotte nach rechts abgedrängt wurde.

Kurze Zeit darauf gab der Officier im Mastkorb die Entfernung fünftausend Meter an. Auf diese Entfernung eröffnete das Flaggschiff Feuer mit allen großen Geschützen, und damit hatte die Schlacht begonnen.

An Bord des Flaggschiffs wurden durch den Gasdruck der Backbordgeschütze, welche gerade voraus feuerten, die Brückenplanken empor geschleudert und wir alle, die wir vorn auf der Commandobrücke standen, niedergeworfen. Der Admiral Ting erhielt dabei empfindliche Brandwunden an der linken Seite des Kopfes, und sein Fuß wurde zwischen den Brückenplanken derartig gequetscht, daß er sich für den Rest des Gefechtes in seine Cabine zurückziehen mußte und mir die weitere Leitung überließ. Ebenso verlor Commander Tyler durch die entwickelten Pulvergase momentan das Augenlicht und mußte die Brücke verlassen. Da dieselbe zerstört war, nahm ich meinen Standort auf dem Barbett der Panzerthürme; Commodor Leu-Pu-Chin mit dem Navigations-Officier leitete die Bewegungen des Schiffes in dem Commandothurm.

Die Japaner gaben erst bei viertausend Meter Feuer, welches wir erwiderten, und unsere Formation gestattete uns zum dritten Male, unsere Geschütze zu entladen, bis die japanische Flotte an unserem rechten Flügel vorbeidampfte.

Wir wurden hierbei mit einem Hagel von feindlichen Geschossen überschüttet. Auf eine Distanz von durchschnittlich dreitausend Meter dampften die Japaner an uns vorbei und schienen nur die mittleren Caliber und Schnellfeuergeschütze in Anwendung zu bringen. Unsere Maschinengeschütz-Besatzung, die ganz exponirt war, erlitt bedeutende Verluste. Auch mir fuhr ein Granat-

splitter in die rechte Hüfte, was ich zur Zeit aber nur als einen kräftigen Stoß empfand, ohne mir bewußt zu werden, daß ich verwundet sei. — Für die beiden Kreuzer Chafu-Yung und Yang-Wei wurde dieser erste Gefechtsmoment verhängnißvoll. Ich sah sie in hellen Flammen, sie schienen hinter den Japanern nach Steuerbord abzuschwenken und mit dem Kanonenboot Akagi ins Gefecht zu gerathen.

Eine kleine Gefechtspause entstand durch eine Formationsveränderung unserer Gegner in unserem Rücken.

Es ist wahrscheinlich, daß es in der Absicht der Japaner lag, mit der Yoshino-Division direct den Hafeneingang von Ta-T'ung-Kau zu forciren. Beide Divisionen theilten sich, die der Yoshino dampfte gerade aus, während die der Matsushima nach rechts abschwenkte, um, wie es schien, unseren linken Flügel anzugreifen.

Die Yoshino-Division muß die Rauchsäulen unseres Begleitgeschwaders gesehen haben, welches gerade im Begriff stand, aus dem Hafen auszulaufen, um an dem Gefecht Theil zu nehmen; denn sie gab ihre scheinbare Absicht auf, schwenkte plötzlich nach links ab, und wählte zu ihrem Angriffsobject abermals die beiden Kreuzer Chou-Yung und Yang-Wei.

In diesem Moment wurde ich durch Commander Tyler, welcher mit einem verbundenen Auge wieder an Deck erschien, auf meine Wunde aufmerksam gemacht. Ich begab mich in die Cabine, um sie zu verbinden. Als ich kurz darauf wieder auf Deck kam, befanden wir uns im Kreuzfeuer der beiden japanischen Divisionen.

Wir waren gleich nach dem ersten Passiren der japanischen Geschwader auf der ganzen Linie nach Steuerbord abgeschwenkt, um unserem rechten Flügel zu Hülfe zu kommen. Dieses Manöver wurde ohne Signal ausgeführt, denn die im Mastkorb der Ting-Yuan befindlichen Flaggen- und Signalmannschaften waren den ersten feindlichen Schüssen zum Opfer gefallen. Die Flotte hatte den allgemeinen Befehl, stets den Bewegungen des Flaggschiffs zu folgen; so wurde die Ausführung der Schwenkung möglich. — Der Zweck derselben wurde vereitelt durch die Matsushima-Division, welche unseren linken Flügel angriff und zu umfassen suchte. Die beiden Schiffe Tzi-Yuan und Kuang-Chia trachteten sich dieser Umfassung zu entziehen, indem sie scharf nach Steuerbord drehend in der Richtung nach Ta-T'ung-Kau abdampften. Sie passirten dabei unseren rechten Flügel auf größere Entfernung. — Für einen Moment glaubte ich, daß dieses Manöver mit solcher Energie ausgeführt würde, um der Chou-Yung und Yang-Wei zu Hülfe zu kommen. Leider täuschte ich mich. Beide Schiffe ergriffen die Flucht, wobei die Tzi-Yuan mit der bereits übel zugerichteten Yang-Wei collidirte und das Schicksal dieses Schiffes entschied.

Trotzdem die Kreuzer Chou-Yung und Yang-Wei dem directesten Feuer der Yoshino-Division andauernd ausgesetzt gewesen waren, kam doch keines derselben zum Sinken; aber der Brand an Bord erlangte derartige Ausdehnung, daß an eine weitere Gefechtsthätigkeit dieser Schiffe nicht gedacht werden konnte.

Nach dem Zusammenstoß mit der Tzi-Yuan lief die Yang-Wei bei Ta-T'ung-Kau auf den Strand, und es gelang nachher, etwa hundert Mann der Besatzung zu retten. Der Capitän hatte sich über Bord gestürzt und war ertrunken. — Die Chou-Yung brannte und war in dichte Rauchwolken eingehüllt; dem Capitän gelang es, sein Schiff auf den Strand laufen zu lassen, doch konnten sich nur wenige der Mannschaften durch Schwimmen retten.

Die fechtende Flotte bestand nunmehr nur noch aus sechs Schiffen, und zwar aus den besten, die sie besaß.

Bei einheitlicher Leitung wären diese sechs Schiffe wohl im Stande gewesen, der japanischen Flotte empfindliche Verluste beizubringen. Leider war aber von einer einheitlichen Leitung keine Rede mehr. Durch die Matsushima-Division auf dem linken Flügel und die Yoshino-Division auf dem rechten mit Schnellfeuergeschossen überschüttet, wurde es unmöglich, die Schiffe zusammenzuhalten. — Als wenn das Signal ‚Mêlée' gegeben worden wäre, suchte sich jedes der Schiffe sein eigenes Gefechtsobject aus. Nur die beiden Panzerschiffe hielten fest zu einander bis zum Ende des Kampfes.

Die Chih-Yuan war das erste Schiff, welches die Ordnung brach. — Wahrscheinlich in der Absicht, einen directen Angriff auf das Kanonenboot Akagi zu machen, das den schnellen Bewegungen der anderen japanischen Schiffe nicht folgen konnte, schwenkte die Chih-Yuan aus der Linie und dampfte vor unserer Front vorbei. Es entspann sich zwischen ihr und Akagi ein Gefecht, in welchem letztere stark beschädigt wurde und, wie es schien, mit dem Bug zu sinken begann. Dabei gerieth aber die Chih-Yuan mitten in die Matsushima-Division. Kurze Zeit darauf sah ich sie nach Backbord kentern und versinken. Das Schiff sank mit unglaublicher Geschwindigkeit. Ich nehme an, daß ein Schuß von dem dreiundzwanzig Centimeter-Heckgeschütz der Matsushima ihm in Längsrichtung auf Backbordseite einen langen Riß beibrachte, wodurch das sofortige Vollaufen des Schiffskörpers und das Kentern verursacht wurde.

Die Ching-Yuan, die den Versuch gemacht hatte, ihrem Schwesterschiff zu folgen, war hinter unserer Front nach links abgeschwenkt und wäre dem gleichen Schicksal wie die Chih-Yuan verfallen, wenn sich die beiden Panzerschiffe nicht sofort der Matsushima-Division zugewandt hätten. Es gelang, die Ching-Yuan herauszuhauen, die sich in hellen Flammen aus der Mêlée rettete. An dem Kampf nahm sie aber nicht mehr Theil, sie war bis zum Schlusse des Gefechts mit Löscharbeiten beschäftigt.

Es entspann sich nun ein andauernder Geschützkampf zwischen den beiden Panzerschiffen und der Matsushima-Division. Auf chinesischer Seite wurde derselbe mit den schweren 30,5 Centimeter-Thurmgeschützen und den 15 Centimeter-Bug- und Heckgeschützen geführt; auf japanischer Seite mit den Schnellfeuergeschützen und den 32 Centimeter-Bug- und Heckgeschützen der Matsushima-Classe.

Wir erlitten an Bord des Flaggschiffes einen schweren Verlust durch den Tod des Artillerie-Instructeurs Nichols; ein großer Granatsplitter hatte ihm den Unterleib aufgerissen. Ein Geschoß durchschlug über dem Panzerdeck auf Backbord die Schiffswand und tödtete verschiedene Mannschaften in der

Cambuse und in der Officiersmesse, wo der Admiral Ting lag. Indessen erhielt keines der Panzerschiffe ernstere Beschädigungen, die ihre Gefechtsthätigkeit hätten in Frage stellen können.

Auf japanischer Seite müssen die Beschädigungen sehr beträchtlicher Natur gewesen sein. Die Matsushima wurde fast zu gleicher Zeit von den schweren Geschützen der Ting-Yuan und Chen-Yuan getroffen, sie war in dichte Rauchwolken eingehüllt und unseren Blicken vollkommen entzogen. Wir glaubten, das Schiff wäre gesunken; das Factum, daß es nicht mehr auf dem Gefechtsfelde erschien, bestärkte diesen Glauben. Dasselbe war bei der Hiyei und Fuso der Fall, die hinter dem dichten Rauch der Matsushima hervorkamen und nun das Ziel unserer schweren Geschütze wurden. Auch diese Schiffe verschwanden aus dem Gefecht. Die Matsushima-Division schien aufgelöst, nur eines der Schiffe der Matsushima-Classe, die Hashidate, nahm später noch an der Fortsetzung des Kampfes Theil. Die Entfernung in diesem Geschützkampf variirte zwischen fünfzehnhundert und viertausend Meter. Im Allgemeinen war auf japanischer Seite das Bestreben, den schweren Geschützen der Panzerschiffe auszuweichen, deutlich erkennbar.

Ich hatte seit dem Tode des Artillerie-Instructeurs Nichols dessen Posten eingenommen, und meine Aufmerksamkeit concentrirte sich auf die Leitung der beiden Panzerthürme. Ich habe daher während dieser Periode die Bewegungen der beiden Panzerschiffe nicht genau verfolgt. Ich weiß nur, daß ich zu drei verschiedenen Malen den Commodor Leu-Pen-Chin veranlassen mußte, die Fahrrichtung inne zu halten, um die mit dem einen Geschütz erschossenen Entfernungen für die anderen Geschütze ausnützen zu können.

Währenddem waren die beiden Vulkan-Kreuzer King- und Lai-Yuan mit der Yoshino-Division im Gefecht und standen in Flammen, als sich die Panzerschiffe ihnen zuwenden konnten. Es gelang, die Yoshino-Division von den beiden Kreuzern abzudrängen. Beide Schiffe zogen sich in der Richtung Ta-T'ung-Kau zurück, um ihre Feuer zu löschen. Doch nur die Löscharbeiten der Lai-Yuan waren von Erfolg. Die King-Yuan brannte vollkommen nieder und sank später wahrscheinlich in Folge einer Kesselexplosion.

So war die chinesische Flotte nach diesem zweiten Gefechtsmoment und nach ungefähr zweistündigem Kampfe auf die beiden Panzerschiffe reducirt.

Das chinesische Begleitgeschwader hätte jetzt auf dem Gefechtsfelde erscheinen müssen. Einerseits war aber die Entfernung durch das sich in südlicher Richtung hinziehende Gefecht sehr groß geworden, andererseits wurden die Schiffe durch Rettungsarbeiten bei den Kreuzern King-Lai und Ching-Yuan in Anspruch genommen. Mit Ausnahme eines Torpedobootes, das dreimal vergeblich versuchte, die Saikio-Maru in die Luft zu sprengen, trat das Begleitgeschwader nicht fechtend auf.

Der dritte Gefechtsmoment bestand in dem dreistündigen Kampfe der beiden Panzerschiffe Ting-Yuan und Chen-Yuan gegen die Yoshino-Division, der sich die Hashidate angeschlossen hatte. Mit größter Geschicklichkeit vermied die Yoshino-Division jede Annäherung der Panzerschiffe und brachte dabei ihre weittragenden Schnellfeuergeschütze aufs Ausgiebigste zur Geltung.

Die Japaner konnten mit Ausnützung ihrer größeren Fahrgeschwindigkeit die Tactik verfolgen, die beiden Panzerschiffe auf eine Entfernung von drei- bis viertausend Meter zu umkreisen. Wir suchten vergeblich die ewige Kreisspirale der Japaner zu durchbrechen, um unser schweres Geschütz auf kurze Entfernung zu günstiger Wirkung zu bringen. Hierdurch wurde die feindliche Division zum fortwährenden Manöveriren veranlaßt, und ich hatte Gelegenheit, ihre vorzügliche Manöverirfähigkeit zu bewundern. Es wurde aber auf beiden Seiten herzlich schlecht geschossen. Es ist mir unklar, wie zwei so mächtige Artillerieparks sich für etwa drei Stunden auf drei- bis viertausend Meter Entfernung beschießen konnten, ohne sich ernstliche Schäden zuzufügen. Die Panzerschiffe waren fortwährend von einem durch einschlagende Geschosse erzeugten weißen Gischt umgeben, während nur wenig Verluste an Todten und Verwundeten zu verzeichnen waren.

Es gelang dem japanischen Schnellfeuer, die Räume unter der Back der Ting-Yuan in Brand zu schießen. Die Gefechtsthätigkeit dieses Schiffes litt bedeutend durch den entstehenden Qualm. Ich mußte daher das Schießen einstellen, um des Qualms Herr zu werden. Hierbei hatte ich Gelegenheit, mich von der Richtigkeit meines Urtheils über die Tüchtigkeit der Nordchinesen im Vergleich zu den Mannschaften aus der Provinz Fuchou zu überzeugen. Letztere hatten sich in die unteren Schiffsräume zurückgezogen, nur mit Hülfe des Revolvers war es möglich, einen Theil derselben an Deck zu bringen und sie zu zwingen, bei den Löscharbeiten thätig zu sein. Die ganze nordchinesische Mannschaft dagegen hatte ihre Posten an den Geschützen bis zum Schluß inne behalten, freiwillig nahmen sie die Löscharbeiten in die Hand, als das Schießen eingestellt werden mußte. Hauptsächlich durch ihre opferwillige Thätigkeit wurde es möglich, den Qualm so weit zu unterdrücken, daß das Schießen nach etwa halbstündiger Unterbrechung wieder aufgenommen werden konnte, und dann griffen die Leute mit erneuter Energie wieder zu ihrer Arbeit an den Geschützen. Während dieser Löschversuche blieb die Chen-Yuan stets an der Seite ihres Schwesterschiffes und unterhielt ein angestrengtes Feuer, so daß also dieses Schiff für fast eine halbe Stunde den Kampf gegen das feindliche Geschwader ganz allein führte.

Obgleich die Japaner wußten, daß sie zur Zeit nur einen thätigen Gegner gegenüber hatten, wagten sie doch keinen directen Angriff, sondern behielten ihre umkreisende Tactik auf lange Distanz bei. Vielleicht war es die Furcht vor den Torpedos oder dem Rammen, vielleicht die Ueberzeugung, daß ihre Geschütze doch nicht im Stande seien, den vierzehn Zoll dicken Panzer der beiden Stettiner Schlachtschiffe zu durchdringen. Jedenfalls mußten sie wissen oder im Laufe des Gefechts erfahren haben, daß sie von der mangelhaften Munition der großen Geschütze der Panzerschiffe nicht viel zu fürchten hatten; denn die vielen Treffer ohne Sprengwirkung, deren sie später selbst in ihren Berichten erwähnen, werden sie darüber belehrt haben, daß uns die Zündermunition ausgegangen war. Thatsächlich hatten die Panzerschiffe ihren Vorrath an Zündergranaten in den ersten zwei Gefechtsmomenten vollkommen

erschöpft, und der dreistündige Kampf mußte von Seiten der Panzerschiffe mit Panzergranaten geführt werden.

Unser Erstaunen kannte keine Grenzen, als etwa um fünf Uhr, also lange vor Dunkelwerden, die Entfernung zwischen uns und dem japanischen Geschwader sich stetig vergrößerte, bis es uns endlich klar wurde, daß der Feind im Abzug begriffen sei. Dieser Abzug mag dadurch bewirkt worden sein, daß zur Zeit unser Begleitgeschwader Miene machte, zu uns zu stoßen, und daß die Japaner den Eingriff unserer beiden Torpedoboote fürchteten. Vielleicht sahen sie auch die Fruchtlosigkeit ihrer Tactik gegen die mächtigen Panzer ein und verspürten keine Neigung, zu einer energischeren Offensive überzugehen. Am wahrscheinlichsten ist, daß unsere Panzergranaten mehr Schaden an Bord der japanischen Schiffe angerichtet hatten, als man nachher zugeben wollte, und daß sich das Yoshino-Geschwader nicht stark genug fühlte, einen erneuten Kampf mit dem bis dahin unthätigen Begleitgeschwader aufzunehmen.

Diese letztere Vermuthung wird bestärkt durch das Factum, daß sich für die nächsten Wochen nur vereinzelte japanische Schiffe in den chinesischen Gewässern zeigten, während die anderen mehr oder weniger größeren Reparaturen in den Werften von Kure und Shimonoseki unterworfen wurden. So würde auch am ehesten die wenig entschiedene Umkreisungstactik ihre natürliche Erklärung finden.

Welche Annahme nun auch immer die richtige sein mag, jedenfalls ließen die Japaner, verfolgt von den beiden chinesischen Panzerschiffen, das Schlachtfeld in unseren Händen. Erst als wir den Feind aus dem Gesicht verloren hatten, kehrten wir nach dem Gefechtsfelde zurück, um uns mit dem Rest der Flotte nach Port-Arthur zu begeben, wo wir am nächsten Morgen eintrafen.

Ein Torpedoboot wurde vorher noch in die Yalu-Mündung hineingeschickt, um die inzwischen entladenen Transportdampfer zu avertiren, ebenfalls nach Port-Arthur oder Taku zurückzukehren.

Ich muß hier erwähnen, daß die später veröffentlichten japanischen Berichte besagen, der Admiral Ito sei in der Richtung Wei-Hai-Wei abgedampft in der Erwartung, die chinesische Flotte dort am nächsten Morgen noch einmal angreifen zu können.

Wenn der japanische Admiral die chinesische Flotte für so beschädigt hielt, wie die Berichte glauben machen wollen, so durfte er sie nicht vor Wei-Hai-Wei, sondern nur vor Port-Arthur erwarten, denn dies war bekanntermaßen der einzige chinesische Kriegshafen, in welchem Reparaturen in größerem Umfange ausgeführt werden konnten; war der Admiral aber wirklich der Ansicht, die chinesische Flotte würde sich nach Wei-Hai-Wei begeben, so ist dies ein Beweis dafür, daß er sie für nicht so arg reparaturbedürftig gehalten haben muß.

Was den Zustand unserer Flotte nach der Schlacht anbetraf, so war eigentlich nur der Stettiner gepanzerte Kreuzer Lai-Yuan in vollkommen gefechtsunfähigem Zustande. Derselbe war total ausgebrannt und glich eher einem eisernen Ponton, als einem Schlachtschiff. Seine Geschütze waren aber

durchweg gebrauchsfähig, und der Rumpf des Schiffes selbst intact. Die beiden Panzerschiffe Ting-Yuan und Chen-Yuan waren in ihren oberen Constructionen buchstäblich durchsiebt von Geschossen und Sprengstücken der Schnellfeuergeschütze. Alles Holzwerk der Räume, die innerhalb des mittleren Aufbaues lagen, war zerstört und theilweise ausgebrannt. Ein schweres Geschoß war an Bord der Ting-Yuan in schräger Richtung am Fuß des Steuerbordthurmes in das Deck eingedrungen und hatte wahrscheinlich den Brand unter der Back des Schiffes verursacht. Ein zweites schweres Geschoß hatte die Panzerung auf der Steuerbordseite unter Wasser gestreift und die Wandung am Bug, wo der Panzergürtel aufhört, so eingedrückt und aufgerissen, daß das Schiff an dieser Stelle leck wurde und zur sofortigen Reparatur gedockt werden mußte. Ein drittes schweres Geschoß hatte das lange Feld des linken Backbordgeschützes getroffen, hier eine Quetschung verursacht und das Schildzapfenlager beschädigt. Im Uebrigen waren die meisten Maschinengeschütze auf dem mittleren Aufbau vollkommen unbrauchbar.

Dasselbe galt im Allgemeinen von dem Panzerschiff Chen-Yuan, indessen ließ sich hier nur ein Treffer von schwerem Geschütz constatiren, der ähnlich, wie die Decktreffer der Ting-Yuan, in das Schiffsinnere eingedrungen war. Ein Schnellfeuergeschoß hatte den Verschluß einer der Thurmgeschütze unbrauchbar gemacht. Bei beiden Panzerschiffen waren aber die Panzergürtel, sowie alle von diesen umschlossenen Schiffstheile, vollkommen intact und speciell waren Maschinenraum, Magazine und Magazinverbindungen frei von jeglicher Beschädigung.

Die offenen Barbettthürme hatten sich in Bezug auf freie Feuerthätigkeit, wie auch in Bezug auf Schutz für Geschütz und Mannschaften als vollkommen erwiesen. Abgesehen von verschiedenen kleinen, scharf ausgeprägten, etwa fünf Centimeter tiefen Eindrücken in die Panzerplatten waren an denselben keinerlei Merkmale der fünfstündigen Kanonade zu erkennen. Die Geschütze hatten fast ununterbrochen gefeuert, und die Verluste an Todten und Verwundeten in den Thürmen waren erstaunlich gering.

Dagegen stellte sich während des Gefechts die Verbindung zwischen Commandothurm und den Barbettthürmen als durchaus ungenügend heraus. Wie bei den Panzerschiffen angeordnet, konnte dieselbe nur vermittelst Sprachrohr oder durch Boten stattfinden. Das Sprachrohr erwies sich aber während des Gefechts als unanwendbar. Der Lärm der crepirenden Granaten übertäubte Alles. Der Botendienst, der durch Verbindung unter Deck stattzufinden hatte, war erschwert und führte zu vielen Mißverständnissen, so daß ich während des zweiten Gefechtsmoments zweimal gezwungen war, die Feuerleitung aufzugeben, um mich direct mit dem Commodore über die innezuhaltende Fahrrichtung zu verständigen.

An dem Armstrong-Kreuzer Ching-Yuan und dem Vulkan-Kreuzer Tzi-Yuan constatirte ich als einzig wesentliche Beschädigung die momentane Unbrauchbarkeit je einer Lafette von Geschützen mittlerer Caliber. Abgesehen von Brandbeschädigungen waren diese beiden Schiffe vollkommen gefechtsfähig.

Ganz unbeschädigt waren die Schiffe des chinesischen Begleitgeschwaders, welches keinen directen Antheil an der Schlacht genommen hatte. Kleinere und größere Beschädigungen durch Brand waren an allen Schiffen zu constatiren. Dieselben waren aber, mit Ausnahme der Lai-Yuan, bei keinem Schiff derartig, daß ihre Gefechtsthätigkeit dadurch in Zweifel gezogen werden konnte. Die Lai-Yuan erforderte allerdings durchgreifende Reparaturen; sie war das einzige Schiff, bei welchem der Brand auch das Deck angegriffen und zerstört hatte.

Schon nach wenigen Tagen hätte die chinesische Flotte, bestehend aus Chen-Yuan, Ping-Yuan, Tzi-Yuan, Kuang-Chia, sechs Armstrong-Kanonenbooten, sieben Torpedobooten und außerdem noch Ting-Yuan, falls man von der Benutzung des einen schweren Geschützes absah, dispositionsfähig sein können.

Wenn trotzdem von dieser immerhin recht ansehnlichen Macht von drei Panzerschiffen und drei Kreuzern, sechs Kanonen- und sieben Torpedobooten kein Gebrauch gemacht wurde, so lag dies nicht, wie man japanischerseits glauben machen wollte, an der Vernichtung der nordchinesischen Flottenmacht, sondern an der furchtbaren Unentschlossenheit auf chinesischer Seite, welche den ganzen Krieg charakterisirt und auch nach der — zum Mindesten unentschiedenen — Schlacht am Yalu die Japaner die Früchte eines Sieges genießen ließ.

Dazu kam noch der absolute Mangel an Munition für die Panzerschiffe, der lähmend auf alle Flottenoperationen und entmuthigend auf das Personal wirken mußte. Es ist leider eine Thatsache, daß die beiden vorzüglichen Panzerschiffe bis zu der späteren Katastrophe in Wei-Hai-Wei ohne Munition waren und blieben.

Nach Eintreffen in Port-Arthur mußte ich meiner Verwundung halber nach Tientsin zurückkehren. Ich drängte dort den Vicekönig Li Hung Chang, wie auch später die Regierung in Peking, die Munitionsmängel durch sofortige Bestellungen zu beseitigen und für den Personalersatz durch Engagements von Europäern und Amerikanern zu sorgen. Das Letztere geschah nicht, und telegraphische Bestellungen an Krupp ergingen erst, als ich persönlich nach Peking berufen wurde.

Bei der Einnahme von Wei-Hai-Wei wurde die Ting-Yuan gesprengt und liegt heute, ein vollkommenes Wrack, auf dem Strande bei der Insel Leu-Kung-Tau; die Chen-Yuan ging durch Capitulation in die Hände der Japaner über. — Zu derselben Zeit langte in Shanghai die in der zwölften Stunde bei Krupp bestellte Munition an, die diese beiden Panzerschiffe in den Stand gesetzt haben würde, der japanischen Flotte dauernd Widerstand zu leisten. — —

Die Ungarn und ihre Millenniumsfeier.

Von

H. Vambéry.

[Nachdruck untersagt.]

Wer würde bei dem heutigen Stande der ethnologischen Forschung noch wagen, über den Ort, wo die Wiege eines Volkes gestanden, und über die Sprache, die es im Kindesalter gesprochen, mit positiven Daten hervortreten zu wollen? Ueber die ersten Anfänge und über den Werdeproceß der meisten Völker schwebt ein dichter Nebel, den die Wissenschaft wohl hier und da an einzelnen Punkten zu durchbrechen vermag, doch die Dunkelheit gänzlich zu beseitigen und ein vollständiges Licht zu verschaffen, ist bisher noch selten gelungen. Bei der Gestaltung der heutigen Nationen Europa's, wo römisch-griechische Geschichtsquellen uns einigermaßen an die Hand gehen und seßhafte geregelte Zustände früher geherrscht haben, ist die Forschung verhältnißmäßig erleichtert; doch ganz anders verhält es sich mit der genetischen Geschichte eines Volkes, das aus weiter Fremde in Europa eingefallen ist, hier sich niedergelassen und eine Nation und einen Staat gegründet hat. In der Sturmfluth, welche zur Zeit der Völkerwanderung aus Asien nach Europa eingebrochen, bilden die Magyaren sozusagen die letzte Sturzwelle. Ueber ihren Ursprung, über ihre ethnische Zugehörigkeit, sowie über Art und Weise ihres ersten Auftretens haben byzantinische und arabische zeitgenössische Schriftsteller nur einen schwachen Schimmer von Licht verbreitet, das mittelalterliche Europa selbst hat uns wenig zuverlässige Kunde hinterlassen, denn die Kenntnisse der Chronisten und Annalisten jener Zeit waren ebenso beschränkt wie ihre vom blinden Religionshaß geleitete Auffassung. Daß die Altvordern der heutigen Ungarn Menschen ural-altaischer Rasse waren, das ist ausgemacht; doch zu welcher Fraction derselben, ob zur finnisch-ugrischen oder zur turko-tatarischen sie gehörten, das bildet noch immer den Gegenstand wissenschaftlicher Discussion. Mit den Einzelnheiten dieser Streitfrage, die sich eigentlich auf Natur und Wesen der heutigen magyarischen Sprache bezieht, kann der deutsche Leser verschont bleiben. Wir wollen uns hier auf die Geschichte jenes ural-altaischen Volkes beschränken, das in Europa gegen Ende des neunten Jahr-

hunderts einfiel, in dem von den Karpathen umgürteten Lande sich niederließ und das heutige Ungarn gegründet hat. Nach Aussage der byzantinischen Quellen, namentlich nach dem Berichte, den der purpurgeborene Kaiser Constantin unter dem Titel „De Administrando Imperio“ in der Mitte des zehnten Jahrhunderts geschrieben, stammen die Magyaren, die er sowohl wie Leo der Weise durchwegs Türken (Turkoi) nennt, von der unteren Wolga und sind vom Bruderstamme der Petschenegen, die an Macht und Zahl ihnen überlegen waren, zum Zuge nach dem Westen gedrängt worden. Zu jener Zeit hatten sich im Norden des Pontus und des Kaspigebietes ganz außerordentliche Begebenheiten zugetragen. Durch die über den Kaukasus und die hyrkanische Steppe nach dem Norden vorgedrungene Schar begeisterter Moslimen war die Nomadenwelt jener Gegenden in Aufruhr gerathen. Am Zuge nach den reichen Gefilden Irans gehindert und in engere Grenzen eingeklemmt, entstand ein wildes Schieben und Drängen unter den nach Weideplätzen und Abenteuern sich sehnenden Zeltbewohnern, den Uzen (den heutigen Turkomanen), Chazaren, Petschenegen und Magyaren. So kam es, daß die Letztgenannten von den Ufern der Wolga successive an die des Don, des Dnjepr, des Pruth und der Sereth gedrängt, gegen die östlichen Ausläufer der Karpathen vorgerückt waren. Als harmloser Spaziergang kann dieser Marsch nicht bezeichnet werden, denn die Magyaren mußten mit dem Schwerte in der Hand sich einen Weg bahnen, und nachdem ihr glänzender Sieg über die Bulgaren den Ruf ihrer militärischen Tüchtigkeit im nahen Europa verbreitete, darf es nicht Wunder nehmen, daß der deutsche Kaiser Arnulf sich ihrer Hülfe in seinen Kämpfen gegen den Mährenfürsten Swatopluk bedienen wollte und sie nach Pannonien berief. Es war daher eine deutsche Einladung, welche die Ungarn nach Europa gebracht, doch das freundschaftliche Verhältniß konnte nicht von langer Dauer sein; denn die reichen Triften an der Donau und der Theiß hatten ihre große Anziehungskraft auf die muthigen Horden nicht verfehlt, und als die Macht des Mährenkönigs gebrochen war, kehrten sie bald wieder in das schöne Land zurück und unterwarfen sich leicht das bunte Chaos von Slawen, Sarmaten, Awaren, Bulgaren, Dalmaten, Franken und wie sonst die Völkerfragmente geheißen haben mögen, die damals sich in Ungarn aufhielten.

Daß kriegerische Nomaden, die nie an die Scholle gebunden waren, anfangs nicht innerhalb der Grenzen Ungarns verblieben, sondern auch den benachbarten deutschen, böhmischen und italienischen Landen ihre nicht sehr friedlichen Besuche abstatteten, ist erklärlich. Ein Turkomane sagte mir einst: „Eher kannst Du jedes einzelne Sandkorn auf dem Steppenboden annageln, als den Turkomanen zur seßhaften Lebensart zwingen;“ und einer ähnlichen Weltanschauung folgend, stürmten magyarische Haufen, selbst nach der Einnahme des Landes, auf ihren windschnellen Pferden in die weite Ferne, das damalige Europa nach allen Richtungen durchstreifend. Kreuz und quer, über Stock und Stein, über Alpen und Ebenen zogen die beute- und abenteuerlustigen Reiter, überall Schrecken verbreitend, und schleppten von überall Gefangene mit sich in das damals menschenleere Ungarn. So groß war

die Angst vor diesen asiatischen Freibeutern, daß die christliche Welt jener Zeit in die Litanei das Gebet „Gott schütze uns gegen die Ungarn", einschaltete. Die Furcht war auch ganz natürlich; denn der an den Anblick der fremden Menschen und fremden Waffen nicht gewöhnte Abendländer stand hülflos dem einem Sturme gleich daher brausenden Asiaten gegenüber. Hierzu gesellte sich noch die größere Kriegstüchtigkeit, strenge Disciplin und eigenartige Tactik, durch welche die Magyaren sich hervorthaten. Ganz Europa, von Bremen bis nach Neapel und von Bordeaux bis nach Constantinopel heimsuchend, ward ihrem Siegeszuge erst Einhalt geboten, als die abendländischen Gegner vor dem Anblick der Eindringlinge nicht mehr zitterten und mit ihrer Kampfesweise sich vertraut gemacht hatten. Im Jahre 933 erlitten sie die erste ernste Schlappe bei Merseburg, und hierauf folgte im Jahre 955 die große Niederlage am Lechfelde bei Augsburg, bei welcher Gelegenheit ein großer Theil des magyarischen Heeres sammt seinen Anführern zu Grunde ging. Auch von anderen späteren Einfällen waren sie mit blutigen Köpfen heimgekehrt. Während der Zeit vom Ende des neunten bis zur Mitte des zehnten Jahrhunderts war an die Stelle der alten Generation der unbändigen Steppensöhne ein neues, minder abgehärtetes Geschlecht getreten, auch der Zauber der Waffen war geschwunden, und übermannt durch die Zahl der Verbündeten, mußten die bisher heidnischen Magyaren im buchstäblichen Sinne des Wortes zum Kreuze kriechen. Das Christenthum, das noch vor dem Erscheinen der Magyaren unter Führung Arpád's an gewissen Punkten des alten Pannoniens schon Eingang gefunden hatte, breitete sich nun mehr und mehr aus. Der Schamanismus und der Parsiglaube, zu dem die Ungarn sich früher bekannt hatten, mußte der Lehre Christi weichen, fromme Ritter und begeisterte Missionäre kamen in das Land, und eher als man es ahnen konnte, hielten Ruhe und Gesetzlichkeit im Völkermosaik des damals als Schreckensfitz geltenden Ungarns ihren Einzug.

Wie dies Alles gekommen, d. h. wie es den Ungarn gelingen konnte, hier auf europäischem Boden, trotz der Feindseligkeit und des steten Anstürmens ihrer Gegner eine Nation und einen Staat zu schaffen, das sei in wenigen Worten erzählt. Die Einnahme des Landes durch Arpád, den ersten Anführer, war 896 perfect geworden. Nach seinem 907 erfolgten Tode gelangte eine Reihe von Heerführern an die Spitze der Regierung, nämlich Zoltan (907—946), Taksony (946—972), Géza (972—997), und Stefan; er wurde zum ersten König von Ungarn gekrönt und war, im christlich frommen Geiste jenes Zeitalters erzogen, schon in der Lage, durch Erlaß von Gesetzen und gewaltsame Einführung des Christenthums seinem Lande einen europäischen Zuschnitt zu verleihen und den Trotz seiner an europäische Gesittung sich nur schwer gewöhnenden Landsleute zu brechen. Wohl ging das Werk der Pacificirung und Civilisirung nur äußerst langsam von statten, innere und äußere Kämpfe hatten sich fortwährend in den Weg gestellt; doch kann man annehmen, daß im elften und zwölften Jahrhundert in Ungarn schon ganz geregelte Verhältnisse geherrscht und solche Zustände Platz gegriffen hatten, die, was Regierung, Religion, Handel und Wandel anbelangt, denen der benachbarten Länder gleich-

werthig waren. Ohne fremden Beistand hätte dieses Werk sich nicht vollführen lassen können. Schon gelegentlich ihrer Einfälle in alle Länder Europa's hatten die Magyaren eine große Anzahl von Gefangenen ins Land gebracht, die zum Ackerbau und zu friedlichen Geschäften verwendet, im Vereine mit den in Ungarn schon vorgefundenen Slawen, als Lehrer gewirkt und zur Milderung der Sitten bedeutend beigetragen haben. Hierzu gesellte sich der Zufluß von deutschen und böhmischen Rittern, die der Bekehrungseifer ins Land gebracht, und die, nachdem sie der Krone als Schutz gedient und für ihre Arbeit reichlichen Lohn empfangen hatten, schon in der zweiten und dritten Generation zu kernechten Magyaren wurden. Am interessantesten aber ist der Amalgamationsproceß, der in den ersten zwei Jahrhunderten stattgefunden. Das aus einer Vereinigung der Kriegerschar Arpád's mit den vorgefundenen Ueberresten der Awaren hervorgegangene Volkselement der Magyaren hat neben den übrigen Nationalitäten die verschwindend kleine Minderzahl gebildet. Die große Majorität bestand aus friedliebenden Slawen, die im Lande Städte gegründet hatten, daher die Topographie Ungarns zur Zeit der Besitzergreifung durch die Magyaren fast durchweg einen slawischen Sprachencharakter aufweist. Außer den Slawen gab es noch viele deutsche Ansiedler, die, schon früh ins Land gekommen, theils ganze Districte gebildet, theils aber nur in Städten sich niedergelassen hatten. Von den deutschen Rittern, die damals nach Ungarn in derselben Eigenschaft kamen, wie z. B. die heutigen europäischen Civil- und Militärbeamten in der Türkei, Persien und im Oriente überhaupt, sind hervorzuheben: die schwäbischen Ritter Pazman und Hunt, Wenzel von Wasserburg, Wolfgang und Hedrich, Hermann aus Nürnberg, die Schwaben Kelad und Guth, Altman der Thüringer u. s. w., die, wie schon erwähnt, gar bald ins Magyarenthum aufgingen; nur die später eingewanderten größeren Colonien in Siebenbürgen und in Nordungarn haben ihre deutsche Nationalität bis heute bewahrt.

Was die breiteren Schichten des Volkes anbelangt, so verblieb das eigentliche magyarische Element wohl lange in der Minderzahl, bildete aber demungeachtet die Classe, welche das Land beherrschte und vertheidigte. Sie waren der belebende Geist des Völkerconglomerates, und der Staat hatte mehr einen magyarisch-politischen als magyarisch-ethnischen Charakter. Es waren eben der Freiheitssinn, die militärischen Eigenschaften und die Verfassung der kriegerischen Nomaden, die hier den Ausschlag gaben und vermöge deren die Magyaren ihre Hegemonie aufrecht erhielten. Kraft dieser Vorzüge konnte Ungarn sich nicht nur gegen die Angriffe seiner westlichen Feinde schützen, sondern es hatte frühe schon einen mächtigen Wall gebildet gegen die vom Pontusgebiet und dem heutigen Rumänien her an die Ostgrenzen Europa's anstürmenden Ural-Altaier, namentlich Kumanier, Petschenegen und Tataren. Wäre Ungarn im elften und zwölften Jahrhundert nicht schon ein consolidirter einheitlicher Staat gewesen, so wären jene raub- und beutelustigen Nomaden ungehindert in Süd- und Mitteldeutschland eingedrungen, und das Werk der Civilisation Europa's hätte sich bedeutend verzögert. Dieser wohlthuende Einfluß des Magyarenthums auf die politische Gestaltung des Landes

hatte sich bald auch hinsichtlich seiner gesellschaftlichen Beziehungen geltend gemacht. Wer dem politischen Verbande beigetreten, hatte ohne Rücksicht auf seine fremdländische Abstammung volle Freiheit; die Krone des Heiligen Stefan war das gemeinsame Band, und hierin lag die eigentliche Stärke des Landes. Zu jener Zeit, wo die Nationalitätenfrage noch nicht in Betracht kam, konnte zwischen Magyaren, Slawen und den im zwölften Jahrhundert aus der Balkanhalbinsel eingewanderten Rumänen auch kein Unterschied bestehen, und wenn slawische Schriftsteller der Neuzeit mit der Behauptung auftreten, es sei durch den Einfall der Magyaren in den slawischen Nationalkörper ein unheilvoller Keil hinein getrieben worden, so wäre wohl die Frage gestattet: Warum haben die Slawen, die doch die Majorität der Bevölkerung ausgemacht, nicht selbst einen Staat gebildet, und warum sind sie der kleinen Minorität ural-altaischer Krieger unterlegen? Was in Preußen und im Osten Deutschlands im Allgemeinen in den gegenseitigen Verhältnissen zwischen Deutschen und Slawen sich zugetragen, das hat auch in Ungarn stattgefunden. Die Slawen jener Zeit hatten keine Macht, keine Fähigkeit, Staaten zu bilden und mußten sich daher theils die gänzliche Absorption, theils die Suprematie eines fremden, mehr begabten Volkes gefallen lassen.

Thatsache ist, daß der mehr auf geistige als numerische Stärke basirte magyarische Staat Jahrhunderte lang, trotz aller Wechselfälle des Schicksals, seine politische Unabhängigkeit zu behaupten gewußt und selbst inmitten der harten Kämpfe gegen Mongolen, Tataren und Türken seine Culturmission nach dem Osten hin nicht vernachlässigt hat. Schon während der Regierungszeit der Dynastie Arpád's, deren Mannesstamm 1301 erloschen war, schritten die Consolidirung und Civilisirung rüstig vorwärts. In der hierauf folgenden Periode der gemischten Dynastien nimmt Ungarn schon einen vornehmen Platz im Staatencomplex Europa's ein; seine Grenzen waren während der Regierung Ludwig's des Großen (1342—1382) von drei Meeren bespült, und daß es zur Zeit von Mathias Corvinus (1458—1490) einen Mittelpunkt des damaligen europäischen Culturlebens gebildet, ist allbekannt. Auf die Glanzperiode des letztgenannten Königs folgte die traurige Zeit der Türkenherrschaft, die einhundertundsechzig Jahre gedauert hat und als Hauptursache zu betrachten ist, warum Ungarn hinter den übrigen europäischen Ländern in seiner Culturentwicklung so lange zurückgeblieben ist. Hätte Ungarn gegen Mongolen, Tataren und Türken allein zu kämpfen gehabt, so wäre es dem kräftigen Nationalgeiste des Magyarenthums wohl leicht gewesen, die allerdings tief gehenden Wunden zu heilen, welche die Barbaren ihm geschlagen. Leider jedoch hatte Ungarn in Oesterreich einen Gegner, der schon sehr früh seinen Blick auf die Krone des Heiligen Stefan gelenkt hatte. Als der letzte König von Ungarn auf dem Schlachtfelde von Mohács (1526) gefallen war und der Halbmond seine Herrschaft über den größten Theil des Landes ausgebreitet hatte, da schien die Gelegenheit geboten, zugleich mit der Besiegung des Erzfeindes der Christenwelt den lang gehegten Wunsch einer Einverleibung Ungarns in Erfüllung zu bringen, und dies um so mehr, da Oesterreich, als eminent katholische Macht, die Unterdrückung des in Ungarn gleich im Anfang der Reformation sich schnell

verbreiteten Protestantismus für heilige Pflicht hielt. Türkennoth und Religionsverfolgung hatten sich in Ungarn daher auf einmal eingestellt. Die erste hatte den materiellen Untergang herbeigeführt, während die zweite gegen das geistige Leben und zugleich gegen das nationale Erwachen des Magyarenthums gerichtet war. Aus Ungarn zogen nämlich schon früh wißbegierige Jünglinge auf deutsche Universitäten, und das Feuer des während der protestantischen Bewegung in Deutschland erwachenden deutsch-nationalen Geistes hatte bei den Ungarn magyarisch-nationale Gefühle erweckt. Die bisherigen schüchternen Versuche der magyarischen Literatur gewannen einen mächtigen Impuls. Auf die Bibelübersetzung folgten bald andere geistige Producte in der magyarischen Sprache, und der eigentliche Beginn der Nationalidee Ungarns datirt nicht aus der Glanzperiode seiner politischen Größe und Macht, sondern aus diesen Unglückstagen. Ein Theil Ungarns ward wieder dem Katholicismus zurückerobert, die lateinische Sprache gewann wieder die Alleinherrschaft im Lande; aber die Germanisationsbestrebungen Kaiser Josef's II. hatten fast gar keine Aussicht auf Erfolg, und der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts kann als der Zeitpunkt bezeichnet werden, in welchem zur Umwandlung des magyarisch-politischen Staates in einen magyarisch-nationalen Staat mit Verständniß, mit Energie und mit Begeisterung geschritten wurde.

Was Ungarn seit jener Zeit, namentlich von den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts angefangen bis heute, auf dem Gebiete der nationalen Cultur, des Handels, des Ackerbaues und des öffentlichen Unterrichtes geleistet, das kann mit Recht jener energischen Action zur Seite gestellt werden, mittelst welcher es einem kleinen Häuflein beherzter ural-altaischer Krieger gelungen war, inmitten der arischen Welt einen Staat zu gründen und eine Nation zu schaffen. Besonders hervorgehoben zu werden verdient der kurze Zeitabschnitt seit 1867, nämlich seitdem Ungarn mit Oesterreich sich ausgesöhnt und seine Selbständigkeit zurückerlangt hat; und wenn es eines Beweises für die segensreiche Wirkung der auf liberale Institutionen gegründeten nationalen Selbstregierung eines Volkes bedürfte, so könnte die Wiederherstellung der ungarischen Constitution als solcher angeführt werden. Die Momente dieses glücklichen Umschwungs sind zahlreich und mannigfach, und wir wollen hier nur einige anführen. Vor Allem die erhebliche Zunahme der Seelenzahl des magyarischen Elementes. Nach Vertreibung der Türken aus Ungarn (1686) soll die Gesammtbevölkerung Ungarns kaum zwei Millionen Seelen ausgemacht haben, von welchen das rein magyarische Element nur einen dritten Theil gebildet, da sein Hauptsitz, die Niederungen Ungarns, der türkischen Bedrückung am meisten ausgesetzt gewesen. Diese winzige Minorität des herrschenden Volkselementes hat selbst bei den Magyaren schon früh Befremden erregt und einen ungarischen Historiker aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts (A. Kollár) zu dem Ausrufe bewogen: „Der kleinste Theil der Bevölkerung im Lande bedient sich der magyarischen Sprache, und es ist zu befürchten, daß diese Sprache ebenso wie das Kumanische (tatarisch) verschwinden wird." Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts mag es ungefähr zwei Millionen Magyaren gegeben haben, in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts zählte man deren

schon vier, und heute gibt es, nach den neuesten Ausweisen, über acht Millionen Einwohner magyarischer Zunge. Diese ganz außergewöhnliche Zunahme ist allerdings weniger der natürlichen Vermehrung, als dem Anschluß fremdsprachiger Bürger der ungarischen Krone zuzuschreiben, der übrigens ein durchaus freiwilliger und einzig dem wachsenden Einfluß des Magyarenthums zuzuschreiben ist. Man thut den Magyaren Unrecht, wenn man sie anderer gewaltsamer Mittel der Magyarisirung zeiht. Nicht Abstammung, sondern Schule, Bildung und politische Erziehung verleihen den nationalen Charakter; denn daß Kinder deutscher Eltern, die inmitten einer magyarischen Bevölkerung geboren und in magyarischen Schulen erzogen sind, zu guten magyarischen Patrioten werden können, das beweist, nebst vielen Tausenden, der frühere ungarische Ministerpräsident Dr. Wekerle, der Sohn eines biedern Schwaben, und dabei dennoch durch und durch magyarisch fühlend und denkend. Was dem magyarischen Elemente den Zauber der Assimilationskraft verliehen, das ist erstens das an vielfältigem Segen der Natur reiche Land, und zweitens der ritterliche Charakter, die Gastfreundschaft und der Freiheitssinn des magyarischen Volkes: Eigenschaften, welche, gleich dem Boden Ungarns, stets eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt haben; Eigenschaften übrigens, die zur Charakteristik kriegerischer Nomadenvölker im Allgemeinen gehören und bei denen nur zu bewundern ist, daß die Magyaren sie auf fremden Boden und unter veränderten ethischen und gesellschaftlichen Verhältnissen zu bewahren gewußt haben.

Wer Ungarn und seine Hauptstadt in den fünfziger Jahren besuchte, wird es heute kaum mehr erkennen, da der mächtig pulsirende Nationalgeist solche Schöpfungen ins Leben gerufen hat, die Bewunderung verdienen. Der Proceß der Modernisirung des Staates und der Gesellschaft hat sich hier mit unglaublicher Schnelligkeit vollzogen. In Betreff der allgemeinen Cultur ist in erster Reihe das Unterrichtswesen zu erwähnen. Die Zahl der Volksschulen — ungefähr siebzehntausend mit siebenundzwanzigtausend Lehrern und von dritthalb Millionen schulpflichtiger Kinder besucht — ist allerdings noch nicht hinreichend; doch die Zahl der Gymnasien und Realschulen hat sich schon erfreulich gehoben, denn 1867, beim Anbruch der neuen Aera, gab es im Lande nur vierzehntausendsechshundertundneunundfünfzig Mittelschüler, und heute ist deren Zahl schon auf sechzigtausend gestiegen. Noch mehr gilt dies bezüglich der höheren Lehrinstitute. Die Universität von Budapest hat einhundertundneunzig Professoren und jährlich zwischen drei- und viertausend Hörer; die Universität von Kolozsvár (Klausenburg) hat sechsundfünfzig Lehrkräfte und circa sechshundert Hörer, und wenn wir hierzu noch das Polytechnicum mit sechzig Professoren und ungefähr eintausend Hörern, sowie die vielen übrigen Fachschulen, Fachcurse, humanitären und sonst der Bildung dienenden, der Mehrzahl nach neu ins Leben gerufenen Institute rechnen, so kann man sich von dem Aufschwunge des geistigen Lebens wohl annähernd einen Begriff machen. Die innere Verwaltung des Landes läßt freilich noch Manches zu wünschen übrig, was nur durch die Verstaatlichung der Administration verbessert werden kann und wird, aber was in Bezug auf die Rechtspflege, das Sanitätswesen und zur Förderung der Viehzucht und des Ackerbaues in

jüngster Zeit geschehen, ist immerhin beachtenswerth und birgt den Samen einer gedeihlichen Fortentwicklung. Was den ehemaligen Reisenden in Ungarn am meisten überraschen mag, das ist die erleichterte Communication. Im Beginn der neuen Aera gab es in Ungarn nur zweitausend Kilometer Eisenbahnen, und heute dehnt der Schienenstrang sich über nahezu siebzehntausend Kilometer aus, wobei noch die Verbesserung der Chausseen und der gehobene Verkehr auf den Flüssen und Canälen nicht zu vergessen sind. Daß unter solchen Umständen Handel und Wandel im steten Aufblühen begriffen sind, und Ungarn bei voller Verwerthung des Bodenreichthums sich eines stets zunehmenden Wohlstandes erfreut, ergibt sich aus dem Gesagten von selbst. Einem lebensfähigen und lebenskräftigen Volke, das sein Schicksal in die eigenen Hände bekommen, braucht vor der Zukunft nicht zu bangen, und wenn unvorhergesehene, außerordentliche politische Ereignisse nicht störend einwirken, so mag und wird der zum neuen Leben erwachte ungarische Staat gewiß erstarken und gedeihen.

Man wird nunmehr begreiflich finden, daß eine Nation, die nach Ueberwindung so vieler Gefahren, Kämpfe und Widerwärtigkeiten jetzt mit freudigem Stolze auf eine tausendjährige Vergangenheit zurückblicken darf, die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen konnte, dieses wichtigen Wendepunktes ihrer Geschichte in würdiger Weise zu gedenken. Hierin liegt der Grundgedanke der Millenniumsfeier. Den Magyaren selbst gewährt sie einen Rückblick auf die mannigfachen Geschicke ihres Volksstammes während einer tausendjährigen staatlichen Existenz; und ohne in ein übertriebenes Selbstgefühl auszuarten, wollen die Magyaren nicht nur ihr staatliches und ethnisches Dasein bekunden, sondern sie wollen in vollem Festgewande und in möglichst gehobener Stimmung sich präsentiren. Um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, hat man es für gut befunden, die Millenniumsfestlichkeiten mit einer Ausstellung in Zusammenhang zu bringen, und hierzu eignet sich das gleichsam mit einem Zauberstab geschaffene Budapest wohl am besten. Die wegen ihres raschen Aufblühens nicht mit Unrecht als das „Chicago Europa's" bezeichnete Haupt- und Residenzstadt Ungarn's wird den fremden Besucher nicht weniger überraschen, als die Ausstellung selbst, die in dem unter den Namen „Stadtwäldchen" bekannten Stadtparke sich befindet. Die Ausstellung soll vor Allem einen Einblick in die heutigen industriellen und commerciellen Beziehungen des Landes gewähren; sie soll die Culturschöpfungen der Neuzeit, die Productionsfähigkeit des Bodens und das bunte ethnographische Bild des Landes veranschaulichen, und da die geschichtlichen Reminiscenzen das Hauptmoment der Millenniumsfeier bilden, so mag die historische Hauptgruppe leicht die größte Anziehungskraft besitzen. Schon das Gebäude an und für sich, eine Vereinigung der verschiedenen Stilarten, angefangen von Stefan dem Heiligen bis zur jüngsten Vergangenheit, verdient unsere volle Aufmerksamkeit. Im Innern desselben werden dem Beschauer die einzelnen Phasen der Geschichte Ungarns, die Culturmomente der vergangenen tausend Jahre mit ihren Denkmälern der Kunst, des Wissens, der Tapferkeit, der Arbeit und des Fleißes vorgeführt, während andererseits die pietätvolle Erinnerung an die düstern

sowohl wie die glanzvollen Tage, an Ungarns Ruhm und Ungarns Unglück erweckt werden soll.

Mit der Landesausstellung, dem Mittelpunkt der Millenniumsfeierlichkeiten, in Verbindung steht die Inaugurirung einer stattlichen Reihe von bleibenden Schöpfungen, die sozusagen als Spiegel der Gegenwart an der Schwelle des neuen Jahrtausends dienen mögen. Den ersten Act der diesbezüglichen Festlichkeiten hat die feierliche Eröffnung des neuen Parlamentsgebäudes gebildet, eines Prachtbaues, der sechzehn Millionen Gulden gekostet und vielleicht als das herrlichste Reichstagshaus der Welt zu betrachten ist. Hieran reiht sich die beendete Regulirung des „Eisernen Thores", dieses ewigen Hindernisses der freien Schiffahrt auf der Donau; ein Werk, das vor Jahren begonnen, mit großen Schwierigkeiten durchgeführt und als Triumph der modernen Technik nun dem Verkehr übergeben werden soll. Ferner die Fertigstellung einer neuen Brücke über die Donau bei Budapest, und zwar an dem Punkte, an welchem der Sage nach Árpád bei seiner Ankunft den Fluß überschritten haben soll. Als besonders würdige Feier der tausendjährigen Vergangenheit aber mag die Errichtung von fünfhundert neuen Volksschulen angesehen werden. Die Verbreitung von Licht in den untersten Volksclassen wird jedenfalls den schönsten Reflex auf die geschichtliche Bedeutung des Festes werfen. Endlich sollen an verschiedenen anderen historisch berühmten Orten des Landes in Stein ausgeführte oder in Erz gegossene Denkmäler jene Momente verewigen, die mit den Einzelnheiten der Besitzergreifung oder mit den Wendepunkten der Geschichte in Zusammenhang stehen.

Vielleicht, daß diese Verherrlichung der eignen Vergangenheit, diese Pietät für die Geschichte des Vaterlandes Manchem übertrieben erscheinen und sogar im Lichte chauvinistischer Tendenzen ausgelegt werden mag, da ja freilich die Ungarn unter den europäischen Nationen nur einen höchst bescheidenen Platz einzunehmen haben. Aber wie im Alltagsleben große Werke durch indirecte und directe Betheiligung geschaffen werden, ebenso ist dies auch bezüglich der Culturarbeit eines ganzen Welttheiles der Fall. Ungarn hat, mit Ausnahme der Zeit etwa von Matthias Corvinus, zum Bau der europäischen Cultur wohl wenig beigetragen, doch darf und soll seine mittelbare Hülfeleistung nicht ignorirt werden. Während Europa, gegen den Angriff fremder Barbaren geschützt, sich einer langsamen, aber steten Culturarbeit widmen konnte, hat Ungarn an seinem südöstlichen Thore den Dienst des Wachtpostens verrichtet. Da stand es Jahrhunderte lang in voller Ausrüstung mit der Abwehr der Kumanier, Petschenegen, Tataren, Mongolen und Türken beschäftigt; es hat Gut und Blut für die Sicherheit Europa's hingegeben, und hat unter solchen Umständen begreiflicher Weise jener Ruhe und Muße entbehrt, ohne die ein Fortschritt auf den Bahnen der Cultur unmöglich ist. Das bisherige Zurückbleiben Ungarns ist daher nur den aus seiner geographischen Lage entsprungenen politischen Schwierigkeiten zuzuschreiben, aber keinesfalls der ural-altaischen Abkunft seiner Einwohner. Im Anthropos des heutigen Ungarns kann auch nicht die leiseste Spur innerasiatischer Provenienz entdeckt werden, und die etwaigen Merkmale der Unterscheidung vom übrigen Europa entspringen eben

den Bedingungen des Klimas und Bodens, der Eigenthümlichkeit der Sitten und der Mischung der ethnischen Bestandtheile. Nur der nationale Geist und der leitende Grundgedanke des Staates hat manchen prägnanten Zug des ursprünglichen Charakters beibehalten.

Vom culturhistorischen, ethnographischen und politischen Standpunkte aus beurtheilt mag daher der tausendjährige Bestand des ungarischen Staates und Volkes auch in weiteren Kreisen Beachtung verdienen, namentlich da, wo man den zukünftigen politischen Gestaltungen im Südosten Europa's und dem Gedeihen unserer Culturbestrebungen im nahen Asien das gebührende Interesse entgegen bringt. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, daß man im Deutschen Reiche aus den angeführten Gründen dem wirthschaftlichen Gedeihen und geistigen Aufschwung in Ungarn mehr Aufmerksamkeit widmet, als anderswo. Es wäre dies um so erfreulicher, als man in Ungarn von jeher für Deutschland Gefühle der Sympathie und der Bewunderung gehegt und nie jenen bildenden Einfluß verkannt hat, den deutsches Wissen und deutsches Schulwesen auf den Bildungsstand Ungarns ausgeübt. Da die Aufklärung und Civilisation nicht sprungweise, sondern, nach Zurücklegung verschiedener Etappen, nur stufenweise vorzudringen vermag, und Ungarn eben zur deutschen Bildung nur durch österreichische Vermittlung gelangen konnte, so ist nichts natürlicher, als daß Ungarn seinerseits wieder das empfangene Gut nach Osten hin weiter zu geben hat. Dieser Aufgabe kann und wird in gebührender Weise nur ein starkes Ungarn entsprechen, dessen Fortschritte auf geistigem und staatlichem Gebiete daher dem denkenden Deutschen nicht gleichgültig sein können. In diesem Betracht ist auch ein anderer, nämlich der ethnische Gesichtspunkt, maßgebend. Im bunten Völkermosaik des südöstlichen Europa's, wo slawische, romanische und germanische Elemente hart an einander stoßen, ist der den drei Rivalen fremde ural-altaische Völkerstamm der Magyaren am meisten dazu berufen, die Rolle des neutralen Vermittlers zu übernehmen und am Berührungspunkte der verschiedenen Interessensphären als Prellkissen zu dienen. So ist die Bedeutung der Millenniumsfeier der Ungarn aufzufassen und als ein Fest der Cultur und des Friedens der Theilnahme jedes Gebildeten, auch außerhalb Ungarn's, würdig.

Der Tunnel über der Spree.

Aus dem Berliner literarischen Leben der vierziger und fünfziger Jahre.

Von

Th. Fontane.

[Nachdruck untersagt.]

Fünftes Capitel.

Leo Goldammer. — Schulrath Methfessel. — George Hesekiel.

Leo Goldammer (Hans Sachs) kam, wie so viele Vereinsgenossen, um 1848 in den Tunnel und fand dort schon einen Goldammer vor. Dieser ältere Goldammer war ein Obertribunalsrath und hatte für den neu Hinzukommenden, der Bäcker war, nicht allzu viel übrig. Wäre dieser neu Hinzukommende bloß ein Namensvetter gewesen, so hätte sich über das „heitere Spiel des Zufalls" lachen lassen, aber der neue Goldammer war kein Namensvetter, sondern ein richtiger Vetter, Vaters-Bruderssohn. Und das störte denn doch. Die Väter waren ihrerseits sehr verschiedene Wege gegangen, und während es der eine Goldammer-Zweig, und zwar durchaus erfolgreich, mit der Juristerei versuchte, hatte sich der andere Zweig mit der Bäckerei begnügt.

Unser Leo Goldammer also war Bäcker, wie schon sein Vater, und die durch seinen Tunneleintritt unvermeidlich werdenden Begegnungen mit dem von Standesbewußtsein getragenen und von Natur etwas feierlichen Obertribunalsrath waren unserem neuen Genossen anfänglich ziemlich peinlich; der Verein indeß, den die ganze Situation erheiterte, ließ es an einer dem Schwächeren zu Gute kommenden moralischen Unterstützung nicht fehlen und machte schließlich kein Hehl daraus, daß ihm der Bäcker vor dem Obertribunalsrath gehe. Wie viel Recht dazu vorlag, mag ununtersucht bleiben, aber daß der von uns Bevorzugte, der sich besonders liebevoll an Scherenberg anschloß und von diesem wieder geliebt wurde, von einer sehr gewinnenden Eigenart war, das stand fest. Er hatte manches, was an den Handwerksmeister erinnerte, ja, wenn man's erst wußte, konnte man sogar die Belege für sein specielles Gewerbe heraus finden; aber das war in nichts ein Hinderniß, im Gegen-

theil, es schien mir immer, als ob sein Auftreten dadurch nur gewonnen hätte. Seine dann und wann schelmisch aufblitzenden Augen hatten für gewöhnlich etwas Schwermüthiges, und ein leiser Leidenszug war unverkennbar. Er besaß das eigenthümlich Anziehende, das alle Menschen haben, die durch viele Kämpfe gegangen sind. Und die hatten ihm denn auch wirklich nicht gefehlt. Er war weich und männlich zugleich, bescheiden und selbstbewußt, klug-nachgiebig und charaktervoll — und all' das schuf dann eben jenen Reiz, den er auf Jedermann ausübte. Kugler war es, der ihn um die angegebene Zeit in den Tunnel brachte, seinen Arbeiten ein einführendes Lob lieh und überhaupt — auch draußen im Leben — für ihn sorgte. Dazu war nun freilich reichlich Gelegenheit gegeben, denn gerade die Jahre, die seinem Eintritt in unseren Kreis folgten, waren, auf seine bürgerlichen Verhältnisse hin angesehen, die denkbar traurigsten. Er hatte sich — ihn über das Dogma vom „goldenen Boden des Handwerks" (und speciell der Bäckerei) sprechen zu hören, war ein Hochgenuß — in seinem bürgerlichen Berufe nicht halten können und suchte sich nun durch einen kleinen, in einem losen Zusammenhange mit seinem Gewerbe stehenden Zwischenhandel durchzuschlagen. Aber es kam nicht viel dabei heraus und noch weniger bei dem, was er in seinen Mußestunden an novellistischen und dramatischen Arbeiten entstehen ließ. Die Zeiten, wo sich davon leben ließ, waren noch nicht da. Sein höchstes Glück, und zeitweilig auch wohl sein einziges, war, daß seine Frau ihm eine von Anfang an entgegengebrachte schwärmerische Liebe durch alle Zeit hin treu bewahrte und — was vielleicht ebenso viel bedeutete — inmitten aller Trübsal unentwegt an bessere Tage glaubte.

Die kamen denn auch. Aber das war vorläufig noch weit im Felde. Was zunächst kam, war einfach ein Martyrium. Alle Versuche, sich durchzuschlagen, scheiterten, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Stadtbehörden um irgend welche Verwendung anzugehen. Auch das Kleinste sei gut genug. Und so wurde er denn einem Magistratsbureau zugewiesen, in dem er Steuerzettel zu schreiben hatte, deren im Laufe der Jahre viele Hunderttausende von seinem Schreibtisch aus in die Berliner Häuser wanderten. Als es ihm von dieser Schreiberei zu viel wurde, ward er statt Bureaugehülfe Stadtwachtmeister, eine Stellung, die seiner Art und seinem Wesen vielleicht noch weniger entsprach, aber an die Stelle der Stubenluft doch wenigstens eine frische Brise setzte. Das ging so wohl durch zwei Jahrzehnte, bis ganz zuletzt nicht sein dichterisches Talent — von dessen Heilswirkung seine liebenswürdige Frau beständig geträumt hatte — sondern eine ganz triviale, trotzdem aber freilich sehr angenehme Erbschaft einen Wechsel der Dinge herbei führte. Eine für seine Verhältnisse nicht unbedeutende Summe kam ins Haus, und sorglosere Tage brachen an. Er bezog in Alt-Moabit oder Charlottenburg, ganz in Nähe des Thiergartens, eine reizend gelegene Wohnung und lebte hier still und unverdrossen. Zu Scherenberg, der sein Ideal blieb, stand er ununterbrochen in freundschaftlichen Beziehungen, rechnete sich's nach wie vor zur Ehre, sich ihm, seinem Meister, durch kleine literarische Dienste nützlich machen zu können, und übersandte, wenn Geburtstag war, Blumen und Verse. Die

Production seiner späteren Jahre, darunter eine „Schlacht bei Sadowa", verlor mehr und mehr an Natürlichkeit und Eigenart, und der Hippogryph, den er noch sattelte, war das Scherenberg-Pferd von Hohenfriedberg und Ligny. Seines Meisters Tod überlebte er nicht lange; bald nach ihm starb er selbst und wurde auf dem Parochialkirchhof vor dem Landsbergerthor, wo wahrscheinlich ein Erbbegräbniß der Familie seiner Frau war, begraben.

Seine Tunneltage, wie schon hervorgehoben, waren seine sorgenvollsten, aber inmitten aller Sorge doch auch wohl seine schönsten. Er war seiner Natur nach in einer Idealwelt zu Hause, und was zu dieser paßte, fand er, wenn er unter uns erschien. Es ward ihm auch viel Anerkennung, im Ganzen vielleicht zu viel, im Einzelnen zu wenig. Er versuchte sich auf allen Gebieten, aber mit sehr ungleichem Erfolg. Als Lyriker war er Null, schwerfällig und unverständlich, und im Drama, worauf ihn seine Berather irrthümlich hin verwiesen, kam er über ein halbes Können nicht hinaus. In der Erzählung aber, wo sich's nicht um Geschultheit, sondern um Darstellung von allerhand Erlebnissen handelte, war er vortrefflich.

Sein Debüt im Tunnel war die Vorlesung seines vaterländischen Schauspiels „Der Große Kurfürst bei Fehrbellin". Kugler machte viel davon, in und außerhalb des Tunnels, und setzte beim Minister (Raumer) sogar eine Pension, und wenn nicht das, so doch wenigstens eine einmalige Unterstützung durch. Ja, dies vaterländische Schauspiel kam sogar auf einem recht guten Vorstadts- oder Volkstheater zur Aufführung, welches Ereigniß dann als leuchtender Stern über des Dichters fernerem Leben stand. Denn nicht nur, daß er das große Publicum mit fortgerissen hatte, jener Abend mit seinem nicht wegzuleugnenden Siege gewann ihm auch die Herzen seiner Angehörigen wieder, die sich bis dahin, mit alleiniger Ausnahme seiner Frau, hart und unwirsch von dem „verdrehten Versefchmierer" abgewandt hatten. Unter diesen Angehörigen war auch ein älterer Bruder von ihm, der ihm bis dahin ganz besonders unliebsam begegnet war. An jenem Abend aber umarmte er den armen Dichter und bat ihn um Verzeihung, ihn durch Jahre hin verkannt und verletzt zu haben. Als er (Leo Goldammer) mir davon erzählte, strahlte er. Kugler's Eintreten für ihn, ganz besonders nach jener geglückten Aufführung, hatte zur Voraussetzung, daß Goldammer mit anderen patriotischen Stücken folgen würde. Das unterblieb aber, und ich muß hinzusetzen, ein Glück, daß es unterblieb. Ich glaube, Kugler stand damals noch auf dem Standpunkte, daß sich aus einem patriotischen Stoff *immer* was machen lasse, wenn nicht was Gutes, so doch was Mittelgutes, und unter allen Umständen ein Etwas, das, schon um des Stückchens vaterländischer Geschichte willen, vor im Uebrigen gleichwerthigen Arbeiten den Vorzug verdiene. Woraus sich dann in weiterer Folge wie von selbst ergibt, daß auch der patriotische *Dichter* vor dem nicht-patriotischen immer einen Pas voraus habe. Durch den Stoff getragen, findet er von vornherein offenere Herzen. Diese weit verbreitete Meinung ist aber meiner Erfahrung nach grundfalsch. Von manch Anderem, was sich gegen patriotische Stoffe sagen läßt, ganz abgesehen, ist auch vom persönlich-egoistischen Dichterstandpunkte aus nichts

gefährlicher zu behandeln als das „Patriotische“. Glückt es, nun so gibt es einen großen Erfolg, gewiß; glückt es aber nicht, was doch immer die Mehrheit der Fälle bleibt, so ist der Sturz auch gleich klaftertief. Denn der Unglückliche wird nun nicht bloß um seiner dichterischen Mängel, sondern recht eigentlich auch um seiner patriotischen Stoffwahl willen angeklagt, weil das Publicum, wenn's fehl schlägt, hinter all' dergleichen immer nur Streberei, Liebedienerei, Servilismus, im günstigsten Falle Bequemlichkeit vermuthet. Und unser guter Leo Goldammer, all' sein Talent in Ehren, war nicht der Mann, dem der Sieg garantirt gewesen wäre.

Vortrefflich, um es zu wiederholen, war er als Erzähler. Ich erinnere mich einer Novelle, deren Schauplatz das kurische Haff und deren Ausgang ein in den Dünen der kurischen Nehrung auftretender Sandwirbelsturm war, in dem die Helden der Erzählung untergehen. Wir waren Alle von der Macht der Schilderung hingerissen. Eine zweite Novelle, die die 54er „Argo“ unter dem Titel „Auf Wiedersehen“ brachte, liegt mir vor, und ich habe sie, nach nun länger als vierzig Jahren, wieder durchgelesen. Ich war ganz überrascht. Es ist offenbar eine Herbergsgeschichte, die Leo Goldammer irgendwo mal gehört haben muß. Zwei Bäckergesellen, ein guter und ein schlimmer, ermorden 1812 einen alten Juden, der in einer kleinen polnischen Stadt ein Geschäft treibt; der Eine (der Gute) hilft bloß so nebenher mit, hat aber doch schließlich den ganzen Vortheil von der Sache. Und nun ist ein Menschenalter und mehr darüber vergangen, und Der, der nur so „nebenher mit geholfen“, ist inzwischen ein reicher Berliner Bäcker geworden und hält 48er Volksreden. Da mit einem Male ist der Andere auch da, ganz herunter gekommen, erkennt seinen Mitschuldigen von ehedem und weiß nun, „jetzt ist Dir geholfen“. Aber der Andere weiß es auch, weiß, daß es jetzt heißt „er oder ich“, und in der klaren Erkenntniß davon stößt er den alten und morsch gewordenen Complicen von der Brüstung eines hart an den Eisenbahnschienen gelegenen Gartenhauses hinunter, und zwar in demselben Augenblicke, wo der Zug heran braust. All' dies ist mit einer wirklichen Vehemenz geschildert und derartig packend, daß ich, als ich fertig war, ausrief: Klein-Zola. Viele Scenen hatten mich an „La bête humaine“ erinnert.

Schulrath Methfessel.

Methfessel, trotzdem er Schulrath war und sich anscheinend für Alles interessirte (während ihm doch ein wahres Interesse durchaus fehlte), spielte keine besondere Rolle im Tunnel. Er gehörte zu Denjenigen, denen man nicht recht traute. Seine mannigfachen Tugenden und Verdienste wurden durch ebenso viele Schwächen wieder in Frage gestellt.

Um aus der Reihe dieser Schwächen nur eine allerkleinste, freilich eine sehr charakteristische, heraus zu greifen, er war ein „Uhrenzieher“, und zwar einer der eifrigsten und bedrücklichsten, die mir in meinem Leben vorgekommen sind. Nun wird Dieser oder Jener sagen: „Uhrenzieher! warum nicht? Uhrenzieher — das sind pünktliche Leute.“ Gewiß. Aber Pünktlichkeit ist durchaus nicht das, was den eigentlichen Uhrenzieher ausmacht. Pünktlichkeit ist unbestritten eine

Tugend, und wer pünktlich ist und nur pünktlich, ohne jeden weiteren Beigeschmack, den will ich loben, wiewohl offen gestanden mir persönlich die Sache nicht viel bedeutet. Ich denke, dem Glücklichen schlägt keine Stunde, und er soll die glückliche Stunde nicht abkürzen, auch nicht auf die Gefahr hin, dabei einmal unpünktlich zu sein. Aber wenn er es zu müssen glaubt, gut. Ich habe nichts dagegen. Er wird sich dann aber aus der Schar der Glücklichen weg stehlen, ohne nach der Uhr gesehen zu haben, oder doch nur ganz still, ganz heimlich und discret. Anders der eigentliche Uhrenzieher, der Uhrenzieher von Fach. Er zieht seine Uhr mit Ostentation, er zieht sie auch da noch, wo ein an der Wand befindlicher Chronometer die Stunde ganz genau zeigt, er zieht sie, weil er sie ziehen will, weil er eine mehr oder weniger unliebenswürdige Person ist, die einer ganzen Versammlung zu zeigen vor hat: „Euer Gebahren hier ist gar nichts; ich habe Wichtigeres zu thun, und ich verschwinde."

So war Methfessel.

Er trat in den Tunnel, als dieser in dem Zeichen von „Ligny" und „Waterloo" stand, was damals alle Solche heran lockte, die, nach den Vorgängen des „stürmischen Jahres", das Preußisch-Patriotische durchaus betont zu sehen wünschten. Zu diesen gehörte natürlich auch Methfessel, und zwar ebenso sehr seiner Gesinnung wie seiner Lebensstellung nach. Er war geschulter preußischer Beamter mit einem Stich ins Höfische, Matthäikirchgänger, Büchselmann, aber — so viel muß ich Methfessel lassen — wie sein Generalsuperintendent mit einem Beisatz, der mit der Bekenntnißstrenge wieder versöhnen konnte. Bei Büchsel selbst war es ein wundervoller, gelegentlich bis zu schlauer Eulenspiegelei sich steigernder Humor, bei Methfessel ein Stück Altliberalismus oder, wenn dies zu weit gegriffen ist, eine seinem Lehrer Diesterweg durchs Leben hin bewahrte Verehrung und Liebe. Diese nie verleugnete Liebe zu seinem alten Lehrer war sein schönster Zug, und ich muß ihm denselben um so höher anrechnen, als es, wie schon angedeutet, durchaus in seiner Natur und seinem Lebensgange lag, von den Anschauungen höchster Vorgesetzten abhängig zu sein. Geschulter preußischer Beamter sagte ich. Ja, das war er, und in Haltung, Miene, Sprache kam dies gleichmäßig zum Ausdruck. Er hatte sich's, um nur ein Beispiel zu geben, angewöhnt, Personen, die sich einer Titelauszeichnung erfreuten, diesen Titel immer mit einer gewissen Feierlichkeit anzuheften. Er sprach also nicht einfach von Bethmann-Hollweg, Mühler, Böckh, Schönlein, sondern gab, auch im leichtesten Gespräche, Jedem sein gerütteltes und geschütteltes Titulaturmaß, und noch in diesem Augenblicke stimmt es mich zur Heiterkeit, wenn ich mir vergegenwärtige, wie etwa die Worte: „Geheimer Oberregierungsrath Pehlemann" über seine Lippen rollten. Es war an Zungenvolubilität etwas ebenso Vollkommenes wie Eigenartiges und glich den jetzt modischen Harmonikazügen, bei denen man nicht recht weiß, ob man mehr die bis zur Einheit gesteigerte Koppelung oder aber die schußartige Fluggeschwindigkeit des Ganzen bewundern soll.

In seinem Amte galt Methfessel für sehr tüchtig, und ich glaube, daß er sein Ansehen verdiente. In manchen Stücken aber irrte er. So wenigstens

will es mir erscheinen. Er war beispielsweise dafür, fremde Sprachen durch Deutsche lehren zu lassen, weil diese „grammatikalisch" geschulter seien. Ich halte dies, nach an mir selbst gemachten Erfahrungen, für grundfalsch, und bin der Meinung, daß mir jeder beliebige Durchschnitts-Engländer ein verwendbareres Englisch beibringt, als ein grammatisch geschulter Deutscher. Und damals, wo noch alle die Hülfen fehlten, die jetzt da sind, galt das noch viel mehr als heute.

Methfessel's eigentliche Stärke lag denn auch weniger nach der wissenschaftlichen als nach der pädagogischen Seite hin. Er hatte die „Methode" weg, wußte, wie man's machen müsse. Was davon Diesterwegisch war, war auch gewiß vortrefflich, was aber Methfesselisch war, war wohl oft fraglich. Eine Geschichte, auf die es mir hier recht eigentlich ankommt, soll denn auch, zur Erhärtung dieser Fraglichkeit, den Schluß bilden.

Zu Methfessel's amtlichen Obliegenheiten gehörten auch Inspectionen, darunter als Feinstes Inspectionen höherer Töchterschulen. Eine dieser Töchterschulen, zugleich mit einem vornehmen Pensionate verbunden, war ihm schon längst ein Dorn im Auge. Vielleicht, daß er das Eine oder Andere gehört hatte, was der Schul- und Pensionsvorsteherin, einer hübschen, stattlichen Dame, nachtheilig war. Doch möchte ich dies andererseits bezweifeln, wenigstens die Berechtigung dazu; denn ich habe die Dame selbst noch sehr gut gekannt. Ich wohnte mit ihr in demselben Hause. Nun also, Methfessel kam, um nach dem Rechten zu sehen. Er erschien in einer der oberen Classen, und während der Unterricht seinen Verlauf nahm, ging er von Platz zu Platz und revidirte die Hefte. Gleich auf der zweiten Reihe saß eine fünfzehnjährige Blondine, reizendes Geschöpf; Methfessel durchblätterte das Diarium, kam bis auf die letzte Seite, warf einen flüchtigen Blick auf das wie mit Blut übergossene junge Ding und steckte das Heft in die Brusttasche. Den anderen Vormittag ließ er sich bei der Mutter melden, einer vornehmen, reichen Dame, selbst noch jung. Er erzählte, was nöthig war, und überreichte dann das Heft. Die junge Frau — ihre verhältnißmäßige Jugend mag es entschuldigen — ließ sich zu der Unwahrheit hinreißen, „daß sie das, was da stehe, nicht verstünde," worauf Methfessel einen geordneten Rückzug antrat. Aber nicht um die Sache dabei bewenden zu lassen. Es kam zwar zu keinem Eclat, trotzdem war ganz im Stillen die Folge, daß die Schulvorsteherin, „weil sie nicht aufgepaßt", an der erwähnten letzten Diariumsseite zu Grunde ging. Sie starb in sehr beschränkten Verhältnissen. Die junge Blondine — und das ist das einzig Erfreuliche an der Sache — kam unangefochten darüber hin und ist längst glückliche Großmutter.

So die Geschichte. War das Verfahren richtig? Ich, wenn ich Schulrath gewesen wäre, hätte nach der Schulstunde zu dem armen, in seiner Scham und Todesangst genugsam abgestraften jungen Dinge gesagt: „Mein liebes Fräulein, wir wollen das zerreißen; das gehört nicht in Ihre Phantasie, noch weniger in Ihr Diarium." Und damit, meine ich, wäre es genug gewesen. Ich unterbreite die Geschichte nach Ablauf von mehr als vierzig Jahren dem Urtheil der Pädagogen und denke, sie werden mir zustimmen, wenn ich sage:

Methfessel, so weit diese Geschichte mitspricht, war ein Doctrinär und kein Menschenkenner. Oder aber — er wollte keiner sein.

Ich fürchte beinahe das Letztere.

George Hesekiel.

George Hesekiel, 1819 geboren, war der Sohn des Predigers und, wenn ich nicht irre, späteren Consistorialraths Friedrich Hesekiel zu Halle. Schon dieser war eine volle Persönlichkeit und, wie nach ihm sein Sohn, der Freund eines guten Mahls und eines noch besseren Trunkes. In seinem Keller lag ein alter und ausgezeichneter „Naumburger", den ihm eine Bürgerdeputation mit der in gutem Sächsisch vorgetragenen Bemerkung überreicht hatte: „Das ist unser theurer Bürgerschweiß." Und immer, wenn ein Festtag war — und der alte Consistorialrath hatte gern Festtage — so mußte George in den Keller, um eine Flasche „theuren Bürgerschweiß" herauf zu holen.

Die Hesekiel's, durch zwei Jahrhunderte hin immer Geistliche, stammten aus Böhmen und gehörten, wenn ich recht berichtet bin, einer Adelsfamilie von altböhmischem Namen an. Der Ahnherr verließ nach der unglücklichen Schlacht am weißen Berge um Glaubens willen seine Heimath und ging nach Sachsen, wahrscheinlich gleich nach Halle. Dort in eine Kirchenstellung eingetreten, begann er damit, wie bis dahin sein böhmisches Vaterland, so nun auch seinen böhmischen Namen abzuthun. Er schlug zu diesem Behufe die Bibel auf und hatte beim Aufschlagen den Propheten Hesekiel vor sich. Den Namen nahm er an. Unser George war mit Recht stolz auf eben diesen Namen und wurde durch nichts so geärgert, wie wenn man ihn „Hese-Kiel" nannte — „wenn ich bitten darf, Hesekiel," unterbrach er dann jedesmal.

Er verbrachte seine Jugend in Halle, war als Student viel in dem Fouqué'schen Hause (Fouqué in seiner zweiten Periode und mit zweiter Frau) und ging bald nach absolvirtem Studium nach Frankreich, das er in Jahre langem Aufenthalt mannigfach durchstreifte. Das gab ihm eine gute Sprach- und Landeskenntniß. Nach Deutschland zurückgekehrt, nahm er seinen Wohnsitz in Altenburg, verheirathete sich hier mit der Tochter eines sächsischen Militärs und gab ein Blatt heraus, das den Titel führte: „Die Rosen". Er war aber damit nicht auf Rosen gebettet; all' die Sorgen eines jungen und nun gar damaligen Schriftstellerlebens wurden von ihm durchgekostet. Das Vertrauen der Seinigen, Frau und Schwägerin, war aber so groß, daß die Hoffnung auf bessere Zeiten nie hin starb. Und dies Vertrauen behielt schließlich Recht. Bald nach Gründung der „Kreuzzeitung" ward er bei eben dieser angestellt und redigirte von Herbst 1848 oder 1849 an bis zu seinem Tode den französischen Artikel. Ich glaube hinzusetzen zu dürfen, mit seltener Geschicklichkeit, was in Zweierlei seinen Grund hatte: zunächst in gründlicher Kenntniß französischer Zustände, besonders des französischen Adels, und zum Zweiten in seiner hervorragenden novellistischen Begabung, die, so lange er seiner Redaction vorstand, in einer wenigstens zeitweilig halb humoristisch gefärbten Großartigkeit in den Dienst der Politik trat. Ich muß dies hier ein wenig motiviren. Die Zeitung hatte von Anfang an in Paris einen sehr guten

Drei Stern-Correspondenten, einen feinen, vorzüglich gebildeten Herrn, den ich selber später kennen gelernt habe. Neben diesem Drei Stern-Correspondenten aber machte sich von einem bestimmten Zeitpunkte ab auch noch ein Lilien-Correspondent geltend, der sehr bald durch seine pikantere Schreibweise den älteren Collegen in den Schatten stellte. Was ihm aber mehr noch als seine glänzende Darstellung ein Uebergewicht verschaffte, war die sehr bald innerhalb der Partei von Mund zu Mund gehende Versicherung, daß dieser Neuengagirte, wie früher an kleinen deutschen Residenzen, so jetzt am französischen Hofe die allervornehmsten Beziehungen unterhalte, was übrigens nicht Wunder nehmen dürfe, da dieser neue Lilien-Correspondent ein legitimistischer Marquis sei. Der Zufall ließ es geschehen, daß ich eben damals (mehrere Jahre vor meinem persönlichen, erst 1860 erfolgenden Eintritt in die Kreuzzeitungs-redaction) viel in Bethanien verkehrte, wo sich bei dem zu jener Zeit in großem Ansehen stehenden Pastor Schultz, einem Freunde meiner Eltern, die führenden Kreuzzeitungs-Leute, darunter namentlich auch v. Blankenburg, zu versammeln pflegten. Eines Abends, als ich eintrat, las man in diesem bethanischen Cirkel einen eben unter dem bekannten Lilienzeichen erschienenen, eine Truppenschau in den Champs Elysées oder auf dem Marsfelde beschreibenden Artikel vor, in dem wohl vier- oder fünfmal die Wendung vorkam: „Er (Louis Napoleon) hat den Degen gezogen.“ Und so war auch der Kopftitel, den die Redaction dem Ganzen gegeben hatte. Die Meinungen über die Bedeutung dieser Correspondenz gingen auseinander. „Es ist an und für sich nichts,“ hieß es, „aber es hat eine symbolische Bedeutung und ist jedenfalls ein Avis.“ Eine Minderheit bestritt auch dies, bis man ihr zu Gemüthe führte, „daß es der Marquis sei, der diesen Brief geschrieben, ein ernster Politiker also, der den ‚gezogenen Degen‘ nicht vier- oder fünfmal betont haben würde, wenn er dieser Sache nicht eine gewisse Bedeutung beilegen wollte.“ Das schlug durch, und man nahm an, daß eine Kriegserklärung in Sicht stehe. Der an jenem Abend aber die gesammte Kreuzzeitungsgruppe so nachhaltig beschäftigende „Marquis“ war Niemand anders als mein Freund George Hesekiel, Wilhelm- oder Bernburger Straße, oder wo sonst er damals gerade wohnen mochte. Wie sich denken läßt, hing der Schöpfer an diesem seinem Geschöpf, der Marquis „wuchs mit seinen größeren Zwecken“, und es wird sich ganz ernsthaft sagen lassen, daß Hesekiel an keiner seiner Romanfiguren auch nur annähernd so viel Freude gehabt hat, wie speciell an diesem Kinde seiner Laune. Doch alle Freude welkt dahin. Ein Jahrzehnt lang hatte sich die so glücklich erfundene Figur bei Leben und Ansehen erhalten, bis es mit einem Male hieß: „Der legitimistische Marquis der ‚Kreuzzeitung‘ existire gar nicht.“ Es war nämlich aufgefallen, daß der Marquis nie schrieb, wenn Hesekiel im Monat Juli in Karlsbad war. Indessen möcht' ich trotzalledem annehmen, daß der durch diesen Umstand erregte Verdacht wieder hingeschwunden wäre, wenn nicht Hesekiel selbst, als er von dem Stutzen des Publicums erfuhr, zu einem falschen Wiederherstellungsmittel des erschütterten Glaubens an seine Figur gegriffen hätte. Dies falsche Mittel bestand darin, daß er den Marquis *auch* nach Karlsbad reisen und ihn von dort aus an

die „Kreuzzeitung“ schreiben ließ. In diesen Briefen sprach er neben Anderem auch seine Freude darüber aus, den Dr. George Hesekiel am Sprudel kennen gelernt und ihn in seinen legitimistischen Anschauungen als echt und recht erfunden zu haben. All' dies war sehr sinnreich ausgedacht, aber doch etwas zu sinnreich, zu complicirt. Die Komödie, die dadurch verschleiert werden sollte, wurde nur immer durchsichtiger, so daß Hesekiel nach allen möglichen Hin- und Hererwägungen endlich den großartigen Entschluß faßte, den Marquis während ihres beiderseitigen nächsten Aufenthaltes in Karlsbad sterben zu lassen. Er führte dies auch mit vieler Kunst, will sagen mit allen für die Wahrscheinlichkeit der Sache nöthigen Abstufungen aus, doch weiß ich nicht mehr recht, ob er ihn rasch und unmittelbar in böhmischer Erde begraben oder aber umgekehrt ihn zunächst nach Frankreich zurück begleitet und ihn dort erst in der Nähe von St. Denis bestattet hat. Ich finde, bei allem Respect vor dem berühmten Bernauer Kriegscorrespondenten, daß dieser legitimistische Marquis seinem Collegen Wippchen mindestens ebenbürtig ist.

Es mag mir gestattet sein, an das Vorstehende noch eine Bemerkung über „echte“ und „unechte“ Correspondenzen“ zu knüpfen. Der Unterschied zwischen beiden, wenn man Sprache, Land und Leute kennt, ist nicht groß. Es ist damit wie mit den Fridericianischen Anekdoten, die unechten sind gerade so gut wie die echten und mitunter noch ein bißchen besser. Ich bin selbst Jahre lang echter und dann wieder Jahre lang unechter Correspondent gewesen und kann aus Erfahrung mitsprechen. Man nimmt seine Weisheit aus der „Times“- oder dem „Standard“ ꝛc., und es bedeutet dabei wenig, ob man den Reproductionsproceß in Hampstead-Highgate oder in Steglitz-Friedenau vornimmt. Fünfzehn Kilometer oder hundertfünfzig Meilen machen gar keinen Unterschied. Natürlich kann es einmal vorkommen, daß persönlicher Augenschein besser ist als Wiedergabe dessen, was ein Anderer gesehen hat. Aber auch hier ist nothwendige Voraussetzung, daß der, der durchaus selber sehen will, sehr gute Augen hat und gut zu schreiben versteht. Sonst wird die aus wohl informirten Blättern übersetzte Arbeit immer besser sein als die originale. Das Schreibetalent gibt eben den Ausschlag, nicht der Augenschein, schon deshalb nicht, weil in schriftstellerischem Sinne von zehn Menschen immer nur einer sehen kann. Die Meisten sehen an der Hauptsache vorbei.

* * *

Hesekiel trat, sehr bald nach seinem Erscheinen in Berlin, in den Tunnel ein, wahrscheinlich durch Schneider eingeführt und empfohlen. Aber trotz dieser Empfehlung kam er zu keiner rechten literarischen Geltung, noch weniger zu Ansehen und Liebe. Der Grund lag zum Theil in seiner Zugehörigkeit zur „Kreuzzeitung“. Ueberflog man den zu einem Drittel aus Officieren und zu einem zweiten Drittel aus adligen Assessoren zusammengesetzten Tunnel, so mußte man — noch dazu nach eben erst erfolgter Niederwerfung einer revolutionären Bewegung — eigentlich mit Sicherheit annehmen, in einem derartig combinirten Cirkel einem Hort des strengsten Conservatismus zu begegnen. Das war aber nicht der Fall. In dem ganzen Tunnel befand sich, außer Hesekiel, kein einziger richtiger Kreuzzeitungsmann; nicht einmal L. Schneider,

trotz eifriger Mitarbeiterschaft an der „Kreuzzeitung", konnte als solcher gelten. Ihm fehlte das Kirchliche, das durch das Russische doch nur sehr unvollkommen ersetzt wurde. Die Tunnelleute waren, wie die meisten gebildeten Preußen, von einer im Wesentlichen auf das nationalliberale Programm hinauslaufenden Gesinnung, und bis diesen Tag ist es mir unerklärlich geblieben, daß, mit Ausnahme kurzer Zeitläufte, diese große politische Gruppe keine größere Rolle gespielt und sich nicht siegreicher als staatsbestimmende Macht etablirt hat. Es hat dies, nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen weniger (wenn überhaupt) an den Principien unseres deutschen Whiggismus, als an dem Ton gelegen, in dem diese Principien vertreten wurden. Der Fortschritt ist auch rechthaberisch doctrinär, aber er vertritt mehr den Doctrinarismus eines rabbiaten Conventiclers, als den eines geistig und moralisch mehr oder weniger in Hochmuth verstrickten Besserwissers, und das Hochmüthige verletzt nun 'mal mehr als das Rabbiate. Politiker mögen diese Sätze belächeln, es wird ihrer aber auch geben, die etwas Richtiges darin erkennen.

Ich kehre nach diesem Excurse zu Hesekiel zurück. Sein gelegentlich provocirendes Auftreten war nicht angethan, mit seiner etwas extremen Richtung (sie gab sich extremer als sie war) zu versöhnen, und so beschränkte sich, so weit der Tunnel in Betracht kam, sein gesellschaftlicher Verkehr auf das H. Smidt'sche Haus, das ich schon in einem früheren Capitel geschildert habe. Dort machte ich auch seine nähere Bekanntschaft und fühlte mich, ich will nicht sagen zu ihm hingezogen, aber doch in hohem Maße durch ihn interessirt. Er war gescheidt von Natur, hatte, nicht schulmäßig, aber im Leben und durch Lectüre viel gelernt, kannte tausend Geschichten und Anekdoten von Ludwig XI. an bis auf Ludwig XVIII. und gehörte zu denen, die, wie das Sprichwort sagt „keine Mördergrube aus ihrem Herzen machen". Mit unglaublicher Ungenirtheit gab er die tollsten Scandale zum Besten, und was in Vehse's „Geschichte der deutschen Höfe" steht, war ein Pappenstiel gegen das, was er in ganzen Katarakten über uns hindonnerte. Mich nahm er dadurch ganz gefangen, denn historischen Anekdoten habe ich nie widerstehen können, bin auch jetzt noch der Meinung, daß sie das Beste aller Historie sind. Was thu' ich mit den Betrachtungen? Die kommen von selbst, wenn die kleinen und großen Geschichten, die heldischen und die mesquinen, zu mir gesprochen haben. Also Hesekiel war der Mann der historischen Anekdote, ganz besonders der rücksichtslos-gewagten. Er schrak dabei vor keinem Stand und Berufe zurück, auch nicht vor Adel und Geistlichkeit. Einmal war wieder ein entsetzliches Priester-Verbrechen ans Licht gekommen. Er trug es mit breitem Pinsel vor und sagte dann, wie zur Entschuldigung, als er auf manchem Gesichte wohl so etwas wie Mißbilligung lesen mochte: „Verkennen Sie mich nicht. Ich bin aus einer alten Pastorenfamilie, die Glaubens willen aus dem Lande gegangen, und hab' ein Herz für Alles, was zum geistlichen Stande gehört. Aber wenn irgend was Schreckliches geschieht, wo's in Frankreich heißt: ‚où est la femme', da frag' ich bei uns unwillkürlich: ‚où est le prêtre'?" — Ganz besonders reizend war er, wenn er seine Schriftstellerei bewitzelte. Einmal stritt man sich und holte das Conversations-Lexikon heran, um ihn mit Hülfe desselben zu bekämpfen.

Da kam er in eine helle Heiterkeit. „Wer selber so viele hundert Artikel geschrieben hat wie ich, den müssen Sie mit dem Conversations-Lexikon nicht widerlegen wollen.“

In diesem Stile sprach er beständig, und weil mir das Alles ganz ausnehmend gefiel, wurd' ich mehr und mehr sein Anhänger und habe sehr viel von ihm gehabt. „Ich marchandire nicht,“ war eine seiner Lieblingswendungen, und zu dieser Wendung war er voll berechtigt. Walter Scott war sein Vorbild, literarisch gewiß, aber auch in Repräsentation und Lebensführung. Diese letztere — in natürlicher Folge beschränkterer Verhältnisse — konnte selbstverständlich nicht so vornehm sein, wie die seines großen Vorbildes, aber an Splendidität und Geldverachtung, halb aus Güte und halb aus Laune, war er ihm womöglich noch überlegen.

Sein „ich marchandire nicht“ hab' ich an manchem Abend erlebt, mitunter halb schaudernd. Wenn um acht die Tunnelsitzung schloß, so hieß es seinerseits, wenn er nicht gerade 'was anderes vor hatte: „Ja, was machen wir nun mit dem angebrochenen Abend?“ Und ehe noch wer antworten konnte, waren auch schon etliche von den Jüngeren eingeladen, im ‚Großfürst Alexander‘ (Neue Friedrichsstraße) seine Gäste zu sein. Die Vornehmeren unter uns lehnten natürlich ab, aber wer seine Bedenken einigermaßen bezwingen konnte, nahm gern an, weil er sicher war, einem zwar anfechtbaren, aber immer interessanten Bacchanal entgegenzugehen. In Colonne rückten wir nun in das vorgenannte Hôtel ein, wo Hesekiel, ich weiß nicht worauf hin, unbeschränkten Credit hatte. Mit Rothwein oder Mosel zu beginnen, wäre lächerlich gewesen; es gehörte zum guten Ton, mit schwerem Rheinwein, am liebsten mit Sherry, Port oder herbem Ungar einzusetzen, und eh' eine Stunde um war, hatten wir ein Wettschwimmen in Cynismen. In Cynismen, aber nicht in Unanständigkeiten. Alles wurde gesagt, aber doch in der Form wohlerzogener Menschen, ja, Hesekiel war stolz darauf, in jedem Zustande sich immer noch in der Gewalt zu haben. „Sieh“, sagte er 'mal zu mir, „manche denken, der und ich, wir wären so einerlei; aber der ist so und ich bin so“ und nun führte er den Unterschied in einem drastischen Vergleiche aus. Was an solchem Abende vertilgt wurde, war unglaublich und noch unglaublicher war die Zeche, wenn man bedenkt, daß ein Mann von damals sehr bescheidenem Gehalt das Alles auf seine Kappe nahm. Es kam denn auch dahin, daß, nachdem dies etwas protzige „doing the honors for all Scotland“ ein Jahrzehnt lang gedauert hatte, seine zu sehr wesentlichem Theil durch eben diese Repräsentationskomödie herbeigeführte Schuldenlast wohl über 10000 Thaler betrug, wovon die größere Hälfte auf Zinsen, Wechselprolongationen und dergleichen entfiel. Er näherte sich inzwischen den Fünfzigen, und da nicht bloß seine Schulden, sondern auch seine Gichtschmerzen immer größer wurden, so kam er eines schönen Tages auf den gesunden Gedanken, mit seinem „Schottland die Ehre thun“ endgültig Schicht zu machen und lieber seine Schulden abzuzahlen. Und dem unterzog er sich dann auch von Stund' an — auch darin seinem Vorbilde Walter Scott gleichkommend — mit eisernem Fleiß und in geradezu großartiger Weise. Tieck hat einmal gesagt: „Einen dreibändigen Roman schreiben, ist

immer was, auch wenn er nichts taugt," und Jeder, der von Fach ist, wird in diesen Ausspruch einstimmen. Aber was will ein dreibändiger Roman sagen neben zwanzig, dreißig Bänden. Ich besitze selber noch weit über fünfzig seiner Bände, während mir doch Vieles von ihm verloren gegangen ist. Nur ein Mann von äußerster Energie konnte das leisten, und mitunter ist es ihm auch sauer genug geworden. Es wird von Ney erzählt, daß er, bevor er in die Schlacht ging, immer erst Courbetten gemacht und Kreise beschrieben habe; genau so verfuhr auch Hesekiel. An Tagen, wo's ihm ganz besonders widerstand, ging er zunächst viele Male, wie mit sich kämpfend, um seinen Schreibtisch herum, und erst wenn er alles Widerstrebende niedergezwungen, sich für seine Aufgabe montirt hatte, nahm er seinen Platz, und begann zu schreiben. Er schrieb auf Quartblätter, die aufgestapelt vor ihm lagen und ließ das geschriebene Blatt mit einem kleinen Fingerknips auf die Erde fliegen; da sammelte dann seine Tochter Ludowika, damals noch ein Kind, die zahllosen Blätter und ordnete sie. Von Wiederdurchsehen war keine Rede, kein Wort war durchstrichen, Alles ging fertig in die Druckerei. Keiner dieser Romane hat sich bei Leben erhalten, und ihr literarischer Werth mag nicht sehr hoch sein, aber sie enthalten eine Stofffülle und sind für den, der preußisch Historisches liebt, eine unterhaltliche und lehrreiche Lectüre. Jedenfalls sah sich sein Fleiß belohnt, und so gering auch die Honorare waren, auch wohl sein mußten, es gelang ihm doch, mit ihrem Ertrage die vorgenannte, für einen deutschen Schriftsteller jener Epoche sehr hohe Schuldensumme zu tilgen. Er hinterließ sein Haus in bescheidenen, aber geordneten Verhältnissen.

Daß er unter der „Ungeordnetheit dieser Verhältnisse" zu Zeiten sehr gelitten, mehr als er zu zeigen liebte, davon war ich an einem mir unvergeßlichen Tage Zeuge. Mitternacht war längst vorüber, und wir schlenderten, nach einem der vorgeschilderten Symposiums, von der Neuen Friedrichsstraße her auf unsere Wohnungen zu, die nahe bei einander lagen. Es war eine wunderschöne Winternacht, nicht kalt, prächtigster Sternenhimmel; so kamen wir bis vor meine Behausung in der Puttkammerstraße und schritten noch ein paar Mal auf und ab, weil wir bei einem sehr wichtigen Gespräche waren, nämlich bei dem Thema, wie man sich in Geldverlegenheiten einigermaßen helfen könne. „Ja," sagte ich, „'s ist sonderbar; es geht mir ja mehr als bescheiden, aber ich würde nicht sonderlich darunter leiden, wenn ich nur dann und wann einen Pump zu Stande bringen könnte. Das kann ich aber nicht. Ich habe durchaus kein Talent zu dergleichen; ich bin zu ungeschickt."

Als ich dies große Wort gelassen ausgesprochen hatte, trat er einen Schritt zurück, und ich sah, wie der letzte Rest von Rausch förmlich von ihm abfiel. Dann kam er wieder auf mich los, sah mich ernst und beinah gerührt an und sagte, während er seine Hand auf meine Schulter legte: „Gott erhalte Dir diese Ungeschicklichkeit."

Und diese Segnung, denn fast war es so was, hat sich auch an mir erfüllt, und ich habe das Schuldenmachen nie gelernt. Daß es mir in meinem Leben so gut gegangen ist, das verdanke ich nicht zum kleinsten Theile der Andauer jener „Ungeschicktheit", die mir damals mein guter Hesekiel anwünschte.

* * *

Meine Beziehungen zu Hesekiel waren bis 1855, wo ich Berlin auf eine Reihe von Jahren verließ, nur oberflächlich; erst von 1859 an wurden sie freundschaftlich. Er leistete mir damals einen großen Dienst, indem er mich aus einer mehr oder weniger bedrücklichen Lage befreite.

Das hing so zusammen.

Ich war in dem zuletzt genannten Jahre von England nach Berlin zurückgekehrt, trotzdem die Zeit, die mir der Minister Manteuffel für den Verbleib in meiner Londoner journalistischen Stellung zugesichert hatte, kaum halb abgelaufen war. „Bleiben Sie doch ruhig hier," hatte mir mein Londoner Chef, der immer gütige Graf Bernstorff, in einem über diese Dinge geführten Gespräche zugerufen. „Das in Berlin da, das dauert nicht lange." Die Richtigkeit davon leuchtete mir auch ein. Aber meine Sehnsucht nach den alten Verhältnissen (in London, so sehr ich es liebte, blieb ich doch schließlich ein Fremder) war groß und trieb mich fort, trotzdem ich wohl einsah, daß es bei meiner Rückkehr mit meinem Verbleiben in der Regierungspresse schlecht aussehen würde. Wer unter Manteuffel, wenn auch nur in kleinster und gleichgültigster Stelle gedient hatte, war mehr oder weniger verdächtig. Ich also auch. Mir wurde das, kaum in Berlin wieder eingetroffen, auch gleich fühlbar, berührte mich aber so kolossal komisch, daß ich zu keinem Aerger darüber kommen konnte. „Mußt Du eine wichtige Person sein," sagte ich mir, während ich doch am besten wußte, daß ich so gut wie gar nichts geleistet hatte. Chef der ministeriellen Presse war unter dem neuen Regime, der sogenannten „neuen Aera", Geheimrath Max Duncker geworden, ein sehr liebenswürdiger Herr, der von der oben beklagten Eigenart der Gothaner gar nichts oder doch nur sehr wenig aufwies. Ich kam aber trotzdem nicht recht an ihn heran. Alles, während es sich doch — wenigstens uns kleinen Scribenten und Correspondenten gegenüber — immer nur um Quisquilien handelte, wurde so furchtbar wichtig genommen, und so schied ich denn aus, um anderweitig mein Heil zu versuchen. Aber das war nicht leicht. Wer in ähnlicher Lage gewesen ist, wird mir das bestätigen, auch jetzt noch, trotzdem sich die Dinge seitdem sehr verbessert haben. Ich hatte zehn Jahre lang zur Regierungspresse gehört. In dieser verbleiben zu können, wäre mir schon aus Bequemlichkeit sehr erwünscht gewesen. Aber diese Presse der „neuen Aera", zu der auch indirect die nationalliberalen Zeitungen gehörten, mißfiel mir oder ich ihr, und so blieben nur Vossin und Kreuzzeitung übrig. Ich war also in einer argen Verlegenheit und sprach mich zu Hesekiel darüber aus. Der sagte: „Ja, melden kannst Du Dich nicht. Aber wenn ein Angebot kommt, dann liegt es doch um ein gut Theil günstiger für Dich." Und schon am anderen Tage kam ein solches Angebot. Der Chefredacteur der Kreuzzeitung fragte bei mir an, „ob ich die Redaction des englischen Artikels übernehmen wolle?" Noch ein wenig unter den Gruselvorstellungen stehend, die sich, von 1848 her, an den Namen „Kreuzzeitung" knüpften, war ich unsicher, was zu thun sei, beschloß aber, wenigstens mich vorzustellen. Ein bloßer erster Besuch konnte den Kopf nicht gleich kosten. Immerhin hatte die Sache was von der Höhle des Löwen. Vier Uhr war Sprechstunde. Pünktlich erschien ich in der Bernburgerstraße, wo der Chef-

redacteur der Kreuzzeitung schräg gegenüber der Lucaskirche wohnte. Matthäi wäre wohl besser gewesen, aber Lucas war auch was. Endlich in der zweiten Etage glücklich angelangt, zog ich die Klingel und sah mich gleich darauf dem Gefürchteten gegenüber. Er war aus seinem Nachmittagsschlafe kaum heraus und rang ersichtlich nach einer der Situation entsprechenden Haltung. Ich hatte jedoch verhältnißmäßig wenig Auge dafür, weil ich zunächst nicht ihn, sondern nur sein unmittelbares Milieu sah, das links neben ihm aus einem mittelgroßen Sophakissen, rechts über ihm aus einem schwarz eingerahmten Bilde bestand. In das Sophakissen war das eiserne Kreuz eingestickt, während aus dem schwarzen Bilderrahmen ein mit der Dornenkrone geschmückter Christus auf mich niederblickte. Mir wurde ganz himmelangst, und auch das mühsam geführte Gespräch, das anfänglich wie zwischen dem eisernen Kreuz und dem Christus mit der Dornenkrone hin und her pendelte, belebte sich erst, als die Geldfrage zur Verhandlung kam. London hatte mich nach dieser Seite hin etwas verwöhnt, und ich sah mit Schmerz die Abstriche, die gemacht wurden. Als so zehn Minuten um waren, stand ich vor der Frage: „Ja" oder „Nein". Und ich sagte „Ja". Nicht leichten Herzens. Aber vielleicht gerade weil es ein so schwerer Entschluß war, war es auch ein guter Entschluß, aus dem mir nur Vortheile für mein weiteres Leben erwachsen sind. Ich blieb bis kurz vor dem siebziger Krieg in meiner Kreuzzeitungsstellung und muß diese zehn Jahre zu meinen allerglücklichsten rechnen. Daß es so verlief, lag an verschiedenen Dingen. Es kamen die Kriegsjahre 1864 und 1866, die mir Gelegenheit gaben, mich mehr als ein Mal nützlich zu machen; ich bereiste die Kriegsschauplätze, war in Schleswig, Jütland, Seeland, in Böhmen und den Gegenden des Mainfeldzuges, was mich Alles ungemein erfrischte. Zugleich gab es mir ein Relief. Es war auch dasselbe Jahrzehnt, in dem ich meine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" und meinen ersten vaterländischen Roman („Vor dem Sturm") begann. Zudem, von vierzig bis fünfzig ist beste Lebenszeit. Aber der Hauptgrund, daß ich mich all' die Zeit über so wohl fühlte, war doch der, daß, verschwindend kleine Störungen abgerechnet, das Leben auf der Redaction und mehr noch das nebenherlaufende gesellschaftliche Leben ein sehr angenehmes war. Von dem sprichwörtlichen „der schwarze Mann kommt", wovor ich ganz aufrichtig gebangt hatte, war keine Rede; nichts von Byzantinismus, nichts von Muckerthum. Alles verlief eher umgekehrt. Stärkste Wendungen, auch gegen Parteiangehörige, fielen beständig und von jener erquicklichen Meinungsfreiheit — der ich übrigens, um von unserem vielverketzerten Metier auch 'mal was Gutes zu sagen, auf allen Redactionen begegnet bin — wurde der weiteste Gebrauch gemacht. Ich möchte hier überhaupt einschalten dürfen, daß es (was auch ein wahres Glück ist) nach meinen Erfahrungen eine gewisse Zeitungssolidarität gibt, die durch die Parteifarbe wenig beeinträchtigt wird, und gedenke gern eines Wortes, das Professor Stahl einmal in einer Kreuzzeitungs-Versammlung aussprach: „Meine Herren, vergessen wir nicht, auch das conservativste Blatt ist immer noch mehr Blatt als conservativ."

Auf der Redaction saßen Hesekiel und ich dicht zusammen, nur durch einen schmalen Gang getrennt, und mitunter schrieben wir uns Briefe, die wir

uns von einem Tisch zum anderen herüberreichten. Es wurden darin immer nächstliegende Personalien verhandelt, anzüglich, aber nie bösartig, vielmehr immer in so grotesk ausschweifender Weise, daß dadurch der kleinen Malice die Spitze abgebrochen wurde. Meist ging es gegen den Chefredacteur, dessen pedantische Ruhe der Hesekiel'schen Natur durchaus widersprach. Am ungenirtesten wurde mit dem aus dem Waldeckproceß schlecht beleumdeten Goedsche verfahren, der übrigens keineswegs ein Schreckensmensch, vielmehr, bei hundert kleinen Schwächen, ein Mann von großer Herzensgüte war. Er schrieb damals an seinen, vom buchhändlerischen Standpunkte aus berühmt gewordenen Sir John Redcliffe-Romanen, die, wie er selbst, eine Quelle beständiger Erheiterung für uns waren. Einer dieser Romane hieß „Nena Sahib". Wenn nun eine ganz ungeheuerliche Stelle kam, wo die Schrecknisse sich riesenhaft thürmten, so kriegte er es doch mit der Angst, und fühlend, daß er dem Publicum vielleicht allzu viel zumuthete, machte er, mit Hülfe eines Sternchens, eine Fußnote, darin es in lakonischer Kürze hieß: „Siehe Parlamentsacten". Er hütete sich aber, Band und Seitenzahl anzugeben. Wenn wieder ein mehrbändiges Werk fertig war, ließ er es jedesmal elegant einbinden, um es dann, in der Privatwohnung des Chefredacteurs, der sehr feinen und sehr accuraten Dame des Hauses als Huldigungsexemplar überreichen zu können. In besonders schweren Fällen soll er aber hinzugesetzt haben: „Ich muß die gnädige Frau dringend bitten, es nicht lesen zu wollen." Von Hesekiel ließ er sich Alles gefallen; manche Wendungen waren stereotyp. Es kam vor, daß Goedsche mit einem gewissen Feldherrnschritt auf der Redaction erschien und hier, ohne daß das Geringste vorgefallen war, ein ungeheures Ergriffensein über einen räthselhaften und vielleicht gar nicht 'mal existirenden Hergang zur Schau stellte. Hesekiel sagte dann, um diesen falschen Rausch zu markiren, ruhig vor sich hin: „Goedsche hat heute wieder seine Zahntinctur ausgetrunken." Ich persönlich habe Goedsche nur von zwei Seiten kennen gelernt: als Vogelzüchter und Bellachini-Freund. Er hatte eine Hecke der schönsten australischen und südamerikanischen Vögel, und Bellachini war ein reizender Mann, was nicht Wunder nehmen darf. Alles, was sich an der Peripherie der Kunst herumtummelt: Akrobaten, Clowns, Monsieur Hercules, Zauberer und Taschenspieler — alle sind meist sehr angenehme Leute, weil sie das Bedürfniß haben, die Welt mit sich zu versöhnen. Goedsche zog sich in den siebziger Jahren nach Warmbrunn zurück, woselbst er in seinen guten Tagen — er hatte an den Redcliffe-Romanen ein enormes Geld verdient — ein Krankenhaus gestiftet hatte; dort starb er auch. Das letzte Mal, da ich ihn sah (noch in Berlin), war er sehr elend, in Folge einer merkwürdigen, echt Goedsche'schen Weihnachtsfeier. Seine Frau war ihm gestorben, und ganz in Sentimentalität steckend, wie so oft Naturen der Art, begab er sich am Christabend nach dem katholischen Kirchhofe hinaus und veranstaltete hier, indem er zahllose Lichter aufs Grab pflanzte, eine Liebes- und Gedächtnißfeier. Er setzte sich auf ein Nachbargrab und sang einen Vers und weinte. Die Folge davon war ein Pyramidalcatarrh, der sein Leben schon damals in Gefahr brachte.

Wie schon erzählt, Hesekiel's und mein Arbeitstisch standen nahe bei einander. Aber was jeder von uns an seinem Tische leistete, das war sehr

verschiedenwerthig. Er war eine Hauptperson der Zeitung, zeitweilig die Hauptperson, und an der Bethätigung seiner Gaben war der Zeitung und jedem Adligen und Geistlichen auf dem Lande sehr gelegen. Alle wollten hören, wie der damals noch nicht entpuppte „legitimistische Marquis" über Louis Napoleon denke. Mit dem englischen Artikel, der meine Domäne bildete, lag es umgekehrt, und ich glaube, daß dies auch der Grund war, warum mein Vorgänger, Dr. Abel (er wurde später Times-Correspondent und zeichnete sich als solcher aus), seine Kreuzzeitungs-Stellung aufgab. Es waren, auf England hin angesehen, stille Zeiten, alles Interesse lag bei Frankreich oder bei uns selbst, und so kam es, daß zeitweilig jeden Morgen der Chefredacteur an meinen Platz trat und mir mit seiner leisen Stimme zuflüsterte: „wenn irgend möglich, heute nur ein paar Zeilen; je weniger, desto besser." Ich war immer ganz einverstanden damit und hatte bequeme Tage. Zuletzt freilich wurde mir das bloße Stundenabsitzen langweilig, und ich trat — ein kleiner Streit kam hinzu — meinen Rückzug von der Zeitung an.

* * *

Ich könnte hier noch Welten erzählen, sei's über Hesekiel's persönliches Gebahren, sei's über das Leben und Treiben auf der Redaction selbst. Ich ziehe es aber vor, hier abzubrechen und in Nachstehendem über das gesellschaftliche Leben auf der Kreuzzeitung, auf das ich schon kurz hinwies, zu berichten. Dies war das denkbar angenehmste, weil Alles, was zum Bau gehörte, nicht bloß politisch oder redactionell, sondern auch gesellschaftlich mitzählte. Mit Vergnügen denk' ich an den trotz vieler Reibereien und persönlicher Gegensätze doch immer kameradschaftlichen Ton zurück, und ein Ausspruch, den, wenn ich nicht irre, General von Gerlach oder aber sein Bruder, der Magdeburger Ober-Appellationsgerichtspräsident, that, zeigt am besten, wie vornehm und frei gerade diese leitenden Herren über solche Dinge dachten: „Ich würde es für klug und wünschenswerth halten, daß wir ehrenhafte Leute von der Presse ganz in ähnlicher Weise wie die Geistlichen an uns bänden, ich meine durch Heirath." Ich erzähle das, um an einem Musterbeispiel zu zeigen, wie wenig sich das landläufige Bild von einem Junker mit der Wirklichkeit deckt oder doch mindestens, wie glänzende Ausnahmen sich gerade bei den Klügsten und Besten unter ihnen vorfinden.

Gute Gesellschaftlichkeit, wie hier eingeschaltet werden mag, habe ich übrigens bei den Zeitungen aller Parteien gefunden. Und sehr erklärlich, daß es so ist. Die Redactionen oder Besitzer haben meistens ein Einsehen von der Wichtigkeit solcher persönlichen Beziehungen, die lehrreich sind und Freundigkeit geben, welch' letzteres Moment, bei dem vielen Aergerlichen und mehr noch bei dem Uebelbelenmdetsein unseres Berufs, oft recht wünschenswerth ist. Also Gastlichkeit und ein bestimmtes, wenn auch oft nur bescheidenes Maß humanen Entgegenkommens findet sich nahezu überall. Aber ich habe doch gleichzeitig, bei viel Uebereinstimmendem in dieser Beziehung, auch große Verschiedenheiten wahrgenommen. In der ministeriellen Presse stand es am ungünstigsten, weil man da selten wußte, wer eigentlich als „hospes" anzusehen sei; kam es aber trotzdem ausnahmsweise zu Repräsentation und Hospitalität,

so hatte beides den eigenthümlichen Reiz des Officiösen. Wir wurden dann, in plötzlicher Erkenntniß, daß Gott seine Sonne über Gerechte und Ungerechte scheinen lasse, brüderlich oder doch wenigstens halbbrüderlich unter die Ministerialräthe des Innern oder des Cultus eingereiht, und fühlten uns nicht bloß geehrt, sondern auch sehr amüsirt. Denn diese Räthe waren nichts weniger als steifleinene Herren, vielmehr umgekehrt meist glänzende Causeurs. Ich nenne nur einen, den Geheimrath Stiehl. Er war so witzig, daß man fast sagen konnte, selbst seine Regulative wirkten so. Jedenfalls stand er selber ziemlich kritisch zu seiner Schöpfung, und ich erinnere mich einer bei Gelegenheit seines Sturzes von ihm abgegebenen, halb humoristischen, halb cynischen Erklärung, in der er lächelnd zugestand, daß er wohl wisse, wie man das Alles auch ganz anders machen könne. Derbheit und Till Eulenspiegelei waren seine Natur. Er selber sagte von sich: „Ich habe da 'mal ein Tagebuch von meinem in Halle studirenden Großvater gefunden, daraus hervorgeht, daß er ein Renommist und ein Strenggläubiger war, und ich darf sagen, ich fühle mich als seinen Enkel." Als ich Ende der fünfziger Jahre in England lebte, gehörte ein Mr. Collins, der die Berliner Wasserwerke angelegt hatte, zu meinen Bekannten. Er reiste, trotzdem er nur ein Bein hatte, beständig zwischen London und Berlin hin und her. Einmal war ich bei ihm zu Tisch, in seinem reizenden, am Hereford-Square gelegenen Hause: „Sagen Sie, kennen Sie einen Geheimrath Stiehl?" — „Gewiß kenne ich den; Original, sehr gescheidt, sehr amusant." — „Das will ich meinen. Als ich letzten Dienstag von Berlin abfuhr, stieg mit einem Mal ein sonderbar aussehender Herr ein, schimpfte gleich kolossal, aber doch sichtlich bloß zu seinem Vergnügen und zog mich dann sofort ins Gespräch. Als wir in Köln ankamen, war er noch mitten im Satz; so was von einem Erzähler ist mir noch nicht vorgekommen. Von Ermüdung meinerseits nicht die Spur; ich war bloß traurig, daß wir schon in Köln waren." Stiehl heirathete später eine Frau v. M.; er Wittwer, sie Wittwe. Die Partie wurde viel beredet, denn sie, die Dame, war der Typus der Vornehmheit, was man von ihm nicht sagen konnte. Trotzdem hatte sie richtig gewählt und war glücklich, an die Stelle der „Complaisance", die bis dahin ihr Lebenstheil gewesen war, ein Kraftgenie treten zu sehen.

Die kleinen Festlichkeiten der ministeriellen Presse hatten, wie ich nur wiederholen kann, etwas von dem Charme der Officiosität, die der fortschrittlichen Presse zeichneten sich durch Stil und Opulenz, durch Heranziehung von Kunst und Literatur aus, die der Kreuzzeitung aber waren die lehrreichsten und, wenn der Damm erst durchbrochen war, auch die gemüthlichsten. Sie gaben sich nicht bloß als Extras, als Außergewöhnlichkeiten, sondern bildeten eine Art Institution, gehörten mit zum Programm. Ich muß deshalb etwas länger bei dieser Form der Gastlichkeit verweilen.

Die gesellschaftliche Repräsentation der Kreuzzeitung trat in drei Gestalten auf: als „cercle intime", als Königsgeburtstagsfeier und als politische Ressource. Diese drei waren, wie von den Gesellschaften der anderen Zeitungen, so auch unter einander ziemlich verschieden. Der „cercle intime" war gleichbedeutend mit einem Sichversammeln im Familienkreise; nicht die Zeitung

als solche lud ein, sondern der Chefredacteur in Person und in seinem Hause. Keine Parteirepräsentation; alles mehr Privatsache. Das zeigte sich schon darin, daß auch Damen daran theilnahmen. Excellenzen erschienen nur vereinzelt, aber viele Stabsofficiere, Geistliche, befreundete Professoren, überhaupt Freunde. Manche sind mir sehr lebhaft im Gedächtniß geblieben: Minister Bodelschwingh, Geheimrath v. Senfft-Pilsach, Major Ribbentrop von der Gardeartillerie (der sich mit seiner Batterie vor Düppel ausgezeichnet hatte), Oberstlieutenant Graf Roedern von den Gardedragonern, Hofprediger Kögel, Professor W. Hensel, der junge Senfft v. Pilsach (Neffe des Geheimraths).

Ueber die drei Letztgenannten möchte ich hier ein paar Worte sagen.

Hofprediger Kögel war damals eben nach Berlin gekommen; er mochte vierzig sein. Schlank, grad' aufrecht, von einer nervös angespannten und zugleich degagirten Haltung, machte er mehr den Eindruck eines mit glänzenden Aussichten ins Ministerium berufenen Regierungsraths, als den eines Theologen. Lebhaft, espritvoll, verbindlich, aber inmitten aller Verbindlichkeit von — übrigens vollberechtigten — Ueberlegenheitsallüren, konnte er als ein Typus jener aus kleinen in große Verhältnisse hinein gerathenen Persönlichkeiten gelten, die, plötzlich auf einer gewissen Höhe angelangt, rasch auch die Wahrnehmung ihrer Superiorität machen und in diesem Gefühl zu Tonangebenden und Regierenden werden, selbstverständlich unter kluger Wahrung aller durch Geburt und Verhältnisse vorgeschriebenen Distancen. Irr' ich nun aber nicht, so hatte Kögel eine Neigung, diese so viel bedeutenden Distancen in legererer Weise zu markiren, als herkömmlich. Er „markirte" sie wirklich nur, statt ihnen einen starken Accent zu geben, und bei dem feinen Wahrnehmungsvermögen, das hohe und höchste Herrschaften für solche Dinge haben, mußte sich in bestimmten Kreisen eine gewisse Gegnerschaft gegen ihn ausbilden. Er ist der glänzendste Casualredner, den ich, sei's im Leben, sei's literarisch, kennen gelernt habe; seine Gelegenheitsreden sind Musterstücke von Knappheit, Klarheit, Geschmack, und die vordem so beliebte Manier, in Anspielungen zu sprechen und dadurch, weil Alles gelobt und Alles getadelt wurde, sich nach allen Seiten hin zu salviren, war ihm fremd. Vor Kennern bestand er glänzend. Aber es gab ihrer Einzelne, die sich trotzdem (oder vielleicht gerade deshalb) nicht befriedigt fanden, weil sie nebenher beständig heraushörten: „Ihr seid ihr, und ich bin ich." Es ist dreißig Jahre her, daß ich ihn zuerst sah; er machte schon damals den vorgeschilderten Eindruck, hatte schon damals alles Das, was ihn auf seine Höhe hob, aber diese Hochstellung auch bedrohte. Seine Krankheit, die seinen Rücktritt veranlaßte, war vielleicht ein Segen für ihn.

Von sehr anderem Gepräge war Professor Wilhelm Hensel. Er zählte zu den häufigsten Gästen, nahm auch an den officiellen Festdiners (Königs Geburtstag ꝛc.) regelmäßig Theil und war allgemein gern gesehen. In Trebbin geboren, märkischer Predigerssohn, war er der Typus eines Märkers, gesund, breitschultrig, festen Willens und mit kleinen, listigen Augen. Trat er ein, so glaubte man einen in die Großstadt verschlagenen Amtmann zu sehen, und daß ihm, vierzig Jahre früher, die schöne Fanny Mendelssohn zu Theil ge-

worden war, konnte Wunder nehmen. Erfuhr man dann aber, was es mit dem „Amtmann" auf sich habe, so war Einem klar, daß die schöne Fanny sehr richtig gewählt habe. Das Preußenthum von 1813 ließ sich ganz wundervoll an ihm studiren. Er hatte den Krieg mit Auszeichnung mitgemacht, erfreute sich, wohl zum Theil um dieser Haltung willen, einer großen Beliebtheit am Hofe Friedrich Wilhelm's III., nicht minder bei sämmtlichen Prinzen, und dies „mit zum Hofe Gehören", auch mit dazu gehören *wollen*, gab ihm ein Etwas, das von der jungen Generation belächelt wurde. Aber ganz mit Unrecht. In dem reizenden Buche: „Bismarck und seine Leute" kommt eine Stelle vor, wo Bismarck in Versailles auf offener Straße dem Geheimrath Abeken eine Depesche dictirt. Dieser ist ganz Dienst. Aber mit einem Male wahrnehmend, daß Prinz Carl die Straße herunter kommt, kommt Abeken ins Schwanken; er hat einerseits ein Gefühl von der Wichtigkeit der dienstlich politischen Situation, aber andererseits auch ein Gefühl von der Wichtigkeit einer Prinzenannäherung, und sich hin und her wendend, um, inmitten der Erfüllung seiner Amtspflichten gegen den Kanzler, doch auch die Honneurs gegen den Prinzen nicht zu versäumen, kommt er erst durch eine scharfe Bismarck'sche Reprimande wieder zur Haltung und Ruhe. Genau so war Hensel. Eine Prinzenannäherung war doch immer die Hauptsache. Jetzt lachen die Leute darüber, weil sie die frühere Zeit nicht kennen und sich als große Freiheitler träumen; in Wahrheit aber liegt es so, daß die preußische Welt seit König Friedrich Wilhelm I. beständig wachsende Fortschritte, nicht im „Männerstolz vor Königsthronen", sondern umgekehrt im Byzantinismus gemacht hat, und daß die eigentlichen Charaktere und die eigentlich muthigen Männer in Tagen lebten, wo's keine patentirte Freiheit gab und der Krückstock noch wacker umging. Zahllose herzerquickende Worte (auch Thaten) sind damals vorgekommen, die heute ganz undenkbar sind. Auf *diesem* Gebiete sind in unserem modernen Leben auch die muthigsten Leute Drückeberger geworden. — Hensel's intimster Freund war der Graf Blanckensee; sie hatten von 1813 bis 1815 in derselben Truppe gedient. Es hieß einmal, daß es nicht leicht sei, mit dem Grafen auszukommen. „Ich bin fünfzig Jahre lang gut mit ihm ausgekommen," sagte Hensel, „und schiebe das auf ein Princip, nach dem ich, von Jugend auf, meinen Umgang mit vornehmen Leuten eingerichtet habe. Gegen ihre höhere gesellschaftliche Stellung habe ich nie protestirt, auch im freundschaftlichsten Verkehr immer eine Grenzscheide gezogen, Cordialitäten nie versucht, ihnen immer ihren Stand und ihre Ehre gegeben; aber wenn das Geringste geschah, das meine Ehre verletzte, habe ich das ruhig und fest zurückgewiesen. Das ist immer respectirt worden, und ich bin, wie mit Blanckensee, so mit allen anderen märkischen Adeligen immer sehr gut ausgekommen." In Anschauungen hatte Hensel viel Gemeinsames mit Louis Schneider, bezeigte sich aber viel feiner in Geltendmachung dieser Anschauungen. In Gesellschaften war er ungemein beliebt, und mit Recht. Er hielt sich zunächst zurück und sondirte, nahm er aber wahr, daß gute Zuhörer da waren, so öffneten sich die Schleusen seiner Beredtsamkeit, und daß *er*, der als Jüngling die Befreiungskriege mitgemacht, dann die Lalla-Rookh-Aufführung geleitet, dann 1848 die Künstler- und Studentenschaft kommandirt und 1860 als Todtenwache neben

seinem aufgebahrten König Friedrich Wilhelm IV. gestanden hatte — daß der erzählen konnte, braucht nicht versichert zu werden. Als Maler war er nicht bedeutend, selbst der Werth seiner Porträtmappen wird angezweifelt, weil er noch dem Princip huldigte, „die Menschen so zu porträtiren, wie die Natur (ehe Störungen eintraten) die Betreffenden intendirt hatte." Bis zuletzt blieb er bei Kraft, Frische und guter Laune und hatte das Glück, eines schönen Todes oder richtiger, das Glück, in einer schönen Sache zu sterben. Eine Frau war überfahren worden; er sprang hinzu, um ihr zu helfen und erlitt dabei selbst eine schwere Verletzung. Der erlag er. Er war immer hülfebereit gewesen und in einem Samariterdienst schied er aus dem Leben.

Der Dritte, von dem ich sprechen möchte, war der junge Baron Senfft-Pilsach, Neffe des vorgenannten Geheimraths, Sohn des pommerschen Oberpräsidenten. Er war — trotz ganz unjunkerlicher Anschauungen — in Erscheinung und Sprechweise der Typus eines pommersch-märkischen Junkers, groß und stark, humoristisch und derb bis zum Cynismus. Er war als Gymnasialschüler bei dem Chefredacteur der Kreuzzeitung in Pension gewesen und hatte sich bei der Gelegenheit, wie das so oft geschieht, von dem abgewandt, dem man ihn zuwenden wollte. Als ich ihn kennen lernte, war er, glaub' ich, Referendar und einige zwanzig Jahre alt. Wir plauderten mit einander, und er merkte, daß ich Fühlhörner ausstreckte, um über das conservative Hochmaß seiner Gesinnung ins Klare zu kommen. Er lachte. „Meinetwegen brauchen Sie sich nicht zu geniren. Ich denke über Alles anders." Sein Leben bewies das. Er verheirathete sich mit einer polnisch-jüdischen Dame von großer musikalischer Bedeutung, ich glaube Pianistin von Beruf, und trat in Lebenskreise, die dem seiner Familie weitab lagen. Irgend einer Actien- oder Commanditgesellschaft als Agent oder Berather beigegeben, ging er in den ihm verbleibenden Mußestunden in Musik auf. Er war weit über allen Dilettantismus hinaus ein vorzüglicher Sänger und im Vortrag Löwe'scher Balladen damals unerreicht. Er wußte, daß ich voller Interesse für diese Balladen war, und so schrieb er mir eines Tages eine Karte, worin er sich für den folgenden Vormittag anmeldete. „Keine Umstände, ich werde Ihnen den Archibald Douglas vorsingen." Er kam auch, und obwohl der niedrige Raum, dazu Gardinen und Teppiche, den Vollklang seiner mächtigen Stimme sehr behinderten, so machte sein Vortrag doch einen großen Eindruck auf mich und die paar Menschen, die zugegen waren. Ich sprach ihm meinen herzlichen Dank aus und bot ihm ein Glas Wein an, so gut ich's hatte, hinzusetzend, ich hätte Tags zuvor von einem in Wernigerode lebenden Freunde einige Flaschen „Wernigeröder" erhalten, einen abgelagerten Kornus, von dem es heiße, daß er womöglich noch besser als Nordhäuser sei; ob ich ihm vielleicht den vorsetzen dürfe? Sein Gesicht nahm einen komisch feierlichen Ausdruck an, und den Rothwein beinah' despectirlich zurückschiebend, sagte er: „Dann bitt' ich freilich um Wernigeröder." Er behandelte ihn wie Frühstückswein und sprach sich, als er mehrere mittelgroße Gläser geleert hatte, voll Anerkennung über den Mann aus, der dies „edle Naß" so rechtzeitig geschickt habe. Diese Begegnung mit ihm fand in Tagen statt, die seine letzten guten Tage waren. Er wurde bald danach krank und verfiel sichtlich. Er ritt viel, von Kur wegen,

und wenn ich ihn im Thiergarten traf, ging ich eine Strecke neben ihm her und ließ mir von ihm erzählen. Es war immer noch die alte forsche Sprechweise, aber mit einem Dämpfer drauf, und verhältnißmäßig schnell ging es zu Ende. Er war eine Figur und hat sich wohl Jedem fest eingeprägt, der ihn kennen lernte.

Alle die hier Genannten gehörten dem Familienkreise, dem „cercle intime“ an. Von sehr anderer Zusammensetzung war der Kreis, der an der officiellen Repräsentation theilnahm, also wenn Mitarbeiter (auswärtige Correspondenten) eintrafen, die gefeiert werden sollten, oder bei Gelegenheit von Königsgeburtstag. Auch da fanden sich interessante Leute zusammen, aus deren Gesammtheit ich, um mich nicht zu sehr in Einzelnheiten zu verlieren, nur einen herausgreife: den alten Büchsel. Ich hatte das Glück, ihm immer gegenüberzusitzen und ihn dabei studiren zu können, was ich denn auch redlich that. Sein Kopf war wie der eines märkischen Schäferhundes oder noch richtiger einer Mischung von Neufundländer und Fuchs. Der Fuchs wog aber sehr vor, wodurch, ich kann nicht sagen die Verehrung, aber doch das Interesse für ihn gewann. Er war die personificirte norddeutsche Lebensklugheit, mit einem starken Stich ins Schlaue. Zu Büchsel's wärmsten Verehrerinnen gehörte auch eine Generalin v. Gansauge. „Frau Generalin,“ so begrüßte er eines Tages die alte Dame, „ich habe nicht geglaubt, daß Sie noch so vergnügungssüchtig seien.“ — „Ich? vergnügungssüchtig? Aber wie das, Herr Generalsuperintendent?“ — „Ja, Frau Generalin. Ich sehe Sie jetzt auch öfter in meinen Nachmittagsgottesdiensten.“ — Man hat die „Wrangeliana“ gesammelt; Büchsel's Aussprüche zu sammeln, würde sich noch mehr verlohnen. Von meiner großen Zuneigung zu ihm hatte er keine Ahnung; sie galt dem Menschen, aber noch mehr dem Schriftsteller. Sein Buch „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen“ ist ein Prachtstück unserer märkischen Specialliteratur.

Ich sprach Eingangs noch von einer dritten gesellschaftlichen Vereinigung auf der Kreuzzeitung und nannte sie „politische Ressource“. Diese dritte Vereinigung war, ich will nicht sagen die vorzüglichste, aber doch die wichtigste von den dreien und bildete recht eigentlich ein unterscheidendes Merkmal. „Cercle intime“ und officielle Festessen gab es in allerhand Schattirungen auch bei anderen Redactionen, aber diese politische Ressource war ein Ding, das nur die Kreuzzeitung hatte. Die Gründung war wohl auf Herrmann Wagener, den „Kreuzzeitungs-Wagener“, zurückzuführen und verfolgte, wenn ich es richtig errathe, den Zweck, in jedem Redactionsmitgliede das Gefühl einer besonderen Zugehörigkeit zu wecken oder, wo es schon da war, es zu steigern. Keiner sollte sich als Lohnschreiber empfinden. Also Umwandlung des Hörigen in einen Freien. Wie bei den Versammlungen im Officierscasino der jüngste Fähnrich in gesellschaftliche Gleichheit mit seinem Obersten kommt, so sollten in dieser politischen Ressource die Redacteure mit der gesammten Oberspähre Fühlung gewinnen. Es wurde nicht viel daraus, aber die bloße Thatsache, daß Personen da waren, die so was Hübsches im Auge hatten, ist einer dankbaren Erinnerung werth. Außer Wagener nahmen an diesen Reunions auch noch Graf Eberhard Stolberg, Geheimrath v. Klützow, Geheimrath Dr. Ludwig

Hahn und einige Geistliche Theil, und ich gedenke dieser Zusammenkünfte mit einem ganz besonderen Vergnügen. Es war die Zeit, wo die Lassalle'schen Ideen im Auswärtigen Amt (Bismarck) Terrain gewannen und wo Herrmann Wagener dem Minister einträufelte: „Die verhaßte Bourgeoisie durch die Socialdemokratie zu bekämpfen." In einer mir unvergeßlichen Sitzung gerieth er über diese Frage mit Geheimrath Ludwig Hahn in einen sehr hitzigen Disput, in dem er den Kürzeren zog, weil er mit der Sprache nicht recht herausrücken und das Spiel nicht aufdecken konnte. Hahn war außerdem in dialektischer Spitzfindigkeit ihm mindestens ebenbürtig, wenn auch Wagener die weitaus genialere und politisch weiter blickende Natur war, eine Art Nebensonne zu Bismarck. Dispute derart — auch mal über „englische und preußische Polizei", bei welcher Gelegenheit ich, zum Sprechen aufgefordert, als enfant terrible debütirte (Klützow machte ein langes Gesicht, während Graf Eberhard und namentlich Wagener unbändig lachten) — Dispute derart, sag' ich, waren häufig, und es war ein Jammer, daß sich die ganze Herrlichkeit kaum einen Winter lang hielt. Es ging doch wohl nicht recht. Aber wie dem auch sein möge, der ganze Hergang ist mir immer ein Hauptargument, wenn es sich darum handelt, das conservativ-orthodoxe Element gegen unverdiente Beschuldigungen in Schutz zu nehmen[1]).

* * *

Nach dieser weiten Abschweifung, in der ich mich ausschließlich mit dem Ton, der vor dreißig Jahren auf der Kreuzzeitung herrschte, beschäftigt habe, kehre ich zu meinem eigentlichen Thema zurück, zu George Hesekiel, der all' die vorgeschilderten Dinge mit mir gemeinschaftlich durchlebte.

Daß er damals das „große Talent" der Zeitung war, sagte ich, glaub' ich, schon — nicht das große politische, wohl aber das große journalistische Talent. Politiker war er gar nicht; er cultivirte statt dessen das Interessante, das Sensationelle, die Spannung und, wer was vom Zeitungsdienst versteht, weiß, daß das allerdings die Hauptsache bleibt. Die Partei wie die Redaction wußten denn auch jederzeit, was sie an ihm hatten, aber sie wußten es nicht genug oder nicht jeden Augenblick oder wollten es nicht wissen, und das führte

[1]) An verschiedenen Stellen in diesem Capitel klingt es, als ob ich nach dem guten, alten „On revient toujours à ses premiers amours" operiren wollte. Das trifft indessen nicht zu. Meine politischen Anschauungen (allerdings zu allen Zeiten etwas wackliger Natur) haben sich meist mit dem Nationalliberalismus gedeckt, trotzdem ich zu demselben, wie schon an anderer Stelle ausgeführt, niemals in rechte Beziehungen getreten bin. Also nationalliberal. In meinen alten Tagen aber bin ich immer demokratischer geworden, ganz nach dem Vorbilde meines Lieblings „Isegrimm" in Wilibald Alexis' gleichnamigem herrlichen Roman, wohl das Beste, was er geschrieben. Aber wohin ich auch noch geschoben werden mag, ich werde immer zwischen politischen Anschauungen und menschlichen Sympathien zu unterscheiden wissen, und diese menschlichen Sympathien habe ich ganz ausgesprochen für den märkischen Junker. Die glänzenden Nummern unter ihnen (und ihrer sind nicht wenige) sind eben glänzend, und sie nicht lieben zu wollen, wäre Dummheit; aber auch die nicht glänzenden (und ihrer sind freilich noch mehrere) haben trotz Egoismus und Quitzowthum, oder auch vielleicht um beider willen, einen ganz eigenthümlichen Charme, den heraus zu fühlen ich mich glücklich schätze. Die Rückschrittsprincipien als solche sind sehr gegen meinen Geschmack, aber die zufälligen Träger dieser Principien haben es mir doch nach wie vor angethan. Vielleicht weil ich — ich glaube manche gut zu kennen — an den Ernst dieser Rückschrittsprincipien nicht recht glaube. Sie können eines Tages total umschlagen.

dann mitten in seinem Triumphzuge zu beständig sich einschiebenden Kränkungen und Niederlagen. Allerdings lag die Schuld, wenn von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann, nicht bloß bei seinen gelegentlichen Angreifern oder Unterschätzern, sondern auch bei ihm selbst, weil er, wie so oft große Talente, mit dem, was von der andern Seite her beim besten Willen geleistet werden konnte, nicht richtig rechnete.

Natürlich, wie jeder Eingeweihte weiß, ist unter dieser „anderen Seite" Niemand anders als der Chefredacteur zu verstehen, mit dem das ihm unterstellte Personal regelmäßig unzufrieden ist, und Hesekiel war es redlich. Er sah überall Uebelwollen, wo nur Zwang der Verhältnisse vorlag. Hätte der Chefredacteur die Romane seines „Romanciers" in fortlaufenden Beilagen zum Druck gebracht, so hätte sich Hesekiel's äußere Lage mit einem Schlage glänzend verändert; aber das zu thun (wie's von ihm gewünscht wurde) war eben ganz unmöglich; es hätte das das Conto der Zeitung nicht bloß zu hoch belastet, sondern auch die Leser auffässig gemacht, die bald sehr wenig Lust gehabt haben würden, sich Nummer um Nummer immer neue märkische Geschichten auftischen zu lassen. In diese schmerzliche Thatsache hatte sich, soweit seine Romane mitsprachen, Hesekiel schließlich denn auch gefunden. Aber da waren nun noch seine kleineren Dichtungen, seine Lieder, und um dieser willen kam der Unmuth zum offenen Ausbruch. Gedichte, meist nur zwanzig Zeilen, und von Honorar keine Rede! Das war doch bloß eine Sache der Gefälligkeit, und auch hier eine Ablehnung erleben zu müssen, das war zu viel. So wenigstens dachte Hesekiel. Und mancher Draußenstehende, der das nachträglich liest, wird ebenso denken. Aber wer jene Tage von 1864 und 1866 — siebzig war es ebenso oder noch schlimmer, aber da war ich schon fort — miterlebt hat, der weiß, in welch' furchtbarer Lage sich der arme Chefredacteur andauernd befand. Zehn Gedichte in einer Stunde war für Hesekiel eine Kleinigkeit. Wozu Storm fünf Monate brauchte, dazu brauchte Hesekiel fünf Minuten. Ritt Prinz Friedrich Karl von Münchengrätz bis Gitschin, so hieß es: „Der rothe Prinz bei Gitschin"; ritt er von Gitschin nach Münchengrätz zurück, so hieß es „der rothe Prinz bei Münchengrätz". Jede kleine Notiz wurde sofort zum Gedicht, und all' das am anderen Morgen als lyrischen Erguß zu bringen, was am Abend vorher Telegramm gewesen war, war unmöglich. Jeder sah dies ein, nur Hesekiel selbst nicht. Er überschätzte diesen Zweig seines Schaffens. Ich bin damals der aufrichtige Lobredner dieser „Neuen Lieder, gedruckt in diesem Jahr" gewesen, und bin es noch; ich habe sogar in der bitteren Fehde „Hesekiel contra Scherenberg", aller Scherenberg-Verehrung unerachtet, constant auf Hesekiel's Seite gestanden, weil ich das echt Volksmäßige seiner Lieder wohl erkannte; aber wie das immer bei dem Volksliedsmäßigen ist, neben einem Granat oder einem Carneol liegen hundert rothe Glassplitter. So war es auch bei Hesekiel. Er verlangte zuviel und war durchaus im Unrecht, die Ablehnung dessen, was nun mal nicht ging, als Kränkung zu empfinden.

Dies Alles spielte sich auf der Redaction selber ab. Aber auch außerhalb derselben war er Kränkungen von Parteigenossen ausgesetzt. Ueber zwei dieser Vorkommnisse, die ganz besonders schwer an ihm zehrten, will ich berichten. Es war die Zeit, wo das Wagener'sche Conversations-Lexicon geschrieben wurde,

das bekanntlich den Zweck verfolgte, den liberalen Nachschlagebüchern gegenüber, auch mal der conservativen Sache zu dienen. In Brockhaus und Meyer fehlte damals Hesekiel, weil er Kreuzzeitungsmann war, und dem Wagener'schen Lexicon lag es mithin selbstverständlich ob, dies zu begleichen und der preußisch-conservativen Welt von ihrem Lieblingsschriftsteller George Hesekiel nach Möglichkeit zu erzählen. Aber dieser Artikel blieb aus. Bruno Bauer, der über Wagener's Kopf weg Alles schrieb und nicht bloß Bauer hieß, sondern auch Bauer war (noch dazu Rixdorfer Bauer), war nicht der Ehren, auch nur sieben Zeilen über den, all' seiner Mängel unerachtet, unbestritten ersten und talentvollsten Romancier der Partei zum Druck zu geben. Hesekiel war ganz außer sich darüber. Was Bruno Bauer zu solcher Haltung bestimmte, weiß ich nicht. Könnte ich annehmen, er habe politisch oder moralisch oder literarisch eine, wenn auch irrige, so doch ehrliche Meinung dadurch ausdrücken wollen, so würde ich das respectiren. Daran ist aber gar nicht zu denken. Man muß diesen Mann gesehen haben, um zu wissen, daß dies ausgeschlossen ist. In hohen Schmierstiefeln und altem grauen Mantel, einen Wollshawl um den Hals und eine niedergedrückte Schirmmütze auf dem Kopf, kam er, den Knotenstock in der Hand, jeden Sonnabend von Rixdorf hereingestapelt, um auf der Kreuzzeitungs-Druckerei Bestimmungen über seine Artikel zu treffen. Seine kleinen dunklen Augen, klug aber unfreundlich, beinah' unheimlich, bohrten Alles an, was ihm in den Weg kam. Eine grenzenlose Verachtung der durch uns repräsentirten kleinen Redactionscrapüle sprach aus seinem ganzen Auftreten, und der corpulente Hesekiel mit blauem Frack und blanken Knöpfen war ihm wohl ganz besonders unbequem. Die Bauer's waren sehr klug, aber wenig angenehm und hatten einen wirklichen und ehrlichen Respect nur vorm „Arnheim" und dann und wann vor Rußland. Es ist ein Segen und großer Culturfortschritt, daß diese ganze Menschenclasse weg ist.

Eine gleich große Kränkung, wie die vorstehend erzählte, wurde Hesekiel durch einen Mann zugefügt, der eigentlich an ihm hing und den Hesekiel seinerseits geradezu liebte. Das war ein alter Provinzial-Edelmann. Der sagte 'mal: „Ja, lieber Hesekiel, ich weiß, daß Sie's ehrlich meinen. Aber Sie verfehlen's. Sie wollen uns glorificiren, und Sie ridiculisiren uns bloß." Unter Allem, was ihm je gesagt worden ist, haben diese Worte wohl den größten Eindruck auf ihn gemacht; denn er war klug und unbefangen genug, das Wahre, das darin steckte, herauszufühlen.

Alles in Allem wiederholte sich, trotz seiner vorwiegend großen Wohlgelittenheit in der Partei, auch bei ihm die alte Erscheinung wieder, daß man, bei Draußenstehenden, ja bei directen Antagonisten, besser abschneidet, als bei den Angehörigen. So kam es denn auch, daß er sich bei der gegnerischen Presse ganz besonderer Beliebtheit erfreute, weil er eine ausgesprochene Persönlichkeit, ein unterhaltlicher Lebemann und vor Allem ein guter Kamerad war. Er hatte als Schriftsteller und Zeitungsschreiber ein starkes Standesbewußtsein, also gerade *das*, was uns in Deutschland noch so sehr fehlt und unsern Beruf so schwer schädigt. Auf diesen Punkt hin angesehen, war er, während er für einen „Feudalen" galt, moderner als mancher der Modernsten.

Die älteste Culturepoche Griechenlands.

Von

Georg Busolt.

[Nachdruck untersagt.]

VI.

Für die Beurtheilung des Wesens der mykenischen Cultur sind ihre Beziehungen zum Orient von wesentlicher Bedeutung. Um die Mitte des zweiten Jahrtausends waren die Culturen Mesopotamiens und Aegyptens, der Mittelpunkte der damaligen Civilisation, bereits zur Vollreife gediehen. Alle Grundanschauungen standen in Aegypten bereits seit Jahrhunderten fest. Unverrückbare Grundsätze der Stilisirung galten auch für die bildende Kunst. Die Plastik war von vornherein durch ihre Hauptaufgabe, Porträtstatuen für den Todtenkultus und Bildwerke von Göttern, Königen und heiligen Thieren für die Tempel zu schaffen, auf feierliche, gemessene Stellungen angewiesen; aber auch innerhalb dieser Schranken war die officielle Kunst noch an feste Stilregeln gebunden. Nur bei Statuen von Privatpersonen erhielt sich die ursprüngliche, realistischere Behandlung. Auch die Malerei und Reliefarbeit durfte sich nur bei Darstellungen für das Privatleben, bei Nebenfiguren und untergeordneten Persönlichkeiten freier bewegen und schuf dann Werke von wunderbarer Frische und Lebenswahrheit. Mit dem um 1550 v. Chr. beginnenden neuen Reiche begann bereits der Verfall des officiellen Stils. In dem Bestreben, die naturalistische Richtung gewaltsam zurückzudrängen und die kanonische Zeichnung festzuhalten, betonte man mehr noch, als nöthig war, die Steifheit und Unnatur. Die technische Beherrschung des Materials erreichte dagegen ihren Höhepunkt. Mit vollendeter Sicherheit bearbeitete man die härtesten Steine. Zugleich verdrängten in der Architektur, die vom Ziegel- und Holzbau zum Steintempel übergegangen war, die Pflanzen- und Knospensäulen völlig die aus dem hölzernen Pfeiler hervorgegangenen protodorischen mit einfacher runder Basis und Deckplatte. Architektur und Sculptur wurden durch reiche Bemalung belebt. Zur Decoration verwandte man zunächst Schachbrett- und Teppichmuster, dann auch Mäander, Blumenornamente, Darstellungen aus dem täglichen Leben, Kriegs- und Jagdscenen, Thierbilder, die geflügelte Sonnenscheibe und andere mytho-

logische Gestalten. Diese Decoration eignete sich auch das Kleingewerbe an. Leinenindustrie und Weberei, Tischlerei und Töpferei, Glasbläserei und Metallarbeit gelangten zu hoher technischer und künstlerischer Blüthe. Das Kriegswesen erhielt namentlich durch die Einführung des asiatischen Streitwagens und dann unter der neunzehnten Dynastie (seit etwa 1375) durch das Söldnerwesen eine neue Gestalt. Ausländische Söldner, Libyer, Neger, vor Allem Schardana, begannen den Kern der ägyptischen Heere zu bilden. Auch in Sprache, Sitte und Geschmack machte sich asiatisch-semitischer Einfluß geltend. Andererseits eroberte Thutmose III. (1503—1449) Syrien und brachte damit das Land bis zum Euphrat auch in nähere culturelle Verbindung mit Aegypten.

Das andere Culturcentrum hatte sich im Zweistromlande des Euphrat und Tigris entwickelt. Die mesopotamische Cultur beruhte, wie die ägyptische, auf dem Ackerbau, für den durch Anlage von Deichen und Canälen zur Regulirung der Ueberschwemmungen ein ergiebiger Boden geschaffen war. Aber auf dieser gleichartigen Grundlage erwuchs am Euphrat eine von ganz andern Anschauungen getragene Civilisation. Während die großen Gottheiten der Aegypter vorwiegend Lichtgottheiten, obenan der Sonnengott, waren, und die Dämonen des Volksglaubens nur eine zweite Rolle spielten, traten letztere im babylonischen Cultus neben den großen Geistern des Himmels und der Erde stark in den Vordergrund. Man dachte sich dieselben theils als menschenähnliche Wesen, theils in Gestalt von Löwen und anderen wilden Thieren, namentlich aber als mischgestaltige Ungeheuer, als Greife, Einhörner und Drachen. Mit diesen Wesen beschäftigte sich auch die Kunst in hervorragendem Maße. Da man ferner glaubte, daß die Weltmächte vor Allem in den Sternen wirkten, so beobachtete man zur Erforschung des göttlichen Willens eifrig die Gestirne. Astronomie und Magie wurden für das praktische Leben von größter Bedeutung. Aber zur Durchbildung eines das ganze geistige Leben bestimmenden und fesselnden theologischen Systems, wie in Aegypten, ist es in Babylonien nie gekommen. Daher standen die Babylonier dem Leben freier und unbefangener gegenüber. Die Kunst gerieth frühzeitig unter ägyptische Einflüsse. Sie hat zwar manche lebenswahre Bildwerke geschaffen, aber ihre Darstellungen, besonders die Aufzüge aller Art, haben etwas Monotones und Schematisches, ihre Gestalten gedrungene und fast übervolle Formen. Es fehlt ihnen an Innerlichkeit und geistigem Leben. Hervorstechende Eigenschaften werden durch Aeußerlichkeiten veranschaulicht. Die Thierfiguren erhalten in der gereiften Kunst einen heraldischen Typus. Mit grober Sinnlichkeit vereinigt sich ein Hang zum Phantastischen, der in mannigfaltigen Mischgestalten zum Ausdruck kommt. In der linearen Ornamentik ist die Rosette ein beliebter Bestandtheil.

Ein wichtiger Zweig des babylonischen Kunsthandwerkes war die Steinschneiderei. Eine ungemein große Zahl von Gemmen und Cylindern mit religiösen und profanen Darstellungen hat sich erhalten; durchschnittlich stehen sie aber an technischer Durchbildung hinter den Erzeugnissen des ägyptischen Kunstgewerbes erheblich zurück.

Ihre Bauten haben die Babylonier, da es an Steinbrüchen in ihrem Lande gänzlich fehlte, aus Ziegeln und Holz aufgeführt. Vielfach schmückten sie die

Wände mit Reliefs und Malereien. Zur Entwicklung einer einheimischen Holzarchitektur ist es jedoch nicht gekommen, ebensowenig zur Ausbildung der Säulenhalle.

Die Vermittelung zwischen den Culturen des Euphrat- und Nilthales übernahm naturgemäß Syrien, insbesondere das syrische Küstenland, da die Karawanen den directen Weg durch die Wüste zu vermeiden pflegten. Den an der Küste sitzenden Kanaanäern, die von den Griechen Sidonier oder Phöniker genannt wurden, fiel hauptsächlich der gewinnreiche Zwischenhandel zu. Neben dem Landhandel hatte sich in ihren Städten, unter denen Tyros, Sidon, Byblos und Arados hervorragten, schon zur Zeit der Eroberung Syriens durch die Aegypter ein bedeutender Seeverkehr entwickelt. Die Seefahrten der Phöniker waren von weltgeschichtlicher Bedeutung. Sie führten das Meer in die Geschichte ein und trugen die orientalische Cultur an alle Küsten. Eine intensivere Colonisation war mit diesen Fahrten nur in Kypros und Nordafrika verbunden. Die Phöniker begnügten sich im Ganzen mit der Anlegung von Factoreien und Seestationen auf vorspringenden Küstenpunkten und kleinen, der Küste vorgelagerten Inseln, von wo aus sie, gegen Ueberfälle geschützt, mit den Eingeborenen Handel trieben. Auch im Bereiche des ägäischen Meeres haben sich keine Spuren phönikischer Colonien aus mykenischer Zeit gefunden.

Mit großem Geschick vertrieben die Phöniker ägyptische und babylonische Waaren, eigneten sich die Errungenschaften der beiden Culturgebiete an und bildeten sie theilweise mit praktischem Scharfsinn weiter. Aber sie handelten nicht nur mit fremden Producten, vielmehr erblühte in ihren Städten und im syrischen Hinterlande frühzeitig eine große Industrie. Als die Aegypter Syrien unterwarfen, stießen sie dort auf eine hohe, vorwiegend unter babylonischen Einflüssen entwickelte Cultur. Das Land hatte unter der Oberhoheit der elamitischen Fürsten Babyloniens gestanden, und die syrischen Vasallen des Pharao bedienten sich zur Zeit der achtzehnten Dynastie der babylonischen Schrift und Sprache. Allmälig begann in Folge der politischen Verbindung namentlich im Süden, in Palästina und im südlichen Phönikien, ägyptischer Einfluß die Oberhand zu gewinnen. Aegyptische Anschauungen gelangten auch in der religiösen Symbolik zur Herrschaft, obwohl die Phöniker nach babylonischer Weise Gottheiten und Dämonen mit Flügeln ausstatteten. Ein unvermitteltes Nebeneinander von ägyptischen und babylonischen Bestandtheilen charakterisirt die ganze syrisch-phönikische Kunst. Es ist ihr nicht gelungen, die verschiedenartigen Elemente organisch zu verbinden und zu verschmelzen.

Die Erzeugnisse der syrisch-phönikischen Industrie waren mannigfaltiger Art. In ihren Werkstätten betrieb man namentlich Purpurfärberei, Weberei und Buntwirkerei, man schuf ferner Gefäße und Schmucksachen aus Gold, Silber und Elfenbein, Schalen, Krüge, Geräthschaften und Rüstungsstücke aus Bronze, Gefäße aus Alabaster und Thon, kunstvolle Glassachen und Gemmen. Auch im Bauhandwerk erwarben sich die Phöniker hohen Ruf. Am salomonischen Tempel waren phönikische Steinmetzen, Zimmerleute und Bronzearbeiter thätig.

Gegen Ende der achtzehnten Dynastie, zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts, entwickelte sich aus den nordsyrischen Kleinstaaten das Reich der Cheta, die wahrscheinlich nicht zu den semitischen Stämmen gehörten. Ihre geschichtlich wichtigsten Städte waren Karkamisch in der Nähe des Euphrat und Qadesch am Orontes. Nach und nach dehnten sie ihre Macht bis Damaskus und im Nordwesten über Kleinasien aus. Sie besaßen eine verhältnißmäßig hohe Cultur und eine der ägyptischen nachgebildete, noch nicht entzifferte Hieroglyphenschrift. Ihre theils von babylonischen, theils von ägyptischen Formen beeinflußte Kunst trägt einen rohen und primitiven Charakter. Die gedrungenen und plumpen menschlichen Gestalten mit schreitender Beinstellung, hohen, spitzen Mützen und Schnabelschuhen sind stereotyp nach babylonischen Vorbildern entworfen, obwohl an der Mütze der Herrscher die ägyptische Uräusschlange erscheint. Nach babylonischen Mustern, jedoch mit eigenthümlicher, bizarrer Weiterbildung, sind auch die chetitischen Gemmen und Siegelcylinder gearbeitet, auf denen allerlei seltsame aus Mensch und Thier zusammengesetzte Mischwesen erscheinen oder esels- und löwenköpfige Dämonen, Greife, Verkoppelungen von gegenüberstehenden Thieren, Kämpfe zwischen Dämonen und Thieren vorgeführt werden. Zu den Eigenarten der Cheta gehört die Vorliebe, Götter auf Bergspitzen oder, wie bei den Assyrern, auf dem Rücken von Thieren stehend darzustellen.

Diese vollreife Cultur des Orients hat auf die Entwicklung der mykenischen einen mächtigen Einfluß ausgeübt, aber sie nicht ausschließlich bestimmt. Die Mykenäer haben die fremde Formenwelt selbständig umgestaltet, eigene Formen geschaffen und das Ganze mit neuem organischen Leben erfüllt. Ihre Beziehungen zum Orient wurzeln hauptsächlich in Syrien. Das zeigt sich schon bei den Mauerbauten. Allerdings haben auch die Aegypter schon vor Beginn des neuen Reiches große Festungen mit vorspringenden Thürmen aufgeführt, aber in Ziegelbau. Dagegen treffen wir bei den Phönikern stattliche Mauern, die sowohl aus Quadern, als auch, wie in Tiryns, aus regelmäßigen Schichten von großen Blöcken erbaut waren. Die eigenartigen, sich an einen Gang anschließenden Kammern in den Mauern von Tiryns finden sich in denjenigen Karthago's und anderer phönikischer Städte wieder. Auch der Grundriß der Paläste von Mykene und Tiryns geht im Wesentlichen auf syrisch-ägyptische Vorbilder zurück. Zu einem vollständigen Stadthause eines vornehmen Aegypters in der Zeit der achtzehnten Dynastie gehörte ein rechteckiger Vorhof, ein Vorzimmer mit vorgeschobener Säulenhalle und ein dahinter liegender großer Speisesaal, der Hauptraum des Hauses. In der Mitte des Saales stand zwischen zwei Säulenreihen der Speisetisch. Auf den Speisesaal folgte ein schmaler Hofraum, an den sich andere Gemächer anschlossen. Am äußersten Ende befand sich die Wohnung der Frauen und der Garten. Diese drei Haupttheile: Hof, Saal und hintere Gemächer, weisen auch die ägyptischen Tempel auf, obwohl deren Grundriß durch Verdoppelung und Verdreifachung der einzelnen Theile, sowie durch Hinzufügung kleiner Säulensäle verdunkelt wird. Die Phöniker nahmen dieses Schema an und führten es bei den salomonischen Tempel- und Palastbauten durch. Es findet sich der Hauptsache

nach auch bei den Palästen von Mykene und Tiryns und dann beim homerischen Fürstenhause. Die wesentlichen Theile der letzteren waren: der unbedeckte Hof (Aule), das Vorzimmer (Prodromos, Prothyron) mit oder ohne Vorhalle, der Hauptsaal (Megaron) und ein Complex von Gemächern mit der Frauenwohnung.

Beim Grundriß des tirynther Palastes und ebenso bei dem von Gha tritt aber im Unterschiede vom ägyptischen Hause ein ausgebildetes System von langen Corridoren hervor, an die sich vielfach in dieselben mündende Gemächer anreihen. Solche Gänge mit seitlich daran angereihten Zimmern gab es in dem von den Phönikern ausgeführten Palaste Salomo's, sie waren auch für die Bauten der Babylonier und Assyrer charakteristisch. Der Grundriß ist also in der syrischen Umgestaltung nach Griechenland gekommen. Für die Uebertragung aus Asien spricht auch der Umstand, daß der Kern des Palastbaues, der Saal mit der Vorhalle, in ganz ähnlicher Gestalt, aber noch ohne Säulen, bereits in der zweiten troischen Stadt vorkommt, die etwa ein halbes Jahrtausend vor die mykenische Zeit zu setzen ist. In dieser Stadt begegnen uns auch Thorgebäude, die mit ihrer Vorder- und Hinterhalle lebhaft an die tirynther erinnern.

VII.

Während der ägyptische Hauptsaal vorne und hinten mehrere Thüren hatte und die Verbindung zwischen den vorderen und hinteren Räumen vermittelte, besaßen die Männersäle der mykenischen Paläste nur eine einzige Eingangsthür, und das war auch beim Saale des homerischen Hauses der Fall. Wichtiger ist es, daß im Hauptsaale in Tiryns und Mykene an der Stelle des ägyptischen Speisetisches der runde Herd zwischen den Säulen erscheint, und daß im Hofe zu Tiryns sich ein Altar befindet. Dieser Hausherd zwischen Säulen kehrt im homerischen Hause wieder und ebenso der große Altar des Zeus Herkeios im Hofe. Es handelt sich hier um Zuthaten und Abänderungen an dem syrisch-ägyptischen Grundrisse, die aufs Engste mit griechischen Vorstellungen vom Wesen des Hauses und der Familie verknüpft sind.

Uebereinstimmungen zwischen den mykenischen und homerischen Fürstenhäusern lassen sich auch sonst in mancherlei Hinsicht nachweisen. Jene hatten, wie diese, horizontale Dächer und Decken aus einem Gefüge hölzerner Balken. Auch die Säulen und Pfosten beim homerischen Palaste bestanden höchstwahrscheinlich, wie in Tiryns, aus Holz. Die Wände der homerischen Fürstenhäuser waren jedoch nicht, wie die der mykenischen, mit bunten Malereien geschmückt, die auch in Aegypten und Babylonien die Wände bedeckten. Gewöhnlich waren sie nur mit weißem Kalkputz überzogen, doch kennt das Epos eine Wandverzierung mit glänzender Bronze, wie sie seltener in Aegypten, häufiger in Babylonien und auch bei den Phönikern vorkam. Ein derartiger Bronzeschmuck war in den Kuppelräumen der „Schatzhäuser des Atreus" und „Minyas" angebracht. In Tiryns und Mykene waren die Wände zuweilen mit einem Friese aus sculpirten und mit blauen Glaspasten verzierten Alabasterplatten geschmückt. Verzierungen aus eingelegten, bunten Glasfliesen

kannte man auch in Aegypten, wohin „Blaustein" aus Syrien eingeführt wurde. Andrerseits erwähnt die Odyssee einen solchen Fries im Männersaale des Alkinoos.

Wie bei den Mauer- und Palastbauten, so zeigt sich auch bei der Bestattung orientalischer Einfluß. Man strengte, wie in Aegypten, alle Kräfte an, um dem Herrscher eine würdige Grabstätte zu bereiten, man umgab ihn mit der Scheinwelt eines reichen Todtenapparates und veranstaltete ihm regelmäßige Opferfeste. In Aegypten stattete man das Grab mit den Bildern des Verstorbenen aus, in Mykene legte man auf das Gesicht der Leiche eine goldene Porträtmaske. Aber auch von den Aegyptern und unter ihrem Einflusse von den Phönikern wurde bisweilen das Antlitz des Verstorbenen mit einer Maske bedeckt. Aehnliches gilt von der Bestattung in Felsengräbern. Abgesehen von den senkrechten Schachtgräbern, die sowohl bei den Aegyptern, wie bei Phönikern vorkommen, findet sich bei letzteren auch die charakteristische Dreitheilung des Grundrisses der horizontalen Kammergräber. Die Gestalt der Kuppelgräber hat man von der Rundhütte, in der die Mykenäer ursprünglich, wie die Italiker, gewohnt hatten, abgeleitet. Allein es würde doch sehr auffallend sein, wenn gerade die Fürsten, welche das vom Volke — wie man aus der Gestalt der Kammergräber und der kretischen Leichenvasen schließen muß — beibehaltene Haus mit Giebeldach aufgaben und ihre Paläste nach orientalischem Muster erbauten, sich bei ihren Grabstätten an die Form der volksthümlichen Rundhütte gehalten hätten. Die ältesten Fürstengräber, die in der Burg, sind außerdem Schachtgräber. Allerdings dürfte die Rundhütte das Urbild des Kuppelraumes gewesen sein; es kommt daher die bienenkorbartige Gestalt der Grabkammer auch anderwärts vor. Man findet sie in Sardinien und auf den Balearen, doch liegt hier die Grabkammer im Innern überirdischer Steinbauten. Einige unterirdische Kuppelgräber in der Nähe von Lissabon sind nicht aufgemauert, sondern ganz aus dem Felsen gehauen. Eine bienenkorbartige Form hat auch der innere Hohlraum der kleinen, über dem Grabschachte errichteten Pyramiden in der Hauptnekropole des ägyptischen Priester- und Beamtenthums in Abydos. Syrisch-ägyptischer Einfluß könnte also bei der Erbauung der Kuppelgräber mitgewirkt haben, doch harrt das Problem noch seiner Lösung.

Bei den großartigen Bauten und den reich mit verschiedenfarbigen Steinen — wie es auch in Aegypten vorkommt — ausgelegten und verzierten Façaden mögen vielleicht auswärtige Baumeister thätig gewesen sein, aber sie erforderten jedenfalls geschulte und geschickte einheimische Arbeitskräfte. Schwierig ist die Beantwortung der Frage über die Herkunft vieler wichtiger Einzelfunde. Die kunstvoll gearbeiteten Gefäße, Geräthschaften und Schmucksachen von Gold, Silber, Elfenbein und edlen Steinen setzen eine hochentwickelte Industrie voraus, die in Bezug auf Technik, Stilisirung und Ornamentik einen scharf ausgeprägten Charakter gewonnen hatte. Ihre Meister waren nicht nur im Metallguß geübt, sondern auch in der Kunst, Drähte zu ziehen, zu hämmern und zu löthen, Goldblech zu pressen und zu schneiden und Gemmen herzustellen.

Die Elemente der mykenischen Ornamentik gehen zum Theil auf die Metalltechnik zurück. Dahin gehören die Knöpfe, Buckel, concentrischen Kreise und namentlich die fortlaufenden, aus dem langgezogenen Draht entwickelten Spiralen. Andrerseits verwandte man in reichster Fülle Nachbildungen von Blättern, Knospen, Algen, Rosetten, Schmetterlingen, Tintenfischen und andern Seethieren. Dazu kommen dann figürliche Darstellungen, namentlich Jagd- und Kampfscenen, Sphinge, Greifen und allerlei seltsame Mischgestalten.

In dieser Ornamentik sind orientalische Formen und eigenartige, mykenische gemischt. Das technische und künstlerische Vermögen der Mykenäer erkennt man an ihren Vasen, deren Technik von ihnen selbständig ausgebildet und fast fabrikmäßig geübt wurde. Zur Verzierung der Vasen benutzten sie theilweise orientalische Vorbilder und Stilisirungen, aber sie schufen eine inhaltlich selbständige Ornamentik, die auf der Beobachtung der einheimischen Seepflanzen und Seethiere beruhte. Auch unter den Vasenformen kommen einige charakteristische nur innerhalb des mykenischen Culturkreises vor.

Weit stärker treten die orientalischen Elemente bei den Gegenständen aus Metall und Elfenbein, aus Glasfluß und Alabaster und bei geschnittenen Steinen hervor. Die Technik, Ornamentik und theilweise auch das Material dieser Gegenstände ist orientalischen Ursprungs; sie sind entweder eingeführt oder Nachahmungen orientalischer Erzeugnisse. Vom Orient stammen die Palmbüschel, die wappenartigen Gegenüberstellungen von Thierpaaren (Löwen, Panthern, Hirschen, Adlern, Schwänen u. s. w.), die Sphinge, Greifen und anderen mischgestaltigen Wesen, endlich die in der orientalischen Kunst so beliebten Löwenkämpfe. Die dämonischen Mischgestalten waren aus Babylonien nach Syrien gekommen, wo sie namentlich von den Chetitern weiter gebildet wurden. Sie begegnen uns in Mykene besonders häufig auf geschnittenen Steinen, aber auch auf einheimischen Wandgemälden. Es geht daraus hervor, daß die Mykenäer dieselben nachahmten, und daß darum Gemmen mit jenen Gestalten keineswegs fremde Erzeugnisse zu sein brauchen. Die Sphinx hat ihren Ursprung in Aegypten, doch wurde sie daselbst als ein männliches Wesen mit einem Kinnbarte dargestellt und ihr Löwenleib erst zu Beginn des neuen Reiches ab und zu mit Flügeln ausgestattet. In Syrien erhielt dieses Wesen einen Frauenkopf, später auch Brüste, und nach babylonischer Manier Flügel. Die mykenischen Sphinge haben ebenfalls Flügel und einen weiblichen Kopf, Brüste nur in einem Falle. Sie geben also einen syrischen Typus wieder. Ganz eigenartig ist jedoch ihre Kopfbedeckung. Das ägyptische Kopftuch ist bei ihnen zu einem Barett mit langem Zipfel oder Schweif umgestaltet. Eine barettartige Kopfbedeckung findet sich bei der Istar-Nana und anderen Gottheiten auf altbabylonischen Cylindern, aber auch bei mykenischen, auf syrisch-babylonische Vorbilder zurückgehenden Thonfiguren.

Die Gestalt des mykenischen Greifs, eines als geflügelter Löwe mit einem Adlerkopfe gedachten Mischwesens, wurzelt wahrscheinlich gleichfalls in Syrien, von wo aus dieses Wesen erst zu Beginn des neuen Reiches in Aegypten einwanderte. Sehr merkwürdig ist ein feines, in Aegypten gefundenes Holzrelief, das einen katzenartig nach seiner Beute hinschleichenden Greif darstellt. Ein

Greif in dieser Bewegung steht einzig da. Dem Stile nach gehört das Relief der mykenischen Kunst an. Außerdem sind die Flügel des Greifs mit einer Reihe von Ringellocken verziert, die bei den ägyptischen und chetitischen Greifen fehlen, dagegen bei allen mykenischen vorkommen. Es bleibt also wie bei der Sphinx, so auch beim Greif nach Abzug der bekannten orientalischen Formen ein eigenartiger Rest übrig.

Noch mancherlei Anderes weist auf Syrien hin, und zwar meist auf das nördliche. Zwei weibliche Figuren aus Goldblech, die ihre Hände an den Brüsten halten und auf deren Kopf und Schultern Tauben sitzen, geben genau den Typus der altbabylonischen Istar-Nana wieder, die durch Syrien nach Kypros kam, wo die Göttin ein uraltes Heiligthum besaß. Ein Bild dieses Heiligthums, wie es auf Münzen erscheint, zeigen drei Goldbleche in der Form dreischiffiger Tempelchen, auf denen die der Göttin heiligen Tauben sitzen. Alle fünf Goldbleche stammen aus den Burggräbern, also aus der älteren mykenischen Epoche. Nachahmungen der zahlreichen in Mesopotamien, Syrien und Kypros gefundenen Astarte-Idole sind die mykenischen Thonidole, die in roher Weise eine weibliche Figur darstellen. Während aber die babylonisch-syrische Istar vollständig nackt ist und entweder die Unterarme unter den Brüsten hält oder sie von unten her mit den Händen umfaßt, sind die mykenischen Idole bekleidet und die Arme, vielfach nur durch flügelähnliche Ansätze angedeutet, über der Brust gekreuzt oder untergeschlagen. Die mykenischen Ideole verflachen also das Istarbild, sei es, weil sich die Mykenäer über das Wesen der Göttin nicht ganz im Klaren waren, sei es, weil sie es den eigenen Anschauungen und Sitten gemäß veränderten. Die vielen andern Thonidole, die namentlich Kühe und Kuhköpfe darstellen, sind aus der uralten, sowohl in den östlichen Ländern des Mittelmeergebiets, wie in Italien herrschenden Sitte zu erklären, den Göttern Figuren aus Thon, Bronze oder Stein zu weihen und dadurch die zu ihren Ehren vorgenommenen Handlungen, z. B. Thieropfer, zu symbolisiren.

Zu den interessantesten Funden gehört ein Goldring, auf dessen großer Platte eine sehr verschieden gedeutete Scene dargestellt ist. Im Vordergrunde sitzt unter einem Baume eine Frau, die, wie die berühmte Aphrodite des sikyonischen Bildhauers Kanachos, in der Rechten Mohnköpfe emporhält. Vor ihr stehen weibliche Gestalten mit Blumen in den Händen. Bekleidet sind die Frauen mit einem den Oberkörper eng umschließenden, dünnen Gewande, das über den Hüften gegürtet ist und dessen unterer Theil einen weiten Rock bildet. Dieser für die Bekleidung der mykenischen Damen überhaupt charakteristische Rock zeigt in Folge einer tiefen Falte eine hosenartige Gliederung, ist mit mehreren gebauschten Querfalten verziert und endigt bei den Füßen in eine Bogenlinie. Im Hintergrunde erscheinen Sonne und Mondsichel, darunter eine Doppelaxt, links oben in der Entfernung eine fast ganz von einem Schilde verdeckte Figur mit einem Spieße in der Linken. Auf einem andern Goldringe sieht man ebenfalls eine sitzende und eine vor ihr stehende Frau, doch hält erstere einen Spiegel empor. Solche sitzende Frauen mit Mohnköpfen und Spiegel in den Händen kommen mehrfach auf chetitischen Reliefs vor.

Sonne und Mond sind in der Stilisirung genau, sechs am linken Rande des Ringes als Löwen- oder Hundeköpfe gebildete Planeten der Sache nach babylonischen Cylindern entlehnt. Die Doppelaxt war das Symbol des nordsyrischen Baal von Doliche, der auf einem Stiere stehend dargestellt wurde.

Mit der Verehrung dieses Gottes hängen augenscheinlich die sechsundfünfzig im vierten Burggrabe gefundenen Stierköpfe aus Goldblech zusammen, die eine Doppelaxt zwischen den Hörnern haben. So fügt sich bei der Scene auf dem Ringe Alles zu einem nordsyrischen Bilde, allein der die Figur im Hintergrunde deckende Schild hat eine bisher nur im mykenischen Culturkreise bekannte, durchaus eigenartige Form. Es ist ein Schild in der Gestalt eines an den Seiten durch Einziehung eingebuchteten, oben und unten zurückgewölbten Ovals, das fast den ganzen Mann förmlich einhüllte. Seine Außenfläche erinnert an den Resonanzboden eines Violinenkastens und wird bisweilen nahezu in den Umrissen einer Acht stilisirt. In dem Bilde des Ringes finden wir mithin eine Eigenthümlichkeit, die sich in der orientalischen Welt mindestens noch nicht nachweisen läßt.

Der Baum, unter dem die Frau sitzt, ist mit seinem charakteristischen, dickbuschigen Laubwerk ohne Zweifel identisch mit dem gleichartig gezeichneten auf einem Goldbecher aus dem Kuppelgrabe von Vaphio und auf dem silbernen Gefäß aus dem vierten Burggrabe. Die Goldbecher hängen wiederum in Bezug auf die Behandlung der Terrains mit einer der kunstvoll verzierten mykenischen Dolchklingen, auf der laufende Löwen erscheinen, und mit dem oben erwähnten Holzrelief, das gewiß nur als Vorlage für Goldpressung diente, aufs Engste zusammen. Das Eigenartige der Terrainbehandlung besteht darin, daß das felsige Terrain nicht nur am Boden, sondern auch über und zwischen der dargestellten Scene angegeben ist. Der Künstler war sichtlich bemüht, jede Lücke, welche die figürliche und vegetabilische Darstellung auf dem Reliefgrunde hervortreten ließ, durch Terrainangabe auszufüllen; doch vermochte er nicht, den Terrainhintergrund zusammenhängend und naturgetreu nachzubilden. Alle diese Gegenstände sind also Erzeugnisse desselben Kunsthandwerks.

Unter den Darstellungen auf den Dolchklingen trägt eine Löwenjagd und eine Flußlandschaft mit Papyrusstauden und katzenartigen, nach Wasservögeln jagenden Thieren das Gepräge ägyptischer Erfindung und Formengebung. Aber es finden sich dabei einzelne unägyptische Züge. So führt ein Theil der Löwenjäger mykenische Ovalschilde, die den Aegyptern fremd waren. Es handelt sich also um Nachahmungen ägyptischer Vorbilder mit selbständigen Abänderungen.

Die Stierfangbilder auf den Goldbechern haben weder einen ägyptischen noch einen babylonischen oder phönikischen Charakter, während bei ihnen nichts mit griechischem Wesen im Widerspruche steht. Wie das Motiv an die späteren Stierfangfeste in Thessalien erinnert, so begegnen wir den büffelartigen Stieren mit kurzen Köpfen und langen, nach vorn gebogenen Hörnern auf einheimischen, mykenischen Malereien und auf Gemmen, die mindestens theilweise in Mykene geschnitten sind. Allerdings wurde eine ähnliche Rasse auch in Aegypten gezüchtet. Die mit dem Einfangen der Thiere beschäftigten Männer mit ihren

regelmäßigen Gesichtszügen, schlanken und sehnigen Körpern zeigen eine auffallende Verwandtschaft mit den Leuten aus Keftô, die dem Pharao Dhutmose III. „Gaben" darbringen. Das ist um so bemerkenswerther, als die ägyptische Stilisirung den nationalen Typus derselben abgeschwächt hat.

VIII.

Keftô war am Meere belegen und durch Seehandel bekannt. Der Name deutet auf Kaftôr, den Ursitz der Philister, hin, den man gewöhnlich in Kreta sucht. Andere Erwägungen sprechen jedoch für Kilikien. Jedenfalls gehörten die Kefti zu den ägyptischen Westvölkern mit europäisch-rosiger Hautfarbe. Wie die Männer auf den Goldbechern sind sie bartlos und tragen ein in mehreren langen, gerollten Flechten auf die Schultern herabfallendes Haar. Außerdem hat der ägyptische Maler eine Eigenheit ihrer Haartracht hervorgehoben. Das Haar ist abwärts vom Scheitel in aufwärts gedrehte Locken gewickelt, die offenbar von Metallspangen festgehalten wurden. Dieselbe Frisur schmückt den Kopf eines Stierfängers. Lange, gerollte Flechten sieht man ferner nicht bloß bei einer Reihe von Köpfen auf einem silbernen Gefäße, sondern auch auf einer mykenischen Vasenscherbe, so daß sie mykenische Tracht gewesen sein müssen.

Aufwärts gedrehte Löckchen haben auch die Frauen auf dem großen Goldringe. Naturgemäß war die weibliche Haartracht mehr der Mode und dem individuellen Geschmacke unterworfen, doch erscheint sie bei aller Mannigfaltigkeit durchweg als eine gekünstelte. Beliebt war nach Darstellungen auf Elfenbein und Edelmetall ein augenscheinlich mit Hülfe von Binden hergestellter, turbanartiger Aufbau des Haares mit kleinen Stirnlöckchen und einem nach hinten herabfallenden dicken Zopfe oder mehreren langen Flechten. Ganz eigenartig mit krausen Locken à la Titus frisirt sind die sonst nach mykenischer Art gekleideten Frauen auf drei elfenbeinernen Spiegelgriffen aus dem Dromos des Kuppelgrabes am Löwenthore. Die Griffe haben die Gestalt ornamentirter Palmenstämme, auf denen da, wo die Krone ansetzt, je zwei Frauen sich gegenübersitzen. Das eine Frauenpaar, das mit aneinander geneigten Köpfen zu schlummern scheint, hält Blumen in den Händen, das andere Palmenbüschel, das dritte Tauben. In ihren weichen, vollen Formen und theilweise in der Gesichtsbildung haben sie einen unverkennbaren semitischen Zug. Als Buckel gestaltete Locken umrahmen auch die Stirn der Astarte-Figuren aus Goldblech. Der Ursprung oder mindestens das Vorbild der geschmackvollen, höchst interessanten Spiegelgriffe ist also im semitischen Syrien zu suchen.

Kehren wir zu den Goldbechern zurück, so bemerken wir außer der Haartracht noch andere auffallende Uebereinstimmungen mit den Kefti. Die Bekleidung der Männer besteht nur aus einem dicken Hüftgurte mit herabhängendem Schurzblatt und Gürtelende, sowie aus dickfohligen, niedrigen Schuhen, deren Riemengeschlinge bis zur Wade reicht. Eine ganz ähnliche Beschuhung tragen die Kefti, ebenso einen Hüftgurt mit herabhängendem Gürtelende. Letztere sind außerdem mit einem kurzen, reich verzierten Rocke bekleidet, der bisweilen eine gewisse Aehnlichkeit mit einem mykenischen Frauen-

rock zeigt; aber sie erscheinen ja auch vor dem Pharao, während die Männer auf dem Goldbecher mit dem Einfangen von Stieren beschäftigt sind. Die Riemen an den Beinen kommen nicht bloß auf einer mykenischen Gemme vor, sondern auch auf dem Stierbilde des tirynther Palastes. Der dicke Hüftgurt und das Schurzblatt findet sich ebenfalls wiederholt auf einheimischen, mykenischen Bildwerken, obwohl letzteres zuweilen eine andere Gestalt hat, auch wohl zwischen den Beinen hindurchgezogen ist. Demnach haben die Mykenäer auf der Jagd und bei ähnlichen Gelegenheiten sich mit dieser geringen Bekleidung begnügt.

Sodann stimmt die eigenthümliche Henkelform der Goldbecher, die bei einem silbernen Gefäße aus dem vierten Burggrabe wiederkehrt, genau mit dem Henkel einiger von den Kefti dem Pharao dargebrachten Becher überein. Ebenso sind die Verzierungen der Keftigefäße mit Streifen, Spiralen, Rosetten, Schuppen und Stierköpfen mykenischer Art, doch erblickt man auf ihnen auch lineare Ornamente, die in Mykene nicht verwandt wurden. Die Gestalt der Gefäße ist, mit Ausnahme einer charakteristischen Dütenform, eine von der mykenischen mehr oder weniger abweichende. Endlich überreichen die Kefti einzelne silberne Thierköpfe, wie sie die Syrer mit besonderer Vorliebe zur Verzierung ihrer Gefäße benutzten. Darunter befindet sich auch ein Stierkopf, der lebhaft an den im vierten Burggrabe gefundenen erinnert. Es unterliegt somit keinem Zweifel, daß zwischen den Kefti und Mykenäern enge Wechselbeziehungen bestanden.

Im Keftolande war schon zur Zeit des Dhutmose III. (1503—1449) die Metallindustrie hoch entwickelt. Die Aegyptier redeten geradezu von „Gefäßen von Kefti-Arbeit". Die Gaben der Kefti bestehen namentlich aus Prunkgefäßen von Silber oder Elektron (einer Mischung von Gold und Silber), seltener von Gold und Kupfer. Ihre Silbergefäße sind durch Vergoldung verziert, während im Gegensatze zu syrisch-phönikischen Arbeiten rothes und blaues Email nur sparsam gebraucht ist. Aber diese Kefti-Industrie, zu der, falls Keftô Kilikien sein sollte, das Silber der kilikischen Berge und das kyprische Kupfer das Material lieferten, arbeitete doch unter so starken syrisch-phönikischen Einflüssen, daß viele Gefäße von Werken des halb ägyptischen Phönikerstiles kaum zu unterscheiden sind. In Verbindung mit der Industrie müssen die Kefti, wie die Phöniker, auch Seehandel betrieben haben, da „Kefti-Schiffe" erwähnt werden.

Wenn man die Frage aufwirft, ob die mykenischen Bestandtheile der Metallornamentik der Kefti, namentlich die Spiralen und Rosetten, ihren Ursprung in Griechenland oder in Asien haben, so ist zu erwägen, daß die ältesten mykenischen Gold- und Silberfunde, die aus den Burggräbern, im Ganzen bereits auf einer Höhe der Technik und Ornamentik stehen, die eine lange Entwicklung durchgemacht hatte. Die Stufen dieser Entwicklung fehlen auf griechischem Boden. Aber in der zweiten, vormykenischen Burg von Troja, wo uns der Kern des Grundrisses der mykenischen Palast- und Thorbauten entgegentritt, begegnen wir auch einer Metalltechnik, welche die Vorstufe zur mykenischen bildet. Ihre Ornamente bestehen aus kunstlosen Blättchen, perl-

artigen, runden Buckeln, Rosetten und einfachen Spiralen. Die Verzierungen sind fast ausnahmslos angelöthet, noch nicht, wie in Mykene, in Repoussé-Arbeit hergestellt. Die Spirale besteht aus einzelnen Windungen des Drahtes, aber die fortlaufende, sich aus ihren Windungen heraus weiterentwickelnde Spirale, die wir in den Burggräbern treffen, kommt noch nicht vor. Ebenso ist in den Burggräbern die Stilisirung der Rosette und die Verzierung mit perlartigen Buckeln weiter vorgeschritten. Da, wo die Entwicklung der zweiten trojanischen Burg mit ihrer Zerstörung abbricht, setzt sie in Mykene wieder an. Die Anfänge der aus der Metalltechnik hervorgegangenen Ornamentik liegen also in Asien. Griechenland besaß auch nicht, wie Asien, den Reichthum an Edelmetallen, der die Voraussetzung des selbständigen Ursprunges einer bedeutenderen Gold- und Silberindustrie bildet. Mithin haben die Mykenäer mit der fertigen Technik sicherlich auch die entwickelte Ornamentik aus Asien übernommen. Die orientalischen Formen und Muster wurden von ihnen nachgebildet, in Einzelnheiten verändert, in ihrem Geiste stilisirt und organisch neu belebt. Außerdem schufen sie ganz selbständig die auf der Beobachtung einheimischer Seepflanzen und Seethiere beruhende Ornamentik, die namentlich zur Verzierung ihrer Thonvasen diente.

In Mykene gefundene Gußformen beweisen, daß die Mykenäer selbst Ornamente gegossen haben, andrerseits kommen unter den mykenischen Funden einige echt ägyptische Sachen vor, besonders Skarabäen, Gefäßscherben und andere Gegenstände aus ägyptischem Porcellan. Die Aegyptier haben nun aber stets nur in sehr beschränktem Umfange Schiffahrt betrieben. Wenn Dhutmose III. sagt, daß die Kefti und die Bewohner der Inseln inmitten des Meeres ihm Gaben darbrächten und dann noch „die Enden der Länder" oder „die Inseln des großen Umkreises" nennt, so ergibt sich daraus, daß die Aegypter allerdings von den Inseln und Küsten des ägäischen Meeres Kunde hatten, indessen eine ägyptische Oberhoheit über dieselben hat schwerlich je mehr als dem Namen nach bestanden. Geschenke mögen die Bewohner griechischer Inseln und Küstenlandschaften immerhin dem Pharao dargebracht haben, da ihnen die Gunst desselben mit Rücksicht auf ihre syrischen Handelsbeziehungen nicht gleichgültig sein konnte. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die ägyptischen Gegenstände durch Vermittlung der Phöniker und Kefti nach Mykene gekommen sind. Import sind ferner die zahlreichen Perlen aus Bernstein, einem alten phönikischen Handelsartikel, dann das Straußenei und mancherlei andere Dinge, namentlich Elfenbein- und Alabasterarbeiten, Gemmen und Glassachen, bei denen sich vielfach über die Herkunft nichts Sicheres feststellen läßt.

Durch den Handel der Phöniker und Kefti sind gewiß auch mykenische Vasen nach Aegypten gebracht worden, obschon ihr Vorkommen in der Nekropole zu Gurob mit der dort angesiedelten fremden Bevölkerung zusammenhängt. Daß die Phöniker an den mykenischen Vasen einen brauchbaren Handelsartikel fanden, ist daraus zu schließen, daß sie dieselben auf Kypros nachzuahmen begannen. Allerdings waren die Mykenäer ebenfalls mit der See wohl vertraut, und die Art der Verbreitung ihrer Vasen über das ägäische Meer zeigt, daß sich ihre theilweise mit Colonisation verbundene Schiffahrt in den heimischen

Gewässern ostwärts allmälig bis Rhodos und Kypros ausdehnte; aber die Annahme eines unmittelbaren mykenischen Handelsverkehrs mit Aegypten unterliegt ernsten Bedenken. Dagegen darf man nach der Entdeckung mykenischer Grabanlagen auf der Insel Kephallene es für wahrscheinlich halten, daß die in Sicilien und Unteritalien, dort in Verbindung mit einem den Kuppelgräbern ähnlichen Felsengrabe, sporadisch auftretenden mykenischen Vasen von mykenischen Seefahrern und Colonisten herrühren, welche ab und zu sich in das ferne Westmeer hinaus zu wagen begannen.

Alle Anzeichen weisen darauf hin, daß die Beziehungen zwischen Mykene und Asien hauptsächlich im Keftô-Lande und in dem Theile Syriens wurzelten, wo sich mit ägyptischen Einflüssen in hervorragendem Maße chetitische kreuzten. Das ist also das nordsyrische Küstenland, wo Arados, Byblos und weiter nach Süden hin Sidon lagen, alte phönikische Handelsplätze, die schon zur Zeit Dhutmose's III. als bedeutende Städte erscheinen.

Ein wichtiges Bindeglied zwischen Mykene und dem Orient war jedenfalls Kreta, während Kypros nur einen östlichen Ausläufer der jüngeren mykenischen Cultur bildete. Dieser Umstand spricht für die Identität von Keftô und Kreta. Von dieser Insel hat sich auch die Schrift nach Mykene verbreitet. Arthur J. Evans hat im östlichen Kreta, wo bedeutende mykenische Ruinenstätten vorkommen und in geschichtlicher Zeit die nichtgriechischen Eteokreter saßen, vorwiegend auf geschnittenen Steinen 82 Zeichen einer Bilderschrift gesammelt, die mit den ägyptischen Hieroglyphen und der chetitischen Bilderschrift verwandt ist, aber eine selbständige Entwicklung zeigt. Neben der Bilderschrift kommt eine lineare Schrift vor, deren Zeichen mindestens zum Theil aus jener hervorgegangen sind und sich nahe mit der kyprischen Silbenschrift oder mit dem phönikischen Alphabet berühren. Zeichen dieses Schriftsystems haben sich nicht nur auf „ägäischen" Thongefäßen in Aegypten gefunden, sondern auch auf einzelnen mykenischen Gefäßen und Werkzeugen aus Thon, Stein und Bronze auf dem griechischen Festlande. Die Mykenäer im engeren Sinne waren also mit der kretischen Zeichenschrift bekannt, aber nach den bisherigen Funden haben sie dieselbe nur selten zu kurzen, aus zwei bis fünf Zeichen bestehenden Aufschriften verwandt. Von der bloßen Kenntniß einer Anzahl Schriftzeichen und der Bedeutung einzelner, kleinen Gruppen von solchen bis zu einer wirklichen Schriftkunde und ausgedehnteren Anwendung der Schrift ist aber bei einem complicirteren Schriftsystem, das Silbenzeichen verwandte, noch ein weiter Weg, auf dem allen Anzeichen nach die Mykenäer nicht weit vorgeschritten sind.

IX.

Die in Mykene vorkommenden ägyptischen Gegenstände und die in Aegypten gefundenen mykenischen Vasen ermöglichen eine ungefähre Zeitbestimmung der Blüthe der mykenischen Cultur. In der am Eingange des Faijum belegenen Nekropole zu Gurob, die von einer dort angesiedelten fremden Bevölkerung herrührt, kamen neben kleinen Bruchstücken mykenischer Vasen zwei wohlerhaltene „Bügelkannen" zum Vorschein. Die Nekropole stammt etwa aus der

Zeit zwischen 1450 und 1300 v. Chr. Auf zahlreiche Scherben mykenischer Vasen stieß Flinders Petrie bei den Ausgrabungen zu Tell el Amarna (Mittelägypten) in Gräbern aus der Zeit Amenhotep's IV., der etwa von 1400—1380 regierte. Andere Funde stammen aus späterer Zeit und gehen bis zum Anfange des zehnten Jahrhunderts herab. In mykenischen Kammergräbern und Hausüberresten sind wiederum mehrfach Gegenstände mit dem Namen Amenhotep's III. (etwa 1440—1400) und seiner Gattin Ti gefunden worden. Demnach deckte sich die Blüthe der mykenischen Cultur ungefähr mit der achtzehnten und neunzehnten Dynastie und dauerte noch beim Beginn der zwanzigsten fort. Sie ist mit anderen Worten etwa zwischen 1550 und 1100 v. Chr. anzusetzen.

Die mykenische Epoche lag mithin zeitlich vor der Entstehung der homerischen Epen, da der Hauptstock der Ilias sich etwa im neunten, derjenige der Odyssee etwa im achten Jahrhundert ausbildete. Aber die von äolischen Sängern gelegten, dann auf ionischem Boden sich voll entwickelnden Keime der Epen reichen mindestens noch in das zehnte Jahrhundert zurück, so daß die Grenzen der mykenischen Zeit und epischen Dichtung sich mit einander berühren. Auch ein Vergleich der Culturzustände zeigt, daß die Epen einer späteren Zeit angehören, aber durch vielfache Fäden mit der mykenischen verknüpft sind. Das Epos kennt nicht nur das „vielgoldige" Mykene und das reiche Orchomenos, sondern es spielt auch die epische Handlung in den räumlichen Grenzen der mykenischen Cultur. Nestor, dessen Vater Neleus aus Thessalien stammt, ist erst von ionischen Fortsetzern nach Pylos verpflanzt worden. Unter diesen Umständen spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch die Helden des Epos und deren Thaten in der mykenischen Epoche wurzeln. Zwischen den historischen Ereignissen, an denen eine Sage erwächst, und deren letzter Verwerthung in künstlerisch abgerundeten Dichtungen können recht wohl Jahrhunderte liegen.

Es dauerte eine Reihe von Generationen, bis die Epen aus einem einfachen Kerne zu einem vielfach verästelten Baume erwuchsen. Die homerische Cultur ist darum auch keine einheitliche. Im Cultus, in den politischen und rechtlichen Zuständen, in der Bewaffnung, im Gebrauch der Metalle und in andern Dingen treten uns verschiedene Stufen der Entwicklung entgegen. Die jüngeren Dichter bewahrten den conventionellen Stil und benutzten den überlieferten Schatz von Gleichnissen, Beiwörtern, Situationsschilderungen und Uebergangsformeln, aber sie vermehrten zugleich den ererbten Bestand durch ihre eigene Dichtung und versetzten ihn dabei unwillkürlich mit Zügen aus den Zuständen und dem Leben ihrer eigenen Zeit. Neben Aelterem steht daher Jüngeres, und die abgeschlossenen Epen bilden den Niederschlag einer in sich zusammenhängenden, langen Culturentwicklung.

Im Ganzen erscheint die homerische Cultur einfacher und maßvoller als die mykenische; sie ist industriell weniger entwickelt und trägt zugleich ein nationaleres Gepräge. Das Epos kennt zwar einen phönikischen Seehandel im ägäischen Meere, aber keine so enge, fortdauernde Verbindung mit dem Orient, wie sie die mykenische Cultur voraussetzt. Es hat darum früher nicht an Forschern gefehlt, welche die Mykenäer für Karer hielten, allein an ihrer hellenischen Nationalität ist nicht mehr zu zweifeln. Die orientalischen Formen

in der Architektur, Decoration, Tracht und Sitte beweisen durchaus nicht, daß sie keine Hellenen waren. Es liegt auf der Hand, daß die vollreife, äußerlich glänzende Cultur des Orients auf ein empfängliches, phantasievolles Naturvolk einen berückenden Zauber ausüben und bei der ersten näheren Berührung mit ganzer Mächtigkeit einwirken mußte. Aber diese Cultur hat keineswegs den nationalen Geist überwuchert und erstickt. Ueberall erblickt man in dem orientalischen Rahmen mehr oder weniger deutliche Züge einer selbständigen Productivität. Die durchaus selbständige Technik der mykenischen Firnißvasen bildete die Grundlage für alle hellenischen Vasengattungen, und nur Griechen und solche Völker, die sie von ihnen lernten, haben sich ihrer bedient. Auch die mykenische Gemmenschneidekunst setzte sich bei den Griechen fort und füllte sich nur allmälig mit einem andern Inhalte. Wie ferner die dorische Säule ihr nächstes Vorbild an der mykenischen hat, so wandelte sich der Grundriß des mykenischen Palastes in den des griechischen Hauses um. In den Palästen von Mykene und Tiryns nahmen der Hofaltar und heilige Hausherd denselben Platz ein, wie in den homerischen Fürstenhäusern, und dieser Platz hängt enge mit der hellenischen Auffassung des Hauses und mit dem hellenischen Cultus zusammen. Die Häuser des mykenischen Volkes hatten im Unterschiede von den Palästen der Könige nicht die in Asien und Aegypten durchweg übliche flache oder kuppelförmige Bedachung, sondern das nordische Giebeldach, das sich stets bei den hellenischen Tempeln erhielt. Die Unterstadt von Mykene bestand, wie Sparta und andere griechische Städte, nicht aus einzelnen, für sich stehenden Häusern oder aus einer zusammenhängenden städtischen Ansiedlung, sondern aus mehreren in sich geschlossenen Gruppen oder Gemeinden.

Gegen die hellenische Nationalität der Mykenäer konnte man früher das Fehlen der nationalhellenischen Gewandspange geltend machen. Allein auch dieser Einwand wurde hinfällig, als in Gräbern und Gebäuderesten der jüngeren mykenischen Epoche mehrere Fibulae in den beiden Formen an den Tag traten, die sich in den ältesten Nekropolen der italischen Stämme finden. Die eine Form kommt ferner in den ältesten griechischen Nekropolen auf Kypros vor, die wahrscheinlich von einer vordorischen, aus der Peloponnesos ausgewanderten Bevölkerung herrühren. In Mykene kam also in der jüngeren oder jüngsten Epoche auch der mit der Spange genestelte griechische Peplos als Frauentracht auf. Endlich ist es bemerkenswerth, daß sich in Mykene und Tiryns trotz der Vertrautheit der Bevölkerung mit dem Meere, ebenso wenig wie in den Ansiedlungen der italischen Stämme in der Po-Ebene, Spuren von Fischgräten gefunden haben. Auch die homerischen Helden aßen Fische nur in der Noth.

Aus diesen und anderen Momenten darf man schließen, daß die Träger der mykenischen Cultur Minyer, Danaer und andere sagenhafte hellenische Stämme waren, welche die vordorische Bevölkerung von Hellas bildeten und dann die Westküste Kleinasiens besiedelten, wo sich aus der Verschmelzung der verschiedenen Stämme und kleinasiatischen Volkselemente die geschichtlichen Aeolier und Jonier entwickelten.

Das dorisch-peloponnesische Wesen steht in scharfem Gegensatze zur mykenischen Cultur. Nicht in kyklopischen Burgen, sondern in offenen Lagerstädten

siedelten sich die dorischen Eroberer an. Der Privatbesitz von Gold und Silber, sowie der Betrieb von Handel und Gewerbe war in Sparta den Bürgern geradezu verboten. Andererseits zeigt die Culturepoche, die uns in dem bei den Aeoliern entstandenen, bei den Joniern ausgebildeten Epos entgegentritt, viele Züge, die mit der mykenischen übereinstimmen oder ein weiteres Glied in einer an dieselbe ansetzenden Entwicklung darstellen.

Dem homerischen Epos ist prächtiges, aus Gold und Silber gearbeitetes Geräth, wie es im Bereiche der mykenischen Cultur vorkommt, bis auf Einzelheiten wohlbekannt. Ein Gegenstück zu dem Becher Nestor's, dessen Henkel mit Tauben geschmückt waren, bietet der goldene Taubenbecher aus dem vierten Burggrabe. Auf die weitgehenden Uebereinstimmungen zwischen dem homerischen und mykenischen Fürstenhause ist bereits wiederholt hingewiesen worden. Eine anscheinend tiefe Kluft zwischen beiden Epochen liegt in der Verschiedenheit der Bestattung. Während Homer nur die Leichenverbrennung und den Grabhügel über dem die Knochenüberreste bergenden Gefäße zu kennen scheint, setzten die Mykenäer ihre Leichen mit mehr oder minder reicher Ausstattung in Schacht- oder Kuppelgräbern bei und ehrten die Verstorbenen durch einen lange Zeit fortgesetzten, mit Brandopfern verbundenen Todtencultus. Indessen Spuren eines solchen Cultus haben sich auch noch im Epos erhalten, obwohl dasselbe die damals zur Herrschaft gelangte Anschauung zum Ausdrucke bringt, daß die Psyche nach dem Verlassen des Körpers kein eigentliches Leben und darum auch keine, durch irgend welche Gaben zu befriedigende Bedürfnisse hätte. Dreimal kommt ferner in der Ilias ein Ausdruck für bestatten vor, der „einpökeln", „austrocknen" bedeutet und in Verbindung mit der Sitte, den Leichnam auf dem Scheiterhaufen mit Töpfen voll Honig — einem zur Conservirung und Austrocknung der Leichen gebrauchten Mittel — zu umgeben, auf eine ältere Bestattungsart mit Erhaltung der Leichen hinweist. Unter den Griechen selbst war der Glaube verbreitet, daß ihre Heroen nicht verbrannt, sondern beigesetzt worden wären. Es erhielt sich auch bei ihnen stets die Beisetzung neben der Leichenverbrennung, und erstere Bestattungsart wurde in nachhomerischer Zeit sogar vielfach wieder die vorherrschende. Gerade in den ältesten, über das achte Jahrhundert hinausreichenden Gräbern der sicher hellenischen Friedhöfe bei Eleusis und am athenischen Dipylon sind die Todten beigesetzt worden. Man hat die begründete Vermuthung ausgesprochen, daß sich die Leichenverbrennung erst im Zusammenhange mit der Auswanderung nach Kleinasien bei den Aeoliern und Joniern einbürgerte.

Für das Verhältniß der homerischen zur mykenischen Cultur ist der Gebrauch der Metalle höchst charakteristisch. Diese gehört durchaus der Bronzezeit an. Nur in jüngeren Gräbern der Unterstadt von Mykene und im Kuppelgrabe bei Vaphio haben sich Reste von eisernen Fingerringen, d. h. von eisernen Schmucksachen, vorgefunden. Auch im Epos erscheint Kupfer als das herrschende Metall. Eiserne Waffen kommen in den langen Epen, die so oft von Kampf und Todtschlag reden, nur sieben Mal vor. Aber die epische Dichtung läßt deutlich erkennen, daß Eisen als ein seltenes, neues Metall, von dessen Härte und Festigkeit man sich Wunderdinge erzählte, die Phantasie der

Menschen bereits lebhafter als Kupfer zu beschäftigen begann. Zuerst stellte man daraus Geräthe für das Handwerk und den Ackerbau her, dann erst schmiedete man auch eiserne Waffen, schließlich gewann Eisen völlig die Oberhand. Einzelne Aeußerungen in jüngeren Stücken des Epos setzen bereits eine anschauliche Vorstellung von der Bearbeitung des Eisens voraus und verrathen unwillkürlich die gewöhnliche Benutzung eiserner Waffen. Dahin gehört der zwei Mal in der Odyssee vorkommende Ausspruch: „Das Eisen zieht den Mann an". Aber im Allgemeinen hielt die Sprache der Dichter auch damals noch conventionell an der Bronze fest, die in der Zeit, wo der Kunststil des Epos erwuchs, ausschließlich im Gebrauche gewesen war.

Aehnlich steht es mit der Bewaffnung. Die Vornehmen bedienten sich in homerischer und mykenischer Zeit des mit zwei Pferden bespannten Streitwagens, dessen Wagenstuhl auf einer zweiräderigen Achse ruhte. Die Hauptkraft des Heeres lag hier, wie dort, im schwer bewaffneten Fußvolk. Der mykenische Krieger deckte sich durch einen gewaltigen Schild, der weder Handgriff noch Armbügel hatte und mit einem Tragriemen über die linke Schulter getragen wurde, so daß er, beide Hände für das Gefecht freilassend, beim Vorgehen zum Kampfe und während desselben vor der Brust, sonst über dem Rücken herabhing. Er hatte theils die Gestalt eines halbirten Cylinders, theils die oben besprochene violinkastenähnliche Form eines an den Seiten durch Einziehung eingebuchteten Ovals. Diese ungefüge, schwer zu regierende und den ganzen Mann förmlich einhüllende Schutzwaffe führten, wie neuere Untersuchungen erwiesen haben, auch die homerischen Krieger. Obwohl aus Rindsleder hergestellt und nur mit Erz beschlagen, hatte doch der Schild, den Aias „wie einen Thurm" vor sich her trug, ein solches Gewicht, daß die Krieger, wenn sie zum Gefecht vorgingen, nur langsam vorwärts kamen, zumal auch das Anschlagen des Schildrandes an die Beine beschwerlich fiel. Man nahm daher den Streitwagen zu Hülfe. In Asien, der Urheimath desselben, und in Aegypten wurde er als Schlachtwagen benutzt, auf dem man während des ganzen Gefechtes kämpfte. Im Epos kommt das nur ausnahmsweise vor. Gewöhnlich diente er nur dazu, den Krieger bis zum eigentlichen Kampfplatze zu bringen, wo derselbe abstieg und zu Fuß kämpfte, indem er seinen Wagen warten oder nachfahren ließ. Wie die Griechen zu allen Zeiten wesentlich Fußvolk waren, so kämpfen auch die mykenischen Krieger in den auf Gemmen und Goldsachen dargestellten Gefechtsscenen ausschließlich zu Fuß. Die homerischen Helden ritten ebenso wenig wie die mykenischen, da Niemand mit dem gewaltigen Schilde reiten konnte. Nur Diomedes und Odysseus reiten bei der Rückkehr von ihrem nächtlichen Abenteuer, das die Dolonie, der vielleicht jüngste Gesang der Ilias, schildert.

Während der Ausbildung der Epen vollzog sich aber nach und nach eine vollständige Umwälzung in der Bewaffnung. An die Stelle des mykenischen Schildes trat allmälig der kleine kreisrunde oder ovale Schild mit Handgriff und Armbügel. Dieser handliche Schild kommt bereits auf Darstellungen gegen Ende der mykenischen Epoche vor, aber erst im Laufe des achten Jahrhunderts begann er den mannshohen zu verdrängen. Mit der Einbürgerung

des kleinen Schildes hängt, wie auch die Bildwerke zeigen, aufs engste die Bewaffnung mit dem ehernen Plattenpanzer zusammen, der mit dem den Mann einhüllenden Schild unvereinbar war. Die mykenischen Helden sind denn auch, wie auf der Jagd, nur mit einem Hüftgurte und Lendenschurze, bisweilen mit einem linnenen, wohl mit Erz beschlagenen Rocke bekleidet. Ebenso blickt bei Homer öfter die Anschauung durch, daß die Krieger keinen Panzer hatten oder nur einen Erzrock trugen, obschon inzwischen die Einführung des Panzers erfolgt war. Zur homerischen Rüstung gehörte aber, wie in mykenischer Zeit, die eherne, wahrscheinlich auf dem bloßen Leibe getragene Mitre, welche die Weichen umschloß, und der Zoster, ein lederner, oft mit Silber oder anderem Metall beschlagener Gürtel. Mit ehernen Beinschienen waffnete man sich erst, nachdem der Panzer und kleine Schild allgemein gebräuchlich geworden war. Im Epos kommen sie nur in einer späten Zudichtung vor. Wenn die Achäer die „schön beschienten" heißen, so ist dieses Beiwort darauf zu beziehen, daß die homerischen Krieger zum Schutze der Beine gegen die Stöße des beim Vorgehen anschlagenden Schildrandes gamaschenartige Beinhüllen aus Leder, ausnahmsweise aus Zinn, trugen. Auch auf mykenischen Darstellungen sieht man eine Bebänderung der Beine, und im vierten Burggrabe ist ein goldener, noch am Knie befestigter Gamaschenhalter gefunden worden.

Was endlich den Helm betrifft, so nahm man früher an, daß die homerischen Helden einen Visirhelm trugen, der aus einem Stück Metall getrieben war und das ganze Haupt bis zum Halse herab umhüllte. Es hat sich indessen herausgestellt, daß der Visirhelm erst gegen Ende des achten Jahrhunderts aufkam, und daß der homerische Helm nur eine, zuweilen mit Backenlaschen versehene, kegelförmige Helmkappe war, die, mit einem Sturmriemen befestigt, bloß die Stirne, die oberen Schläfen und den Oberkopf deckte. Sie bestand meist nicht aus Erz, sondern aus Leder mit Metallbeschlag und war gewöhnlich mit einem Roßhaarbusch verziert. An der Stirnseite, mehrfach auch an der hinteren, ragten Hörner hervor, die wahrscheinlich aus Metallröhren hergestellt waren. Nicht selten besetzte man den Helm mit dichten Reihen von Eberzähnen. Der mykenische Helm war ebenfalls eine kegelförmige Kappe, die sich aus wulstartigen Ringen von Riemengeflecht aufbaute und mit einem Busche, öfter auch mit Hörnern oder Eberzähnen geschmückt war.

Als Angriffswaffen dienten dem schwergerüsteten Krieger sowohl in homerischer, wie in mykenischer Zeit der Speer und das zweischneidige Schwert, das ursprünglich nur als Stoßdegen benutzt wurde und auch dementsprechend gearbeitet war, dann aber eine Klinge erhielt, die es zum Hiebe geeignet machte. Den Bogen führten in der Regel Leichtbewaffnete, die hinter den großen Schilden ihrer Genossen Deckung suchten oder sich etwas durch Thierfelle schützten. Man bediente sich seiner außerdem als Jagdwaffe und bei besonderen Gelegenheiten.

Wie in Bezug auf den Gebrauch der Metalle und die Bewaffnung, so bildete auch in Bezug auf den Cultus die homerische Zeit eine Periode des Ueberganges. In Mykene ist kein Götterbild gefunden worden. Das entspricht dem ältesten Cultus der Griechen. Nach den Angaben des Epos opferte man

den Göttern an Altären, die in einem Haine, an einer schattigen Quelle oder auf einem vorspringenden Felsen errichtet waren. Von den sechs Tempeln, die bei Homer überhaupt erwähnt werden, ist einer als späte, attische Interpolation in Abzug zu bringen, drei andere sind für die Handlung des Epos ganz bedeutungslos, die beiden letzten, die Tempel der Athena und des Apollon auf der Burg von Troja, stehen in jüngeren Stücken der Ilias. In demselben sechsten Buche dieses Epos, das den Athena-Tempel kennt, kommt auch das einzige Götterbild und die Kunst des Schreibens vor; in dem achten, das des Apollon-Tempels gedenkt, begegnen wir zugleich den spärlichen Anfängen eiserner Waffen. Der Blüthezeit des Epos waren Tempel unbekannt, ihre Erbauung begann erst, als ionische Sänger die von den Aeoliern übernommene Kunst weiter pflegten und die epischen Gedichte der Hauptsache nach zum Abschlusse brachten.

Die homerische und mykenische Epoche erscheinen mithin als zwei auf einander folgende Stufen einer in sich zusammenhängenden Culturentwicklung, die im Mutterlande, in Thessalien, Mittel-Hellas und der Peloponnesos, durch den Einbruch der roheren, aber naturfrischeren und kräftigeren dorischen Stämme unterbrochen wurde. Dieser Bruch kommt auch in den geometrischen Vasen, die gleichzeitig mit den mykenischen des vierten Stils oder mit dem Verfalle der mykenischen Cultur auftreten, deutlich zum Ausdruck. Als das Epos entstand, hatte sich die Umwälzung im Mutterlande bereits vollzogen, aber der Glanz von Mykene, Orchomenos und Troja bildet die Voraussetzung der Sagen, die in den homerischen Gedichten ihre künstlerische Gestalt und Ausbildung gefunden haben. Die mykenische Epoche war die Zeit der Heroen Homer's.

Luther's erstes Verhör zu Worms.

Von

A. Hausrath.

[Nachdruck untersagt.]

In dem ersten Verhör, das Luther am 17. April 1521 zu Worms bestand, erbat sich derselbe bekanntlich nach der Frage, ob er seine Bücher widerrufen wolle, vom Kaiser und den Ständen eine Bedenkzeit.

Ueber die Motive dieser Forderung hat keine gleichzeitige Quelle sich ausgesprochen, aber die neueren Darsteller der Wormser Vorgänge sind darin einig, daß ihm Angesichts der Entscheidung, die für ihn Leben oder Tod bedeuten konnte, ein augenblicklicher Entschluß zu schwer geworden sei.

Baumgarten in seiner Geschichte Karl's V. entschuldigt ihn: „Auch Luther war ein Mensch. Auch er empfand die ungeheuere Bedeutung dieses Momentes." Dennoch findet Baumgarten es in der That überraschend, daß Luther auf die Frage, die er seit Wochen kannte, nochmals sich Bedenkzeit erbat[1]). Auch bei Bezold übermannt Luther die Größe der Verantwortung; eine ungewohnte Anwandlung von Menschenfurcht lähmt seine sonst so tapfere Seele, und er bittet um Bedenkzeit[2]). Schärfer geht natürlich Janssen mit dem großen Ketzer ins Gericht. Er spottet, daß nach all' den Großsprechereien, daß er Willens sei, Satan zu schrecken und zu verachten[3]), Luther am Tage der Entscheidung keineswegs in einer zuversichtlichen Stimmung gewesen sei, sondern um Bedenkzeit gebeten habe[4]). Daß ein starker Gegensatz besteht zwischen jenen vorangegangenen zuversichtlichen Aeußerungen und ebenso zwischen Luther's späteren Erzählungen von den Tagen, da ihn Gott „so toll" gemacht habe, und der landläufigen Anschauung von Luther's Auftreten am 17. April, ist ohne Weiteres zuzugeben. Diesem Eindruck eines Widerspruches zwischen Wort und That hat Karl Lamprecht in dem fünften Bande seiner „Deutschen Geschichte" noch schärfer als Baumgarten und Bezold Ausdruck

[1]) Hermann Baumgarten, Geschichte Karl's V., Bd. I, S. 455.

[2]) Friedrich von Bezold, Geschichte der deutschen Reformation, S. 342.

[3]) De Wette, Luther's Briefe, Bd. I, S. 586.

[4]) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters, Bd. II. S. 161.

verliehen, wenn er schreibt: „Luther bekannte sich zu der Frage, ob er die vorliegenden Bücher geschrieben, mit leisem Ja; auf die zweite Frage, ob er sie widerrufen wolle, ward er völlig befangen. Er, der oft genug, in Todessehnsucht verzückt, ein Martyrium erwartet hatte, der später den ersten Feuertod eines Evangelischen mit dem Jauchzen des Hohenliedes begleitete: ‚Nun ist die Zeit wieder gekommen, daß wir der Turteltauben Stimme hören und die Blumen aufgehen in unserem Lande‘ — er sprach mit leiser, fast niedergelassener Stimme, daß man ihn auch in der Nähe nicht wohl hören mochte, und bat um Bedenkzeit“ [1]).

Merkwürdig nur, daß von allen Zeugen des Vorganges, einen Einzigen abgerechnet, dessen Ausdruck Lamprecht wiederholt, keiner diesen Eindruck von Luther's Auftreten gehabt hat. Auch von den Gegnern, die von Luther's Verhör in Worms reden und ihm sonst keinen Vorwurf erlassen (Aleander, Cochläus, Münzer), hat doch keiner behauptet, Luther habe sich am ersten Tage zaghaft benommen. Gang und gäbe ist die dermalige Auffassung des ersten Verhörs überhaupt erst seit Leopold Ranke, der in seiner Reformationsgeschichte eines jener anschaulichen Miniaturbilder dieser Vorgänge entworfen hat, die sich dem Gedächtniß und der Phantasie unauslöschlich einprägen und darum von den Späteren immer nur reproducirt worden sind. Ranke fußte in seiner Darstellung der Reformationsgeschichte nicht in erster Reihe auf den Berichten des römischen Nuntius Aleander, die erst seit 1870 in vollerem Umfange ans Licht gekommen sind, sondern auf jener Sammlung von Reichstagsacten, die er in sechsundneunzig Foliobänden in dem Frankfurter Stadtarchive vorfand. Die Schilderung des Verhörs vom 17. April insbesondere entnahm er dem Berichte des Frankfurter Städteboten Philipp Fürstenberg, der am 19. April einen Bericht über beide Verhöre Luther's an seine Herren erstattete [2]). In diesem heißt es allerdings: „Dar uff hat der Luther mit fast niederer, gelassener Stim, daß man jn auch in der neche nit wol horen mocht, und als ob er erschrocken und entsatz wer, anfanglich zu Teutsch und nachfolgens zu Lateyn dermaßen geredt, uff das erst, die bücher betreffen, ob er der bekhentlich sey oder nit, sag er, daß sie von jm gemacht und usgangen seyen, woll das auch nymmer leucknen, aber die revocation odder widderuff der selbdigen belangen, die wyl die das höchst, got und unsern glauben betreff, domit er nicht temere irrjehe oder verleuckne, biet er jm umb gottes willen kleyn bedenck genediglichen zu gestatten.“ Auf diese Relation hat Ranke seine Darstellung gebaut, aber er hat sie doch viel vorsichtiger benutzt als seine Nachfolger. Er widerspricht Fürstenberg nicht, aber er stimmt ihm auch nicht bei. Er sagt, was aus Fürstenberg's Bericht hervorgeht: „Viele *glaubten*, Luther sei erschrocken gewesen.“ Daß er es wirklich gewesen sei, sagt Ranke nicht. Auch das Verlangen Luther's nach Bedenkzeit leitet Ranke nicht aus Unentschlossenheit her, er sagt im Gegentheil sehr bezeichnend: „Auch Luther nahm die Förmlichkeiten des Reiches für sich in Anspruch.“ Ehe wir Fürsten-

[1]) Lamprecht, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 285.

[2]) Zuerst publicirt von Neitz, „Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt am Main“. Frankfurt a. M., Osterrieth. 1861. S. 48 f.

berg's Relation ohne Weiteres beitreten, ist nun aber doch zu fragen, ist Fürstenberg denn der Einzige, der über dieses Verhör berichtet hat, oder war er so viel besser als unsere anderen Berichterstatter in der Lage, Luther bei dem Verhöre zu beobachten, daß ihm gegenüber kein anderer Bericht gehört zu werden verdient?

In letzterer Beziehung zerstört nun Fürstenberg selbst mit lobenswerther Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe alle Illusionen über die Bedeutung seines Zeugnisses. Er sagt von dem zweiten Verhöre: „Luther habe heute mit dappherer und unerschrocklicher stim und redde anderst, dan den ersten abent dar vor, angehalten und gered." An diesem Tage also hat Luther auch nach Fürstenberg's Zeugniß mit tapferer Stimme geredet, lauter als am Tage zuvor, vielleicht weil ihm seine Freunde gesagt hatten, er müsse lauter sprechen; dennoch hat Fürstenberg auch an diesem Tage wenig verstehen können, „dan es ein groß gedreng und gemurmel was, daß einer nit alle wort, auch zu zeyten nit den synnen und meynung verstehen mocht." Ja, so unsicher ist Fürstenberg seiner Sache, daß er bittet, seinen ganzen Bericht über beide Verhöre nicht zu veröffentlichen, da er für das Einzelne nicht einstehen könne; er habe nur nicht länger mit seinen Mittheilungen zögern wollen. „Biet derhalben solche schriefft weyter nicht, dan im Rat zu verlesen, dan ich vielleicht etwas zu zeyten mehr, zu zeyten viel weniger den do verlaut, geschrieben. Ich habe aber Euer Würden guter meynung solchs nit in der yle bergen wollen, die rechte wahrheyt wirt onzwyffel aller handelung in druck und in dag khomen."

Auf einen Bericht also, der zum Schlusse selbst sagt, sein Verfasser sei nicht in der Lage gewesen, genau zu hören, beruht die ganze Sage von dem plötzlich zaghaft gewordenen Reformator. Denn dafür, daß Fürstenberg bei dem ersten Verhöre nicht besser zu hören vermochte als bei dem zweiten, läßt sich ein directer Beweis erbringen. Fürstenberg berichtet, Luther habe in dem ersten Verhöre „anfenglich zu Teutsch und nachfolgens zu Lateyn geredet"; thatsächlich ist das Umgekehrte der Fall gewesen. Die acta Lutheri[1]), die auf Spalatin zurückgehen, lassen Luther reden latine ac germanice. Das Gleiche berichtet Aleander, der Official habe erst lateinisch, dann deutsch seine Fragen gestellt[2]), latine primum deinde germanice; so sagt auch Spalatin selbst „zu lateyn und teutsch" habe Luther geredet[3]). Also auch am ersten Tage, an dem Fürstenberg vermuthet, Luther sei erschrocken gewesen, hat er so wenig verstehen können, daß er nicht einmal wußte, ist es Deutsch oder Lateinisch, was jetzt geredet wird? Welchen Werth soll da die vermuthungsweise ausgesprochene Meinung des schlecht postirten oder schwerhörigen Frankfurter Boten haben, Luther habe geredet, „als ob er erschrocken und entsatz wer". Die Straßburger Städteboten, die nahe bei dem Frankfurter ihren Platz ge-

[1]) Luth. Op. latina VI, 7.

[2]) Acta comparitionis Lutheri. Ausgabe von Balan, Nr. 68, S. 175.

[3]) Förstemann, Urkundenbuch, S. 69. Vom zweiten Tage ist die gleiche Folge der Sprachen außer durch die oben genannten Zeugen auch noch durch Peutinger, Krel und Andere bezeugt.

habt haben werden, klagen auch: „Wir habent den Lutter nit wol mugen horen reden, dan er mit niderer stim geredet“ [1]). Luther's Stimme war nie stark, und Diejenigen, die nach seinen gewaltigen Schriften sich eine Vorstellung von seinem Organe gebildet hatten, haben dieselbe Enttäuschung auch sonst erlebt. Aber die Vermuthung, Luther's Stimme sei gewesen, als ob er entsetzt gewesen sei, ist eben nur eine Vermuthung, die eher Fürstenberg charakterisirt als Luther. Der biedere Frankfurter Diplomat, der selbst im folgenden Jahre als Mitglied des Reichsregiments seinen Wagen verließ, um sich in Gesellschaft von Schneidergesellen nach Nürnberg durchzuschleichen, weil er sich vor dem Raubritter Absberg fürchtete [2]), der ihn wegfangen könnte, schrieb Luther's ihm zu leises Reden der Furcht zu, weil ihm selbst eine solche Empfindung nicht eben ferne lag. Aber Luther war anders geartet. Seiner Löwennatur war es wohl in der Nähe der Gefahr. Doch selbst wenn Fürstenberg, der hinten im Gedränge steckte, mitgezählt werden könnte in der Zahl der Zeugen, so würden doch Andere vor ihm gehört werden müssen, die in erster Reihe in der Lage waren, Luther bei seinem Verhöre zu beobachten.

Vor Allem kommt da der päpstliche Nuntius Aleander in Betracht, der seinen Platz bei dem Kaiser und den Kurfürsten hatte, und der darum Luther Auge in Auge sah. Er, der Luther's Auftreten immer wieder auf das Abfälligste bespricht, sagt doch kein Wort davon, daß „der neue Arius“ befangen oder gar entsetzt gewesen sei. Wie würde der Nuntius frohlockt haben, hätte er bleiche Furcht oder jähes Erschrecken in Luther's Mienen gelesen! Jubelnd hätte er es nach Rom gemeldet, wenn er auch nur in einer Miene „des Ketzers, der Bestie, des Antichrists, des Ungeheuers, des Schurken, des pazzo dissoluto et demoniaco, des venerabile ribaldo, des ehrwürdigen Lumpen, des Basilisken“, eine Regung der Angst oder auch nur der Unentschlossenheit zu sehen glaubte! Aber gerade Aleander's Schilderungen schließen jeden Gedanken an eine solche Anwandlung Luther's aus. „Der Narr,“ berichtet Aleander [3]), „war mit lachender Miene eingetreten und hatte in Gegenwart des Kaisers fortwährend den Kopf bewegt, hierhin und dorthin, auf und nieder. Beim Weggehen schien er nicht so heiter zu sein.“ Das war Aleander's eigene Wahrnehmung. Von denen aber, die Aleander nach dem ersten Verhöre sprach, haben die Einen Luther „für närrisch, die Anderen für dämonisch, Viele aber für einen frommen Mann voll heiligen Geistes“ erklärt [4]). Daß er Furcht gezeigt oder sich benommen wie Einer, der erschrocken oder entsetzt ist, sagte nach Aleander's Bericht keiner seiner Gewährsmänner, und Aleander hätte es dem Ketzer gewiß nicht erlassen, falls auch nur ein Einziger geglaubt hätte, diese Entdeckung gemacht zu haben. Auch der Inhalt der Antwort Luther's, den Fürstenberg als eine flehentliche Bitte um Aufschub auffaßte, hat dem Nuntius diesen Eindruck nicht gemacht. Auf die Frage, ob Luther die vorliegenden Bücher geschrieben, sagt Aleander, „antwortete er erstens, daß alle diese Bücher von ihm seien —

[1]) Baumgarten, Bd. I, S. 455.

[2]) Bezold, Geschichte der deutschen Reformation, S. 424.

[3]) Depesche vom 17. April. Balan S. 67. Brieger S. 23.

[4]) L'hanno existimado chi pazzo chi demoniaco, molti altri santo et pieno di Spiritu Santo. Balan S. 174.

das war aber eine Lüge, da man sehr wohl weiß, daß einige der Bücher andere Verfasser haben, obwohl sie unter Martin's Namen gehen — und er werde sie immer als sein Eigenthum anerkennen. Auf die zweite Frage hieß es, weil es eine der schwierigsten Sachen der Welt wäre, als die den Glauben betreffe, so müsse er sich Bedenkzeit erbitten." Aleander also hat den Eindruck, daß Luther sogar noch fremde Sünden auf sich nehme und bereit sei, mehr zu verantworten, als ihm zukomme. Er nennt ihn einen Narren und findet sein sorgloses Umherschauen in Gegenwart der Majestät keck und bäuerisch[1]), aber von dem zagen Mönche, den Fürstenberg hinten im Gedränge sich einbildet, hat Aleander nichts wahrgenommen. Noch an einem zweiten Orte hat Aleander den Eindruck wiedergegeben, den Luther ihm gemacht hatte, in dem Wormser Edicte, das bekanntlich aus Aleander's Feder ist. Das Bild Luther's, das der Nuntius an dieser Stelle entwirft, beruht gleichfalls auf den Eindrücken des ersten Verhörs, denn dem zweiten wohnten die Legaten nicht mehr bei. Hier erzählt Aleander das in Frage stehende Verhör mit den Worten: „Und alsbald er dieselben Bücher gehört, hat er die für seine Bücher bekannt, und verjaht, und darauf protestiert, daß er die nimmer verleugnen will, und dazu geredet, daß er noch viel mehr andere Bücher gemacht habe, die wir hierin, dieweil wir deren kein Wissen tragen, nicht angezeigt haben." Und weiter gibt Aleander seinem Mißvergnügen über das franke Auftreten des Augustiners vor Kaiserlicher Majestät Ausdruck, wenn er schreibt, Luther habe des Kaisers Gnade ganz abgeschlagen „und mit dergleichen ungebührlichen Worten und Gebärden, die einem sinnigen und regulierten Geistlichen keineswegs geziemen." Die ungebührlichen Worte und Gebärden wirft Aleander dem Augustiner auch in seinen Berichten vor. „Die Verstöße in Miene und Haltung, in Wort und That" sollen Luther um alles Ansehen gebracht haben[2]). Damit schildert er Luther als freimüthig in seinem Auftreten bis zum Verstoß gegen die Hoffitte; das aber ist ein ganz anderes Bild als das Fürstenberg's.

Als dann aus dem sächsischen Freundeskreise die Acta Lutheri erschienen waren, stellte Aleander der dortigen Verherrlichung Luther's seine Acta comparitionis Lutheri entgegen[3]). Auch hier läßt er Luther auf die Frage des Officials nach den Büchern mannhaft antworten: er habe sie als die seinen anerkannt und werde sie immer anerkennen. Dann habe er noch hinzugesetzt, er habe auch noch andere geschrieben, die hier nicht genannt seien. In Betreff dieser Worte bemerkt nun auch Aleander, daß Luther zu leise geredet habe. — (Sed in intelligibili voce dixit.) Am Rande der Handschrift ist hier in deutscher Schrift beigefügt: „Wenn ich mich recht erinnere, sagte er, es wäre denn, daß Jemand sie verfälscht hätte." Auf die Frage aber, ob er widerrufen wolle, habe er Vorwände gesucht, der Entscheidung aus dem Wege zu gehen und die Sache hinauszuziehen (causas nectere et diffugia quaerere coepit) und habe demüthig um eine Bedenkzeit gebeten. Aus diesem Berichte geht wohl hervor,

[1]) El pazzo era intrato ridendo et coram Cesare girava il capo continuamente qua et là alto et basso; poi nel partir non parca cosi allegro. Balan S. 174.

[2]) Bericht vom 29. April. Balan S. 94. Brieger S. 26.

[3]) Balan, Bd. 68, S. 175.

daß in der lauten Versammlung auch Aleander nicht Alles genau verstand, was Luther über das Verzeichniß seiner Bücher sagte; aber statt die Bitte Luther's um eine Bedenkzeit aus innerer Unsicherheit desselben herzuleiten, sieht Aleander in dieser Forderung nur einen klugen Schachzug seiner Anhänger, die die Entscheidung hinausschieben wollten. Sofort nach dem ersten Verhöre schrieb Aleander dem Vicekanzler Medici: „wenn er nur morgen nicht, bearbeitet von den Seinen, eine Antwort gibt, die weitere Verzögerung herbeiführt“ [1]). Mithin keineswegs als einen Ausfluß von Luther's Aengstlichkeit, sondern als einen Versuch der Gegner, die geplante rasche Erledigung seiner Sache zu verhindern, hat der Nuntius die Bitte Luther's um Bedenkzeit aufgefaßt.

Nach diesem Berichte des Nuntius, der sich keine Miene Luther's entgehen ließ und ihn aus der nächsten Nähe beobachtete, ist Fürstenberg's vermuthungsweise ausgesprochenes „als ob“ mit den übrigen Mittheilungen über das, was er weder sehen noch hören konnte, völlig hinfällig.

Doch hören wir auch die anderen Zeugen, die Luther bei dieser Gelegenheit nahe standen, was sie über sein Verhalten berichten. Vor Allem kommt da Spalatin in Betracht, der auch in diesen schweren Tagen Luther's Berather war. Er berichtet den Freunden zu Hause, welche Anläufe gemacht worden sind, Luther noch im letzten Momente von Worms fern zu halten. Dann fährt er fort [2]): „Es hot manch frumm Christlich hertz getrost und ermaneth, das der Christlich Doctor Martinus so trostlich erschynen ist, unangesehen das im anstand des keyserlichen gelayts ein mandat in kay. Mayt. namen wider Jn außgangen ist, das Jnen, als die feynd verhofft, zuruck treyben solt, damit sie ursach gehabt, wider Jnen zu handeln als wider eyn ungehorsamen auffenbleyber. Aber der gut pater ist kommen und hat sich so Christlich ertzeigt, das man vermerckt, das er auf erden nichts geforcht, sondern ehr hundert hols, leib und leben daran gewagt und gesazt, en er ein buchstaben on unterweisung auß dem gotlichen wort widerruffen hett.“

Von Kleinmuth und zeitweiser Unentschlossenheit steht in diesem Berichte, der unmittelbar nach Luther's Abreise verfaßt ist, wahrlich nichts zu lesen. Daß Luther keinen Augenblick an Widerruf dachte, geht auch aus dem Briefe hervor, den er, merkwürdig genug, unmittelbar nach dem Verhöre (hac hora) mitten in dem Getümmel seiner Stube an den Kaiserlichen Rath Cuspinian in Wien richtete. Vermuthlich sollte der Bote alsbald abgehen, und Luther wollte die Gelegenheit nicht versäumen, mit dem bedeutenden Manne, dessen Bruder er in Worms hatte kennen lernen, anzuknüpfen. So wenig nahm ihn „das Bedenken“ in Anspruch, daß er unmittelbar nach der Sitzung, „zur selben Stunde,“ einen Brief zu schreiben vermochte. Das Ergebniß seines „Bedenkens“, das sehen wir aus diesem sofort verfaßten Berichte, stand ihm fest, sobald er die Thüre des Sitzungssaals hinter sich geschlossen hatte. „Kein Tütelchen,“ schreibt er (ne apicem quidem), „werde er widerrufen, wenn Christus ihm gnädig sein werde“ [3]). Um innere Unschlüssigkeit hat es sich

[1]) Bericht vom 17. April. Balan S. 67. Brieger S. 23.

[2]) Förstemann, Urkundenbuch S. 69.

[3]) De Wette, Luther's Briefe, Bd. I, S. 587. „Hac hora coram Caesare et fratre Romano constiti interrogatus . . . e medio tumultu ad te auderem scribere.“

also nicht gehandelt, als Luther um Bedenkzeit bat. Er wußte hac hora, was er thun wollte.

Ein anderer Zeuge des Tages ist der Augsburger Städtebote Peutinger[1]). Der meldet nach Hause: „Das erst mal, als er zu kayf. Majestät hinein ging, was ich auch fast fornen. Sprach er laut zu mir: Doctor Peutinger seyt ir auch hie?" Es war das eine der naiven Formlosigkeiten des Mönchs, die ihm Aleander so übel vermerkte. Peutinger hat sie um so mehr gefreut. Auch erzählt er das kleine Erlebniß natürlich nur, damit seine Herren in Augsburg daraus ersehen, in welch' heiterer Stimmung Dr. Martinus selbst in diesem großen Augenblick gewesen ist. „Und am Donnerstag," fährt er fort, „kam ich vor der verhör zu ym zu Hof. Sprach er under andern frolich zu mir: Doctor, was thun weib und kind? Ich hab yn nit anderst gefunden und gesöhen, dann das er guter ding ist. Was furter aus der sach wirt muß man gewarten."

Auch Luther's Antwort im ersten Verhöre klingt bei Peutinger durchaus beherzt: „Er hätte nit allein die bücher, der namen gelesen, sondern noch vil mer gemacht, wolt die für sein bücher halten. Aber auf die ander frag, ob er auf dem was daryn begrifflich beharren, oder des widerrufen soll: dweil die gros wer, bete demnach um ein bedacht." Das Alles klingt frisch und fröhlich und nicht ängstlich, wie Fürstenberg es erzählt; Peutinger aber stand „fast fornen", wie Fürstenberg fast hinten stand.

Daß Friedrich's des Weisen bekanntes Wort an Spalatin: „Er ist mir viel zu kühn", sich nicht bloß auf das zweite Verhör Luther's bezieht, wissen wir gleichfalls durch Aleander, der schon nach dem ersten Verhöre durch die Leute Greifenklau's erfährt, Friedrich habe diesem geklagt, daß ihm der ruchlose Mönch viel zu weit gehe[2]). Auch Krel in seinem Bericht an Schweikert von Gundelfingen[3]) hat von beiden Verhören einen Eindruck erhalten, daß er versichert: „Ich bin besser Luther's, denn all' mein Tag nit". Selten sind die Zeugnisse Aller so gegen Einen gestanden, wie hier, und noch seltener hat ein so widersprochenes und unsicher abgegebenes Zeugniß solche Verwirrung gestiftet.

Aber, so wird man einwenden, beweist Luther's Bitte um Bedenkzeit nicht an und für sich schon, daß er innerlich noch unsicher war? Wir antworten: Nein! Die erste Regel aller Kriegskunst ist, nie zu thun, was der Gegner haben will. Dieser Gegner verlangte von Luther ein kahles „Ja" oder „Nein". Das Ja, er wolle widerrufen, hätte Luther moralisch vernichtet; aber auch das Nein war dem Gegner erwünscht; denn dann konnte man ihn auf seinem sächsischen Rollwägelein noch zur selben Stunde aus der Stadt schaffen, die der Excommunicirte nur zum Aergerniß der Legaten und zur tiefen Betrübniß des jungen Kaisers betreten hatte. Welche Intriguen hatten zwischen den einzelnen Parteien gespielt, um den gewaltigen Agitator herzubekommen oder fernzuhalten! Nachdem die Partei, die ihn auf dem Reichstage sehen wollte, gesiegt hatte, versuchte es Aleander, ihn indirect, erst durch drohende Citation,

[1]) Der Bericht wurde 1868 veröffentlicht von Th. Herberger, Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", Nr. 175. Abgedruckt bei Kolde, Analecta Lutherana, p. 28.

[2]) Bericht vom 17. April. Balan S. 67. Brieger S. 23.

[3]) Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. XI, S. 636 f.

dann durch das Mandat der Bücherconfiscation zu freiwilligem Fernbleiben zu bestimmen. Noch in letzter Stunde wollten ihn die Kaiserlichen Räthe und der Kaiserliche Beichtvater nach der Ebernburg ablenken. Auch Friedrich war irre geworden und ließ ihm in Frankfurt und Oppenheim von dem Betreten der Stadt abrathen. Aber Luther hatte trotzig erklärt, er wolle dem Satan zum Spotte und Schrecken erscheinen [1]). Nun er da war, zielte wiederum das ganze Intriguenspiel darauf, dem Excommunicirten den Mund zu verschließen. Aleander selbst hatte dem Trierer Official die Fragen vorgeschrieben, die mit Umgehung aller dogmatischen Materien sich einfach darauf beschränkten, ob sich Luther zu den ketzerischen Büchern bekenne oder nicht, und noch als Luther dem Kaiser bereits gegenüberstand, wurde ihm durch den Reichstagsmarschall von Pappenheim eingeschärft, er dürfe nichts reden, als was er gefragt werde. Das ganze Verfahren war darauf gestellt, den bereits verurtheilten Häretiker nicht vor Kaiser und Reich sich verantworten zu lassen, damit nicht der Schein entstehe, als ob der Kaiser übergreife in die Competenzen des Papstes, der Reichstag sich anmaße, was nur einem Concile zukam. Das war die Lage, die zu bewältigen eben so viel Klugheit, als kaltblütige Tapferkeit erheischte. Es war nöthig „causas nectere et diffugia querere", wie Aleander sagt.

Daß Luther von dieser Lage unvorbereitet wäre überfallen worden, ist völlig unglaublich. Natürlich hatte er mit seinem Rechtsanwalt Schurf, seinem Wittenberger Collegen und Freunde, den muthmaßlichen Gang des bevorstehenden Verhörs berathen. Natürlich hat Kanzler Brück, der über sein Kommen oder Nichtkommen noch in den letzten Tagen eine Denkschrift an Spalatin geschickt hatte, vorher mit Luther conferirt, wie er vorgehen solle. Die Anschläge der Gegner, ihn noch heute aus der Stadt zu schaffen, waren nur zu kreuzen, wenn Luther, wie Ranke sich treffend ausdrückt, die Formalitäten des Reiches auch für sich in Anspruch nahm. So war seine Bitte um Bedenkzeit keineswegs Product einer augenblicklichen Befangenheit. Sie klang auch gar nicht so. Sie klingt wie ein wohl überlegter und bis auf das Wort vorbereiteter Gegenantrag, der die Absicht hat, die Anschläge der Gegner zurückzuschlagen. Augenblickliche Befangenheit, „als ob er entsetzt oder erschrocken wäre", wird aus dieser langathmigen wohlmotivirten und völlig formellen Antwort Niemand heraushören. Jede Spur einer subjectiven Erregung fehlt. Da es sich um nichts Geringeres handelt, als um Gottes Wort, in Betreff dessen es vermessen und gefährlich wäre, etwas Unbedachtes vorzubringen, bittet der Angeklagte aufs Allerunterthänigste und Demüthigste um eine Bedenkzeit, damit er auf die vorgehaltenen Fragestücke richtig antworten könne.

Ihm ist es darum zu thun, daß Kaiser und Reich eine *richtige* Antwort hören; die Legaten aber waren gar nicht begierig, eine von Luther's *richtigen* Antworten ins Gesicht zu erhalten. Sie hatten deren schon mehr als genug erlebt.

Daß dieser Vertagungsantrag kein Angstproduct war, zeigt sein Ergebniß. Er wirkte wie eine Bombe. Diese Antwort war die einzige, auf die sich die Gegner *nicht* eingerichtet hatten. Die ganze Verhandlung mußte unterbrochen

[1]) De Wette, Bd. I, S. 586 . . . Satanam, quem potius terrere et contemnere propositum est.

werden. Die Fürsten traten zur Berathung zusammen, die Städteboten und der Kaiser selbst conferirten eifrig mit den Kaiserlichen Räthen. Der gereizte Ton, den der Official Eck gegen Luther anschlug, als er die Verhandlungen wieder aufnahm, beweist zur Genüge, wie unliebsam sich die Gegner von Luther's Ausweichen berührt fühlten.

Wie schön war der ganze Verlauf zuvor festgestellt gewesen, wie trefflich hatte der von Aleander bestochene Eck seine vorher eingelernten Fragen aufgesagt, wie säuberlich hatten die Legaten und der Beichtvater die Netze gebreitet, und nun brach das Wild neben den Schlingen durch! Wer vermochte jetzt noch zu sagen, wie die Sache weiter verlaufen werde? Gab man dem Ketzer Bedenkzeit, so mußte man ihm auch gestatten, das Ergebniß seines Bedenkens mitzutheilen und der Plan, ihm den Mund zu schließen, war gescheitert. Aleander erkannte auch sofort die Absicht des sächsischen Kurfürsten, die Sache hinauszuziehen. „Wenn er nur morgen nicht eine Antwort gibt, die weitere Verzögerungen herbeiführt."

Aber so verdrießlich die neue Wendung war, abschlagen konnte man dem Geladenen die Bitte nicht, wollte man sich nicht dem Vorwurf der Unbilligkeit aussetzen. Die ganze Erbitterung der Papisten aber lag in der grollenden Art, wie Eck das Ergebniß der ständischen Berathung mittheilte[1]). Luther habe gewußt, schalt Eck, wozu er geladen sei, so müsse man sich billig verwundern, daß er noch jetzt keine Antwort bereit habe. Einen längeren Aufschub zur Gefahr des Glaubens und zum Aergerniß der Gläubigen könne ihm der Kaiser nicht verstatten, aber aus reiner kaiserlicher Gnade wolle Se. Majestät ihm morgen einen zweiten Termin bewilligen. Seine Antwort habe er nicht schriftlich, sondern mündlich abzugeben, womit man offenbar wieder die Oeffentlichkeit einzuschränken und die Verhandlungen abzukürzen dachte. Auch noch eine salbungsvolle Ermahnung ertheilte ihm der von Aleander gekaufte Anwalt, Luther solle die Bedenkzeit benutzen, um sich klar zu machen, wie sehr er sich gegen den heiligen Stuhl und die ganze Christenheit vergangen habe. Luther trat darauf ab, ohne daß er noch einen Versuch der Gegenrede gemacht hätte. Wenn er, der lachend eingetreten war, nun nach Aleander's Beobachtung, weniger heiter wegging, so mochte es ihm wohl die Stimmung verschatten, daß es solcher Künste bedurfte, um vor Kaiser und Reich auch nur zu Wort zu kommen, und vielleicht war er auch der Mißdeutung sich bewußt, der seine Bitte um Bedenkzeit ihn aussetzte.

Wollen wir uns darauf einlassen, die Gedanken zu errathen, die Luthern durch die Seele gingen, als er zum ersten Male vor Kaiser und Reich stand, so fehlt es nicht ganz an Andeutungen in seinen späteren Reden und Schriften. Furcht hat er nicht empfunden. „Sie mußten sich mehr vor mir fürchten, denn ich vor ihnen"[2]), sagt er in den Tischreden. Im Vorsaale hatte er lange warten müssen, aber die Ansprachen an ihn waren alle ermuthigender Art. Dann hatte sein Freund, der Herold Sturm, ihn gerufen, und man sah noch den Abglanz der heitern Gespräche auf seinem Antlitz, als er eintrat. Mykonius[3]),

[1]) Lut. op. Cat. VI, 8.
[2]) Förstemann, Tischreden, Bd. IV, S. 349.
[3]) Cyprian's Ausgabe, S. 39.

der vielfach Luthers eigene Erzählungen wiedergibt, berichtet dann von dem Anblick, der sich ihm darbot. „Der Kaiser saß mit allen Churfürsten in der Majestät, sammt allen Fürsten, Bischoffen und Prälaten des Reichs. Die Grafen, Herren und Ritter stunden. Und als Luther fürtreten solt, ward ein solch Gedräng, daß man mit Stangen und Helebarden Raum machen mußt, daß er für den Kaiser treten kunnte. Es waren auch wohl vier Cardinal und Legaten von Rom do, die alle nach Luthers Blut dürstet, ohne was anderer Legaten und unzählig Volk und viel Gelehrten vorhanden waren." Ganz vorne vor dem Gedränge sah er seinen Freund Peutinger, den er mit naiver Verwunderung hier begrüßte. Da ihm der Marschall sagte, er dürfe nur reden, wenn man ihn frage, betrachtete er sich frank und frei die Versammlung, indem er Kopf und Augen zu Aleander's Aerger hierhin und dorthin wendete. In einer Tischrede erzählte Luther später treuherzig, wie er sich gewundert habe, daß seine Bücher „alle nach einander da auf einer Bank lagen". „Wo sie dieselben mochten bekommen haben, wußte ich nicht"[1]. Ihm war eben unbekannt, welche Mühe es Aleander schon seit Wochen sich hatte kosten lassen, sie aufzutreiben. Welchen Eindruck hat ihm nun aber Karl V. selbst gemacht? Wenn Luther in einer Schrift vom Jahre 1530 von dem gereiften Politiker Karl das Bild braucht, er sitze „wie ein unschuldig Lämmlein zwischen viel solchen Säuen, Hunden, ja zwischen viel Teufeln"[2], so stammt dieser Eindruck wohl aus den Wormser Erinnerungen, das heißt aus der einzigen Begegnung, die er mit Karl V. gehabt hat. Als er den bleichen, jungen Menschen da sitzen sah zwischen den finstern Kurfürsten, spanischen Kriegern und rothen Cardinälen, da mochte er ihm wohl so erscheinen, wie er oben sich ausdrückt; und wie er ihn in jener Schicksalsstunde geschaut, so hielt er sein Bild durchs Leben fest, denn 1530 war Karl nichts weniger mehr als ein unschuldig Lämmlein.

So gern Luther später von diesem Tage zu erzählen liebte, der der wichtigste seines Lebens war, davon, daß er bei dem ersten Verhöre sich gebangt und gezittert habe, ist ihm nichts bewußt, während er von seinem Schrecken auf der Reise bei dem Anblick des Kaiserlichen Mandats gegen seine Bücher doch ganz unbefangen redet. „Ich bin zu Worms für dem Keyser und gantzen Reiche gestanden," rühmt er sich drei Jahre später[3], „ob ich wol zuvor wußte, daß myr das geleyd gebrochen war, und wilde, seltzame tück und list auff mich gericht waren. Wie schwach und arm ich da war, so stund doch meyn Hertz der zeyt also, wenn ich gewußt hette, das so viel Teuffel auff mich gezilet hatten, alls zigel auff den dechern waren zu Worms, were dennoch eyngeritten." Einsam „als eine Feldblume" hat er an jenen Tagen müssen frei stehen. „Wir vermögen nichts, denn was uns Christus gibt. Will uns der lassen, so schreckt uns wol eyn rauschend blad. Will er uns aber hallten, so soll der geyst seynes hohen rhümens wol ynnen werden."

[1] Walch, Luther's Werke, Bd. XV, S. 2231.

[2] Auf das Schreien etlicher Papisten über die 17 Artikel. Erlanger Ausgabe Bd. XXIV, S. 322.

[3] Ey brieff an die Fürsten zu Sachsen. Neudrucke deutscher Literaturwerke S. 8.

Durfte Luther 1524 so von den Wormser Tagen reden, wenn er sich bewußt war, einen Tag lang gezandert zu haben? Er durfte es schon darum nicht, weil die Gegner ihn daran würden erinnert haben. Münzer, gegen den diese Schrift sich richtet, und der in seiner Erwiderung ganze Eimer voll Schelt reden über Luther ausgießt, der ihm vorwirft, seine Heldenthaten in Leipzig seien bei Melchior Lother verzeichnet, wo er des guten Weines getrunken, in Augsburg sei der mächtige Staupitz neben ihm gestanden, die Fährlichkeit sei also nicht groß gewesen, er gibt doch zu, daß der Augustiner zu Worms *gestanden* sei, aber er erklärt das auf seine Weise. „So du zu Worms hatteſt gewanckt, wereſt du erſtochen vom Adel worden“[1]). Also daß er nicht wankte, gibt auch Thomas Münzer zu. Und Niemand hat das Gegentheil behauptet, bis Ranke den Bericht Fürstenberg's ans Tageslicht zog und gegen dessen eigenen Wunsch dem Druck übergab: denn Fürstenberg war sich der Möglichkeit wohl bewußt, „daß er zu zeyten mehr, zu zeyten viel weniger geschrieben,“ als vorgekommen sein könne, denn er hörte ja nicht einmal, reden sie deutsch oder lateinisch? So sollte man endlich aufhören, diesem Berichte eine Tragweite zu geben, die ihm sein ehrenwerther Verfasser selbst absprach und der Forderung der Bedenkzeit eine Bedeutung beizulegen, die sie für Luther nicht haben konnte, nachdem er so lange schon mit der Frage des Widerrufs behelligt worden war und auch nachweislich nicht hatte nach dem Brief an Cuspinian, den er unmittelbar nach der Rückkehr aus dem Reichstag schrieb.

Das ganze Begehren hatte rein tactische Gründe. Ihm verdankte es der Gebannte, daß er am folgenden Tage doch etwas mehr, als *Ja* oder *Nein*, sagen und Worte reden durfte, die zu den unvergessenen noch heute gehören: und zum zweiten, daß er noch bis in den zehnten Tag in Worms bleiben konnte und den Legaten noch manches Mal der Kopf warm ward. Das Verfahren, das Luther eingeschlagen hatte, erwies sich als das politisch völlig sachgemäße. Aber aus Luthers Temperament war es nicht entsprungen: mit seinen vorangegangenen Manifesten stand es in Widerspruch, und der schale Ausgang der mit so großer Spannung erwarteten Sitzung wird manchen Sensationslustigen enttäuscht haben. Darum schien er auch beim Weggehen nicht mehr so heiter zu sein. Aber dieses Verfahren allein machte es ihm möglich, seine Sache wirklich und ernstlich zu vertreten, statt nach einer formellen Juristenkomödie wieder auf seinem Rollwägelein ungehört weggeschickt zu werden. Wer aber wollte in dieser bedächtigen Maßregel die Weisheit Friedrich's des Weisen verkennen, der stets Bedenkzeit begehrte und der von Spalatin so treffend Fridericus cunctator genannt ward. Er hatte die Gegner wieder einmal aus ihrer Position hinausmanöverirt. Als Luther am folgenden Tage in der noch dichter gedrängten Versammlung auftrat, standen die Stühle der Legaten leer. Friedrich hatte sie gründlich geschlagen mit seiner alten Antwort, *man wolle sich's bedenken*.

[1]) *Thomas Münzer*, Hoch verursachte Schutzrede und antwort wider das gaistloſe sanft lebende Fleiſch zu Wittenberg. Neudrucke 37, 38.

Der Kampf um den Einzelnen.

Von

Richard M. Meyer.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Der Gegensatz zwischen dem Einzelnen und den ihn umfassenden Gesammtheiten ist naturgemäß so alt wie die Menschheit selbst. Jedes hervorragende Individuum, ja in bestimmten Momenten jegliche Persönlichkeit mußte ihn am eigenen Leibe empfinden. Mit dauernden Zügen hat schon der große Dichter des Elisabethinischen England in seinem „Coriolan", ja auch in „Hamlet" und „Othello" gezeichnet, wie das Selbstbewußtsein des hervorragenden Mannes sich an den Schranken seiner Umgebung blutig stößt; und ältere Bilder und Aussprüche wären leicht aufzuweisen. Die Gestalt aber, in der uns Modernen dieser Gegensatz geläufig ist, diese specielle Form, die uns fast selbstverständlich dünkt, ist kaum über hundert Jahre alt. Sie ist ein Erzeugniß des modernen Staatsbegriffes und seiner einschneidenden Wirkungen. Man kann es geradezu aussprechen, daß erst der Staat Friedrich's des Großen dem Kampfe des Einzelnen gegen die Gesammtheit seine jetzige Form und seine heutige Schärfe gab. Denn nie zuvor war dem Einzelnen ein Abstractum mit solchen Ansprüchen, solcher Machtvollkommenheit, solcher Strenge entgegengetreten. Im Alterthum wie im Mittelalter verkörperten die politischen, socialen, religiösen Institutionen sich in einzelnen Persönlichkeiten. Wir pflegen freilich die Sprache unserer Tage auch in die Geschichte jener Zeiten zu übertragen, und keineswegs soll es bestritten werden, daß auch für sie etwa von „Uebergriffen des Papstthums", von „Ansprüchen des Territorialstaates", von „Maßregeln der Innung" u. s. w. mit Recht gesprochen werden kann. Aber für die Anschauung früherer Epochen fielen diese Abstractionen völlig mit den sie vertretenden Personen zusammen. Heinrich IV. fühlte sich nicht mit dem Papstthum im Kampfe, sondern mit Gregor VII., und Gregor VII. stritt nicht gegen die deutsche Selbständigkeit, sondern gegen die kaiserlich gesinnten Fürsten. Der Geselle, dem ein Platz in der Innung verweigert ward, empfand nicht gegen „Zunftwesen" oder „kleinbürgerliche

Engherzigkeit" Groll, sondern gegen die bestimmten Meister, die an der Lade saßen. Im siebzehnten Jahrhundert sprachen die Theoretiker wohl schon viel von „Staatsraison" und „Hoheitsrechten", der schlichte Bürger wußte aber nicht anderes, als daß er dem Markgrafen von Bayreuth oder dem Bürgermeister von Reutlingen zu gehorchen habe. Wo also hier Zwang und Beengung empfunden ward, fühlte man sie in der urältesten einfachsten Form der Bedrückung des Einzelnen durch den Einzelnen, des Schwächeren durch den Stärkeren. Erbitterung und Verzweiflung konnte natürlich auch dieser Gegensatz erregen, und zu stiller oder lauter Gegenwehr hat er unendlich oft geführt, aber dann galt auch immer wieder die Empörung nur dem Einzelfall; die Regel selbst, daß der Stärkere des Schwächeren Herr sei, galt seit Urzeiten als Naturgesetz. So denken noch heute die Völker des Orients, so alle Nationen außerhalb des Kreises unserer Civilisation. Der Einzelne hat es mit dem Einzelnen zu thun; daß hinter jedem Einzelnen Helfer und Genossen in unbeschränkter Zahl stehen mögen, ändert nichts.

Da geschah in dem werdenden Großstaat des Nordens das Unerhörte, daß der rechtmäßige Vertreter des Staatsbegriffes diesem Begriff einen Platz zu seinen Häupten einräumte. Daß Friedrich II. wirklich gesagt hat, er sei nur der erste Diener seines Staates, das ist Nebensache; Hauptsache ist, daß er streng nach diesem Grundsatz handelte. Monarchen, die ihr ganzes Leben im Dienste des Staates, in unablässiger Fürsorge für das Volk, in Aufopferung für höhere Interessen hingebracht hatten, gab es sicherlich schon vor dem großen König. Aber noch nie hatte die Welt das Schauspiel gesehen, daß eine im höchsten Grade geniale Persönlichkeit ihre Neigungen völlig einer täglichen, mühseligen und in ihren Ergebnissen kaum sichtbaren Berufsthätigkeit opferte. Daß der Gutsherr von Sanssouci einem Müller sein angestammtes Besitzthum aus Respect vor dem Kammergericht nicht nahm, das hätte schließlich auch an mancher Anekdote von Karl dem Großen oder Harun al Raschid, von Salomo oder Titus seine Analogie finden können; daß der Freund Voltaire's, der Flötenspieler von Rheinsberg, der Sieger in hundert Schlachten, sich Tag für Tag an den Schreibtisch bannte, mühselige Amtsreisen unternahm, jede Rechnung nachprüfte, und all' dies lediglich um der „Pflicht", um des abstracten „Staates" willen — dies war das Unerhörte. Deshalb eben konnte er auch Unerhörtes fordern.

Friedrich Wilhelm I. war noch völlig vom alten Stil: er opferte sich dem Staate, aber er setzte sich ihm auch gleich. Seine Launen und Bizarrerien, wie z. B. die Liebhaberei für Riesengrenadiere, beanspruchten denselben Gehorsam wie seine politischen Pläne. Bei Friedrich dem Großen hörte das auf. Wie im modernen Staate Staatseigenthum und fürstliches Privatvermögen, einst identisch, streng aus einander gehalten werden, so war jetzt „Staat" und „Fürst" Zweierlei geworden und der Staat das Höhere. Als ein Wesen gleichsam von furchtbarer Strenge, von unentrinnbarer Macht, stand der Staat da. Alle Prädicate Gottes gingen auf das neue Abstractum über: allmächtig war er durch seine Zwangsmittel, allgegenwärtig durch die Beamtenfülle, allwissend durch Acten und Register; und was das Schlimmste

war: um allen Widerstand im Keime zu ersticken, beanspruchte er auch noch, allgütig zu sein. Er nahm, ganz im Sinne des damals herrschenden Rationalismus, für sich in Anspruch, daß er das Interesse nicht nur der Gesammtheit, sondern auch jedes einzelnen Gliedes am besten, ja allein richtig beurtheilen könne; kein Stand und kein Ort, keine Gemeinschaft und keine Kirche, keine Tradition und am allerwenigsten eine Persönlichkeit behielt das Recht, seine eigene Sache zu führen. „Vor der Allgewalt des Willens geht zu Grunde jedes Recht."

Nun war der Zustand, der unmittelbar vorher geherrscht hatte, nicht von der Art, daß man seine Erhaltung irgend in weiteren Kreisen hätte wünschen können. Die naive Gleichsetzung persönlicher Neigungen und Interessen mit den Interessen der repräsentirten Gemeinschaften war bei den Machthabern, besonders in Deutschland und Frankreich, allmälig zur furchtbarsten Willkür ausgeartet. Ludwig XIV. hatte für die Bedrückung seines Landes doch wenigstens mit „gloire" gezahlt; was aber erntete der Franzose von Ludwig's XV. despotisch-frivolem Schalten? Das Volk konnte nur gewinnen, wenn über dem allgebietenden Herrscher eine neue Instanz erschien.

Wenn aber in den weitesten Kreisen der Bevölkerung das Beispiel Friedrich's des Großen mit gutem Recht als die Sonne einer neuen Zeit begrüßt wurde, so fehlte es doch keineswegs an entschiedenem Widerspruch. Die Opposition haben wir hier nicht zu besprechen, deren Vertreter in ihren Interessen angegriffen waren, adelige und geistige Kleinfürsten und all' ihr Gefolge von interessirten laudatores temporis acti. Aber in dem durchaus ideell gemeinten und von praktischen Rücksichten freien Widerspruch ganz anderer Leute liegt nichts Geringeres vor, als der erste Keim zu jenen Tendenzen, als deren wildester, entarteter Ausläufer der heutige Anarchismus uns erschreckt!

Auf den ersten Blick scheint es fast unbegreiflich, daß die historische Kette von diesen oft ganz ins Wüste und Verbrecherische überspringenden Vertheidigern einer unbedingten Ordnungsfeindlichkeit zu Männern entschiedenster Anhänglichkeit an das Alte, christlicher Gesinnung und persönlicher Sittenstrenge zurück leitet. Dennoch ist dies der Fall, und die Entwicklung ist eine durchaus folgerichtige, mag man sie auch besser unter dem gern citirten Bilde der Spirale als unter dem einer starren, geraden Linie auffassen. Die „Liberalen" der Fridericianischen Zeit stehen durchweg auf Seite des neuen Systems, mögen sie nun von rein politischen oder von historischen und philosophischen Gesichtspunkten ausgehen; mögen sie in der öffentlichen Thätigkeit eine bedeutungsvolle Rolle spielen oder nicht. Josef II. und Mirabeau stehen so gut im Bann der Fridericianischen Staatsidee wie Schloezer oder Bentham. Aber von ein paar deutschen „Ideologen" geht der Widerspruch aus, und gerade einige Führer der geistigen und besonders der literarischen Entwicklung finden wir an der Spitze derjenigen Partei, die für die alten Zustände kämpft.

II.

An erster Stelle ist hier der Name Herder's zu nennen. Nahezu seine ganze schriftstellerische Thätigkeit bewegt sich um die Angel Einer Frage: Wie steht der Einzelne zur Gesammtheit? Diese Frage führte ihn auf literarischem Gebiete zu der epochemachenden Idee der „Volkspoesie", diese Frage ließ seine Auffassung der Weltgeschichte und der Kunstgeschichte durch die Lehre von dauernden Typen so fruchtbar werden. Wie urtheilt nun der Prophet des „Sturmes und Dranges" über die neue Staatsidee und ihre Wirkungen? Am schärfsten drückt es die Hauptschrift seiner kurzen Reactionsperiode, „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit", aus. Hier lesen wir die heftigsten Declamationen gegen den Geist der neueren Zeit. „Gewisse Tugenden der Wissenschaft, des Krieges, des bürgerlichen Lebens, der Schiffahrt, der Regierung — man brauchte sie nicht mehr: es ward Maschine, und die Maschine regiert nur Einer . . . Das Heer ist eine gedingte, gedankenkraft-willenlose Maschine geworden, die ein Mann in seinem Haupte lenkt . . . Im Grunde also würde ein Römer und Spartaner vielleicht sagen, Tugenden im innersten Herde des Herzens weggebrannt, und verwelkt ein Kranz militärischer Ehre — und was ist an der Stelle? Der Soldat ist erster Lohndiener des Staates in Heldenlivrei . . . Er ist — und mit leichter Mühe die Reste von einzelnen Existenzen gesprengt; die altgothischen Freiheitsländer, Eigenthumsformen, das elende Gebäude in schlechtem Geschmack, in Grund geschossen und zerstört, wird in seinen kleinen Trümmern so dicht blockirt, daß Land, Einwohner, Bürger, Vaterland manchmal wohl Etwas, aber Herr und Knecht, Despot und Livreiendiener jedes Amts, Berufs und Standes Alles ist."

Die Worte sprudeln leidenschaftlich hervor, fast formlos, aber klar ist die Anschauung. Glaubt man nicht, einen der Allermodernsten zu hören? Könnte Oscar Wilde oder Huysmans verächtlicher den Mechanismus unseres Lebens neben der bunten Vielheit des „altgothischen" Mittelalters herabsetzen? Und doch — man hüte sich, die Aehnlichkeit zu überschätzen. Denn was spielt Herder gegen den neuen Geist aus? Das gerade, was unsere Neuesten am ingrimmigsten hassen: die Tradition. Auf diesen Begriff hatte sein Lehrer Hamann seine ganze Philosophie gestellt; auf diesen Begriff zieht sich Herder's Antipathie gegen den Fridericianischen Staatsbegriff mit seiner militärischen Einheitlichkeit zurück. In den „Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit", der reifsten Frucht seiner ganzen Lebensarbeit, behandelt das neunte Buch des zweiten Theils ausführlich die Frage nach der Stellung des Einzelnen zur Gesammtheit. Und hier spricht er sich über unser Thema mit voller Deutlichkeit aus:

„Sobald der Regent in die Stelle des Schöpfers treten und durch Willkür oder Leidenschaft von seinetwegen erschaffen will, was das Geschöpf von Gotteswegen nicht sein sollte: sobald ist dieser dem Himmel gebietende Despotismus aller Unordnung und des unvermeidlichen Mißgeschicks Vater."

Mit dieser Beurtheilung der Rechte des einzelnen Geschöpfs haben wir aber nicht nur für Herder's Stellung in dem Proceß „Man versus State"

(wie Spencer ihn betitelt), sondern auch für die Tendenzen seiner Nachfolger den Schlüssel gefunden. Gerade weil Herder der Sachwalter des Einzelnen, der genialen Persönlichkeit, der Originalität ist — hat er doch diesen von Young neu gefundenen Begriff erst durch seine Vertiefung wahrhaft fruchtbar gemacht — eben deshalb ist er Feind des regierenden Einzelnen. Darin nun aber bestand sein historischer Fehler, daß ihm Friedrich der Große das Fridericianische System verdeckte. Was bei diesem am wichtigsten war: die Unterordnung des Regenten unter die Staatsidee, das gerade übersah Herder und glaubte nur willkürliche Eingriffe des Einen Mannes zu erblicken. So konnte ihm in seinem „Reisetagebuch" der ungeheuerliche Fehlschluß begegnen, in Friedrich's Thätigkeit nur Negatives sehen zu wollen, das keine Dauer haben könne!

Dieser Irrthum war aber nur möglich, so lange eben des großen Königs unvergleichliches Werk mit seiner Person zugleich erblickt ward. Als nach seinem Tode ein Fürst folgte, der durchaus kein König von Gottes Gnaden im welthistorischen Sinn des Wortes war, da mußte man sich wohl gewöhnen, das neue System unpersönlich aufzufassen. Um so mehr mußte man nun also den auf Eine Lebensdauer nicht beschränkten Gefahren desselben gegenübertreten. Wilhelm von Humboldt, dem vom Schicksal die seltsame Aufgabe gestellt war, überall zu vollenden, was Herder begonnen hatte, schrieb 1792 seine „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen" — jenen Katechismus der individuellen Freiheit, den John Stuart Mill eigentlich nur ins Englische übersetzte (ich meine freilich nicht nur das sprachliche Uebersetzen) und den Herbert Spencer in seiner Art neuerdings aufgefrischt hat. Humboldt's Schrift (die leider erst 1851 veröffentlicht wurde), ist durchaus von der Einen Idee beherrscht, den Einzelnen vor Uebergriffen des Staates zu schützen. „Der wahre Zweck des Menschen", beginnt er den zweiten Abschnitt, „nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt, ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. In dieser Bildung ist Freiheit die erste und unerläßliche Bedingung. Allein außer der Freiheit erfordert die Entwicklung der menschlichen Kräfte noch etwas Anderes, obgleich mit der Freiheit eng Verbundenes: Mannigfaltigkeit der Situationen. Auch der freieste und unabhängigste Mensch, in einförmigste Lagen versetzt, bildet sich minder aus." Als höchste Aufgabe des Menschen also gilt, wie weiterhin ausgeführt wird, die Originalität, „und das also, worauf die ganze Größe des Menschen zuletzt beruht, wonach der einzelne Mensch ewig ringen muß, und was der, welcher auf Menschen wirken will, nie aus den Augen verlieren darf, ist Eigenthümlichkeit der Kraft und Bildung." Dieses Ideal hat nun aber keinen gefährlicheren Feind, als den uniformirenden Staat. „Der Geist der Regierung herrscht in einer jeden seiner Einrichtungen, und wie weise und heilsam auch dieser Geist sei, so bringt er Einförmigkeit und eine fremde Handlungsweise in der Nation hervor". Aus dieser Gesinnung heraus kommt also Humboldt selbstverständlich zu der Theorie, daß die Wirksamkeit des Staates überall auf das absolut Nothwendige einzuschränken sei.

Zu einer Zeit, in der die Büreaukratie Preußens in ihre gefürchtete Vielregiererei sich immer mehr einlebte, zu einer Zeit, in der Hegel vor dem Götzenbilde des allmächtigen Staates alle Sonderinteressen opferte, kam Humboldt dazu, den Staat nur als ein nothwendiges Uebel aufzufassen und ihm die freie Gemeinschaft der Volksgenossen, die „Nation" im idealen Sinne energisch überzuordnen:

„Denn die Staatsverfassung und der Nationalverein sollten, wie eng sie auch in einander verwebt sein mögen, nie mit einander verwechselt werden. Wenn die Staatsverfassung den Bürgern, sei's durch Uebermacht und Gewalt, oder Gewohnheit und Gesetz, ein bestimmtes Verhältniß anweist, so gibt es außerdem noch ein anderes, freiwillig von ihnen gewähltes, unendlich mannigfaltiges und oft wechselndes. Und dies letztere, das freie Wirken der Nation unter einander ist es eigentlich, welches alle Güter bewahrt, deren Sehnsucht die Menschen in eine Gesellschaft führt. Die eigentliche Staatsverfassung ist diesem, als ihrem Zwecke, untergeordnet, und wird immer nur als ein nothwendiges Mittel, und, da sie allemal mit Einschränkungen der Freiheit verbunden ist, als ein nothwendiges Uebel gewählt".

Der Ausdruck „Nationalverein", den wohl Humboldt geprägt, hat für uns Deutsche später größere politische Bedeutung gewonnen, als der Name eines auf Errichtung des deutschen Nationalreiches gerichteten Bundes, der über den einzelnen „Staaten" die ideale Gesammtnation zu verwirklichen suchte. Was aber der Freund Goethe's und Schiller's darunter verstand, sah viel eher dem ähnlich, was die idealistischen Vertreter eines theoretischen Anarchismus anstreben: eine freie Gemeinschaft, die auf dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit sich aufbaut und keinerlei Zwang erfordert, weil sie nur freiwillige Mitglieder anerkennt. Nur sind diese Männer — Réclus und Mackay z. B. — in dem bedeutsamen Punkt über Humboldt hinaus gegangen, daß sie den Staat für ein durchaus nicht nothwendiges, für ein höchst überflüssiges Uebel ansehen. Sonst aber hat kaum Jemand ihren Standpunkt klarer formulirt als der berühmte dänische Archäologe Zoëga, Herder's und Humboldt's Freund in Rom, der schon 1779 schrieb, seine Politik „reducire Alles auf die Individuen" und ferner: „Ich kann mir nur eine einzige politische Verbindung denken, in die der Mensch ohne schmerzhaftes Gefühl geschmälerter Freiheit eintreten könne, wenn nämlich eine Gesellschaft von durchaus gemeinschaftlichem und leicht zu durchschauendem Interesse sich zu wechselseitigem Schutze vereinigt, und Alles sie als Gesellschaft betreffende durch Stimmenzählung entscheidet." Diese freie Gesellschaft deckt sich nahezu völlig mit der „Gruppe", wie der Anarchist Jean Grave sie in seiner „Société future" (1895) zeichnet.

Wenn aber die modernen Staatsfeinde sehr viel radicaler sind als ihre Vorgänger im Zeitalter der Aufklärung, so haben sie keineswegs allein diese Verschärfung zu verantworten; schon die nächsten Nachfolger fügen zu den Angriffen Herder's und seiner Genossen ganz neue Streitpunkte hinzu. Für die Aelteren vertritt der Staat nur die Unterdrückung des „äußeren Menschen"; sobald wir aber die Linie Hamann-Herder-Humboldt überschreiten, so wird

auch die Schädigung des „inneren Menschen" dem Staate Schuld gegeben. Er soll die Natur entstellen, den Charakter vernichten, alles Gute in der Seele vertilgen. Solche Anklage wäre den Bekämpfern der modernen Staatsallmacht in ihrer ersten Generation nie beigekommen. Und damit hängt zusammen, daß der directe Zielpunkt der Angriffe sich geändert hat.

III.

Für Herder ist das Staatsoberhaupt verantwortlich; den Regenten klagt er an, alle Rechte zu vernichten. Für Humboldt ist es der abstracte „Staat", dem Einhalt zu thun geboten erscheint. Sobald man aber zu ihren Parteifreunden in unserem Jahrhundert gelangt, sind es die Beamten, die alle Schuld trifft. Der „Schreiber" ist der Prügelknabe aller staatsfeindlichen Individualisten. Freilich war er schon vorher viel gescholten worden. „Läuft denn nicht all' unser Thun und Lassen auf amare, docere, legere und audire hinaus, scribere und recensere etwa ausgenommen, die doch auch wieder nach jenen gehen?" — so hatte Lichtenberg schon 1779 unmuthig ausgerufen, und in seinem feurigen Jugendstück, den „Räubern", wußte Schiller seiner Zeit keinen schlimmeren Schimpf anzuthun, als daß er sie das „tintenkleckfende Säculum" nannte. Damals aber waren die Schriftsteller gemeint, jetzt die Büreaukraten. Ausdrücklich stellt 1807 E. M. Arndt's „Geist der Zeit" beide einander gegenüber. Und da finden wir die ethische Wendung der Staatsabwehr schon in voller Kraft. „Nicht bloß verkümmert und entwürdigt sind die Menschen durch die Künstlichkeit und das Maschinenwesen des Regiments der neueren Zeit, woraus allmälig Despotismus geworden ist, sondern auch schwer belastet. Wir wissen und fühlen es alle. Die Menge der Zurüster, Helfershelfer und Diener der Gewalt ist unendlich. Für sie muß der Bauer pflügen und der Bürger schwitzen, und doch könnte man sicher in den meisten Ländern zwei Drittel von ihnen ausstreichen, und sein Wunder würde man sehen, wie die Dinge sich wohl besser hielten und trügen, als mit allen diesen Lückenbüßern, Altflickern, Ausrufern und Häschern der Regierungen". Man sieht: für ihn ist das Beamtenthum an sich ein Schimpf, gerade wie neuerdings John Ruskin es als Raub am Volkseigenthum gescholten hat, wenn einer Gehalt annimmt. Aber über die Beamten geht der Schaden hinaus, den der Staat stiftet: auch die Seelen des Volkes verwüstet er: „So ist endlich eine solche überkünstliche Staatsmaschinerie entstanden, daß selbst die Gescheitesten die Maschine nicht mehr im Gang erhalten können. So viele Netze mit mannigfaltigen Stricken, Fäden und Verknüpfungen sind sichtbar und unsichtbar gestellt, daß Jäger und Wildpret zugleich darin gefangen werden und bei der vergeblichen Arbeit, sich loszuwickeln, sich nur immer tiefer zum Verderben darein verwirren. Dem schon geschwächten Menschengeschlecht hat diese Umgarnung die letzte Kraft genommen. Von tausend unsichtbaren Ketten gehalten, von tausend künstlichen Kräften behext, im Hause, auf der Gasse, hinter den Gardinen belauert und beschützt, haben sie endlich geglaubt, es müsse so sein; mit diesem Glauben war alles Herrliche dahin, Klugheit oder List regieren nun wirklich die Welt." Ist es nicht, als hörte man Ibsen und

Nietzsche über die deprimirende Wirkung des Staates klagen? Und doch spricht der feurigste deutsche Patriot, des großen Ministers Stein treuester Helfer bei der Wiederaufrichtung Preußens. Aber Jahrzehnte lang hören wir jetzt von den „Schreibern" und ihrem Staat in diesem Ton sprechen. Als 1820 Wilhelm Wackernagel, später ein berühmter Meister deutscher Philologie, sich eine Zeit lang als Schreiber ernähren möchte, ist sein Bruder Philipp, der gleichfalls (durch Sammlung von Kirchenliedern) sich um die Geschichte der deutschen Literatur verdient gemacht hat, außer sich. „Willst du vielleicht wie eine matte Fliege im Tintenfaß ersaufen? Es ist ja so scheußlich, so über alle Maßen fürchterlich, diese Schreibfrohn, daß ich nicht weiß, was ich sagen soll. Ist doch auch dieses ganze Wesen und Schreibgeschlecht, diese faule mattherzige Art wie verflucht. Du ahnst es nicht, es ist nicht möglich, auf wie schreckliche Weise sich aller Stolz und jede menschliche Hoheit, die Gott gibt, hinaus schreibt aus dem Herzen. Siehe die Schreiber an, die Schlacken ausgebrannt, die Geister ausgemergelt!" So geht es noch Seiten fort. Und wieder ein Decennium später beginnt Wolfgang Menzel sein Buch „Die deutsche Literatur" wie Arndt mit einem Klagelied über die Vielschreiberei. Alle diese Männer lieben die Literatur, aber sie hassen den Schreiber. Er ist ihnen der Inbegriff des Niedrigen, Platten, Gemeinen. Er ist ihnen der Teufel, der das edle Volk verdirbt. Auch dies wäre Wilhelm von Humboldt nicht beigekommen. —

Worauf beruhen diese beiden neuen Gesichtspunkte: das ethische Moment in den Ankämpfen gegen den vorher nur als gefährlich, nicht als unsittlich angegriffenen Staat, und der Haß gegen das Schreiberthum? Wüßten wir es nicht, wir könnten aus dem Ton dieser Anklagen noch die Stimme heraushören, die ihn zuerst angab. Es ist die Stimme Rousseau's, deren Echo wir hören. Eine Strömung, die ursprünglich ganz andere Richtung hat, als die der Feinde des Fridericianischen Systems, hat sich mit deren Tendenzen vereinigt. Hamann und Herder sind Rousseau abgeneigt, Humboldt ist von ihm kaum berührt (obwohl sein Lehrer Forster ein Apostel Rousseau's war) seitdem aber hat der Geist des „Contrat social" alle für solche Ideen überhaupt nur empfänglichen Gemüther durchdringen und erfüllen können. Er bringt das Neue in die Fortsetzung älterer Tendenzen.

Von vornherein steht Rousseau von den Männern, die den neuen Staatsbegriff verwerfen oder doch ihn einschränken wollten, sehr weit ab — so weit, wie romanische Art sich von germanischer scheidet. Bei den Deutschen fanden wir überall das gleiche bestimmende Moment: die Rechte des Einzelnen scheinen ihnen bedroht. Wo aber der individualistische Germane die Einzelpersönlichkeit im Auge hat, da sieht der zu Abstraction und Mythenbildung geneigte Romane nur den abstracten Menschen. Auch Rousseau sieht den „Menschen" von Staat und Gemeinschaft bedroht; sein „Mensch" aber verhält sich zu dem Herder's wie der Held einer Racine'schen Tragödie zu dem eines Shakespearischen Dramas. Der Einzelne spielt bei ihm schlechterdings keine Rolle. Nie hatte der deutsche Absolutismus der neueren Zeit ernstlich gewagt, in das Allerheiligste der religiösen Ueberzeugung einzugreifen;

der französische Reformator opfert unbedenklich die Religionsfreiheit der staatlichen Obrigkeit. Der Einzelne wird dem abstracten Menschen so unbedenklich preisgegeben, wie nur irgend Friedrich der Große oder Hegel ihn der Staatsidee preisgeben konnte. Die Folgen zeigten denn auch, wie weit Rousseau's Politik von der unserer Ideologen ablag. Was hätte Herder mehr entsetzen können, als die wüste Gleichmacherei der französischen Republik, die sich auf Rousseau berief und berufen durfte? Nie ist die doctrinäre Verneinung jedes Einzelrechtes weiter getrieben worden, als von den Jacobinern; gönnte doch die neue Staatsverfassung nicht einmal den Bezirken oder den Wochentagen ihre altgeheiligten Namen, sondern ersetzte sie durch fabrikmäßige Benennungen eigener Mache! Der Revolutionär schwärmte für den allmächtigen Staat, ja für die allmächtige Polizei wie nur irgend ein preußischer Regierungsrath. Und das ist nicht der einzige Punkt, in dem in Rousseau's an consequenten Widersprüchen so unbegreiflich reicher Persönlichkeit und Thätigkeit die vielberühmte „Ironie der Weltgeschichte" zur Erscheinung kam. Im Grunde ist dieser Vater der großen Revolution ja der Reactionärste aller Sterblichen: zurück will er, zurück nicht bloß ins Mittelalter, wie die romantisch-sentimentalen Conservativen, sondern in die Urzeit. Die politischen Reactionäre aller Länder, die Maistre und Haller, die Adam Müller und Fouqué erkannten doch einen langen Abschnitt der menschlichen Entwicklung an: den, der von dem Naturzustand der Vorzeit zum christlichen Mittelalter geführt hat. Radicaler verwirft der Bürger von Genf all' und jeden Fortschritt, sieht er in jedem Fuß breit, den die Civilisation gewinnt, eine Eroberung des Teufels.

Aber gerade dieser Radicalismus machte ihn mächtig, schuf ihm gerade auch in Deutschland eine starke Gemeinde. Der Deutsche läßt sich durch romanischen Radicalismus allzeit leicht imponiren: die eigene gründlichere, sorgfältig nachprüfende, liebevoll individualisirende Art erscheint ihm als „Halbheit" neben dem abstracten Sturm und Schwung der südlichen Nationen. Mag ein Zola die Lehre vom literarischen Naturalismus bis ins unerträgliche Extrem, ein französischer „pointilleur" die Doctrin des malerischen Impressionismus bis zur Lächerlichkeit treiben: in Deutschland werden nie begeisterte Apostel für solche „Ganzheit" und „Unbedingtheit" fehlen. Und ebenso schien Rousseau deutsches Zögern, deutsche Bedenklichkeit zu beschämen. In einem wichtigen Punkt besonders erleichterte sein Auftreten gerade den Deutschen den Anschluß. Im Gegensatz zum Germanen ist der Romane ein treuer Pfleger der Tradition. Der Germane dient nur concreten greifbaren Herren gern; seine historisch gefeierte „Treue" gilt Menschen, nicht Principien. Im vollen Glauben an den erwählten Führer wird er mit seinem Chlodwig heute verbrennen, was er gestern angebetet, anbeten, was er gestern verbrannt hat. So haben wir weite Gefolgschaften die großen Wandlungen Luther's und Bismarck's oder auch Richard Wagner's und Nietzsche's voll Hingebung mitmachen sehen. Aber dieser deutschen Treue gegen die Person muß eine gerechte Geschichtsbetrachtung romanische Treue gegen die Sache gegenüberstellen. In tadelnswerther Uebertreibung traf Börne doch richtig den Gegensatz, als er den „leibeigenen" Deutschen dem „geisteigenen" Franzosen gegenüberstellte. Der Romane

bleibt der Tradition, dem Princip, dem abstracten Programm ergeben, wie der Germane seinem Heerführer. Garibaldi ist so wenig treulos, wenn der alte Republikaner dem Königthum huldigt, als ein Verehrer Bismarck's so gescholten werden darf, wenn er aus dem Freihändler ein Schutzzöllner wird: beidemal gehorcht der Italiener seiner Fahne „Italiens Einheit", beidemal der Deutsche seinem erwählten Vertrauensmann. Nun sahen wir aber, wie der Gegensatz gegen den Despotismus die Hamann und Herder, echte Deutsche Zoll für Zoll, zum romanischen Traditionsdienst zwang. Die Ueberlieferung ward ihnen so heilig, wie sie es französischen Politikern, Malern, Technikern nur sein konnte. Beiläufig bemerkt, ist dies einer der Punkte, der ihren Nachkommen, den Schlegel und Zacharias Werner, den Uebertritt zum Katholicismus erleichterte, denn der Katholicismus ist die auf die allgemeine Tradition, der Protestantismus die auf die Erfahrung des Einzelnen sich aufbauende Form des Christenthums. — Und auf der anderen Seite war Rousseau, in so viel Fragen er auch thatsächlich von der Ueberlieferung abhängig blieb, principiell doch zu einer absoluten Bestreitung all' und jedes Traditionsrechts gelangt. Er und die Schüler Hamann's und Herder's, die „kleine aber mächtige Partei" des Sturmes und Dranges, kamen sich also hier entgegen.

Dennoch blieb man sich vorerst des Gegensatzes bewußt. Hamann und Herder selbst haben wiederholt gegen Rousseau polemisirt, freilich nur der Erstere mit beharrlichem Ingrimm — bei dem Zweiten verräth sich schon die Annäherung durch einen beständigen inneren Kampf zwischen Sympathie und Antipathie. Die unbedingten Anhänger Rousseau's in Deutschland gesellten sich keineswegs den Gegnern der Fridericianischen Ethik bei — denn wohl kann man von einer solchen sprechen und in der Staatsidee nur einen einzelnen Theil erblicken. Kant, der Rousseau bewunderte, übersetzte Friedrich's Praxis in philosophische Theorie. Forster haßt die „altgothischen" Stände und Obrigkeiten, für die Herder eine Schwäche hatte, ingrimmig und schließt als rechter Schüler Jean Jacques' sich feurig der französischen Revolution an, die in ihren Grundsätzen nur die Fridericianische Staatsidee theils vertiefte, theils auch übertrieb. Noch waren die beiden Ströme getrennt.

Aber sie konnten sich nicht fern bleiben. Für die Weltgeschichte hat das Euklidische Axiom keine Bedeutung, daß Parallelen sich erst in der Unendlichkeit schneiden; hier gilt geradezu der Satz, daß sie sich mit rasch zunehmender Geschwindigkeit einem Kreuzungspunkt nähern müssen. Die deutschen Antirevolutionäre und die französischen Revolutionäre trafen in den leuchtendsten Worten ihrer Programme zusammen; diese lauteten: „Feindschaft gegen den Staat der Gegenwart." Es waren freilich zwei recht verschiedene Staaten, der, den Robespierre unterstützte, und der, den Humboldt reformiren half: aber antimodern war man auf beiden Seiten. Es ist gleichsam symbolisch, wenn man beide Richtungen in zwei charakteristischen Gestalten innerhalb der preußischen Regierung verkörpert sieht. Neben Wilhelm v. Humboldt, dem Lehrling der Griechen, dem Freund und Helfer unserer Classiker, dem Begründer der Universität Berlin, steht der Staatsminister v. Haugwitz, der Franzosenschwärmer, der Verehrer Rousseau's. Er hat einst mit dem jungen

Goethe und den damals noch nach „Tyrannenblut“ dürstenden Grafen Stolberg die Schweizerreise gemacht, auf der Goethen der wildtaumelnde Naturcultus der Rousseau-Schüler zurückstieß; er hat in seinem Haus die Lehren des Genfers in theatralischer „Natürlichkeit“ der Kindererziehung verwirklicht — Wilibald Alexis hat es in seinem meisterhaften historischen Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ köstlich geschildert — und hat schließlich aus lauter Begeisterung für Frankreich und die neuen Ideen sein Vaterland an Napoleon nahezu verrathen. Haugwitz und Humboldt stehen neben einander, wie der phrasenhafte Enthusiasmus Rousseau's und die tief gegründete Besonnenheit unserer Classiker. Beide aber sind dem Princip abgeneigt, das vor Allem der von ihnen mitgeleitete Staat vertritt; beide sind Freunde der Naturwüchsigkeit, der Originalität, der Freiheit, die keinen entschiedeneren Widersacher besitzen, als den durch und durch preußischen König Friedrich Wilhelm III. Bis ins Innerste des Staates ist der Feind seiner Allmacht eingedrungen; in der nächsten Generation sollte mit Friedrich Wilhelm IV. die Antipathie gegen straffes Centralisiren, die Anhänglichkeit an romantische Tradition, die Freude an hochtönenden Principien sogar den Thron Preußens besteigen.

IV.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der gemeinschaftliche Gegensatz die beiden Schulen zusammen führt. Herder war der Meister des „jungen Deutschlands“ gewesen, das im „Sturm und Drang“ den Gegensatz gegen steife Convention, beengende Regel, gegen Despotie des Staates und der Vorurtheile verkündet, das für Freiheit, Originalität, Individualität gefochten hatte. In dieser Bewegung war Rousseau durchaus schon ein mitwirkendes Element, aber er wirkte gewissermaßen wie eine auswärtige Macht, mit der man sich erst aus einander setzen mußte. Nun lebten die Tendenzen der Stürmer und Dränger, wie man längst erkannt hat, in der Romantik wieder auf; jetzt aber war Rousseau völlig in die Tendenzen aufgenommen, verarbeitet, verdaut möchte ich sagen. Und deshalb also klingen die Angriffe bei Arndt, Wackernagel, Wolfgang Menzel so anders als bei Hamann, Herder, Humboldt; deshalb auch richten sie sich gegen andere Zielpunkte. Was bei Herder noch als fremdes Element gefühlt ward, hatte sich jetzt zu einem Theil des eigenen Wesens umgebildet. Mit uralten germanischen Denkeigenheiten versetzt, kehrten sie wieder. Das Pathos des Genfers verschmolz mit der unausrottbaren deutschen Neigung, jede mißfällige Richtung in Politik, Kunst, Wissenschaft, Religion als unmoralisch aufzufassen und anzuklagen; seine Abneigung gegen die Civilisation vereinigte sich mit der nie ausgestorbenen Scheu der Germanen vor allem ins Dunkle, in die Stube, an den Schreibtisch gebannten Wesen. Die alten Skandinavier hatten sich die mythische Gestalt des Recken Starkadr geschaffen, der alle Anpassung an fremde Art als Verweichlichung und Entartung schilt; sie schien in Blücher und seinen Flüchen gegen die „Federfuchser“ historisch zu werden. Das deutsche Mittelalter hatte „Ritter“ und „Schreiber“ in einen Gegensatz gebracht, der keineswegs nur in zierlichen Streitgedichten sich aussprach, sondern wiederholt, beim Investiturstreit so gut wie bei der Einführung

des römischen Rechts, zur Vergiftung der Parteileidenschaften beitrug; er lebte wieder auf, wenn Strachwitz (mit zeitgemäßer Erweiterung des Begriffs „Schreiber") sang:

Es wird eine Zeit der Helden sein
Nach der Zeit der Schreier und Schreiber.

Der Gegensatz wird von der Romantik vertieft und ausgedehnt. Die volle Wucht moralischer Entrüstung wird auf den „Schreiber" geschleudert, weil Jedermann nun Original, Künstler, Held sein will. Der ethische und der ästhetische Abscheu vor der Trivialität machen bei den auf ihre Originalität stolzen Romantikern aus dem Alltagsmenschen, aus dem „guten Staatsbürger" eine jämmerliche Carricatur. Der „Schreiber", das heißt der Beamte, fällt mit dem „Philister" zusammen, der „Held" mit dem „Künstler". Unaufhörlich arbeiten nun die Männer der Romantik und ihre Gesinnungsgenossen in anderen Lagern mit dieser Antithese. Nur das Genie ist ein wahrer Mensch; nur der ist es, in dem der verderblich uniformirende Staat Herder's noch nicht die edle Urwüchsigkeit Rousseau's verdorben hat. Da haben wir die beiden Strömungen in Eins; da haben wir die Wendung aus dem Politischen ins Ethische. Brentano und Görres stellen dem „Menschen" den „Uhrmacher" gegenüber, d. h. den pünktlichen Maschinenmenschen; Rückert verspottet den Prosamenschen unter dem Bild des Apothekers, in dessen Nähe die Blumen nicht zu blühen wagen:

Als fortfuhr das Mustern,
Ward zu Husten
Aller Nachtigallen
Liederschallen,
Und die Rosenhecken
All' vor Schrecken
Wurden leichenfarber
Als Rhabarber.

Justinus Kerner ist unerschöpflich in seinem Spott auf den blinden Alltagsmenschen. Ein „Philister" zu sein, wird geradezu zum moralischen Makel; Philister aber ist, wer sich willig von dem verhaßten Staat modeln läßt. Es ist kein Wunder, wenn diese theoretische Ueberzeugung von der Verwerflichkeit des Staates zur wirklichen Auflehnung geführt hat. Sie hatte ihren guten Antheil z. B. an dem Anwachsen der ultramontanen Partei in Preußen. Der Schöpfer dieser Partei in ganz Deutschland ist eben jener Görres, der mit Brentano zusammen die Satire gegen den „Philister" schrieb; und in seiner wilden Brandschrift gegen die Regierung Friedrich Wilhelm's III. aus Anlaß der Verhaftung des Erzbischofs von Cöln schilt er gut romantisch den Geist der Fridericianischen Zeit (nicht, wie man oft ungenau citirt hat, den Staat) einen „starren Knochenmann" und spricht völlig wie die Herder und Arndt von „diesem abstracten Beamtenstaat, der auf der jetzigen Welt lastet wie ein gespenstischer Alp, der äußerlich uns bei jeder Bewegung, die wir vornehmen, hemmt, preßt, drückt und zwickt, engt und drängt und ängstigt." Der Gegen-

satz ist hier ein rein ethischer geworden: der Mann, der seine Religion ganz im tiefsten Herzen als Wahrheit empfindet, muß eine Nachgiebigkeit gegen von außen kommende Maßregelungen als Verrath des höchsten Gutes auffassen. Freilich ward aus dieser in letzter Linie wieder zum theoretischen Anarchismus führenden Anschauung selten die letzte Consequenz gezogen. Niemand hat die Anfeindung des neueren Staatsbegriffs geistreicher und tiefsinniger durchgeführt als E. Th. A. Hoffmann — und er war selbst „Schreiber", Beamter sogar aus der verhaßtesten Classe, der der Juristen. Das hindert ihn aber nicht, zum Vertreter der philiströsen Weltanschauung gerade den Juristen zu wählen. In dem tiefsinnigen, satirisch-phantastischen Märchen „Nußknacker und Mausekönig" bringt der Obergerichtsrath Drosselmeier den Kindern als Geschenk ein Schloß, in dem automatische Figuren hin- und herspazieren; eine stellt ihn selbst vor. ‚Nach einer Weile, als immerfort auf dieselbe Weise die Herren und Damen hin- und herspazierten, die Kinder tanzten, Pathe Drosselmeier vor die Thür trat, da rief Fritz ungeduldig: „Pathe Drosselmeier, nun komme mal zu der andern Thür da drüben heraus." — „Das geht nicht, liebes Fritzchen," erwiderte der Obergerichtsrath. — „Nun so laß mal," sprach Fritz weiter, „den grünen Mann, der so oft heraus guckt, mit den andern herumspazieren." — „Das geht auch nicht," erwiderte der Obergerichtsrath aufs Neue. — „So sollen die Kinder herunterkommen," rief Fritz, „ich will sie näher besehen." — „Ei das geht Alles nicht," sprach der Obergerichtsrath verdrießlich, „wie die Mechanik nun einmal gemacht ist, muß sie bleiben." — „So?" fragte Fritz mit gedehntem Ton, „das geht Alles nicht? Hör' mal, Pathe Drosselmeier, wenn Deine kleinen geputzten Dinger in dem Schlosse nichts mehr können, als immer dasselbe, da taugen sie nicht viel, und ich frage nicht sonderlich nach ihnen. — Nein, da lob' ich mir meine Husaren, die müssen manövriren vorwärts, rückwärts, wie ich's haben will, und sind in kein Haus gesperrt." Und damit sprang er fort an den Weihnachtstisch und ließ seine Escadron auf den silbernen Pferden hin und her trottiren und schwenken und einhauen und feuern nach Herzenslust.'

Hier hat Hoffmann für den großen Gegensatz ein geniales Symbol gefunden. Das Ideal der Philister ist ein schönes Schloß, in dem Tag für Tag mit mechanischer Regelmäßigkeit immer dasselbe geschieht. Der Pathe Drosselmeier kommt immer zur selben Thür heraus, der grüne Mann guckt immer nur herum und spaziert niemals mit den Andern. „Wie die Mechanik nun einmal gemacht ist, so muß sie bleiben." Quieta non movere! der Wahlspruch aller Büreaukratie, aller für Mechanik begeisterten Gemüther wird hier zur Wahrheit. Aber das unverdorbene, in seiner natürlichen Genialität noch nicht geknickte Kind verlangt Abwechslung, Willkür, Neuigkeit. Husarenart lobt es sich, vorwärts und rückwärts manövriren, auf freiem Felde und nicht im engen Hause sich versuchen. Und wenn die kleinen geputzten Dinger in dem Schlosse — Modedamen und Gratulationscarmina, Ministerialacten und Professoralweisheit, triviale Wahrheiten und Alltagsmanieren — nichts weiter können als immer dasselbe, dann fragt der freie Geist nicht viel nach ihnen.

V.

Wir müssen uns hier die Erlaubniß zu einer Parenthese ausbitten. Was Lessing von der ganzen Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes sagt, das gilt nur um so mehr, wenn wir ein einzelnes Motiv aus ihr zu verfolgen suchen: daß die göttliche Vorsehung viel zu viel mitzunehmen hat, als daß für sie der gerade Weg der nächste sein könnte. Den Mäanderlinien dieses mannigfaltig verschlungenen Weges muß unsere Darstellung nachzugehen suchen; es liegt im Stoff, wenn wir ergreifen und nachholen und einschalten müssen. So denn auch hier.

Wenn die Romantiker und ihre Gesinnungsgenossen rings umher den Staat als einen todten Mechanismus auffassen, so stellen sie ihm als Summe der lebendigen Erscheinungen, des ewigen Wechsels, die Natur entgegen. Aber auch hier gilt, was wir oben sagten: daß im geistigen Leben Parallelen sich suchen, sich kreuzen wollen. Man verglich so lange Staat und Natur, bis sie zuletzt vor den Augen der Betrachter ähnlich wurden, aus Gegensätzen Analoga. Die Naturgesetze hatten lange genug mit ihrer hohen Strenge die Staatsgesetze als kleinlich und willkürlich beschämen sollen — „hier ist nichts Willkür, Alles langsam wirkendes ewiges Gesetz," schrieb Goethe an Frau v. Stein, als auf der Schweizerreise der Begriff der Natur ihn mächtiger als je ergriff. Aber allmälig begann der an dem Organismus des Staates großgezogenen Unzufriedenheit auch die Natur derselben Fehler theilhaftig zu scheinen. Der Begriff todter Regelmäßigkeit, starrer Gesetzmäßigkeit ward vom Staat auf die Natur geworfen. Nun stimmen die Whistler und die Huysmans ihr trauriges Lied von der „geistlosen Natur" an, aus der höchstens menschliche Willkür einmal etwas Neues hervorzaubern könne; sie schelten die Natur thöricht, nur im Stand, in immer gleichen Skizzen den Menschen zum Flug seiner Phantasie anzuspornen. Bis zuletzt Maupassant (in „L'inutile beauté") in die wilde Schmähung ausbricht: „Ich spreche es aus, daß die Natur unser Feind ist, daß man immer gegen die Natur kämpfen muß, weil sie uns unaufhörlich auf die Stufe des Thieres herabzieht. Was auf Erden reinlich, hübsch, elegant, ideal ist, das hat nicht Gott hingestellt, sondern der Mensch, das menschliche Gehirn. Wir sind es gewesen, wir haben durch unsere Poesie, unsere Auslegung, durch die Bewunderung unserer Dichter, durch die Idealisirung unserer Künstler, durch die Erklärung unserer Gelehrten — sie täuschen sich, aber sie finden doch geniale Ursachen für die Erscheinungen — durch all' das ein wenig Anmuth, Schönheit, Reiz, wie es sonst unbekannt war, ein wenig Geheimniß in die Schöpfung hineingebracht." Völlig wird in seiner halbtollen Anklage über die Geschöpfe Gottes das wiederholt, was die Arndt und Görres und Brentano und Hoffmann von denen des Staates ausgesagt haben: geistlos seien sie und roh und von erschreckender Gleichförmigkeit und keiner höheren Zwecke sich bewußt.

Gott selbst ist zuletzt unter der Gewalt dieser Sehnsucht nach dem Neuen, dem Unvorhergesehenen, dem Originellen zum gigantischen Zerrbild geworden, ein Gegenstück der Allegorie des Staatsgeistes bei Görres, dem „starren Knochenmann", dem „gespenstischen Alp". Wie für die Romantiker Gesundheit, Geist,

Freiheit nur außerhalb des engen Hauses, nur außerhalb des Staates denkbar ist, so ist für diese Neuesten nur außerhalb der Naturgesetze Raum für alles Schöne. Der Mensch nimmt (wie ein Anderer von ihnen, Karl Bleibtreu, nicht ohne Geist ausführt) unter den Geschöpfen ganz dieselbe Stellung ein, wie unter den Menschen das Genie. Nur er *schafft*, Alles sonst ist verdammt, ewig zu reproduciren, zu wiederholen. „The mere creative instinct does not innovate, but reproduces," orakelt Oscar Wilde, und Maupassant's Sätze mühsam noch überbietend, erklärt er sogar, Leben und Natur folge nur sclavisch den Erfindungen des Künstlers, wie auch Maurice Barrés behauptet, die Natur von Florenz habe sich der florentinischen Kunst angepaßt. Wir graben hier die Wurzel dieses wilden Weltanarchismus auf: der zum Absurden überspannte Begriff der Originalität und seine sinnlose Ueberschätzung führt zu diesen Verirrungen. Man kann scheinbar von Rousseau nicht weiter abstehen, als diese Neuesten, Whistler und Wilde, Maupassant und Huysmans. Er sah die Natur als gut, als allein gut; ihm war sie die hohe Schöpferin, und der Mensch verdarb ihre schönen Werke:

Die Welt ist vollkommen überall —
Wo der Mensch nicht hin kommt mit seiner Qual,

sang Rousseau's Bewunderer Schiller. Jetzt ist der Mensch der einzige lichte Punkt in der Schöpfung, Alles, was „Natur" heißt, ist verderbt und elend. Riehl spricht es mit einem prägnanten Chiasmus aus: „Der alte Pessimismus findet, daß die Natur verderbt sei durch die Sündhaftigkeit der Menschheit, der neue, daß die Menschen verderbt seien durch die Schlechtigkeit der Natur." Und dennoch stammt beides aus der gleichen Wurzel. Als Rousseau die Originalität und Freiheit predigte, als Herder und Arndt den Mechanismus des Staates verabscheuen lehrten, da legten sie schon den Grund zu jener maßlosen Ueberschätzung des nur Einmal Vorhandenen, die zuletzt sich zu der Forderung des Chaos auswächst; denn das Chaos scheint den nebulosen Individualisten ästhetisch werthvoller als die leider an Symmetrie, Ordnung, Wiederholung krankende Natur. Lieber polnische und türkische Zustände, als preußische oder englische! rufen Herder und Nachfahren seiner Richtung wie Lothar Bucher; weg mit den Fesseln der Natur und ihrer Gesetze! donnern Maupassant und Huysmans.

Es ist klar, daß mit *diesen* Forderungen der Begriff einer *Ethik* sich von selbst erledigt. Mag ihr System nun (wie Theologen und Encyklopädisten einstimmig behaupten) auf *Natur* beruhen, mag es auf *Kunst*, auf bewußte Anpassung gegründet sein (wie die englischen Empiristen und ihre Schüler Herbert Spencer, Rée, Nietzsche annahmen) — in beiden Fällen ist es immer ein Gewebe von Gesetzen, von wiederkehrenden Vorschriften, und als solches schon für den anarchistischen Individualisten zu verwerfen. Nur consequent haben deshalb Nietzsche und seine Nachbarn und Freunde (wie Rudolf Steiner in der „Philosophie der Freiheit") den Begriff einer allgemeinen Ethik überhaupt gestrichen und nur Einen Moralsatz anerkannt: „Du sollst keinen Gott haben neben Dir selbst." Was sie ganz allgemein lehren, das müssen wir wieder auf das „Genie" beschränken, um die Lehre ihrer Vorgänge, der Roman-

tiker, zu finden. Denn für diese ist, um Bleibtreu's Satz aus einem kategorischen zu einem historischen zu machen, das Genie, was für die Neuesten der Mensch überhaupt ist. Und in der That treffen wir mit dieser Modification den Grundsatz der romantischen Ethik. Wie Nietzsche scheiden auch sie eine „Herrenmoral" und eine „Sclavenmoral". Der Philister thut, was er soll; das Genie thut, was es will. Oede Regelmäßigkeit, wie die des Uhrwerks kennzeichnet den Menschen niederer Ordnung:

Es treibt sich der Bürgersmann, träg und dumm,
Wie des Färbers Gaul nur im Ring herum —

so ruft der Krieger schon in „Wallenstein's Lager" — er schildert den Philister, wie Maupassant die Natur schildert .... Dagegen ist das „Original" immer neu, immer frisch und immer im Rechte. „Ich laß mich gehn," war der Wahlspruch Friedrich Rohmer's, des typischen Repräsentanten jener „Titanen von 1840", die die Theorie der Romantiker in Praxis umzusetzen suchten. Zu dem Originalitätsdünkel tritt dabei mitwirkend eine gewisse Nervosität, die sich durch jegliche Vorschrift beengt fühlt, wie nervösen Leuten jeder Schuh zu eng, jeder Hut zu schwer ist. Nicht einmal von den uralt-ewigen Gesetzen der Natur wollen sie sich fesseln lassen. Tag und Nacht soll für sie nur gleichwerthiges Material sein. Zwar E. Th. A. Hoffmann gehorchte nur der praktischen Nothwendigkeit, wenn er sein eigentliches „Leben" in die Nachtzeit verlegte, weil der Tag von seinen Berufsgeschäften in Anspruch genommen wurde; auf ihn passen fast besser noch als auf Müllner, dem sie eigentlich gelten, Platen's gern citirte Spottverse: „Morgens zur Canzlei mit Acten, Abends auf den Helikon." Aber bei dem Herrn von Meusebach, dem originellen Freund der Brüder Grimm und verdienstvollen Sammler alter Drucke und Handschriften — die Berliner Bibliothek verdankt ihm ihren Reichthum an deutscher Literatur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts — ward das zur freigewählten Lebensart: Tagsüber schlief er bei verdunkelten Fenstern, bei Nacht wachte er.

Indeß — wenn man die ersten Schöpfungstage negirt und Tag und Nacht gleich setzt, so hat das Alles mit der Moral noch wenig zu schaffen. Und unsere verehrten Leser dürften sich öfters schon gefragt haben, was denn eigentlich Alles, was wir hier zuletzt erzählten, mit dem Kampf um den Einzelnen zu thun habe? Wir konnten aber nichts von diesen Thatsachen entbehren, um voll zu beleuchten, worauf es uns ankommt: daß die ethische Bewegung, an deren Schwelle wir bei Besprechung der romantischen Weltanschauung eben stehen, erwachsen ist aus der Opposition gegen den Staat, gegen die Regel, gegen die Regelmäßigkeit. Wahre Sittsamkeit sucht F. Schlegel's „Lucinde" zu zeigen, ist grade das, was der Menge Schamlosigkeit scheint. Philistermoral ist die größte Unmoral, predigt Brentano immer wieder. Oft ist es gezeigt worden, wie die Romantiker in ihren Bestrebungen, nur ja dem Genie eine eigene Ethik zu sichern, zu den unheimlichsten Folgerungen kommen, denen auch bei der einen Hälfte — F. Schlegel, Zacharias Werner, Brentano — die Praxis entsprach, während die Andern, A. W. Schlegel, Tieck, Arnim dem alten Satz des Martial treu blieben: „Mein Leben ist tugendhaft, und ausgelassen ist nur meine Muse." Hierauf braucht denn hier nur kurz hingedeutet

zu werden. Mit aller Bestimmtheit lehren die Romantiker jedenfalls dies, daß die Moral des gemeinen Sterblichen das Genie nicht binde. Es ist eine Lehre, die sich als Erfahrungssatz auf die Erfahrungen von Jahrhunderten berufen kann; als ethisches Dogma ist es eine folgenreiche Neuerung.

Unseres Amtes ist es hier nicht, die Berechtigung der neuen Moral zu untersuchen; einige Worte seien dennoch bei einer so wichtigen Frage auch dem gestattet, der sonst nur Referent sein möchte. — Wie uns scheint, übertragen die Lehrer der Geniemoral mit Unrecht einen Satz von beschränkter Anwendbarkeit ins Grenzenlose. Wir gestehen zu, daß ein König in seinem Lande zu regieren habe — in seinem Lande, nicht in jedem Lande. Billig scheint es uns, daß man einem künstlerischen Genie Immunität von alterprobten Kunstregeln zugestehe. Goethe mag im „Götz" und wieder im „Tasso" und nochmals im „Faust" Dramen ganz neuer Art, ganz eigenen Stils schaffen — er ist der Herr, und sein Genie wird sicherer als unser Regelbuch den Weg finden. Ebenso räumen wir auch dem moralischen Genie das Recht ein, seine eigene Moral zu besitzen. Christus weiset Mutter und Geschwister mit herben Worten von sich — er darf es, denn an seine Ethik kann der gewöhnliche Maßstab nicht gelegt werden. Aber es scheint uns nun ein Taschenspielerstück, dem religiösen Reformator oder dem poetischen eine unbegrenzte Souveränetät über alle Regeln der Welt zuzugestehen.

Hätte Buddha gedichtet, so wären schlechte Reime durch all' seine moralische Höhe nicht gut geworden; und wenn Napoleon den Herzog von Enghien erschießen läßt, bleibt die That trotz all' seiner Feldherrnlorbeeren ein Mord. Gewiß ist oft genug, in der Regel vielleicht, mit einer speciellen Begabung auch eine moralische Erhebung verbunden. Michelangelo und Goethe, Friedrich der Große und Jacob Grimm, Mozart und Moltke können auch als Menschen Hunderttausenden zum Vorbilde dienen Aber daß sie deshalb über die Moral noch nicht erhaben sind, das wußten sie Alle. Nie hat Goethe sich ein besonderes Recht zugesprochen, weibliche Herzen zu brechen; an dem Schmerz der armen Friederike, die er verließ, hat er schwer getragen, sich angeklagt, bereut, sich gebessert. Den Halbgenies aber ist natürlich jedes Beispiel willkommen, das ihre eigene Haltungslosigkeit zu rechtfertigen scheint. Es steckt nun allzuviel von solcher bösen Nachfolge in den Romantikern. In solchen Dingen berufen sich die Vertheidiger der Geniemoral nur zu gern auf Goethe — auf ihn, der immer wieder gelehrt hat, Selbstüberwindung, Herrschaft über Temperament und Neigung sei des höheren Menschen Aufgabe: „das ist Recht und Pflicht zugleich." Er war Beamter geworden, sogar — schrecklich zu sagen! — Minister; das haben ihm die jüngeren Stürmer und Dränger, das hat ihm die ganze Kette der im bürgerlichen Leben scheiternden „Originalgenies", der Bürger und Grabbe u. s. w. nie verziehen. Wollte man seine Autorität in Frage stellen, so nannte man ihn „den Herrn Geheimrath". „Leb' mit der Welt in Frieden," ließ Goethe sich von der Allegorie der Wahrheit zurufen; sie wollten im Kampf mit der Welt leben. Eigene Moral wurde ihnen Ehrensache. Floß sie nicht aus dem eigenen Charakter, so gewann man sie einfach durch Verneinung der üblichen.

Nun aber war noch ein Schritt zu thun. Die individuelle Moral hatte man bisher nur den Genies zugestanden. Ein Schritt weiter — und man proclamirte sie allgemein. Denn der Mensch, wir müssen die charakteristische Aeußerung wiederholen, ist das Genie unter den Geschöpfen. Mit dieser Verallgemeinerung war der Boden der bisherigen Ethik endgültig verlassen; mit ihr erst trat man aus dem politischen Anarchismus in den ethischen hinüber. Ein scheinbar furchtbarer Schritt — und der schließlich doch zu ethischer Vertiefung, zu Ansätzen einer wirklichen fruchtbaren Reform führen sollte, ein Schritt, dessen Spuren wir eben jetzt in der ethischen Bewegung unserer Tage, bei den Amerikanern Coit und Adler und Salter wieder erkennen.

VI.

Er geschah nicht auf einmal, dieser Schritt. Denn große Schwierigkeiten standen ihm gegenüber. Es waren ja gerade die Geistesaristokraten, die bisher individuelle Moral gelehrt hatten. Gerade sie wollten von den Vielen, von den „Allen" unterschieden bleiben. Und doch ging aus ihrer Mitte die höchst wunderbare Bewegung hervor, die man „die Entdeckung des Einzelnen" nennen möchte.

Aus der Mitte der Romantik heraus wird zuerst das Wort gesprochen, Jeder sei ja eine Individualität. Kein Geringerer spricht es aus als Schleiermacher. In seinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (1799), diesem höchst charakteristischen Denkmal der Anziehung und Abstoßung zwischen „Bildung" und „Religion" steht fast beiläufig dies Anerkenntniß, das aller Anschauung der Schlegel und Tieck, der Arnim und Brentano zuwiderlief. Diese machen eine unüberbrückbare Kluft zwischen dem genialen Einzelnen und den trivialen Vielen. Der milde Geist des Predigers verkürzt den fundamentalen Unterschied zu einem gradnellen. „Jenen so oft beklagten Ueberfluß an den gemeinsten Formen der Menschheit," sagt Schleiermacher, „die in tausend Abdrücken immer unverändert wiederkehren, erkennt der aufmerksamere fromme Sinn leicht für einen leeren Schein. Der ewige Verstand befiehlt es, und auch der endliche kann es einsehen, daß diejenigen Gestalten, an denen das Einzelne am Schwersten zu unterscheiden ist, am Dichtesten aneinander gedrängt stehen müssen; aber jede hat etwas Eigenthümliches; Keiner ist dem Anderen gleich, und in dem Leben eines Jeden gibt es irgend einen Moment, wo er, sei es durch die innige Annäherung eines höheren Wesens, oder durch irgend einen elektrischen Schlag, gleichsam aus sich selbst heraus gehoben und auf den höchsten Gipfel desjenigen gestellt wird, was er sein kann."

Zweierlei sagt der schwerfällig gebaute Satz aus: etwas Eigenthümliches besitze jede Gestalt, und jede auch so zu sagen einen genialen Moment. Den zweiten Punkt hat die Literatur der nächsten Jahre ausgebeutet; besonders im Norden, im Land des kurzen Sonnenscheins, spielt der Eine Moment eine große Rolle. H. Chr. Andersen hat ausgesprochen, Jeder habe dichterische Momente, aber nur dem Dichter gelinge es, sie festzuhalten; und die letzte Erzählung der bedeutenden schwedischen Schriftstellerin, die als Herzogin von Cajanello starb, schilderte einen Bildhauer, dem Ein solcher Moment vollendeten

Schaffens gegönnt ist. J. P. Jacobsen, vielleicht der genialste der nordischen Erzähler, nimmt immer wieder die Jagd des Halbgenies oder Nichtgenies nach dem göttlichen Moment zum Gegenstand, und Ibsen hat immer wieder in seinen Dramen die Sehnsucht der Frau oder des Kindes nach diesem „wunderbaren" Augenblick vorgeführt. Aber für unsere Betrachtung ist das ein Nebenweg, den wir nur eine Secunde beleuchten können, um dann auf den Hauptpfad zurückzukehren. Ihn eröffnet der andere Theil jenes Schleiermacher'schen Satzes. Wie die Lehre vom genialen Moment für die Literatur, so ist die von der Originalität auch des Geringen für die Ethik fruchtbar geworden.

Aber es dauerte eine Zeit. Lange schon hatten Wissenschaft und Kunst gelernt, an die Stelle speculativer Allgemeinheiten und akademischer Idealtypen lebendig und klar aufgefaßte Einzelbeobachtung zu setzen, ehe die Morallehre den gleichen Schritt zu thun wagte. Wohl hatten schon Männer wie der originelle dänische Denker Kierkegaard und (von Schleiermacher und der Romantik, die Jener bekämpfte, abhängig) der mächtige deutsche Philosoph Feuerbach den Einzelnen, seine Erfahrung, seine Wünsche zum Träger und Schöpfer aller Religion und Moral gemacht; aber auch sie sprachen das mehr als Erfahrungssatz aus, denn als Dogma. Zum Dogma ward dieser Satz erst in Max Stirner's berühmtem Buch „Der Einzige und sein Eigenthum". Hier ist nicht mehr der abstracte „Einzelne" der Träger der Religion, der Schöpfer der Götter, sondern jeder beliebige concrete Einzelmensch soll es sein; jeder wird für souverän erklärt, und nicht einmal bloß seine Gesammtanlage, sondern jede momentane Regung, jede Laune und Stimmung wird als heilig und unverletzlich ausposaunt. Das war denn nicht ernstlich durchzuführen: die Theorie richtete sich selbst, indem jeder beliebige andere sie ohne Weiteres für sich auslöschen durfte. Stirner hat denn auch wohl Bewunderer gefunden, aber keine Schüler oder Nachfolger. Selbst der Philosoph, der seiner „antikratischen", seiner gegen alle Herrschaft und Gewalt gerichteten Lehre am Nächsten kam, Eugen Dühring, hat nicht weniger Wasser in den Wein dieser radical individualistischen Theorie gethan. Dühring, dessen wissenschaftliche Bedeutung man nicht um der abstoßenden Charaktereigenschaften des Menschen willen unterschätzen darf, ist als Gelehrter und Denker dem Autor des „Einzigen" weit überlegen, als Schriftsteller ihm mindestens gewachsen. Er hat jederzeit mit Energie an bestimmten Idealen festgehalten, an dem einer realen, durch exacte Forschung zu erreichenden Wahrheit vor Allem. Sie bildet den Mittelpunkt seiner originellen Aesthetik und seiner nicht ebenso originellen, aber dafür um so gesunderen Ethik (der er freilich so wenig nachgelebt hat wie ein Seneca der seinen). Die unbedingte Anerkennung der Wahrheit, das heißt der realen Thatsache, ist der Grundstein seines Systems. Ein solcher Geist, den noch dazu überall die Schulung an den Naturwissenschaften leitete, konnte natürlich der ethischen und socialpolitischen Emancipation des Individuums nur zustimmen. Aber ebenso mußte er, gerade auch aus seiner wissenschaftlichen Erfahrung heraus, Rangunterschiede anerkennen, die Stirner ignorirt hatte. Ihm fällt es nicht ein, jeder Begabung der Menschen gleiches Recht zuzusprechen, im Gegentheil hat er sogar ganzen Nationen mit großer Schärfe die Berechtigung ihrer Eigenheiten, ja ihrer

Existenz abgestritten. Natürlich setzt eine derartige ethische Beurtheilung feststehende, allgemein anzuerkennende Maßstäbe voraus, und nur innerhalb der Schranken, die diese festen Moralgrenzen ergeben, gestattet Dühring dem Individuum freie Bewegung. Allerdings aber soll damit auch die Beschränkung erledigt sein und Niemand das Recht haben, um allgemeiner Zwecke wegen in das Einzelleben einzugreifen; nicht einmal die Erziehung darf dem Kinde seine Rechte aus Rücksicht auf dessen eigene Zukunft verkürzen.

Man sieht, wir sind hier von Stirner's Grundforderung recht weit entfernt. Es ist eben in der realistischen Tendenz, in der Anerkennung der vorhandenen Thatsachen über ihn hinaus ein wichtiger Schritt gethan worden; nachdem man den „Einzelnen" und sein Recht entdeckt hatte, mußte doch wieder statt der abstracten Gleichsetzung aller Einzelnen eine Unterscheidung und verschiedene Beurtheilung derselben eintreten. Hieran ist denn auch kaum je wieder gerüttelt worden. Die Anerkennung der Vorrechte auserlesener Individualitäten gehört seitdem wieder zum festen Bestand der allgemeinen Morallehre.

Dennoch aber, so gewiß die Lehre von den „Auserlesenen" immer wiederkehren wird — an Anfechtungen hat es auch ihr nicht gefehlt, an Anfechtungen, die nicht bloß von den ausgeschlossenen „Durchschnittsmenschen" kamen, sondern von den Privilegirten selbst. Dem Ueberschwang des „genialen Individualismus" folgte gerade in genialen Individuen eine Reaction. Die ganze gebildete Welt hatte jener ergriffen; international ward deshalb auch sein Abblühen, seine Wandlung, die uns an die Schwelle der Gegenwart führt.

In drei große Namen läßt sich die Reaction gegen jenen selbstherrlichen Geist zusammenfassen: Renan — Ibsen — Nietzsche. Diese drei genialen Individualisten vertreten drei verschiedene Stufen des Kampfes gegen den unbedingten Individualismus. Nie war den Romantikern und all' ihren Nachfolgern die Idee gekommen, an der Macht des Genies zu zweifeln. Als man am emsigsten die bisher allgemein anerkannten Abstractionen nachprüfte, hatte Niemand den Begriff des Genies einer solchen Revision unterworfen. Die Drei haben es gethan. Sie haben in der eigenen Brust diesen letzten Zweifel des Genies durchlebt, und ihr Werk ist der Zeuge.

Keiner von ihnen zweifelt an der Existenz hervorragender geistiger Begabung oder auch nur an ihrer Stärke; dazu sind alle Drei schon zu gute und geübte Kenner des eigenen Ich. Aber ihnen Allen ist die Einsamkeit des Genies, in der die Romantiker geschwelgt hatten, unheimlich. Alle Drei möchten sie den Gegensatz des Einzelnen gegen die Welt aufheben.

Deshalb wirft Renan sich mit Leidenschaft in alle Glaubens- und Anschauungsformen der Welt. Alle durchlebt er, alle rechtfertigt er. Man fühlt eine geheime Sehnsucht heraus: er möchte besiegt werden wie die starken Frauen der individualistischen Poesie, wie Hebbel's Brünhild oder Jacobsen's Frau Marie Grubbe. Es verlangt ihn danach, von seinem rastlos überwindenden Geist erlöst zu werden, Ruhe zu finden in irgend einer von ganzen Zeitaltern angenommenen Anschauung. Aber was geringeren Geistern gelang, blieb seiner Größe versagt. Brentano mochte seinen Geist am Bette einer visionären Nonne vergraben; Renan blieb immer Herr, und wie Buddha aus

jeder Verwandlung unverändert wiederkehrt, so that es sein Geist. So hat Renan in sich die ganze Geistesgeschichte durchlebt, hat überall das Recht der Mengen anerkannt und wieder verleugnet, jeden Glauben nachgefühlt und bestritten; der große Aristokrat ist für keinen Volksglauben zu stolz und der große Historiker für keine unhistorische Prophezeihung zu gelehrt gewesen. Neben ihm stehen Freunde wie der ältere Flaubert und der jüngere Taine. Flaubert, der bitterste Spötter, hat auch Anwandlungen jener Sehnsucht, mit den Vielen, mit den Anderen zu fühlen. Man ist nicht ungestraft Sohn einer demokratischen Zeit, einer Epoche, in der ein Mazzini die populäre Tradition für ein philosophisches Erkenntnißmittel ausgibt, und für eins, das persönlicher Evidenz gleichwerthig sei. Und Taine bekehrt sich dann vollends zu der Partei der Vielen. Der Autor der „Tentation de St. Antoine" hatte vergeblich versucht, den tollsten religiösen Spuk zu begreifen; Taine findet jede noch so originelle Erscheinung in ihrer Umgebung motivirt, macht das „Milieu", die Summe der kleinen Einflüsse, das Echo der Majoritäten, zum Ursprung des kühnsten Genies.

Eine ganz andere Natur als Renan, knorrig, schroff, unhistorisch, steht Ibsen da. Auch er ist weit entfernt von dem Geniecultus der romantischen Färbung, so unbedingt er auch die Alltagsmenschen verachtet. Aber während Renan durch sentimentales Einfühlen die Einsamkeit des kritischen Weltbeschauers zu überwinden sucht, strebt Ibsen, ihrer durch Reflexion und Dialektik Herr zu werden. Jedes seiner Dramen ist ein Kampf zwischen dem Einzelnen und einer jener Abstractionen, die der Menge als bequemer Ersatz eigenen Geistes dienen. Aber man verkennt ihn, wenn man meint, er gebe immer dem Einzelnen recht. Jedes Drama ist zugleich ein Stück Selbstprüfung. Die „Stützen der Gesellschaft" (1877) stellen den Kampf der Wahrheit mit dem „Gespenst" der Respectabilität dar; aber der Gregers der „Wildente" und der Dr. Stockmann des „Volksfeind" bringen die unbedingten Wahrheitsapostel in zweifelhafte Beleuchtung. „Nora" (1879) opfert die Ehe idealen Anforderungen, aber die „Frau vom Meere" zweifelt an dem Recht so strenger Forderungen. Die einsamen Helden in „Rosmersholm" (1880) und „Hedda Gabler" (1891) sind keineswegs in günstigerem Lichte dargestellt als die milden, unbedeutenden Gegenspieler. Und endlich in „Baumeister Solneß" (1893) wird das Genie als der Architekt symbolisirt, der hohe Kirchen baut, aber nicht auf den Thurm steigen kann, weil ihn in der Höhe der Schwindel packt . . . Und wieder stehen dem nordischen Meister zwei andere Dichter zur Seite. Björnson hat in dem wunderbaren Drama „Ueber die Kraft" ganz direct die Grenzen des genialen Vermögens zum Thema gemacht; Tolstoi hat immer wieder (am herrlichsten vielleicht in der kleinen Erzählung „Drei Greise", am breitesten in „Krieg und Frieden") verkündet, wahres Genie und volksthümliche Schlichtheit seien überhaupt Eines, und das einsame Genie sei nur ein Narr, und wenn es Napoleon heiße . . .

Nietzsche wird fast nur als Vertreter der Lehre von zwei Moralen, Herren- und Sclavenmoral, gewürdigt. Er hat sie geistvoller und vielseitiger formulirt als irgend ein Anderer; aber das würde nicht genügen, ihm die Bedeutung, die ihm in Wirklichkeit zukommt, zu sichern. Was sich als rother

Faden durch fast alle seine Bücher zieht, das theilt er, wie wir sahen, mit Vielen. Auf jene alte Scheidung der Geniemoral und Philistermoral, die bei den Romantikern in Blüthe stand, auf die Forderung, daß der freien Ausbildung einer originellen Persönlichkeit voller Raum bleibe, wie Feuerbach und seine Genossen sie aussprechen, geht auch sein Dogma von der doppelten Moral zurück. Aber ganz ihm eigen, unendlich reich, ein in seiner Art einziges Phänomen ist, was sich an diesen Faden in Nietzsche's Schriften reiht. Er ist eine heraklitische Natur; Alles ist bei ihm ewig im Fluß, es gibt bei ihm nur ein Werden der Ideen und Anschauungen, kein Sein. Daher baut er auch kein System, sondern formt vollendete Aphorismen. Als Wilhelm Scherer nach charakteristischen Kennzeichen für die „neue Generation" suchte, die um 1840 geboren ist, da gab er als eins der wichtigsten dies an: „Die neue Generation baut keine Systeme." Und in der That, Weniges ist für Nietzsche (geboren 1844) so bezeichnend wie dies. Und ein zweites Merkmal führt Scherer an. Julian Schmidt hatte den Pessimismus als Grundstimmung dieser Generation ausgegeben. Scherer antwortet, sie habe wohl tiefe Eindrücke von Schopenhauer empfangen, aber sie habe sie überwunden. Auch das trifft ins Innerste von Nietzsche's Wesen. Die französischen Denker derselben Generation blieben bei Schopenhauer stehen, den die „Invasion des deutschen Geistes", die von Renan, Taine, Michelet begünstigte Aufnahme deutscher Wissenschaft und Kunst ihnen vermittelt hatte. Die Bourget und Huysmans, die Maupassant und Barrés sind Pessimisten bis auf die Knochen. Nicht so Nietzsche. Er überwand den tiefsten Eindruck seines Lebens, weil sein Leben, sein Denken (beides ist eins) beständiges Ueberwinden war. Die Scheu des Genies vor seiner eigenen Kraft, die wir bei Flaubert, Renan, Ibsen, Björnson wirksam sahen, ist hier bis zu einer Höhe gesteigert, die Selbstvernichtung wird. Er will völlig unabhängig sein — unabhängig auch von dem eigenen Genie. Er will täglich und stündlich auch die eigenen Ideale nachprüfen und mit dem Hammer beklopfen. Er kennt die Gefahren origineller Ideenbildung, und nur in unaufhörlicher Emancipation von den eigenen Gedanken sieht er die Möglichkeit wahrer Erkenntniß. Im beständigen Kampfe um die Wahrheit, um die Freiheit sahen Lessing und Goethe das Glück des Menschen; nicht der Besitz — das Erwerben ist Ziel. Nie hat ein Geist strenger als Nietzsche dieser hohen Lehre gehuldigt. Kaum ist eine Idee ausgesprochen, so trübt sie sich schon; sie setzt kleine Unwahrheiten an, sie wird vom Staube der Welt befleckt. Und aufs Neue wirft ihr Autor sich auf sie, reinigt sie, und unter seinen Händen wandelt sie sich. Wie Renan die ganze Spirale der Religionsgeschichte durchlebt hat, so erfährt Nietzsche alle Wandlungen der Geschichte der Philosophie am eigenen Leibe und Geiste. Pessimist ist er und Optimist, Skeptiker und Dogmatiker, Rigorist und Latitudinarier, Alles aus eigener Entwicklung, nichts aus Eklekticismus oder Reflexbewegung (wenn auch natürlich äußere Einflüsse, wie der des ihm befreundeten empirischen Psychologen Rée, die Wandlungen befördern und beschleunigen). Ein ins Krankhafte gesteigertes psychologisches Reinlichkeitsbedürfniß will immer nur blanke, neue Gedanke sehen; auch von sich selber duldet er keine Tradition,

fordert er täglich neues „Anschauen“. So jagt er in athemloser Hast sich von Entwicklung zu Entwicklung, betrachtet sein Gestern heute als Stoff zu kritischer Analyse und morgen als abgethan; so verzehrt er sich in dem Bedürfniß nach dem stets erneuten Rausch intellectueller Genüsse, wie E. Th. A. Hoffmann sich in der Jagd nach dem Rausch ästhetischen „Schauens“ verzehrt hatte. Ein großes Denkmal, liegen seine Werke vor uns, unendlich reich; und wie eine ganze Bibliothek menschlicher Bemühung um die Erkenntniß finden sie ihre Einheit nur in dem ewig verwandelten, ruhelos suchenden Geiste.

Daß ein solcher Geist sich in höherem Grade als die meisten seiner Vorgänger gerade auf dem ethischen Gebiete übt, begreift sich leicht. Wahrhaftigkeit ist auch seines Wesens Kern, und gerade die Scheu vor jener minimalen Unwahrhaftigkeit, die in jeder Wiederholung liegt, ist ja ein treibendes Motiv seiner Thätigkeit. Ganz wahr ist jede Idee nur im Augenblick der Entstehung, denn der Anlaß gehört als ein bedingendes und einschränkendes Moment zu ihrem Wesen. Deshalb hatte Herder die Bedeutung der „Gelegenheit“ betont und alle Poesie, Predigt, Gesetzgebung für unwahrhaftig erklärt, die nicht aus einer bestimmten Gelegenheit hervor fließt; deshalb war Kierkegaard auf die Bedeutung der „Veranlassung“ mit Nachdruck zurückgekommen. Die äußersten Consequenzen aber zieht erst Nietzsche. Sobald die Gelegenheit, der Anlaß abgestorben ist, scheint auch ihr Ergebniß ihm verwelkt. Aesthetische und ethische Feinfühligkeit, zu nervöser Ueberreizung gesteigert, gehen auch hier Hand in Hand wie bei den Romantikern, wie bei Flaubert. Und deshalb nimmt auch die Lehre von zweierlei Moral bei ihm eine eigene Gestalt an. Freilich stellt auch er die Moral der Auserwählten hoch über die der „Sclaven“. Aber indem er so schroff wie Niemand vor ihm beide Gruppen wie verschiedene Menschenclassen behandelt, kommt er dazu, den Vielen ein gewisses Recht auf *ihre* Moral zuzugestehen, was die Romantiker nie zugestanden hätten. Nur soll dann auch diese in ihrer Art vollkommen sein. Nichts beleidigt ihn mehr als unklare oder heuchlerische Mischformen. Und damit ist ein neuer Schritt von größter Bedeutung gethan.

Rechnen wir ernstlich mit der Wirklichkeit, tragen wir ihr Rechnung auch auf ethischem Gebiete, so müssen wir schließlich eingestehen, daß von allen Menschen so wenig Eine Moral verlangt werden kann als etwa ein und dasselbe Kraftmaß. Der Eine hebt mit Leichtigkeit das Centnergewicht der Aufopferung, der Andere würde darunter liegen bleiben.

Irre ich nicht, so strebt gerade die ethische Bewegung unserer Tage dahin, eine gesunde, aus den Anschauungen der Gegenwart erwachsene und nicht künstlich fabricirte Moral mit derartigen Rücksichten auf die Individualität zu vereinigen. Sie will nicht in der bequemen Weise unserer „Freidenkercongresse“ auf einen unbeweglichen Katechismus vereidigen, sie will aber auch nicht in der Art der katholischen Casuisten jedem Einzelfall ein eigenes Recht zugestehen. Und wenn sie so das Allgemeine und das Persönliche, das Recht der Gemeinschaft und das Recht des Einzelnen, Ethik und Individualität zugleich zu pflegen sucht, *dann* hat sie das schöne Recht, sich als würdige Vollendung eines Jahrhunderts voll ethischer Bemühungen anzusehen.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Mai.

In der Reihe der Gedenktage, die Deutschlands Bevölkerung festlich begangen hat, um die Erinnerung an die große Zeit rege zu halten, in der vor einem Viertel-jahrhundert des Vaterlandes Einheit begründet wurde, bildet der 10. Mai, an dem in Frankfurt a. M. der endgültige Friedensschluß zwischen Frankreich und Deutschland unterzeichnet worden, einen epochemachenden Abschluß. Mußte die Feier der Schlachten, die im Kriege von 1870/71 geschlagen worden, bei aller Begeisterung für die Großthaten des deutschen Volkes in Waffen doch diesseits wie jenseits der Vogesen im Hinblick auf die tief klaffenden Lücken, die damals bei Freund und Feind gerissen wurden, zugleich Gefühle der Trauer und der Wehmuth wachrufen, so bezeichnet der 10. Mai 1871 den Beginn einer Friedensära, die bis auf den heutigen Tag keine Störung erlitten hat. Mögen immerhin die Rüstungen dieser Mächte eine wesentliche Steigerung erfahren haben, so ist doch auch die Friedensliebe der Nationen stets gewachsen. Wie die Tripelallianz mit Fug als ein Bund des Friedens wirkt, unterlassen auch die russischen und die französischen Organe nicht, zu betonen, daß die nahen Beziehungen, die zwischen Frankreich und Rußland angeknüpft worden, durchaus nicht irgend welchen Angriffszwecken dienen sollen. Die russischen Krönungsfeierlichkeiten in Moskau vollziehen sich unter denselben friedlichen Auspicien, unter denen die französische Republik die Pariser Weltausstellung für das Jahr 1900 vorbereitet. An dieser Thatsache wird auch nichts durch die sich stets wiederholenden Krisen der inneren Politik Frankreichs geändert, zumal da die aufgeregte öffentliche Meinung sich sehr rasch wieder zu beruhigen pflegt.

In dem Conflicte, der jüngst zwischen den beiden parlamentarischen Körperschaften in Frankreich entstanden war, hat zunächst der Senat gesiegt, und das radicale Cabinet Bourgeois sah sich genöthigt, dem neuen Mißtrauensvotum der ersten Kammer zu weichen. Da diese sich nur bis zum 21. April vertagt hatte, während die Deputirtenkammer ihre Osterferien bis zum 19. Mai ausdehnen wollte, mußte von Anfang an angenommen werden, daß die Senatsmehrheit gegen das ihr verhaßte Ministerium Bourgeois Schlimmes im Schilde führte. Nur konnte das Kampfgebiet: die Verhandlung über die Madagaskar-Credite, bedenklich erscheinen, da der französische Patriotismus in solchen Fragen leicht in Mitleidenschaft gezogen wird. Vielfach wurden deshalb Zweifel geäußert, ob die Opposition im Senate wagen könnte, die für die französischen Soldaten auf Madagaskar geforderten Credite zu verweigern. Diese parlamentarische Körperschaft erklärte denn auch, daß sie nur ablehnen müßte, einer Regierung Geld zu bewilligen, die nicht ihr Vertrauen besäße. Mit großer Stimmenmehrheit gelangte das Mißtrauensvotum des Senats zur Annahme, und es entstand nun die constitutionelle Frage, wie sich das Cabinet Bourgeois nach einem solchen Vorgange zu verhalten habe.

Die radicalen und socialistischen Parteigänger des Ministeriums verlangten mit aller Entschiedenheit, daß dieses auch gegenüber dem neuen Ansturme des

Senats Stand hielte, allein der Conseilpräsident Bourgeois glaubte, sich einen besseren „Abgang" von der politischen Bühne zu sichern, wenn er patriotische Erwägungen, insbesondere die Nothwendigkeit, die Truppen auf Madagaskar nicht Noth leiden zu lassen, für den Rücktritt des Ministeriums geltend machte. Nur beeilte er sich, durch den Präsidenten Brisson die Deputirtenkammer einberufen zu lassen, der er die Entschließungen der Regierung mittheilte. Allerdings nahm dann die Kammer mit Stimmeneinhelligkeit den ersten Theil einer Tagesordnung an, in der das Uebergewicht des allgemeinen Stimmrechts, das heißt die Vorherrschaft gegenüber dem Senate, betont wurde. Der zweite Theil dieser Tagesordnung, in dem auf die Nothwendigkeit demokratischer Reformen hingewiesen wurde, gelangte jedoch in einem kaum beschlußfähigen Hause mit einer verhältnißmäßig nur geringen Stimmenzahl zur Annahme. Trotzdem verlangten die Radicalen, daß das neue Ministerium ihren Reihen entnommen würde, und der Präsident der Republik schien auch dieser Forderung entsprechen zu wollen, indem er den bisherigen Minister des Inneren, Sarrien, mit der Neubildung des Cabinets betraute. Dieser konnte aber sehr bald sich die Schwierigkeiten der parlamentarischen Lage nicht verhehlen. Stand doch zu befürchten, daß der Senat, der allerdings nach dem Sturze des Ministeriums Bourgeois, die Credite für Madagaskar unverzüglich angenommen hatte, von Neuem in die entschiedene Oppositionsstellung einrücken würde, falls er sich einer Regierung gegenüber befände, die im Wesentlichen denselben politischen Anschauungen huldigte wie die frühere. Freilich hätte auch ein Concentrations-Ministerium gebildet werden können, in dem neben radicalen Elementen die gemäßigten Republikaner Platz finden sollten; allein die früher bei solchen Versuchen gemachten Erfahrungen waren nicht gerade verlockend.

So wurde Méline, der bekannte Führer der Schutzzöllner, von Herrn Faure mit der Constituirung des neuen Cabinets beauftragt, und ihm ist es auch gelungen, am 30. April sich der Deputirtenkammer mit dem neuen Ministerium und einer Erklärung vorzustellen, die eine aus den gemäßigten Republikanern und einem Theile der Rechten zusammengesetzte Mehrheit fand. In der von dem Abgeordneten Bozérian beantragten Tagesordnung, in der diese Zustimmung zum Ausdrucke gebracht wurde, erfolgte zunächst gleichfalls die Betonung der „Souveränetät des allgemeinen Stimmrechts", und dieser Beschluß wurde von sämmtlichen 532 Deputirten genehmigt, die an diesem Votum theilnahmen. Der zweite Theil der Tagesordnung, in dem die Erklärungen des Ministeriums Méline gebilligt wurden, wurde mit 230 gegen 196 Stimmen angenommen, worauf die Formulirung des Abgeordneten Bozérian im Ganzen unter dem Beifalle der gemäßigten Linken und des republikanischen Centrums eine Mehrheit von vierunddreißig Stimmen — 278 gegen 244 — erzielte. Da auch eine Anzahl Mitglieder der Rechten sich der Majorität angeschlossen hatte, kann nicht überraschen, daß die socialistischen und ultraradicalen Organe das Cabinet Méline sogleich als den Gefangenen der Monarchisten bezeichneten, von deren Gunst es auch in Zukunft abhängen würde. Wenn jedoch in dem von den socialistischen Abgeordneten erlassenen Manifeste erklärt wird, daß die volksthümliche Evolution des Ministeriums Bourgeois durch Unsinnige aufgehalten worden sei, die vergäßen, daß aus der Treulosigkeit der Reaction die Heftigkeit der Revolutionen entstehe, so muß daran erinnert werden, daß wenige Tage zuvor gerade das radicale Cabinet von denselben „Genossen" der Feigheit beschuldigt wurde, weil es, anstatt auf die Deputirtenkammer gestützt, dem Senate weiter Trotz zu bieten, seinen Posten verlassen hatte.

Allerdings hätte Bourgeois doch sehr bald zurücktreten müssen, da der Plan der progressiven Einkommensteuer, auf dem die Finanzpolitik der radicalen Regierung beruhte, auch nicht die geringste Aussicht auf Erfolg hatte. Der neue Conseilpräsident Méline wird jedenfalls in der der Regierung bis zum 28. Mai gewährten parlamentarischen Muße mit dem Finanzminister berathen müssen, auf welcher Grundlage der französische Staatshaushalt vor einem starken Fehlbetrage bewahrt werden soll.

Daß Méline, seinem alten Hange folgend, in einer noch schärferen Betonung der Schutzzollpolitik das Allheilmittel erblicken könnte, erscheint ausgeschlossen, zumal da die französische Handelsbilanz keineswegs Nutzen von einem angespannten Protectionismus gezogen hat. Der neue Minister des Auswärtigen, Hanotaux, der dasselbe Portefeuille bereits einigemal mit Erfolg innehatte, würde dem Conseilpräsidenten auch nicht verhehlen, daß die internationalen Beziehungen Frankreichs sicherlich nicht dabei gewinnen würden, falls das Land gewissermaßen von einer chinesischen Zollmauer umgeben werden sollte. Ist doch gerade durch den Verlauf der ägyptischen Angelegenheit erhärtet worden, daß Frankreich trotz der vielgepriesenen Allianz mit Rußland gegenüber England und dem Dreibunde, der sich aus Anlaß des von der britischen Regierung empfohlenen Vormarsches der ägyptischen Streitkräfte nach Dongola auf die Seite des Cabinets Salisbury stellte, den Kürzeren ziehen mußte. Das Bestreben des französischen Ministers des Auswärtigen wird daher vor Allem darauf gerichtet sein, anderwärts Gegensätze zu beseitigen und Spitzen umzubiegen.

Nur durch eine gemäßigte Politik wird sich das Cabinet Méline behaupten, zumal da es sich auf die Unterstützung der Rechten angewiesen sieht. Hatten die socialistischen und ultraradicalen Organe angekündigt, daß die Gemeinderathswahlen vom 4. Mai deutlich zeigen würden, welche Fortschritte die auf die Revision der Verfassung abzielenden Bestrebungen im ganzen Lande gemacht, so hat diese Auffassung sich als verfehlt erwiesen. Vielmehr haben die gemäßigten Republicaner im Allgemeinen ihren Besitzstand gewahrt; dies ist deshalb bedeutsam, weil die Delegirten der Gemeinderäthe das hauptsächliche Contingent zu dem Wahlkörper stellen, dem durch die Verfassung die Ernennung der Senatoren übertragen ist. Dieser besteht aus den Deputirten der Départements, in denen Ersatzwahlen für den Senat erfolgen, den Mitgliedern der General- und Arrondissementsräthe, sowie aus den Delegirten der Gemeinderäthe, die der Zahl nach das Uebergewicht behaupten. Hieraus ergibt sich, daß bei der nächsten Erneuerung eines Drittels des Senates — abgesehen von dem noch vorhandenen Stamme unabsetzbarer Mitglieder — Socialisten und Ultraradicale keineswegs Aussicht haben, ihren Anhang in der ersten Kammer verstärkt zu sehen.

Die Gemeinderathswahlen vom 4. Mai haben aber auch insofern eine symptomatische Bedeutung, als sie ebenso wie die für die Deputirtenkammer und die General- und Arrondissementsräthe stattfindenden auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechts erfolgen. Daraus erhellt, daß der Rücktritt des Ministeriums Bourgeois im Lande keineswegs eine dem Senate und den gemäßigten Republikanern feindselige Stimmung hervorgerufen hat. Bezeichnend ist, daß der frühere Conseilpräsident selbst, der, solange er sich am Staatsruder befand, durchaus nicht für die von den Ultraradicalen verlangte Revisionsbewegung eingetreten ist, in der Deputirtenkammer sich nunmehr zu deren Gunsten ausgesprochen hat. Durch dieses Verhalten muß aber um so mehr die berechtigte Kritik seiner politischen Widersacher herausgefordert werden, als er sich nunmehr in gewissem Maße auf demselben Boden befindet, wie die früheren Boulangisten, die bei ihrer Agitation gleichfalls das Schlagwort von der Verfassungsrevision in den Vordergrund rückten. Diese soll gegenwärtig vor Allem auf die Beseitigung des Senates abzielen, der jedoch gerade aus Anlaß der jüngsten parlamentarischen Vorgänge sich als nothwendiger Bestandtheil im constitutionellen Organismus der französischen Republik erwiesen hat. Hieran wird auch nichts durch die Thatsache geändert, daß die Deputirtenkammer mit Einhelligkeit ihre „Vorherrschaft" gegenüber der anderen parlamentarischen Körperschaft betont. Dieser Beschluß sollte allerdings mehr bedeuten, als daß die Deputirtenkammer an der ihr von der Verfassung ausdrücklich gewährten Prärogative in Budgetangelegenheiten festgehalten wissen will. Beanspruchen doch die Ultraradicalen auch das besondere Vorrecht, ein Ministerium zu stürzen. Nur ist gerade durch den Rücktritt des Cabinets Bourgeois erhärtet worden, daß selbst eine

radicale Regierung auf die Dauer sich nicht den Consequenzen eines entschieden ablehnenden Verhaltens des Senates zu entziehen vermag.

Führte in Frankreich die Angelegenheit der Madagaskar-Credite zu einer Krisis, so standen auch in Italien die africanischen Angelegenheiten im Vordergrunde. Unmittelbar nach der Ernennung des Generals Baldissera zum Oberbefehlshaber des italienischen Operationscorps in der Colonie Eritrea konnte darauf hingewiesen werden, daß dessen militärische Erfahrungen nicht minder als seine Besonnenheit und Umsicht die sichersten Bürgschaften für die Zukunft gewährten. Ist zunächst durch den vom Obersten Stevani bei Kassala über die Derwische errungenen Sieg die von diesen drohende Gefahr beseitigt worden, zumal da die von englischen Officieren geleiteten ägyptischen Streitkräfte, sobald sie gegen Dongola vorrücken, den Mahdi zwingen werden, seine gesammte Kriegsmacht dort zu concentriren, so hat General Baldissera auch durch die Entsetzung Adigrat's einen großen Erfolg errungen. Mit Recht wurde es dem früheren Oberbefehlshaber, General Baratieri, zum Vorwurfe gemacht, daß er seiner Zeit auch nicht das Geringste unternahm, um dem von den Abessyniern unter der Anführung des Negus Menelik schwer bedrängten Oberstlieutenant Galliano und den Tausend von Makalle zu Hülfe zu kommen. Das Verhalten des Vorgängers des Generals Baldissera erwies sich denn auch als ein schwerer Fehler, da nach der mit allen militärischen Ehren vollzogenen Räumung Makalle's dessen Besatzung von den Abessyniern bei ihrem Marsche nach Adua zur Flankendeckung gegen das italienische Operationscorps benutzt wurde. Wie verfehlt war damals die Auffassung Derjenigen, die den Edelmuth der Schoaner rühmten, weil sie nicht die Tausend von Makalle als Geiseln zurückbehielten! Vielmehr hat das barbarische Verhalten gegenüber den italienischen Verwundeten nach der Schlacht bei Adua gezeigt, daß von Civilisation bei den Schoanern und Tigrinern überhaupt nicht die Rede sein kann. Mehrfach erörtert wurde der ablehnende Bescheid, der der russischen Abtheilung des Rothen Kreuzes zu Theil wurde, als durch die italienische Colonie hindurch eine Sanitätskolonne in das abessynische Lager sich begeben sollte. Die grausamen Verstümmelungen italienischer Verwundeten ließen aber wenig angezeigt erscheinen, die wilden Horden des Negus Menelik und seiner Ras der Segnungen einer Civilisation theilhaftig werden zu lassen, die sie selbst in unwürdigster Weise verleugneten. Hierzu kam, daß keineswegs klar ersichtlich war, welche Stellung die der russischen Abtheilung angehörenden Officiere bei der Krankenpflege einnehmen sollten. Mußte sich doch der Verdacht aufdrängen, daß Menelik, der eine Zeit lang friedliche Neigungen an den Tag legte, sich viel unzugänglicher erweisen könnte, wenn französische oder russische Rathgeber ihn beeinflußten. Weit entfernt, die Grundsätze der internationalen Courtoisie oder gar des Völkerrechtes zu verletzen, hat die italienische Regierung durchaus correct gehandelt, als sie der russischen Abtheilung des Rothen Kreuzes den Durchgang durch die Colonie verweigerte und zugleich selbst für Hülfeleistung dankte.

General Baldissera hat inzwischen auch den Beweis erbracht, daß er trotz den ungünstigsten Verhältnissen die militärischen Operationen mit großem Geschicke zu leiten im Stande ist. Obgleich der italienische Conseilpräsident Rudini in der Deputirtenkammer betonte, daß auf die dauernde Besetzung Tigreh's verzichtet, vielmehr nur das Dreieck Massowah-Asmara-Keren und allenfalls die Mareb-Belesa-Linie behauptet werden sollte, erachtete der Oberbefehlshaber des Operationscorps es doch mit Recht für geboten, die Besatzung Adigrat's, die seit der Schlacht bei Adua von den Tigrinern eingeschlossen war, zu befreien. Ueber die weiteren Pläne in Bezug auf die Colonie Eritrea haben der Minister des Auswärtigen, Herzog di Sermoneta, und der Kriegsminister General Ricotti Aufklärungen gegeben. Die Regierung hält daran fest, auf die Provinz Tigreh zu verzichten. Die Mareb-Belesa-Linie soll in Zukunft die Grenze der Colonie Eritrea bezeichnen, während Adigrat, Entischo und Adua, die südlich von diesen Flußläufen liegen, endgültig den Tigrinern überlassen bleiben würden. Dagegen hält der Kriegsminister dafür, daß, wie Asmara,

auch das in der Luftlinie etwa hundert Kilometer südlich von Massowah liegende Senafe befestigt und eine gesicherte Verbindung zwischen den drei Orten hergestellt werde. In Bezug auf Kassala erklärte der Minister des Auswärtigen, daß General Baldissera dessen Räumung aus militärischen Rücksichten vorgeschlagen habe, daß es aber gehalten worden sei, als die italienische Regierung davon benachrichtigt wurde, daß England, zum Schutze Aegyptens und um Italien zu Hülfe zu kommen, die Dongola-Expedition unternehmen wollte. Der Herzog di Sermoneta betonte, daß die Frage hinsichtlich Kassala's in rein italienischem Sinne gelöst werden müßte, ohne jedoch die freundschaftlichen Beziehungen, die Italien seit geraumer Zeit mit England verbinden, aus den Augen zu verlieren.

Hervorgehoben zu werden verdient, daß General Baldissera die Situation für so wenig gefährlich erachtet, daß er die Zurückberufung mehrerer Bataillone nach Italien mit dem Vorbehalte empfiehlt, sie im October wieder nach der Colonie zu senden, falls nach dem Ablaufe der Regenzeit wieder neue militärische Operationen sich als nothwendig erweisen sollten. Man durfte mit Recht darauf gespannt sein, welche Aufnahme die Erklärungen der italienischen Regierung in der Deputirtenkammer finden würden. Nachdem der Conseilpräsident Marchese di Rudini im Wesentlichen sich den Ausführungen des Ministers des Auswärtigen und des Kriegsministers angeschlossen hatte, nahm die Kammer am 9. Mai eine Tagesordnung an, in der von den Erklärungen der Regierung in der afrikanischen Angelegenheit Act genommen wird. Obgleich der Ministerpräsident ausdrücklich hervorgehoben hatte, daß er zwar die Billigung des unzweideutigen Programms und des Verhaltens der Regierung erhoffe, aber kein Vertrauensvotum verlange, beweist doch die beträchtliche Stimmenmehrheit von 278 gegen 133 Stimmen, mit der die Tagesordnung zur Annahme gelangte, daß das Cabinet Rudini zunächst sich gesichert fühlen darf.

Durch die Ermordung des Schahs von Persien, Nasr-ed-din, ist die Aufmerksamkeit auf das alte Culturland hingelenkt worden, in dem einst Darius und Xerxes herrschten und erfahren mußten, daß selbst die größten Heere despotisch regierter Staaten von der Freiheitsliebe eines kräftig aufstrebenden Volkes überwunden werden. Beinahe gewann es den Anschein, als ob der nunmehr durch Meuchelmord jäh hinweggerafste „König der Könige" in dem alten Iran moderne Cultur einführen wollte: durch die Reisen des Schahs nach Europa wurden aber nicht die Früchte gezeitigt, die im Interesse einer fortschreitenden Civilisation für Persien erhofft wurden. Allerdings fehlte es nicht an Versuchen in diesem Sinne, ohne daß jedoch größere Ergebnisse erzielt worden wären. Ist andererseits darauf hingewiesen worden, daß die Ermordung Nasr-ed-dins an die anarchistischen und nihilistischen Verbrechen des alten Europa's erinnere, so verdient hervorgehoben zu werden, daß die Secte, der der Meuchelmörder angehörte, bereits im Jahre 1867 in einer Schrift Godineau's: „Les religions et les philosophies dans l'Asie centrale", wie folgt, charakterisirt worden ist: „Die Anhänger des Babismus sind augenblicklich unzählbar; sie befinden sich in allen Stellungen der Gesellschaft und bilden eine wahre Gefahr für die Regierung, eine Gefahr, die nicht zu beschwören ist und jeden Augenblick plötzlich zum Ausbruche kommen kann, eine Gefahr, die im Stande ist, die Schicksale Centralasiens zu ändern und die politische Stellung Rußlands und Englands in unerwarteter Weise zu beeinflussen." Mag diese Darstellung immerhin, insofern von unzählbaren Anhängern des Babismus die Rede ist, übertrieben sein, so darf doch im Interesse des Weltfriedens die Erwartung gehegt werden, daß es dem Nachfolger des ermordeten Schahs, Mussasser-ed-din, gelingen werde, durch Festigkeit der Regierung, die weises Maßhalten und die Einführung zeitgemäßer Reformen keineswegs ausschließt, sein Land vor ernsten Gefahren zu bewahren.

Literarische Rundschau.

Rabelais und die groteske Satire.

[Nachdruck untersagt.]

Geschichte der grotesken Satire. Von Heinrich Schneegans, Privatdocent an der Universität Straßburg. Mit 28 Abbildungen. Straßburg, Trübner. 1894.

Mit Meister Franz Rabelais vermag sich nicht Jedermann zu stellen; Karl Hillebrand hat ihm einmal im Namen der fein Empfindenden gründlich den Krieg erklärt. Ueber das persönliche Gefallen wird sich ja wohl nicht streiten lassen: genug, daß es innerhalb und außerhalb Frankreichs immer wieder eine stattliche Anzahl von Leuten gegeben hat, die sich in die wunderliche Welt des „Pantagruel" und „Gargantua" gern eingelebt haben, die sich an dieser strotzenden Kraft, diesem ungeheuerlichen Ueberschwange grotesker Phantasie, ungeschlachter sinnlicher Derbheit und toller Ausgelassenheit lachend erfreuen, und außer der frischen Kampflust, dem oftmals durchbrechenden Ernste, außer dem Widerscheine des Renaissance-Ideals eben auch alle übrigen Seiten dieser merkwürdigen, reichen und groben Genialität ruhig gewähren lassen. Die wissenschaftliche Pflicht, Rabelais in seiner Welt zu begreifen, hätte auch Hillebrand natürlich nicht geleugnet, obwohl er selber sie nicht erfüllt hat. Das Buch von Schneegans vereinigt beides, die volle, unbefangene persönliche Freude an seinem Helden und den Ernst der wissenschaftlichen Erfassung des Einen inmitten seiner Zeit und seiner Kunstgattung. Denn der Held dieses Buches ist Rabelais; von ihm geht es aus, in ihm gipfelt es, mit ihm schließt es zuletzt; nur daß zugleich die „groteske Satire" überhaupt in ihre Anfänge hinauf und in ihre Ausläufer hinab verfolgt wird, von der Höhe des Mittelalters bis in das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert. Die Geschichte des ganzen Literaturzweiges will Schneegans schreiben; er findet die Eigenart des Grotesken in dem Ungeheuerlich-Phantastischen, in der colossalen und doch behaglichen Uebertreibung; er erläutert seine Definition durch die Wiedergabe einer Anzahl von grotesken Carricaturen. Es mag sein, daß er die Grenzen der Gattung etwas zu scharf gezogen hat; dafür wahrt er seiner Betrachtung um so entschiedener die nothwendige Einheit. Denn im Uebrigen durchschreitet er in einer, ich wage nicht zu sagen erschöpfenden, aber sicherlich ganz umfassenden literargeschichtlichen Ueberschau die weitesten Gefilde. Im Mittelalter trifft er Spuren der grotesken Satire; sie verstärken sich in dem Italien und Deutschland der Renaissance und Reformation, dort mehr auf ästhetischen, hier mehr auf sittlich-religiösen Kampf gewendet; beide Seiten vereinen sich in Frankreich, in Rabelais. Den ahmt dann eine Reihe von Zeitgenossen und Späteren äußerlich, eine andere innerlicher und lebendiger nach, am lebensvollsten Fischart, der Deutsche und Protestant; Cervantes gehört dem Geiste, aber nicht der Form nach hierher. Das Barock, das Rococo vollends zeigen nur

noch Aufsätze, nie mehr das Ganze des grotesken Stiles: in seiner eigentlichen Entfaltung ist dieser auf das sechzehnte Jahrhundert beschränkt. Schneegans spürt überall den allgemeinen Linien der Entwicklung nach, wie sie die Erscheinungen der verschiedenen Nationen und Zeiten mit einander verbinden, gewissermaßen der Gesetzmäßigkeit des historischen Gesammtverlaufes der grotesk-satirischen Dichtungsart. Er hat dabei das Einzelne mit offenbarer philologischer Treue durchgearbeitet, und weilt bei jeder besonderen Form und jeder besonderen Persönlichkeit mit verständnißvoller Liebe. Er hat seinen Gegenstand in das eigene Gefühl aufgenommen; in dem Stile und der Gedankenwelt seiner saftreichen Poeten — beides analysirt er mit Feinheit — ist ihm wirklich wohl geworden. Das mag ihn gelegentlich gegen die Ausschreitungen z. B. eines Fischart allzu nachgiebig machen, aber es verleiht dem Buche persönliche Farbe, ein kräftiges Behagen, das überall hervorbricht und auf den Leser übergeht. Schneegans sagt seine Meinung frisch heraus: sowohl der Aesthetiker wie andererseits der Historiker wird ihm da manchmal widersprechen, der Letztere nicht nur in historischen Einzelheiten, sondern auch in Fragen des allgemeineren Urtheils. Mittelalter und Katholicismus werden bei Schneegans ein wenig scharf, nicht immer ganz gerecht angefaßt, das sechzehnte Jahrhundert wird nicht ohne Einseitigkeit — auch nicht ohne Uebertreibungen in der Formulirung seiner charakteristischen Züge — empor gehoben. Indeß gerade diese Zuspitzung aller Darstellung und alles Urtheils auf jenes eine Zeitalter gibt dem Buche wie den persönlichen Charakter so den wissenschaftlichen Mittelpunkt. Schneegans begreift die groteske Satire aus der Besonderheit des sechzehnten Jahrhunderts; in dessen phantastisch überreicher, derber, willkürlich freier Kraft, in seinem leidenschaftlichen persönlichen Lebensgefühle wurzelt auch die Dichtungsform; alle Ungeschlachtheit, alle Kampfesfreude, alle souveräne Selbstherrlichkeit der Epoche machen sich in der Groteske Luft, sie ist ein wesensverwandter Ausdruck des eben durchgebrochenen, nach allen Seiten hin keck und gewaltig überschäumenden Individualismus. In der glatteren und strengeren Folgezeit verdorrt auch sie. In allem Wesentlichen wird diese Erklärung des historischen Ganges richtig sein; sie ergreift die Fragen innerlich und interessant. Und so ist denn das ganze Buch: geistig umfassend, dabei saftig, manchmal fast übermüthig, immer voller Lebens.

Erich Marcks.

Gräfin Elise Bernstorff.

[Nachdruck untersagt.]

Gräfin Elise von Bernstorff, geborene Gräfin von Dernath. Ein Bild aus der Zeit von 1789—1835. Aus ihren Aufzeichnungen. Zwei Bände. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1896.

Im Jahre 1817 erschien in der vornehmen Gesellschaft Berlins, die sich nach den Drangsalen der Franzosenzeit und den opferreichen Kämpfen des Freiheitskrieges zu heiterem und edlem Lebensgenuß wieder zusammenfand, eine Dame, deren Schönheit und Geist, Anmuth und Herzlichkeit bei Allen, die sich ihr nähern konnten, lebhafte Bewunderung und Verehrung erweckten. Es war die Gattin des dänischen Gesandten, der bald preußischer Minister des Auswärtigen werden sollte, Gräfin Elise Bernstorff, die Nichte des Fürsten Blücher und des Fürsten Hardenberg, die Freundin von Luise und Elise Radziwill. Wir kennen sie aus den Briefen der Rahel Varnhagen, die ihr in Wien an der Tafel von Gentz begegnete und sie „so gründlich und so eigenmächtig gescheidt fand", und aus der schönen Schilderung, die kürzlich nach den Papieren des großen Lehrmeisters unseres Heeres, des Generals

Clausewitz, veröffentlicht wurde. Aber erst aus ihren eigenen Aufzeichnungen, welche als herrlichstes Denkmal für die Verewigte die pietätvolle Gesinnung einer Enkelin der Oeffentlichkeit übergibt, lernen wir den intimen Zauber recht verstehen, der sie und ihr Haus einst zu einem der „gesuchtesten und glänzendsten" Mittelpunkte des Berliner Lebens machte.

Elise Bernstorff war die Tochter des dänischen Staatsmannes Grafen Magnus von Dernath und in Kopenhagen im Jahre der Revolution 1789 geboren. Ihre Kindheit verlebte die „immer lachende Lilli", wie man die Kleine nannte, in Seeland, dem „Garten Gottes", wo hundertjährige Ulmen und Linden ihr die schwärmerische Liebe zur Natur ins Herz rauschten, die Jugendjahre meist bei den holsteinischen Verwandten, den Stolbergs in Eutin, den Reventlows in Kiel und Emkendorf oder bei den Brüdern der Mutter, den Bernstorffs auf ihrem mecklenburgischen Gute Dreylützow. Die Erziehung Lilli's stand ausschließlich unter weiblicher Leitung, die ihre Spuren in einer oft übergroßen Weichheit und Empfänglichkeit des Gefühls zurückließ; für eine planmäßige Bildung oder geregelten Unterricht aber fand sich bei dem häufigen Wechsel des Wohnsitzes überhaupt wenig Raum. Von den Wundern unseres classischen Zeitalters erfuhr man dort an den Grenzen deutscher Bildung meist nur spät und selten, und es war ein hoher Festtag für die „Landmädchen", wenn einmal ein Vetter aus Berlin zurückkam und den entzückten Zuhörerinnen etwa Schiller's Glocke vortrug. Aber in dem traulichen Familienleben auf den gastlichen Landsitzen des holsteinischen Adels, vor denen der zersetzende Geist des achtzehnten Jahrhunderts Halt gemacht hatte, entfalteten sich dafür um so schöner die angeborenen Grundzüge ihres Wesens, die tiefe Innigkeit eines echt weiblichen Gemüthes, das in der Häuslichkeit den Quell alles irdischen Glückes findet, und eine echte und lautere, duldsame und doch glaubensstarke Frömmigkeit, deren heiterer und milder Abglanz ihr Leben wie ihre Aufzeichnungen verklärend durchleuchtet. In dankbarer Erinnerung verweilte die Gräfin später immer bei diesen sonnigen Jugendjahren unter den lieben Verwandten, an deren Freuden und Leiden sie mitfühlend theilnahm, und sie pries sich glücklich, daß ihre Entwicklung in die Zeit fiel, wo nach „den Jahren geistiger Dürre" und des „Herz erkaltenden Rationalismus" die schlummernde Religion in den Herzen zu neuem und starkem Leben erwachte. Sie hat in Kiel Hermes und Harms, wie später in Berlin Goßner und Strauß bewundert.

So wuchs Elise von Dernath empor zu einer jener Frauengestalten, die den Anfängen unseres Jahrhunderts eigenthümlicher zu sein scheinen als irgend einer Zeit vorher und nachher, und deren vollkommensten Typus wir in Königin Luise verehren; es sind Frauen von reinster Herzensgüte und edelster Empfänglichkeit für Freundschaft und Liebe; sie haben mehr Gemüth als Geist, mehr Sinn für Natur als für Kunst, etwas Jean Paul'sche Empfindsamkeit und Schwärmerei, endlich aber und hauptsächlich eine aus heiterem Herzen quellende Frömmigkeit, die in dem lebendigen Gefühl innigster Gemeinschaft mit Gott den Frieden der Seele findet.

Das sorglose Glück dieser Jugend schwand rasch vor dem Ernst des Lebens. Erst siebzehn Jahre alt, vermählte sich Elise mit ihrem um zwanzig Jahre älteren Oheim, dem Grafen Christian Günther von Bernstorff, der damals mit seinem Bruder Joachim die dänische Politik leitete, „Dänemarks Schutzengel", wie ihn Niebuhr später einmal genannt hat. Die edle und vornehme Würde und die gewinnende Liebenswürdigkeit seines Wesens bezauberten das Herz der jungen Nichte, die dem früh Kränkelnden eine mit vollster Hingebung liebende Gattin wurde. Der jungen Frau harrte eine schwere Aufgabe. Bald nach ihrer Vermählung starb eine Schwägerin, die Gattin Joachim Bernstorff's, deren drei kleine Töchter sie zu sich nahm und später mit den eigenen mütterlich aufzog. Anmuthig weiß sie zu erzählen, wie sie nach langen Flitterwochen in Holstein nach Kopenhagen kam, das noch von den Schrecken des englischen Bombardements erzitterte, und in das Haus des Gatten einzog, wo ein majestätischer Haushofmeister und ein imponirender

französischer Koch die Unerfahrene einschüchterten. Aber die tapfere, kleine Frau nahm bald die Zügel des Hauses entschlossen an sich und schuf dem in der Politik sich abmühenden Gatten ein friedvolles, ausruhendes Heim, im Winter in Kopenhagen, im Sommer auf Schloß Bernstorff, dessen schattigen Park der Großoheim Peter Andreas von Bernstorff gepflanzt und Klopstock und Kramer hatten aufblühen sehen. So glücklich sie sich hier fühlte, so begrüßte sie es doch mit jubelnder Freude, als der Gatte, der für kurze Zeit von den Staatsgeschäften zurückgetreten war, im Jahre 1811 die Stellung eines dänischen Gesandten in Wien übernahm und sie selbst, mit zwei Kindern und drei Nichten, ihm an die Donau folgen durfte. Hier erlebte sie die Erhebung Norddeutschlands gegen Napoleon, von deren Schwingungen sie freilich nur leise berührt wurde, und die Zeit des Wiener Congresses, dessen glanzvolle Feste und erlauchte Gesellschaft uns ihre Darstellung lebendig vergegenwärtigt, nach den Eindrücken, wie sie eine jugendliche und lebhafte Empfindung aufnimmt und wiedergibt. Sie schildert uns, was sie selbst sah, und wie sie es sah: König Friedrich Wilhelm III., dessen ernste und männliche Erscheinung überall den besten Eindruck macht; Kaiser Alexander, der mit seiner, auf den Applaus schauspielerisch berechneten Gefallsucht ihr ebenso mißfällt, wie der Verfasserin der kürzlich erschienenen „Feldzugsbriefe von 1813 und 1814", der klugen Gattin des Lord Westmorland; den Freiherrn vom Stein, dessen stolze Persönlichkeit über den Kreis der Staatsmänner und Diplomaten gebietend emporragt. Alle und Alles in kurzen, knappen Zügen, und doch wird man z. B. den Eindruck der Rückkehr Napoleon's von Elba kaum wieder so anschaulich geschildert finden.

Im Sommer 1817 kam das Ehepaar nach Berlin; nur ein Jahr später wurde Graf Bernstorff von König Friedrich Wilhelm III. zum Minister des Auswärtigen ernannt, wie die Gräfin meint, auf Andrängen des Fürsten Blücher, wie sich aus einigen Andeutungen in Hardenberg's Tagebüchern entnehmen läßt, auf Empfehlung des Fürsten Wittgenstein. Graf Bernstorff hat in der preußischen Geschichte das Andenken eines „ehrenhaften, muthigen und klugen Staatsmannes" hinterlassen. Allein es war nicht leicht für ihn, sich in der preußischen und deutschen Politik zurecht zu finden, um so weniger, da er die großen Tage von 1813 nicht auf preußischem Boden und nicht in preußischer Luft durchlebt hatte; nur allmälig konnte er sich zu einer selbständigen Politik empor arbeiten, nachdem seine anfängliche Nachgiebigkeit gegen Ancillon und Metternich bereits den Gang der preußischen Politik ungünstig beeinflußt hatte. Die Gräfin selbst spricht wenig von diesen Dingen. Ihr fehlt der helle Sinn für das öffentliche Leben, und ihr fehlt doch auch das rechte lebendige preußische Staatsgefühl. Frau von Humboldt, die nach langer Abwesenheit im November 1814 nach Berlin zurückgekehrt war und ihr Herz „erquickte" an dem freudigen und geweckten Geist der Bevölkerung, beklagte es lebhaft, daß sie die „Aufgeregtheit" der Jahre 1813 und 1814 nicht in Berlin verlebt habe. Frau von Humboldt merkte, was ihr damit abging; Gräfin Bernstorff hat es nie gefühlt. Noch in ihren Aufzeichnungen erwähnt sie ihre Verwunderung, als sie bei einer Vorstellung hörte, daß die Fürstin Blücher die französische Ansprache der Gattin des französischen Gesandten „ohne alle Verlegenheit" deutsch beantwortete. Von den beiden großen Impulsen der Zeit, dem religiösen und dem nationalen, hat Gräfin Bernstorff eben nur den ersteren empfunden und getheilt; der letztere ist ihr nie recht verständlich geworden.

Ich habe den Mangel angedeutet, den ich bei der Gräfin selbst wie in ihren Aufzeichnungen zu bemerken glaube; ich beeile mich, hinzuzufügen, daß durch die Ausscheidung aller Politik ihre Schilderungen der damaligen vornehmen Gesellschaft Berlins und ihres Lebens und Treibens ein um so reineres und anmuthigeres Bild gewähren. In Berlin wie früher in Wien und Kopenhagen ist zwar noch immer der häusliche Kreis der Mittelpunkt all' ihres Glücks, und Einsegnungen und Taufen, Verlobungen und Hochzeiten nehmen in ihren Erzählungen fast den breitesten Raum ein, so daß ihr Buch in einzelnen Abschnitten zu einer Art

Familienchronik wird. Allein die hervorragende Stellung des Gatten, ihre eigene, zugleich vornehme und herzliche Liebenswürdigkeit, endlich die Anwesenheit von sechs anmuthigen Töchtern und Nichten, die in dem „Comtessenzwinger" ihr Wesen trieben, führten zu einer ausgedehnten Geselligkeit, die nur häusliches Ungemach in späteren Jahren wieder einschränkte. Da waren zunächst die zahlreichen Verwandten aus Holstein und Dänemark, unter ihnen ein Ernst von Rantzau, ein fröhlicher Student, der der guten Gräfin manche sorgenvolle Stunde bereitete. Der junge Vetter, ein begeisterter Teutone und Schüler Jahn's, der um keinen Preis von seinem germanischen Rocke lassen mochte, hatte eines Tages die Kühnheit, in dieser Kleidung mit der Gräfin zusammen in Berlin einfahren zu wollen. Man denke: die Gattin des Ministers, der eben damals als Vertreter Preußens die Karlsbader Beschlüsse unterzeichnete, an der Seite eines Studenten in altdeutscher Tracht in Berlin einziehend! Schnell entschlossen ließ die Gräfin den Wagen halten und durch den Bedienten die Thür öffnen, „weil der junge Graf noch im Thiergarten spazieren wolle". Allein der flinke Turner überholte in raschem Dauerlauf den Wagen, warf sich in eine Droschke und schloß sich wieder an, zum Kummer der Gräfin, „als ob er zu uns gehöre".

Mehr nach dem Herzen der Gräfin war jener Kreis frommer Officiere, die alle schon für Deutschland gekämpft und geblutet hatten, denen aber, nach Treitschke's Wort, die Bibel jetzt theurer war als der Degen, Graf Karl von der Gröben, der spätere Minister Anton von Stolberg, der Adjutant des Kronprinzen Karl von Roeder und Andere. Nichts ist charakteristischer für diese Männer und den heiligen Ernst ihres Gottesglaubens als das von der Gräfin mitgetheilte Schreiben, in welchem Karl von Roeder einer ihrer Nichten seine Liebe gesteht und um deren Hand anhält. Daneben erscheinen die Helden des großen Freiheitskampfes, der Onkel Blücher, dessen unerschöpfliche Beredsamkeit die Gräfin bewunderte, und als trauteste Freunde Gneisenau und Clausewitz, denen sie durch ihre überraschende Aehnlichkeit mit der Tochter des unvergeßlichen Scharnhorst, der schönen Gräfin Julie Dohna, von Anfang an theuer wurde. Mit diesen ruhmgekrönten Vertretern des alten Preußen und der Zeit König Friedrich Wilhelm's III. begegnen sich bei der Gräfin schon die geistvollen Männer des neuen Preußen und der kommenden Zeit Friedrich Wilhelm's IV.: Radowitz, vor dessen politischer Orthodoxie die fromme Royalistin selbst wie eine „Erzliberale" erschien, und Josias von Bunsen, der aus Rom nach Berlin beurlaubt war und „sich dem ganzen Hause unentbehrlich" zu machen wußte. Auch hier — ich muß noch einmal darauf zurückkommen — verräth sich der Mangel an politischem Sinne. Die Gräfin sieht wohl, wie Gneisenau und Radowitz, Clausewitz und Bunsen sich abstoßen, aber sie erkennt nicht, daß in diesen Männern eben zwei Zeitalter der preußischen Geschichte sich von einander scheiden. Unter den Freunden des Hauses bemerken wir noch die rührende Erscheinung der unglücklichen Elise Radziwill, die für ihre Liebe zum Prinzen Wilhelm in der Gräfin eine mitfühlende Vertraute fand; die Radziwills waren in der Wilhelmstraße die Nachbarn der Bernstorffs, und eine Treppe über die Gartenmauer hinweg diente zu häufigem und herzlichem Verkehre. Den Mittelpunkt aber alles geselligen Lebens in Berlin bildete damals wie heute der Hof, der seine höchste Pracht zu entfalten pflegte, wenn die Lieblingstochter des Königs, Charlotte, und ihr Gemahl, der russische Kaiser, zu Besuche kamen. Wer hätte nicht schon einmal erzählen hören von dem Märchenspiele „Lalla Rookh" und jenem Feste der weißen Rose, das der Pinsel des jungen Menzel in herrlichen Aquarellen verewigen sollte. Es waren die glanzvollsten Zeiten des alten Preußen, und die Schilderungen dieser Tage mit ihrem leisen Anflug sinniger Wehmuth — oder trägt diese der Leser hinein, der des Wandels der Zeiten denkt? — bilden wohl die besten Seiten unseres Buches.

In diese schöne Welt brachen zerstörend die Julirevolution, der polnische Aufstand und eine verheerende Krankheit, die auf ihrem Zuge durch Europa besonders

in Preußen reiche Ernte hielt und aus dem Freundeskreise der Bernstorffs Gneisenau und Clausewitz hinweg raffte. Noch ein schöner Tag war den beiden Gatten beschieden, das Fest der Silberhochzeit, das sie unter allseitigen Beweisen herzlicher Liebe und Theilnahme am 21. August 1831 feiern konnten. Wenige Monate später sah sich Graf Bernstorff durch anhaltende Krankheit gezwungen, seine Entlassung zu nehmen; im Jahre 1835, nachdem er mit der Gräfin noch einmal die dänische Heimath in Seeland besucht hatte, ist er gestorben. Mit dem Tode des Gatten, den sie selbst noch um zweiunddreißig Jahre überleben sollte, schließt die Gräfin ihre Erinnerungen.

Ich fürchte, ich habe mich in der vorstehenden Skizze zu sehr bei den äußeren Ereignissen dieser Aufzeichnungen verweilt, deren eigentlicher und höchster Werth doch in dem Charakter der Verfasserin liegt. Gräfin Bernstorff ist keine moderne Natur; die klare Einheit ihres Wesens schließt alle Räthsel aus, deren Entzifferung einen Psychologen reizen könnte; dem heutigen Geschlecht mag sie altmodisch erscheinen, diese Frau aus den müden und stillen Jahren der Restaurationsepoche, deren staatliche und noch mehr kirchliche Anschauungen sie theilte; aber die Innigkeit und Wahrhaftigkeit ihrer Natur, ihre kindlich reine Frömmigkeit und Herzensgüte haben Glück und Frieden über ihre Umgebung verbreitet und werden, denke ich, auch bei den Lesern und Leserinnen dieses Buches ihren leise wirkenden Zauber nicht verfehlen.

Paul Baillen.

qδ. **Kapitel aus einem bewegten Leben 1855—64.** Von . . . dw. . . . Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1894.

Erinnerungen aus dem Leben eines kleinen Diplomaten und Hofmannes. Er trat, nachdem er etliche Jahre preußischer Cavallerieoffizier gewesen, bei Herrn von Bismarck 1855 in Frankfurt als Attaché der preußischen Gesandtschaft ein, wurde dann aber der Welt der großen Politik durch den Dienst kleiner und kleinster Höfe entführt. Er scheint theils durch das Beispiel größerer Diplomaten, theils durch die akademische Luft, in die er sich für seine alten Tage zurückgezogen hat, verlockt worden zu sein, seinerseits zur Feder zu greifen und Memoiren zu schreiben. Es ist manches Interessante in dem Büchlein, wenigstens da, wo die überragende Gestalt Bismarck's einen tieferen Hintergrund für das Geplauder abgibt. Das Interesse schrumpft zusammen, sobald wir in die Sphäre des kleinen Hoflebens versetzt werden — falls uns nicht diese Männer und diese Atmosphäre selber ein eigenartiges Interesse erwecken. Der Stil des Verfassers, den wohl die Kundigen leicht errathen werden, entspricht in merkwürdigem Grade dem Inhalte — seltsam gewundene Satzconstructionen, wie das Spiegelbild einer Welt, in der man niemals die einfache Wahrheit sagt.

γ. **Die Kriege Friedrich's des Großen.** Herausgegeben vom großen Generalstabe. Zweiter Theil: Der zweite schlesische Krieg 1744—1745. Drei Bände. Berlin, C. E. S. Mittler & Sohn. 1895.

Die kriegsgeschichtliche Abtheilung des großen Generalstabes hat nunmehr auch dem zweiten schlesischen Kriege dieselbe gründliche, nach bewährten Grundsätzen angelegte und durchgeführte Beschreibung gewidmet, die er längst verdient hat. In einer knapp gehaltenen Einleitung wird die politische Lage gezeichnet, aus der heraus der König den Entschluß zu erneutem Waffengang faßte; mit Nachdruck wird die Ansicht vertreten, daß wenigstens in der Vorstellung Friedrich's der Krieg ein Vertheidigungskrieg gegen einen von ihm befürchteten Angriff war, und daß die Absicht des Gewinns von Königgrätz, Jungbunzlau und Leitmeritz sich aus dieser Vorstellung erklärt und rechtfertigt. Der König hat sich schließlich trotz glänzender Waffenthaten mit seinen alten Grenzen von 1742 begnügen müssen; aber er trug aus dem Kriege zwei werthvolle Ergebnisse davon. Das erste war das unbedingte Zutrauen zu einem Heer, dessen Reiterei durch die tiefe Schlucht nördlich der Graner Koppe bei Soor hindurch die hochberühmten feindlichen Schwadronen angriff; dessen Fußvolk über glatt bestrichene Flächen gegen Höhen anstürmte, die mit schweren Kanonen gespickt und von einem zahlreichen Feinde besetzt waren, und das sich nicht scheute, bei Erkletterung schneebedeckter Felsen unter den Augen des Gegners seine eigenen Linien zu lösen und in ungeordneten Haufen dem geschlossenen Stoße des Gegners zu trotzen. Das wollte um so mehr sagen, als solche Thaten das Gegentheil von Allem waren, was das preußische Fußvolk im Frieden erlernt hatte und als Ueberlieferung ansah. Das zweite Ergebniß war die eigene, strategische Reife des Königs. Noch 1744 war er in den überkommenen Ansichten so befangen, daß er den Feind in fester Stellung anzugreifen sich scheute; und daß er vor Marschowitz ohne Sturm zurückwich, hat ihn beinahe dem Verderben überantwortet. Bei Soor aber zwang ihn die äußerste Noth mit den Ueberlieferungen zu brechen; er führte sein kleines, sonst verlorenes Heer zum Sturm gegen die Graner Koppe, und er siegte. Aus dieser Erfahrung heraus hat er am 21. November 1745 dem Fürsten von Anhalt befohlen, die Sachsen, wenn sie gleich um 6 Bataillone und 3 Schwadronen stärker seien als er und eine befestigte Stellung hätten, doch absolument anzugreifen: „Wir haben Gott Lob Exempel, daß wir einen superieuren Feind mit einer weit geringeren Anzahl Truppen geschlagen haben." Mit Recht sagt das Generalstabswerk, das sei die Sprache des zukünftigen Siegers von Prag und Leuthen.

γ. **Das Kurfürstenthum Hannover vom Baseler Frieden bis zur preußischen Occupation 1806.** Nach archivalischen und handschriftlichen Quellen von W. von Hassell. Mit drei Porträts. Hannover, Carl Meyer. 1894.

Das vorliegende Werk rührt nicht eigentlich von einem zünftigen Historiker, sondern von einem gebildeten Freunde der hannöverschen Geschichte her, der sich aber bereits durch andere Schriften als fleißiger, urtheilsfähiger Forscher und geschmackvoller Schriftsteller ausgewiesen hat. Wir dürften uns Glück wünschen, wenn wir viele solche Männer in Deutschland besäßen, und unsere historischen Vereine würden, von solchen Männern geleitet und berathen, der Wissenschaft erheblich größere Dienste leisten, als bis jetzt, wo die Dilettanten im eigentlichen Sinne in ihnen überwiegen, der Fall ist. W. v. Hassell hat eine lange Reihe handschriftlicher Quellen benutzt und entwirft vielfach von den Ereignissen ein wesentlich anderes Bild, als es bisher gegeben wurde. Vor Allem zerstreut er, der Hannoveraner, die von vielen zäh genährte Vorstellung, als ob Preußen fortwährend auf der Lauer gelegen hätte, um Hannover an sich zu reißen. 1801 schritt es nun zur Besatzung des Landes, um seiner Wegnahme durch Russen und Franzosen zuvorzukommen, und 1806 galt es, nachdem Hannover seines Heeres beraubt und so unfähig geworden war, Preußens Grenze wie einst, gegen Westen zu decken, sich des Landes zu versichern, um so selbst die Wacht gegen Frankreich und die von ihm abhängige batavische Republik zu halten. Von dem Unglück des Jahres 1803, der Einnahme Hannovers durch die Franzosen, entwirft unser Verfasser eine geradezu dramatisch belebte Schilderung; wenn man sieht, wie schwer der Minister v. Lenthe und andere sich durch Unterlassen militärischer Vorbereitungen an dem Lande versündigten, wie kopflos auch die diplomatischen Geschäfte behandelt wurden, so verlernt man das Erstaunen darüber, daß dasselbe Land, das 1758—62 den Franzosen unüberwindlich ge-

wesen war, ihnen 1803, trotzdem General Mortier nur über schwache Streitkräfte und namentlich eine ungenügende Artillerie verfügte, so leicht in die Hände fiel. Auch der Anführer v. Wallmoden trägt an diesen Dingen eine erhebliche Mitschuld.

g. **Die inneren Zustände des Kurfürstenthums Hannover unter der französisch-westfälischen Herrschaft 1806—1813.** Von der philosophischen Facultät der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen mit dem ersten Preise der Beneke-Stiftung gekrönte Schrift von Friedrich Thimme, Dr. phil. Zweiter Band. Hannover und Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung. 1895.

Dieser Band der großen Preisschrift hat (bis auf einen kleinen Rest, der die hanseatischen Departements behandelt) das Königreich Westfalen zum Gegenstande. Eine eingehende, sorgfältige, quellenmäßige Darstellung, zum Theil auf die archivalischen Urkunden gestützt, die bisher nicht an die Oeffentlichkeit gebracht worden waren. Der Schwerpunkt fällt, wie es der Titel des Werkes sagt, auf das Gebiet der inneren Staatsverwaltung, und nur einleitungsweise sind die äußeren Hergänge erwähnt, durch welche das Königreich Westfalen entstanden ist. Der Inhalt der die einzelnen Partien der Verwaltung eingehend schildernden Arbeit faßt sich in dem Gedankengange zusammen, dem bereits der erste (vor zwei Jahren erschienene und hier gleichfalls angezeigte) Band Ausdruck gab, daß trotz des schweren Druckes der französischen Fremdherrschaft dennoch anerkannt werden müsse, wie diese in Hannover und in Preußen „eine historische Nothwendigkeit" gewesen. Ohne sie, sagt der Verfasser, wäre man weder hier noch dort aus den verrotteten Zuständen des achtzehnten Jahrhunderts heraus gekommen; und er führt die Worte Johannes von Müller's an, die er den westfälischen Reichsständen in der Schlußsitzung vom 22. August 1808 zurief: „Das Sonderbare haben die mitternächtlichen Völker, zumal vom germanischen Stamm: so oft in Gottes Rath beschlossen war, ihnen eine neue Art oder einen höheren Grad von Cultur beizubringen, mußte ein Stoß von außen kommen . . . . gleich als bedürfte die natürliche Ruhe der Völker, bei welchen eine minder freigebige Natur des Erdreichs und Himmelstrichs weniger Bedürfnisse und Begierden erregt, und welche nicht sowohl jenen Glanz mittäglicher Phantasie, als eine achtungswerthe Gründlichkeit des Urtheils haben, gewisse, von Zeit zu Zeit aufweckende Erschütterungen." Auf keinen Volksstamm, meint Dr. Thimme, treffen diese Worte mehr zu, als auf den der Niedersachsen. Durch Alles, was man von den fremden Einrichtungen vernommen, zum Theil selbst erfahren hatte, waren die Ansichten über die Bedürfnisse des gemeinen Wesens sehr erweitert und ein lebhaftes Gefühl von der Nothwendigkeit kräftiger Neuerungen erregt. So urtheilte nachmals auch der hannoversche Staatsmann Rehberg.

γ. **Irrfahrten und Abenteuer eines mittelstaatlichen Diplomaten.** Ein Lebens- und Kulturbild aus den Zeiten um 1800. Von Ludwig Freiherr von Ompteda. Leipzig, S. Hirzel. 1894.

Dieses Buch wendet sich nicht sowohl an die Kreise der zünftigen Historiker, als vielmehr an „allgemein gut unterrichtete Freunde der Geschichte:" da es aber vielfach aus ungedruckten Papieren schöpft, so ist es wohl im Stande, auch den eigentlichen Historikern Interesse einzuflößen. Es handelt von dem hannöverischen Edelmann Friedrich Freiherrn von Ompteda, der 1772 als Sproß eines altfriesischen Adelsgeschlechts in Hannover geboren ward, dem König Hieronymus von Westfalen als Gesandter in Frankfurt, Darmstadt und Wien diente und 1819 als Vertreter Georg's III. in Rom starb, wo er auf dem protestantischen Friedhof an der Pyramide des Cestius begraben ist. „Er gehörte nicht zu den spröden und kernigen Stämmen, die entweder widerstehen oder stürzen: vielmehr zu den biegsamen, elastischen, die sich nach dem Gewittersturm wieder aufrichten und fröhlich weiter zu wachsen streben. Wie bei der großen Masse der Durchschnittsmenschen, so wirkten auch bei ihm berechtigte und andere Motive, freier Wille und Nothwendigkeit für seine Entschlüsse über seine Lebensführung durcheinander. Als er aber abschied, noch in jungen Jahren, da durfte er das Tagebuch seines irdischen Daseins mit dem berechtigten Bewußtsein schließen und besiegeln: ein ausgereifter, seinem Berufe gewachsener Mann geworden zu sein, der seine ernste, schwierige Dienstpflicht bis zum letzten Athemzuge treu erfüllt hatte." Der Lebensgang des Freiherrn führt den Leser an manchen merkwürdigen geschichtlichen Stätten vorüber: am alten Reichstag zu Regensburg, am Rastatter Kongreß, am Reichsdeputationshauptschluß: das Getriebe am französischen Hof zu Kassel, die Wetterschläge des Jahres 1813, Pius VII. und sein Berather Cardinal Consalvi, Niebuhr's Thätigkeit als preußischer Gesandter in Rom, die Prinzessin Charlotte von England, der traurige Ehebruchsproceß gegen die Prinzessin Caroline von Wales ziehen der Reihe nach die gespannte Aufmerksamkeit des Lesers auf sich, und so mag man den Ausdruck des Verfassers im besten Sinne annehmen, daß wir hier eine Art von historischem Lehrbuch erhalten, das über öffentliche Vorgänge wie privates Leben aus den letzten Jahrzehnten des achtzehnten und den ersten des neunzehnten Jahrhunderts reichen Aufschluß gewährt, und für das in der That alle Freunde guter historischer Lectüre dem Verfasser dankbar sein werden.

β. **Mémoires du général Thiébault.** IV. 1806—1813. V. 1813—1820. Deuxième édition. Paris, Plon, Nourrit et Cie. 1895.

Der vierte Band dieser Denkwürdigkeiten des napoleonischen Divisionsgenerals Baron Thiébault bietet ein reiches Interesse dar, insofern der General 1806—1807 an dem preußischen, von 1807 ab an dem portugiesischen und spanischen Feldzug betheiligt war und eine Fülle charak-

teristischer Einzelheiten aus diesen Zeiten berichtet. Wir heben namentlich hervor, daß Thiébault behauptet, Napoleon habe, um sein der Königin Luise angethanes Unrecht wieder gut zu machen, ihr in Tilsit die Rückgabe von Schlesien zugestanden — eine Angabe, die freilich in schneidendem Widerspruch zu Allem steht, was wir sonst von diesen Dingen wissen. Auch sonst finden wir im zweiten Capitel des Bandes manche interessante Einzelheit über die Tage von Tilsit. Das Hauptgewicht aber fällt ohne Frage auf die Capitel III—XV, in denen die Ereignisse auf der pyrenäischen Halbinsel erzählt werden. Reiches, obschon nicht immer sehr günstiges Licht fällt auf die Gestalt des Marschalls Junot, dessen ganze Vorgeschichte, Verhältniß zu Napoleon und Zerwürfniß mit dem Kaiser, Thiébault als nächster Zeuge sehr eingehend schildert. Das Urtheil über die napoleonische Generalität wird freilich durch diese Denkwürdigkeiten nicht verbessert. Mit sehr wenig Ausnahmen erscheinen alle diese tapferen Männer als sitten- und gewissenlose Persönlichkeiten, die nach Ruhm, aber noch mehr nach Geld und Weibern begierig sind, die folglich plündern, stehlen und rauben, wo sie können, die überall Maitressen annehmen, ohne sich um ihre Frauen zu Hause zu kümmern, und gelegentlich selbst Frauen der ihnen untergebenen Officiere mit sich herumführen, wie dies z. B. Masséna ohne alle Rücksicht auf die Folgen eines solchen Beispiels that. Thiébault selbst macht wenigstens in dieser Hinsicht, wenn man seinen sehr offenherzigen und eingehenden Geständnissen trauen darf, eine rühmliche Ausnahme von der Regel. Im Punkt des Geldes aber war er so wenig zimperlich, wie nur irgend einer seiner Waffenbrüder, und daß er es weniger für sich als für seine Familie begehrte, macht seinen Fall kaum viel besser. — Der fünfte Band enthält die Erlebnisse Thiébault's in den Jahren 1813—1820. Aus Spanien wurde er 1813 nach Deutschland beordert, wo er unter dem Marschall Davoût zuerst in Bremen, dann in Lübeck befehligte. Ueber die erste Restauration und die Zeit der hundert Tage weiß Thiébault auch wieder vieles Interessante zu berichten: weil er 1815 auf Veranlassung Maret's einen Brief an Napoleon gerichtet hatte, fiel er in Ungnade und wurde durch Karl X., den er „den Jesuiten im kurzen Rock" nennt, einige Zeit nach Tours verbannt. Mit dem Tode seiner Gattin, deren Heliogravüre neben der seinigen den fünften Band schmückt, schloß der General im Jahr 1837 seine Denkwürdigkeiten ab. Im Anhang findet sich ein besonderer Nachtrag über die Capitulation von Baylen, deren ganze Schuld dem General Dupont aufgebürdet wird. Ein Namensverzeichniß für alle fünf Bände wird sämmtlichen Lesern sehr willkommen sein.

γ. **Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten.** Herausgegeben von Theodor Schiemann. Siebenter Band. Jugenderinnerungen des Professors Alexander Iwanowitsch Nikitenko. Aus dem Russischen übersetzt von R. Türstig. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1895.

Eine sympathische Selbstbiographie, die uns ein aus der Leibeigenschaft entsprossener Petersburger Professor erzählt und die man mit so vieler Theilnahme liest, daß man bedauert, in dem Augenblicke, da Nikitenko der Leibeigenschaft als junger Mann entlassen wird und den Petersburger Studien sich zuwenden darf, bereits zu Ende ist. Ein merkwürdiges Beispiel des Emporsteigens eines tüchtigen Menschen und liebenswürdigen Charakters aus den größten Bedrängnissen, der dann vielleicht bei Darstellung dieser Wandlung in seinem Leben die richtige Empfindung gehabt haben mag, daß dieses erste Stück seiner Biographie auch das Bemerkenswertheste sein würde. Wie immer, fehlt es auch in diesem Lebenslauf eines Russen nicht an dem düsteren Hintergrunde des russischen Staatswesens und seines Beamtenthums, wie es vor einem halben Jahrhundert beschaffen war. Um so staunenswerther ist das Spiel der Natur oder das Spiel der Cultur, welches inmitten solcher Gesammtzustände solche Individualitäten entstehen läßt.

γ. **Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer.** Aus dem Nachlasse von Carl Bähr herausgegeben von Ludwig Schemann. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1894.

Das Schriftchen bildet eine Ergänzung zu den bekannten, mehr oder weniger umfangreichen Arbeiten über Schopenhauer von Gwinner, Frauenstädt und Andern. Wenn wir gleich aus ihm nichts wesentlich Neues erfahren, weder über die allgemeine Denkungsweise noch über die Lebensgewohnheiten und charakteristischen Eigenthümlichkeiten des großen Philosophen, so tritt uns die originell-geniale Persönlichkeit desselben doch auch hier lebendig und greifbar entgegen und verleiht den anspruchslosen, aber mit großer Frische und Wärme geschriebenen, nur Selbsterlebtes enthaltenden Aufzeichnungen einen eigenen Reiz. Die Unterredungen bringen in dieser Hinsicht manches Anziehende und Interessante, so u. A. die schöne Stelle, wo Bähr aus der Erinnerung wiedergibt, wie Schopenhauer ihm die Mythe von Buddha erzählte. Der „Briefwechsel" führt uns näher in die geistigen Beziehungen zwischen dem Meister und seinem wohl begabtesten Schüler ein. Die Briefe Schopenhauer's an Bähr sind freilich von Schemann selbst in seinen 1893 erschienenen Schopenhauer-Briefen bereits veröffentlicht worden, doch fehlen dort die Briefe Bähr's, die jene in manchen Einzelnheiten erst verständlich machen. Ein kurzes Lebensbild Carl Bähr's aus der Feder des Herausgebers bildet die Einleitung des Buches, dem im Anhang zwei kleinere Arbeiten Bähr's als Proben seiner literarischen Befähigung beigefügt sind. Was das Schriftchen besonders anziehend macht, ist die Persönlichkeit des Verfassers, in der sich eine nicht gewöhnliche geistige Begabung mit großer Bescheidenheit und Warmherzigkeit paart.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 20. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bellis, Modestino dc. — Shakespeare o Bacone? Controversia letteraria. Bari. Stab. Tipografico del Corriere dello Puglie. 1896.

Brandes. — William Shakespeare. Von Georg Brandes. Bis zur elften Lieferung. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. 1896.

Bulle-Rigutini. — Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch von Giuseppe Rigutini und Oskar Bulle. Bis zur achten Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1896.

Bulletin of the United States geological survey. No. 118—122. Washington, Government printing office. 1894.

Caviezel. — Das Engadin in Wort und Bild. Textlich bearbeitet von M. Caviezel. Samaden, Simon Tanner. 1896.

Collin. — Goethe's Faust in seiner ältesten Gestalt. Untersuchungen von J. Collin. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1896.

Dabrowski. — Der Tod. Eine Studie von Ignatz Dabrowski. Aus dem Polnischen übertragen von Raphael Löwenfeld. Breslau, S. Schottlaender. 1896.

Dayot. — Napoleon I. in Bild und Wort. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern von Armand Dayot, übertragen von O. Marschall von Bieberstein. Bis zur siebzehnten Lieferung. Leipzig, Schmidt & Günther. 1895.

Duboc. — Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland. Geschichte und Kritik. Von Julius Duboc, Dr phil. Leipzig, Otto Wigand. 1896.

Ebner-Eschenbach. — Rittmeister Brand. Bertram Vogelweid. Zwei Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Eggeling. — Bilder aus Italiens Hauptstädten. Von Otto Eggeling. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1896.

Eidam. — Drei vaterländische Gedichte aus dem Erinnerungsjahre 1895|96. Von Christian Eidam. Nürnberg. Im Commissionsverlag der Fr. Korn'schen Buchhandlung. 1896.

Epstein. — Erste Wanderfahrten. Gedichte und Skizzen von Georg Epstein. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge. 1896.

Ernst. — Kartäusergeschichten. Novellen und Skizzen von Otto Ernst. Hamburg, Conrad Kloß. 1896.

Fiamingo, G. — Il Protezionismo sociale contemporaneo. Editori Roux Frassati e Co. Torino.

Fischer. — Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen. Von P. D. Fischer. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Julius Springer. 1896.

Fowke. — Archeologic investigations in James and Potomac valleys. By Gerard Fowke. Washington, Government printing office. 1894.

Fulda. — Robinson's Eiland. Komödie in vier Aufzügen von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Gaß. — Meine Vertheidigung in Sachen v. Hammerstein. Von Flora Gaß. Mit dem Porträt der Verfasserin. 6.—10. Tausend. Leipzig, Th. Schröter. 1896.

Geology of the green mountains in Massachusetts by Raphael Pumpely, J. E. Wolff, and T. Nelson Dale. Washington, Government printing office. 1894.

Gerok. — Frauenabende. Sechs Vorträge zur Frauenfrage. Von Gustav Gerok. Stuttgart, Carl Krabbe. 1896.

Gottschall. — Moderne Streber. Roman von Rudolf von Gottschall. Zwei Bände. Jena, Hermann Costenoble. 1896.

Gourmont. — Le Pèlerin du Silence. Par Remy de Gourmont. Paris, Société du Mercure de France. 1896.

Gründorf von Zebegény. — Grazer Tourist. Wanderungen in der reizenden Umgebung von Graz. Beschrieben von W. Ritter Gründorf von Zebegény. Graz, Verlag „Leykam". 1896.

Hauck. — Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Unter Mitwirkung vieler Theologen und Gelehrten in dritter verbesserter und vermehrter Auflage herausgegeben von Dr. Albert Hauck. Erste Lieferung. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1896.

Hellwald, Friedrich von. — Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Vierte Auflage. Zweite Lieferung. Leipzig, P. Friesenhahn.

Jaden. — Theodor Körner und seine Braut. Ein Beitrag zur Körner-Literatur und zur Geschichte des k. k. Hofburgtheaters in Wien. Von Dr. Hans R. Freiherr von Jaden. Dresden, Verlag des Universum. 1896.

Ibsen. — Catilina. Drama in drei Acten von Henrik Ibsen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Hugo Greinz. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. 1896.

Jensen. — Versunkene Welten. Historischer Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Breslau, S. Schottlaender. 1896.

Immermann, Karl. — Eine Gedächtnissschrift zum hundertsten Geburtstage des Dichters. Mit Beiträgen von R. Fellner, J. Geffcken, O. H. Geffcken, R. M. Meyer und Fr. Schultess. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1896.

Kerner. — Geschichten Besessener neuerer Zeit von Justinus Kerner. Neu herausgegeben von K. L. Tübingen, im Selbstverlage des Herausgebers. Zu beziehen durch Buchhändler Lindenmaier. 1896.

Köppen. — Das Opfer für das Vaterland. Ein vaterländischer Roman von Fedor von Köppen. Breslau, S. Schottlaender. 1896.

Kozmian. — Das Jahr 1863. Polen und die europäische Diplomatie. Von St. von Kozmian. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Dr. S. R. Landau. Wien, Carl Konegen. 1896.

Langermann. — Stein, Pestalozzi, Fichte in ihrer Beziehung zur socialen Frage der Gegenwart. Von Johannes Langermann. Barmen, Selbstverlag des Verfassers. In Commission bei Steinborn & Co.

Laurent. — Germanization and Americanization compared. By Charles F. St. Laurent. Montreal, C. F. St. Laurent. 1896.

Letters of Matthew Arnold. 1848—1888. Collected and arranged by George W. E. Russell. Two volumes. London, Macmillan and Co. 1895.

Lindheimer. — Hagar's Liebe. Schauspiel von Franz Lindheimer. Zweite Auflage. Heidelberg, S. Hörning. 1896.

Litten. — Der Bandwurm. Eine ärztliche Humoreske von Julius Litten. Zweite Auflage. Berlin, Bestellkarten- und Zeitungsverlag, Gesellschaft m. beschr. Haftpfl.

Litzmann. — Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen von Berthold Litzmann. Dritte, erweiterte Auflage. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1896.

Lodge. — Richelieu. By Richard Lodge. London, Macmillan and Co. 1896.

Meinecke. — Aus dem Kreolen-Lande. Von Gustav Meinecke. Berlin, Deutscher Colonialverlag (G. Meinecke).

Mémoires du colonel Combe sur les campagnes de Russie 1812, de Saxe 1813, de France 1814 et 1815. Nouvelle édition. Paris, Librairie Plon. 1896.

Mémorial de J. de Norvins. Publié avec un avertissement et des notes par L. de Lanzac de Laborie. Tome premier. Paris, Librairie Plon. 1896.

Merwart. — Neckenspäße. Eine heitere Mär. Mit Benutzung einer altfranzösischen Sage. Von Karl Merwart. Leipzig, Literarische Anstalt (August Schulze). 1896.

Mettig. — Geschichte der Stadt Riga von C. Mettig. Bis zur vierten Lieferung. Riga, Jonck & Poliewsky. 1896.

Meyer's Reisebücher. Dresden und die sächsische Schweiz. Vierte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1896.

Möbius. — Ueber die Behandlung von Nervenkranken und die Errichtung von Nervenheilstätten. Von Dr. P. J. Möbius. Berlin, S. Karger. 1896.

Monographs of the United States geological survey. Volume XXIV. Washington, Government printing office. 1894.

Mooney. — The Siouan tribes of the east. By James Mooney. Washington, Government printing office. 1894.

Mühlbrecht. — Die Bücherliebhaberei (Bibliophilie—Bibliomanie) am Ende des 19. Jahrhunderts. Von Otto Mühlbrecht. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1896.

Müller. — Schiller's Jugenddichtung und Jugendleben. Neue Beiträge aus Schwaben von Dr. Ernst Müller. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Müller. — Vaterlands- und Soldatenlieder. Ein Liederstrauß für das deutsche Volk und Heer. Von L. Müller. Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg. 1896.

Muret. — Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Erster Theil (Englisch-Deutsch). Bis zur neunzehnten Lieferung. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Museum, Das. Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst. Herausgegeben unter Mitwirkung von Wilhelm Lode, Reinhard Kekule von Stradonitz, Woldemar von Seidlitz und anderen Fachmännern. Bis zur vierten Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Neumann. — Architektonische Betrachtungen eines deutschen Baumeisters. Mit besonderer Beziehung auf deutsches Wesen in deutscher Baukunst. Von Robert Neumann. Berlin, Wilhelm Ernst & Sohn. 1896.

Niemann. — Die Erbinnen. Roman von August Niemann. Zwei Bände. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1896.

Penauster. — Une conspiration en l'an XI et en l'an XII. Par Huon de Penauster. Paris, Librairie Plon. 1896.

Pensa. — L'Égypte et l'Europe. Ouvrage publié sous la direction de M. Henri Pensa et de M. Ernest Bousson. Paris, Joseph André et Cie. 1896.

Petzet. — Johann Peter Uz. Zum hundertsten Todestage des Dichters. Von Dr. Erich Petzet. Ansbach, C. Brügel & Sohn. 1896.

Pfinder. — L'eau du soir. Un essai dramatique par Aimé L. Pfinder. Bruxelles, Paul Lacomblez. 1896.

Pontoppidan. — Nachtwache. Erzählung von Henrik Pontoppidan. Einzig berechtigte Uebersetzung von Emmy Drachmann. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Powell. — Fourteenth annual report of the United States Geological Survey to the secretary of the interior. 1892—93. By J. W. Powell. In two parts. Washington, Government printing office. 1894.

Presber. — Der Schuß. Schauspiel in drei Acten von Rudolf Presber. Stuttgart, J. Cotta Nachf. 1896.

Proud'hon. — Jésus et les origines du christianisme. Par P. J. Proud'hon. Préface et manuscrits inédits classés par Clément Rochel. Deuxième édition. Paris, G. Havard fils. 1896.

Raithel. — Herrle und Hannile. Ein Strauß Dorfblüthen. Gerissen und gebunden von Hans Raithel. Berlin, Dr. Gaspary's Verlag. 1896.

Rashdall. — The universities of Europe in the middle ages. By Hastings Rashdall. In two volumes. Oxford. A the Clarendon Press.

Reiser. — Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Von Dr. Karl Reiser. Bis zum fünften Heft. Kempten, Jos. Kösel.

Report of the commissioner of education for the year 1892—93. Two volumes. Washington, Government printing office. 1895.

Rosegger. — Steanstreirisch. Lustige Vorlesungen von Peter Rosegger. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Graz, Verlag „Leykam". 1896.

Schafheitlin. — Saturnische Phantasien. Gedichte von Adolf Schafheitlin. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1896.

Schaukal. — Verse (1892—1896). Von Richard Schaukal. Brünn, Rudolf M. Rohrer. 1896.

Schipper. — Der Bacon-Bacillus. Von Dr. J. Schipper. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1896.

Schirmacher. — Herrenmoral und Frauenhalbheit. Von Dr. Käthe Schirmacher. Drittes Tausend. Berlin, Richard Taendler. 1896.

Schliepmann. — Wir Gebildeten. Nachdenksame Geschichten. Von Hans Schliepmann. Berlin, Schuster & Loeffler. 1896.

Schlösser. — Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne. 1767—1779. Dreizehn Jahre aus der Entwicklung eines deutschen Theaterspielplans. Von Rudolf Schlösser. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1895.

Schwartz. — Vaterländische Ehrentage. Eine Festgabe zum Geburtstage des Fürsten Bismarck von A. Schwartz. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Sehrwald. — Das Naturheilverfahren im griechisch-römischen Alterthum. Aus den Quellen zusammengestellt von Dr. med. Konrad Sehrwald. Eisenach, H. Kahle's Hofbuchdruckerei. 1896.

Sello. — Saterlands ältere Geschichte und Verfassung. Von Georg Sello. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1896.

Spielhagen. — Selbstgerecht. Roman in zwei Bänden von Friedrich Spielhagen. Stuttgart, J. Engelhorn. 1896.

Stifter. — Studien von Adalbert Stifter. Mit Illustrationen von Franz Hein und Fr. Kallmorgen. Zweiter Band. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1896.

Stöckel-Walter. — Die deutschen Volksfeste. Ein Beitrag zur Reform derselben. Preisgekrönte Abhandlung von Dr. Hermann Stöckel und Eduard Walther. München, Theodor Ackermann. 1896.

Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. Dreiundvierzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Vormeng. — Auch dabei! Lieder aus der französischen Kriegs- und Occupationszeit von 1870—1873 von Dr. Karl Vormeng. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Borstell & Reimarus. 1896.

Waddington. — Louis XV. et le renversement des alliances. Par Richard Waddington. Paris, Librairie de Firmin-Didot et Cie. 1896.

Walcker. — Die Frage der allgemeinen Bildung und der Zeitungsreform. Von Dr. Karl Walcker. Leipzig, Hermann Haacke. 1896.

Walcker. — Montesquieu als Polyhistor, Philosoph, Vorkämpfer der germanisch-protestantischen Cultur und als philosophischer Prophet. Von Dr. Karl Walcker. Leipzig, Rossberg'sche Hofbuchhandlung. 1896.

Wassermann. — Melusine. Ein Liebesroman von Jakob Wassermann. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. 1896.

Wichert. — Heinrich von Plauen. Historischer Roman von Ernst Wichert. Sechste Auflage. Drei Bände. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1896.

Wilbrandt. — Vater und Sohn und andere Geschichten. Von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Wolff. — Geschichte der deutschen Gegenwart in der Literatur. Von Eugen Wolff. Leipzig, S. Hirzel. 1896.

Wülker. — Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Professor Dr. Richard Wülker. Erstes Heft. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1896.

Wuttke-Biller. — Barbara Ittenhausen. Ein Augsburger Familienleben im sechzehnten Jahrhundert von E. Wuttke-Biller. Sechste Auflage. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1896.

Wuttke-Biller. — Markgräfin Barbara von Brandenburg. Das Leben einer Fürsten im fünfzehnten Jahrhundert von E. Wuttke-Biller. Zweite, vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1896.

Xénopol. — Histoire des Roumains de la Dacie Trajane. Par A.-D. Xénopol. Deux tomes. Paris, Ernest Léroux. 1896.

Zabel. — Die schöne Toledanerin. Lustspiel in drei Aufzügen. Nach Lope de Vega frei bearbeitet von Eugen Zabel. Berlin, F. Fontane & Co. 1896.

Zoozmann. — Lieder, Romanzen und Balladen. Von Richard Zoozmann. Vierte, vermehrte und veränderte Auflage. Leipzig, P. Friesenhahn. 1896.

Zoozmann. — Neue Dichtungen. Aus Herz und Welt. Dritte, vermehrte und veränderte Auflage. Leipzig, P. Friesenhahn. 1896.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1961

AP
30
D4
Bd.87

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY